This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

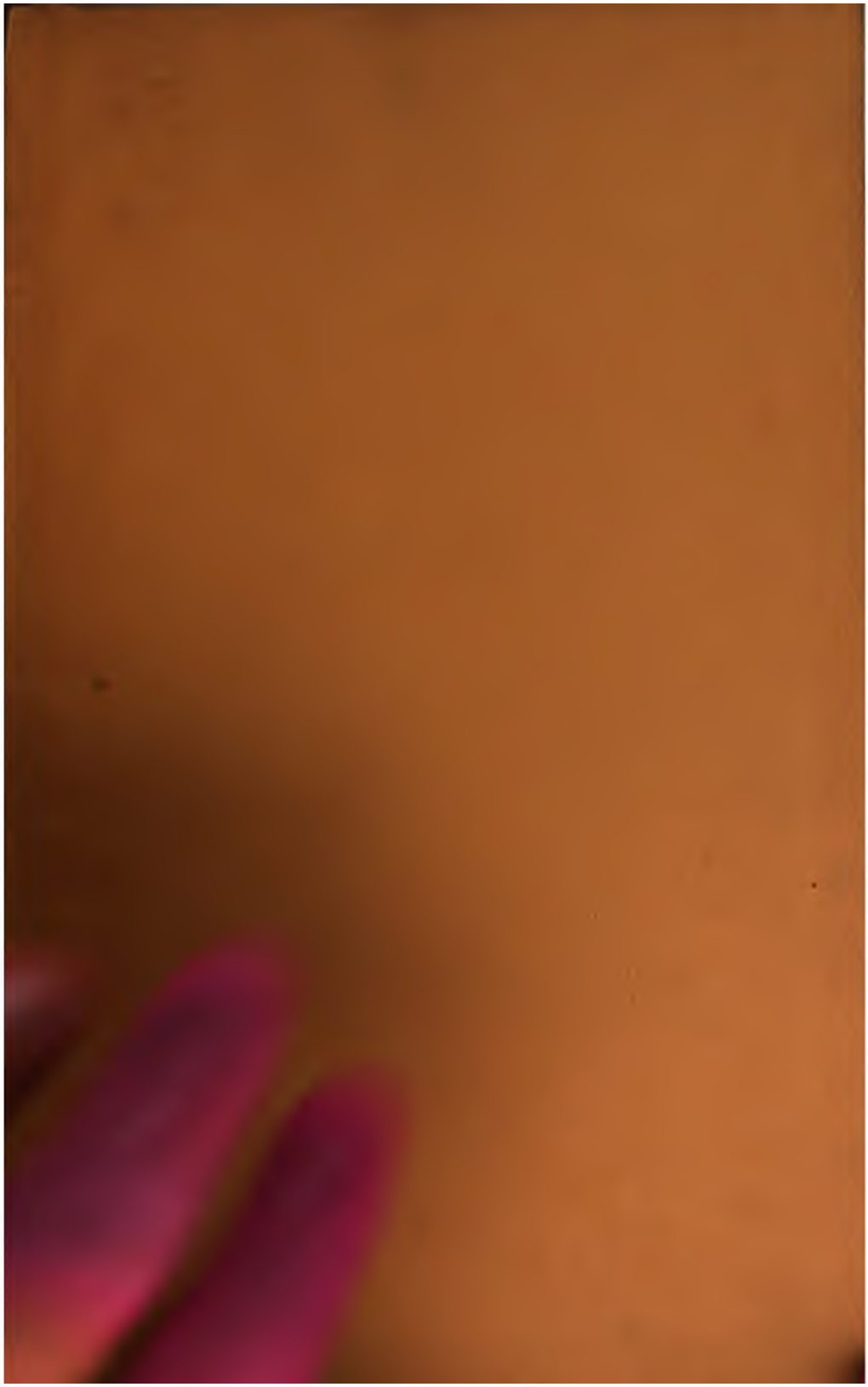
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 477602

41530

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1917



Ueberreicht vom Verfasser.

Alfred Arndt

WIEN, 1892

Druck der Gesellschaft Gesellschaft Kunst Wien

[illegible] Leben.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Ritter von [illegible]

[illegible]

Aus meinem Leben.

Von dreißig zu siebzig.

(1850—1890.)

Von

Alfred Ritter von Arneth.

(Als Manuscript gedruckt.)

Wien, 1892.

DB
36.9
.A75
A3
v.2
cop.2

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. und k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker

Daß die Aufzeichnungen „Aus meinem Leben“, welche die ersten dreißig Jahre desselben umfassen, in dem freilich etwas weit gezogenen Kreise mir befreundeter Personen, denen ich sie vorlegte, theilnahmsvollem Beifalle begegnen würden, ließ sich bei deren wohlwollender Gesinnung für mich schon von vorneherein als wahrscheinlich ansehen. Ich darf mir also auf ihre günstige Beurtheilung meiner Schrift ebensowenig einbilden, als ihren so zahlreich an mich gelangten Aufforderungen, ihnen auch deren Fortsetzung und Schluß zugänglich zu machen, einen so entscheidenden Einfluß auf mich einräumen, daß mir hiedurch allein schon eine Richtschnur für das von mir zu beobachtende Verfahren vorgezeichnet würde. Denn über das Wagniß, welches in der Erfüllung der mir kundgegebenen Wünsche liegt, bin ich mir keinen Augenblick unklar.

Es ist ja kaum anders möglich, als daß eine Fortsetzung meiner Aufzeichnungen, schon weil in ihr

nur wenig mehr von meinen Eltern, insbesondere von meiner Mutter die Rede sein kann, den Hauptreiz vermissen läßt, welchen ihr erster Theil vielleicht besaß. Außerdem muß ihr auch jener eigenthümlich sympathische Duft mangeln, der auf Allem liegt, was noch von der älteren Zeit in die jetzige hineinragt, während er mit dem völligen Eintreten in diese spurlos verschwindet. Daß auch mein Familienleben von schwerer Heimsuchung nicht verschont blieb, wird dem Bilde, welches ich von ihm entwerfe, manchmal eine recht trübe Färbung verleihen. Und endlich kann ich mir nicht verhehlen, daß wenn schon ein vorzugsweise ernster geistiger Arbeit gewidmetes Leben nur sehr wenig Anhaltspunkte zu einer anziehenden Darstellung gewährt, das eines Mannes, dessen Thätigkeit sich wenigstens zum Theile auch auf dem so vielfach umstrittenen Felde der Politik abspielte, noch überdies leicht auf eine gewisse Voreingenommenheit stößt. In Folge derselben aber wird er nur selten auf eine gerechte und noch seltener auf eine nicht allein wohlwollende, sondern auch zustimmende Beurtheilung zählen dürfen.

Wenn ich mich trotz alledem dazu entschloß, auch die Fortsetzung und den Schluß meiner Aufzeichnungen über mein Leben durch den Druck vervielfältigt in die Hände meiner Freunde zu legen, so waren es, offen gestanden, nicht so sehr die Wünsche derselben,

welche mich hiezu vermochten, als ein anderer Beweggrund, der entscheidend auf mich einwirkte. Denn wohl in Jedem, der sich in überwiegendem Maße mit der Hervorbringung wissenschaftlicher Werke befaßte, wird die Abneigung, irgend etwas unvollendet zu hinterlassen, ungemein stark geworden sein. Bei mir wenigstens ist dies in so hohem Grade der Fall, daß ich noch Alles, was ich auf diesem Gebiete jemals begann, auch zu Ende gebracht habe; darum aber möchte ich nicht gerade dort, wo es sich allerdings nicht um eine Bereicherung der Wissenschaft, sondern nur um meine eigene bescheidene Persönlichkeit handelt, das Entgegengesetzte thun. Und obgleich völlig darauf gefaßt, daß der zweite Theil meiner Erinnerungen einer weniger beifälligen Aufnahme begegnen wird als der erste, finde ich doch in der Hoffnung einigen Trost, es werde ihn nicht leicht Jemand aus der Hand legen, ohne den Eindruck in sich aufgenommen zu haben, daß darin das Leben eines Mannes geschildert wird, der in selbstloser Weise dasjenige zu verwirklichen sich bestrebte, was er nach seiner innersten Ueberzeugung als recht ansah, als edel und als gut. Daß er sein Ziel auf dem Felde der Geschichtschreibung nur unvollkommen, auf dem der Politik aber gar nicht erreichte, dafür wird man gewiß nicht die Redlichkeit und wohl auch nicht die Kraft seines Willens anzuklagen haben. Die Ursache hievon

wird in erſterer Beziehung nur in einer etwaigen Unzulänglichkeit ſeines Könnens, in der zweiten aber in widrigen Umſtänden zu ſuchen ſein, gegen deren Uebermacht auch weit Stärkere mit gleicher Fruchtloſigkeit ankämpften.

Wien, im October 1892.

A. v. Arneth.

Inhalt.

Seite

1850—1854. Das Miniſterium des Aeußern. Meine Chefs, Ottenfels, Lebzeltern, Werner. Arbeiten in der Bibliothek des Miniſteriums. Mein erſtes hiſtoriſches Werk: „Das Leben des Grafen Guido Starhemberg“ 1

— — -- Häusliches Leben. Vorleſungen bei Lilien. Herbſtausflüge nach Ungarn. Tod des Fürſten Felix Schwarzenberg. Attentat auf den Kaiſer. Das Ehepaar Würth. Anſtellung meines Bruders in St. Petersburg. Aufenthalt meiner Mutter in Seyfriedsberg. Die Familie Oettingen-Wallerſtein. Verlobung des Kaiſers. Zurückſetzung im Miniſterium. Wiederholter Aufenthalt in Martonvásár. Worte meiner Mutter über den Tod des Schauſpielers Korn. Der Tod meines Onkels Michael Arneth, des Fürſten Franz Dietrichſtein und meiner Tante Marie Adamberger . . . 18

1855—1856. Beſuch meines Bruders in Wien. Erkrankung meiner Frau. Ausflug nach Steiermark und Oberöſterreich. Prälat Friedrich Mayer. Reiſe meines Vaters nach London und Paris. Meine Ernennung zum Hofſecretär. Gedanken meiner Mutter auf dem Schlachtfelde von Kulm. Reiſe nach Franzensbad. Gebirgsaufenthalt meiner Frau in Unken. Beſſerung ihres Befindens 49

— — — Reiſe mit meiner Mutter nach Nizza. Der Kaiſer in Venedig. Mein Unwohlſein in Mailand. Genua. Stürmiſche Ueberfahrt nach Nizza. Empfang bei der Großfürſtin Helene. Abreiſe nach Paris. Freiherr von Hübner. Ab-

Seite

ſtecher nach London. Arbeit im Foreign Office. Rückkehr nach Wien. Zerwürfniß mit Baron Werner 71

1857—1858. Beziehungen zu meinem Vater. Meine Collegen im Miniſterium. Sommeraufenthalt in Pötzleinsdorf. Die Familie Eberle. Längeres Verweilen meiner Mutter in Nizza. Ihr Augenleiden. Seelenſtärke, welche ſie hiebei kundgibt. Aufenthalt meiner Eltern in St. Florian. Winterreiſe derſelben nach Rom. Meine Wahl zum correſpondirenden Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften. Sommeraufenthalt in Mauer. Die Familien Breda und Pillersdorff. Der Tod des Fürſten Joſeph Dietrichſtein. Vollendung meines Werkes über den Prinzen Eugen von Savoyen. Ableben des Vicedirectors im Staatsarchive, Joſeph Chmel. Miſſion des Prälaten Mayer nach Rom. Sein Tod. . . 96

1859. Bewerbung um die Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives. Verzögerung der Entſcheidung hierüber. Vorarbeiten zu einer Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia. Meine Publication: „Maria Thereſia und der Hofrath von Greiner.“ Bezug der „Dispacci di Germania“ aus Venedig. Ausbruch des Krieges in Italien. Mein Beitritt zum patriotiſchen Hilfsverein. Erkrankung meines Schwagers Chriſtian Schaeffer in Verona. Beabſichtigte Reiſe dorthin. Unterbrechung derſelben in Meſtre. Nächtliche Fahrt von Caſarſa nach Nabreſina. Mein nunmehriger Chef Graf Rechberg. Schillerfeſt 118

1860. Gründung eines Preßcomité's. Meine Zutheilung zu demſelben. Mißvergnügen hierüber. Heirat meines Schwagers Chriſtian und meines Bruders. Ankunft der Neuvermälten. Tod meines Schwagers Julius Schaeffer. Meine Freundſchaft mit Oberſtlieutenant Ballarini. Einberufung des verſtärkten Reichsrathes. Meine dienſtliche Verwendung bei demſelben. Auftrag, die gehaltenen Reden

Seite

zu ihrer Veröffentlichung zu redigiren. Zusammensetzung des verstärkten Reichsrathes. Dessen Verhandlungen. Ihr Ergebniß. Meine Ernennung zum Vicedirector des Staatsarchives 137

1861. Augenleiden meines Vaters. Ballarini's Tod. Fünfzigjähriges Dienstjubiläum meines Vaters. Ordensverleihung und Erhebung in den Ritterstand. Die Februarverfassung. Meine Wahl in den Landtag. Physiognomie desselben. Adreßdebatte. Meine Entsendung in den Landesausschuß. Vertheilung der Geschäfte. Vortrag in der Akademie der Wissenschaften. Urlaubsreise. Aufenthalt in St. Florian. Prälat Stülz. Fortsetzung der Reise. München. Besuch bei Heinrich Gagern in Heidelberg. Domherr Molitor in Speyer. Frankfurt. Rheinfahrt bis Köln. Heimkehr über Nürnberg und Regensburg. Meine Ernennung zum Ehrendoctor der Philosophie der Universität Breslau 156

1862. Gründung eines eigenen Haushaltes. Begegnung mit der Erzherzogin Sophie. Meine Vorlesungen bei ihr. Meine Erkrankung. Erholungsreise nach Gleichenberg. Meine Wahl zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften. Besuch bei Hammer in Hainfeld. Bereisung meines Wahlbezirkes. Verheerender Brand im Melkerhofe. Unmöglichkeit daselbst zu verweilen. Zusammentreffen mit meinen Eltern in St. Florian. Ihr Besuch bei ihren oberösterreichischen Verwandten. Aufenthalt meines Bruders in Wien. Herausgabe der Schriften des Freiherrn von Pillersdorff. Erscheinen des ersten Bandes meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia. Kostbares Weihnachtsgeschenk der Erzherzogin Sophie. . . 179

1863. Zweite Session des niederösterreichischen Landtages. Lebhafte Betheiligung an dessen Verhandlungen. Der Land-

Seite

marschall Fürst Colloredo. Die Befugnisse desselben. Mühlfeld's Gegnerschaft gegen mich. Die Landesfreiplätze an verschiedenen Bildungsanstalten. Gründung mehrerer Landesmittelschulen. Schluß des Landtages. Landaufenthalt in Alt-Aussee. Dortiger Besuch meiner Eltern. Körnerfeier. Reise meiner Eltern nach Karlsbad. Erkrankung meines Vaters. Tod meines Schwiegervaters. Wechselnde Nachrichten aus Karlsbad. Schleunige Abreise dorthin. Der Tod meines Vaters . . . 199

1864. Dritte Landtagssession. Berger's Photogramme. Erneuerter Aufenthalt in Alt-Aussee. Begegnung mit Döllinger und Acton. Meine Berufung in die Münchner historische Commission. Besuch mit Döllinger in Klosterneuburg. Reise nach München. Sitzungen der historischen Commission. Leopold Ranke. Georg Waitz. Allgemeine deutsche Biographie. Octoberfest. Audienz bei König Ludwig II. Uebersiedlung meines Bruders nach Wien . . 224

1865. Briefwechsel der Kaiserin Maria Theresia mit ihrer Tochter Marie Antoinette. Gefälschte Briefe der Letzteren. Sammlungen des Grafen Hunolstein und des Herrn Feuillet de Conches. Publication der echten Briefe durch mich. Heftiger Streit über die Authenticität der in Frankreich veröffentlichten Briefe. Sainte-Beuve. Heinrich von Sybel. Mein Zusammentreffen mit Hunolstein in München. Briefe der Königin an ihre Brüder Joseph und Leopold. Sommerreise nach der Schweiz. Rigi, Luzern. Interlaken. Chamouny. Ragatz. Die Großfürstin Helene. Graf Gyulay. Wiener Ehrendoctordiplom. Enthüllung des Eugendenkmals. Ordensverleihung an mich . . . 244

1866. Rückblick auf die politischen Wandlungen der letzten Jahre. Haltung der deutschliberalen Partei gegen Schmerling. Mißbilligung derselben. Schmerling's Sturz. Sein Nach-

Seite

folger Belcredi. Siſtirung der Verfaſſung. Gegenadreſſe des Landtages. Meine verunglückte Rede. Sonſtige Landtagsverhandlungen. Auflehnung in der Ackerbauſchule zu Großau. Beſchwichtigung derſelben. Kriegeriſche Verwicklungen. Erneuertes Zuſammentreten des patriotiſchen Hilfsvereines. Meine Erwählung zu einem ſeiner Vicepräſidenten. Die Kriegsereigniſſe. Niederſchmetternder Eindruck der Nachrichten aus Böhmen. Verpackung und Abſendung eines Theiles des Archives. Audienz beim Kaiſer. Erfolg derſelben. Bitte des Landesausſchuſſes, die Kaiſerreiſe auch auf Niederöſterreich auszudehnen. Ihre Gewährung. Fahrt im Gefolge des Kaiſers. Erneuerte Landtagsverhandlungen. Der tägliche Gottesdienſt an den Landesmittelſchulen. Ablehnung desſelben. Verwerfung des Antrages auf Herabſetzung des Wahlcenſus. Verleihung des Leopoldordens an mich 273

1867. Auflöſung der Landtage. Meine faſt einſtimmige Wiederwahl. Belcredi's Rücktritt. Meine Chefs, Graf Rechberg, Graf Mensdorff, Freiherr von Beuſt. Geſpräch mit dem letzteren. Meinungsverſchiedenheit über den Ausgleich mit Ungarn. Rückkehr zu verfaſſungsmäßigen Zuſtänden. Der neue Landmarſchall Pratobevera. Meine Wiederwahl in den Landesausſchuß. Tod des Erzherzogs Ferdinand Max. Antwort der Erzherzogin Sophie auf meine Beileidsbezeigung. Abreiſe nach Mailand zu der Verhandlung über die Zurückſtellung aus Venedig weggenommener Kunſtſchätze und Archivalien. Hergang der Sache. Günſtiger Verlauf der Verhandlungen. Vereinbarung einer Convention. Meine Abreiſe von Mailand. Plötzlicher Tod meiner Frau. Schleunige Rückkehr nach Oeſterreich. Begegnung mit der Erzherzogin Sophie. Scheitern der Convention mit Italien. Langdauernde Krankheit meiner Mutter. Ihr Tod 307

Seite

1868. Reformbewegung in der Akademie der Wissenschaften. Scheitern derselben. Meine Ernennung zum Director des Staatsarchives. Anträge auf Aenderung der dortigen Einrichtungen. Sectionschef von Hofmann. Gutheißung meiner Anträge. Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Italien. Reise nach Florenz. Aufenthalt daselbst. Ausflüge nach Vallombrosa und Camaldoli. Unterzeichnung der Convention. Audienz bei Victor Emanuel. Abreise nach Rom 347

— Ankunft in Rom. Dortiger Aufenthalt. Dr. Erhardt. Frau Lindemann. Baron Ottenfels. Abend in Sant' Onofrio. Die Katakomben des heiligen Calixtus. Das Grab des Prälaten Mayer. Audienz bei Papst Pius IX. Italienische Geistlichkeit. Ausflug nach Frascati und Albano. Eine Ausfahrt des Papstes 372

— Neapel. Pompeji. Sorrent. Capri. Die Tarantella. Bootfahrt nach Amalfi. Dortiger Empfang. Rückkehr nach Neapel. Bajä, Camaldoli, Ischia, der Vesuv. Einschiffung in Neapel. Banditen an Bord. Friedliche Fahrt. Ausschiffung der Banditen in Livorno. Ankunft in Genua. Heimkehr nach Wien 392

— Landtagsverhandlungen. Die Virilstimme des Pfarrers im Ortsschulrathe. Vollziehung der in Florenz abgeschlossenen Convention 410

1869. Berufung in das Herrenhaus. Erfreuliche Zustände in demselben. Wahl zum Vicepräsidenten der Akademie. Meine Thätigkeit als solcher. Conflict mit Beust. Meine Theilnahme an den Delegationsverhandlungen. Die kirchliche Frage. Die Haltung gegen Preußen. Das Kriegsbudget. Meinungsverschiedenheit mit der ungarischen Delegation. Gemeinsame Abstimmung 417

— Ausflug ins Gebirg. Uebergang über den Malnitzer Tauern. Kitzbüchel. Landtagsverhandlungen. Scheitern meines Antrages auf Aufhebung des Volksschulgeldes . 436

Seite

1870—1872. Meine Stellung im Herrenhauſe. Adreßdebatte. Auflöſung des Landtages. Meine Unſchlüſſigkeit in Bezug auf meine Wiederwahl. Scheitern derſelben. Mein Austritt aus dem Landesausſchuſſe. Erſcheinen des vierten Bandes meiner Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia. Erfolg dieſer Publication. Sommerwohnung in Neuwaldegg. Profeſſor Wahlberg. Aufenthalt in Alt-Auſſee. Der deutſch-franzöſiſche Krieg. Tod meines Onkels Heinrich Adamberger. Verhandlungen des Herrenhauſes. Graf Julius Andráſſy 443

— — — Reiſe nach Scheveningen. Die Brüder Czermak. Motley. Fürſtin Eleonore Schwarzenberg. Die Königin von Holland. Aufenthalt in Tirol und am Comerſee. Rückkehr nach Wien. Reiſe nach Paris und Brüſſel im Frühjahr 1872. Mein Schriftchen über Beaumarchais. Die Correſpondenz des Grafen Mercy mit Maria Thereſia. Betrübender Eindruck des Aufenthaltes in Paris. Jubiläumsfeier in Brüſſel. Meine Rede bei derſelben . . . 460

1873—1878. Heirat meiner Tochter. Tod meiner Schwiegermutter. Meine erſten Beziehungen zum Kronprinzen. Anweſenheit bei ſeinen Prüfungen. Enthüllung des Thereſiendenkmals in Klagenfurt. Ritt auf den Erzberg mit dem Kronprinzen. Gefährliches Abenteuer in Alt-Auſſee. Ausflug nach Baden-Baden. Die Kaiſerin Auguſta 475

— — — Meine Thätigkeit als Archivsdirector. Vollendung der dritten Abtheilung meines Werkes über Maria Thereſia. Kirchliche Geſetzvorlagen im Herrenhauſe. Cardinal Rauſcher. Bekämpfung ſeiner Rede. Die Zulaſſung der Ehen zwiſchen Chriſten und Nichtchriſten. Verwerfung des bezüglichen Geſetzentwurfes. Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn. Rokitansky's Tod. Grabrede 490

1879—1883. Silberne Hochzeit des Kaiſerpaares. Tableaux beim Erzherzog Carl Ludwig. Vollendung meines Werkes

Seite

über die Kaiserin Maria Thereſia. Meine Wahl zum Präſidenten der Akademie. Meine Ernennung zum Geheimen Rathe. Sturz des Miniſteriums Auersperg. Rückwirkung dieſes Ereigniſſes auf das Herrenhaus. Siege und Niederlagen. Einſchränkung meiner dortigen Thätigkeit. Tod des Cardinals Kutſchker. Cöleſtin Ganglbauer. Tod des Miniſters Haymerle. Der „Rückblick auf ſein Leben“. Briefe der Kaiſerin Maria Thereſia an ihre Kinder und Freunde 509

1884—1890. Das Werk des Kronprinzen. Das Heeresmuſeum. Akademiſche Feier zu Ehren des Erzherzogs Rainer. Meine Erkrankung und Wiedergeneſung. Wahl zum Ehrenbürger von Wien. Wiſſenſchaftliche Auszeichnungen. Enthüllung des Thereſien-Denkmals. Letzte Begegnung mit dem Kronprinzen. Sein Tod. Der Briefwechſel des Grafen Mercy mit Joſeph II. und Kaunitz. Beſchäftigung mit dem Werke des Kronprinzen. Die Denkmäler für Grillparzer und Radetzky. Verhandlung im Herrenhauſe über die galiziſche Grundentlaſtungsſchuld. Vollendung meines ſiebzigſten Lebens- und meines fünfzigſten Dienſtjahres. Schluß . . . 535

Perſonen-Regiſter 562

1850—1854.

Die tief einſchneidenden Veränderungen, welche die Umwälzung des Jahres 1848 nach ſich zog, machten ſich wie überall, ſo auch in dem Departement der Staatsregierung, in welchem ich diente, außerordentlich fühlbar. Schon als allgemein ſichtbares Kennzeichen dieſer Umwandlung verlor die Staatskanzlei den Namen, welchen ſie etwa ein Jahrhundert hindurch geführt und dem ſie, was man auch über ſie vielleicht ſagen mag, doch unter Kaunitz und Metternich einen Glanz zu erwerben gewußt hatte, der denjenigen der analogen Inſtitutionen in den übrigen Staaten Europa's weit überſtrahlte. Nun wurde die frühere geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei umgetauft in ein Miniſterium des kaiſerlichen Hauſes und des Aeußern. An die Stelle des Staatskanzlers trat ein Miniſter, welcher ſchon durch die Annahme dieſes Titels der ehemaligen Präponderanz über die Chefs der Centralſtellen des Innern entſagte, die von nun an gleich ihm Miniſter hießen und ſomit ſeine Collegen waren oder wenigſtens als ſolche allgemein angeſehen wurden.

Uns untergeordneten Beamten verſchlug freilich dieſe Aenderung des Titels des Staatsdepartements, in welchem wir uns befanden, nicht viel, und auch der Wechſel in der

Person unseres obersten Chefs machte sich uns insofern kaum bemerkbar, als wir ebenso wenig mit Schwarzenberg in unmittelbare Berührung kamen, wie dies mit Metternich der Fall gewesen war. Wir merkten die in der obersten Leitung eingetretene Veränderung fast nur an der verschiedenen Behandlung der Geschäfte. An Stelle der früheren Stagnation machte sich eine weit lebendigere Thätigkeit geltend. Statt sich wie ehemals in endlosen Betrachtungen zu ergehen, hierüber aber fast niemals zu entscheidenden Schritten zu gelangen, wurde jetzt weniger geredet und geschrieben, aber ungleich mehr und rascher gehandelt. Ja sogar in den Abtheilungen des Ministeriums des Aeußern, welche gleich der meinigen mit eigentlich diplomatischen Geschäften nur wenig zu thun hatten, wurde dieses schneller pulsirende Leben mit einem gewissen Wohlbehagen empfunden.

Je ferner die Person unseres obersten Chefs uns stand, um so größere Bedeutung gewann derjenige für uns, welcher nach ihm die erste Stelle einnahm. Zu der Zeit, in der ich — im Jahre 1841 — vom Staatsarchive nach der Staatskanzlei versetzt wurde, war dies der Staatsrath Freiherr von Ottenfels, ehemals ein Zögling der orientalischen Akademie, welcher einen großen Theil seines Lebens in der Türkei zugebracht und dort zuletzt die wichtige Stellung eines Internuntius, d. i. eines österreichischen Gesandten bei der Pforte eingenommen hatte. Ein kleiner, unscheinbarer Mann von raschen Bewegungen, hatte Ottenfels zu der Zeit, als ich unter ihm zu dienen begann, das sechzigste Lebensjahr schon überschritten. Trotz dieses Alters und seiner hervorragenden Stellung kam er mir, so jung und so ganz unbedeutend ich auch vergleichsweise war, doch mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegen. Meine freundschaft-

lichen Beziehungen zu seinem ältesten Sohne mochten gleichfalls nicht wenig beitragen, mir sein Wohlwollen zu gewinnen. Der Letztere, Baron Moriz Ottenfels, um Weniges jünger als ich, diente sein ganzes Leben hindurch im Auslande. Ich sah ihn 1856 in Paris und 1868 in Rom wieder; überall brachte er mir die alte freundschaftliche Gesinnung entgegen, die er mir auch nach seinem im Jahre 1887 erfolgten Austritte aus dem Staatsdienste bis auf den heutigen Tag stets gleichmäßig bewahrte.

Wenn ich von Liebenswürdigkeit und Wohlwollen rede, welche einer meiner Vorgesetzten mir bewies, so wurde Baron Ottenfels hierin von dem Freiherrn Franz von Lebzeltern, welcher im Jahre 1846 an Stelle des Ersteren, der in den Ruhestand trat, zum Staatsrathe in der Staatskanzlei ernannt wurde, vielleicht noch übertroffen. Kaum jemals im Leben ist mir ein Mann von einer so rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit begegnet, wie sie Baron Lebzeltern eine lange Reihe von Jahren hindurch in der Staatskanzlei entwickelte. Noch während er die Stelle eines Hofrathes bekleidete, und das muß gar manches Decennium hindurch der Fall gewesen sein, verkörperte er in seiner Person gleichsam die ganze administrative Section. Alles Wichtigere, das in derselben vorkam, wurde von ihm selbst in stets sich gleichbleibender Rastlosigkeit bearbeitet, und das Papier, das seine Hand beschrieb, müßte aufeinander gelegt Stöße von ganz unglaublicher Höhe erreichen.

Die gleiche Unermüdlichkeit wie in der Arbeit selbst legte Baron Lebzeltern auch in dem Besuche der Staatskanzlei an den Tag. Obwohl er in der Zeit, von der ich jetzt rede, schon nahe an seinem siebzigsten Lebensjahre stand, so war er doch stets der Erste, der des Morgens in

der Kanzlei erschien, und der Letzte, der sie spät Abends verließ. Es kam fast niemals vor, daß wir jüngere Beamte, wenn wir mit ihm zu sprechen hatten, ihn nicht an dem bescheidenen Schreibpulte antrafen, an welchem er unausgesetzt, und zwar in einem mittelgroßen Zimmer arbeitete, das er unglaublicher Weise mit noch drei anderen Beamten höherer Kategorie zu theilen verurtheilt war. Und so oft wir uns mit unseren Anfragen an ihn wandten, wurden wir nicht nur aufs Freundlichste, ja ich möchte sagen väterlich aufgenommen, sondern auch in erschöpfendster Weise belehrt, denn wir pflegten zu sagen und erprobten es eigentlich täglich, die ganze Registratur der Staatskanzlei befinde sich in Lebzeltern's Kopf.

In alledem trat in dem Augenblicke, als Lebzeltern zum Staatsrathe ernannt wurde, nur insofern eine Aenderung ein, als er sich in Folge seiner Bescheidenheit in dem schönen und geräumigen Zimmer, das ihm nun eingeräumt wurde, fast etwas unbehaglich zu fühlen und es ihm um den Theil der Arbeit leid zu thun schien, den er nun an seinen Nachfolger abgeben mußte. Worin er sich aber, und zwar bis zum letzten Augenblicke seines Verweilens im Staatsdienste unveränderlich gleich blieb, das war seine ganz unerschöpfliche Güte und Milde für die ihm untergeordneten Beamten. Insbesondere mir gab er hievon während meiner lebensgefährlichen Krankheit im Jahre 1847 Beweise, für die ich ihm bis zum Ende meiner Tage dankbar sein werde.

Von diesem Gefühle durchdrungen, konnte ich es daher nur lebhaft bedauern, daß ich, im März 1849 aus Frankfurt zurückgekehrt, den liebenswürdigen Greis nicht mehr an seinem altgewohnten Platze in der Staatskanzlei

fand. Er war in den Ruheſtand verſetzt, die Stelle eines Staatsrathes aufgehoben und ſtatt ihrer die eines Unterſtaatsſecretärs neu geſchaffen worden.

Ohne Zweifel mußte dieſe Einrichtung, inſofern ſie nicht blos eine Aenderung des Titels, ſondern auch eine weſentliche Umgeſtaltung des bisherigen Verhältniſſes in ſich begriff, als eine ſehr zweckmäßige erkannt werden. Ihr Hauptvorzug beſtand darin, daß durch ſie der zum Schaden des Dienſtes allmälig recht locker gewordene Verband der äußeren mit der inneren, der diplomatiſchen mit der adminiſtrativen Section wieder enger und feſter geknüpft wurde, denn um die letztere hatte ſich Fürſt Metternich faſt gar nicht gekümmert, während der ihm dem Range nach am nächſten ſtehende Beamte, der Staatsrath, er mochte nun Ottenfels oder Lebzeltern heißen, von der Behandlung der Agenden der erſten, der diplomatiſchen Section kaum etwas erfuhr. Aber der Zuſammenhang zwiſchen beiden — man denke nur an Alles, was ſich auf die handelspolitiſchen Geſchäfte bezieht — iſt doch ein ſo großer, daß die gegenſeitige Entfremdung der beiden Sectionen gewiß für die Sache ſelbſt ungemein ſchädlich war. Da aber der Miniſter allzeit der Leitung der eigentlich diplomatiſchen Angelegenheiten ſein Hauptaugenmerk zuwenden muß, ſo konnte es nur dringend nothwendig erſcheinen, daß der Nächſte nach ihm, der Unterſtaatsſecretär, zugleich mit genaueſter und ununterbrochener Kenntniß des jeweiligen Standes der rein politiſchen Geſchäfte die unmittelbare Leitung der adminiſtrativen Section verband.

Hiezu war nun ohne Zweifel der neu ernannte Unterſtaatsſecretär, Freiherr Joſeph von Werner, in jeder Beziehung der richtige Mann. Schon ſeinem ſechzigſten Lebens-

jahre nahe, war er von reicher diplomatischer Erfahrung, insbesondere in den deutschen Geschäften, denn er hatte vor seiner Berufung in die Staatskanzlei sechzehn Jahre hindurch bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin gedient. Nach seiner Rückkehr nach Wien übertrug ihm Fürst Metternich das Referat in den auf Deutschland bezüglichen Angelegenheiten, das er ebenfalls wieder sechzehn Jahre hindurch in ausgezeichneter Weise besorgte. Denn Werner verband mit seiner großen Erfahrung eine seltene wissenschaftliche Bildung, regen Sinn für geistige Interessen, und er führte eine gewandte Feder, der so manche der besten Staatsschriften, welche zu jener Zeit von der Staatskanzlei ausgingen, ihre Entstehung verdankten.

Vielleicht hätte ich damals diesen ausgezeichneten Eigenschaften Werner's noch mehr Bewunderung entgegengebracht, als dies thatsächlich der Fall war, wenn sie in meinen Augen nicht durch die Beobachtung wieder etwas abgeschwächt worden wäre, daß er in seiner langjährigen diplomatischen Dienstleistung, in seinem steten Einstehen für fremde Gedanken die Fähigkeit, zu eigenen Ueberzeugungen zu gelangen, oder wenigstens den Willen und die Thatkraft verloren habe, erforderlichen Falles auch muthvoll einzutreten für sie. Immer schien er von der Besorgniß erfüllt, nur ja nirgends anzustoßen, sich nur ja nach keiner Seite hin zu compromittiren. Aus dieser steten Aufregung ging aber ein Mangel an Ruhe, eine Nervosität in der Behandlung der Geschäfte hervor, welche den amtlichen wie den persönlichen Verkehr mit ihm nicht immer leicht machte. Daher mochte es kommen, daß wir jüngere Leute, obgleich er ein guter und wohlwollender Mann war, doch niemals jenes Zutrauen zu ihm zu fassen vermochten wie zu seinem

Vorgänger. Hatten wir Lebzeltern wirklich geliebt und ihn wie einen Vater verehrt, so empfanden wir zwar keine Abneigung gegen Werner, aber er stand unseren Herzen weniger nahe, ja wir fürchteten ihn sogar.

Meine Beziehungen zu Werner nahmen übrigens gleich anfangs eine ganz befriedigende Gestalt an. Er hatte sich für mein Auftreten in Frankfurt interessirt und mich dort, wie ich bereits an einem früheren Orte erzählte, mit Radowitz in Verbindung gebracht. Ja ich habe ihn sogar ein klein wenig in Verdacht, daß er in seinem Inneren meine Haltung selbst dann nicht mißbilligte, als sie sich nicht im Einklang mit den Anschauungen des Fürsten Schwarzenberg befand. Dessen schroffes Auftreten gegen Preußen entsprach gewiß nicht dem Sinne Werner's, der, einer von ihm durch mehr als dreißig Jahre mit Vorliebe gepflegten Tradition folgend, wohl am liebsten Alles im friedlichen Einvernehmen mit Preußen geschlichtet hätte. Aber er verstieg sich kaum je zu dem Wagniß, in diesem Sinne seine Stimme zu erheben, und eben so wenig machte er sich auch nur der leisesten Andeutung schuldig, daß er mit Schwarzenberg's Politik in Bezug auf Preußen und Deutschland nicht vollkommen einverstanden sei.

Nach meiner Versetzung aus dem deutschen in das juridische Departement des Ministeriums des Aeußern erwarb ich mir durch meine eifrige und vielleicht nicht ganz unersprießliche Theilnahme an den dort vorkommenden Arbeiten die Zufriedenheit und das Wohlwollen Werner's in immer steigendem Maße. Freilich lag darin nicht etwa die Veranlassung, daß ich endlich, nach neunjähriger Dienstleistung als Official, im October 1850 zum Hofconcipisten ernannt wurde, denn dies geschah nur, weil mich die Reihe

traf und man mir diese Beförderung nur dann hätte versagen können, wenn ich mich ihrer durch Unfleiß oder Unfähigkeit nicht würdig gezeigt hätte. Aber daß Werner etwas auf mich hielt, bewies er mir dadurch, daß er mir — und bei seinen lebhaften literarischen Neigungen war dies nicht gerade gering anzuschlagen — im Mai 1851 neben meiner sonstigen amtlichen Beschäftigung die Ordnung der in einem Zustande heilloser Verwahrlosung befindlichen Bibliothek des Ministeriums übertrug. Mit dem ausdrücklichen Beisatze geschah dies, man versehe sich von meinem Eifer, daß die schon in früherer Zeit erlassenen ganz zweckmäßigen Instructionen zur Durchführung dieser Aufgabe nicht wie bisher ein todter Buchstabe bleiben würden. Aber freilich fügte man gleichzeitig mit dem Ausdrucke des Bedauerns hinzu, auf die Mithilfe eines Beamten oder auch nur eines Dieners könnte ich hiebei durchaus nicht zählen.

Weit entfernt, eine abschreckende Wirkung auf mich zu äußern, war es gerade dieser letztere Umstand, der mich zu ganz außergewöhnlicher Anstrengung reizte. Denn ich wollte einmal zeigen, was ich allein zu leisten vermöchte, und das um so mehr, als mein Vorgänger in der Besorgung der Bibliotheksgeschäfte, derjenige, dem deren unverantwortlicher Zustand eigentlich zur Last fiel, schriftlich die Erklärung abgegeben hatte, die allerdings auch von ihm als nothwendig erkannte Neuaufstellung der Bibliothek könnte nur dann bewerkstelligt werden, wenn dieselbe mindestens für ein Jahr außer Gebrauch gesetzt würde. Die Katalogisirung der Bibliothek aber müßte „ganz unabsehbare Zeit" in Anspruch nehmen.

Daß dem nicht so zu sein brauche, dies darzuthun bildete nun den Gegenstand meiner lebhaften Ambition, und

der Plan, den ich mir zur Durchführung meiner Arbeit entwarf, sollte nach vier aufeinander folgenden Stadien zur Ausführung gebracht werden.

Vorerst hatte ich die Titel sämmtlicher, zum Theil chaotisch aufeinander gehäuften Bücher zu copiren und sie in den Zettelkatalog, wo dies nicht bereits geschehen war, einzulegen, sie alle aber in den alphabetischen Namenskatalog einzutragen. Dann wollte ich an die gänzliche Umstellung der Bibliothek schreiten und sie auf der Grundlage eines wissenschaftlichen Systems ordnen. War dies geschehen, dann mußte der neue Aufstellungsort in jedem einzelnen Buche sowie in dem Kataloge vermerkt werden, und schließlich hatte der letztere noch eine zweite Abtheilung, einen Real- oder Materienkatalog zu erhalten.

Es machte mir wirkliche Freude, nach Ablauf von sieben Monaten, am 20. December 1851, dem Freiherrn von Werner die Meldung erstatten zu können, daß die beiden ersten Theile meiner Aufgabe vollendet seien. Sämmtliche in der Bibliothek befindlichen Bücher waren im Zettelkataloge und in dem gebundenen alphabetischen Namenskataloge eingetragen, und was noch mehr war, die ganze Bibliothek befand sich in einer vollständigen, den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Ordnung.

Ich weiß wohl, daß die Bibliotheksmänner von Fach, die Vorsteher und Angestellten an den umfangreichen Büchersammlungen der Neuzeit, über die wissenschaftliche Aufstellung der Bücher gern mit Geringschätzung den Stab brechen. In verhältnißmäßig so kleinen Handbibliotheken aber wie in der des Ministeriums des Aeußern war eine wissenschaftliche Ordnung gewiß nicht nur ungemein zweckmäßig, sondern auch sehr leicht erreichbar. Es waren ja fast nur drei Fächer

in ihr vertreten: Recht, Geschichte und Politik. Die einzelnen Abtheilungen ergaben sich nun, nachdem in die untersten Stellen die Folianten eingereiht waren, gleichsam von selbst, indem man zuerst das aufstellte, was die betreffende Wissenschaft im Allgemeinen anging, und dann, immer nach aufwärts gehend, das, was sich auf die einzelnen Staaten bezog.

Nur das fast ein ganzes Jahrhundert umfassende, in mehreren hundert starken Folio- und Quartbänden bestehende Exemplar der „Wiener Zeitung" konnte in diese wissenschaftliche Einreihung nicht aufgenommen werden. Da es seines Umfanges wegen sonst nirgends Platz fand, mußte es in chronologischer Ordnung ganz oben der Reihe nach auf sämmtlichen Schränken aufgestellt werden. Jeden einzelnen der oft sehr voluminösen Bände schleppte ich auf meiner Schulter die Leiter hinauf, und lebhaft erinnere ich mich noch an das naive Erstaunen meines Frankfurter Freundes Riesser, der mich in treuer Anhänglichkeit während einer Durchreise durch Wien im Ministerium aufsuchte und mich hoch oben auf der Leiter mit staubbedeckten Händen und bei einer Hantirung antraf, welche wenigstens ihrem äußeren Anscheine nach eher einem Hausdiener geringster Kategorie als einem gebildeten Menschen, einem Staatsbeamten zuzumuthen war.

Obwohl mir bei dem Anblicke und der überaus herzlichen Begrüßung Riesser's einen Augenblick wenigstens der Unterschied gar schwer aufs Herz fiel, welcher zwischen meiner Stellung in Frankfurt und derjenigen obwaltete, die ich nun in meinem Vaterlande einnahm, so ließ ich mich doch hiedurch nicht abhalten, auch in der letzteren meine Pflicht zu thun und das einmal übernommene Geschäft auch wirk-

lich zu Ende zu führen. Und als dies vorläufig mit dessen zwei ersten Theilen geschehen war, knüpfte ich an die Anzeige hievon die dringende Aufforderung an Baron Werner, die Bibliothek in ihrer neuen Aufstellung persönlich besichtigen zu wollen.

Voll Neugierde folgte Werner meinem Rufe, und mit Eifer ging er auf mein Begehren ein, mich und mein System auf die Probe zu stellen. Aus dem von mir vervollständigten Namenskataloge bezeichnete er das eine oder das andere Buch, das ich ihm bringen solle, und obgleich die Signatur desselben im Kataloge wie in dem Buche selbst noch nicht eingetragen war, konnte ich ihm dasselbe doch jederzeit auf den ersten Griff darreichen, ohne hiebei auch nur ein einziges Mal zu fehlen.

Der erfreute Beifall, welchen mir Baron Werner mit einer an ihm selten wahrzunehmenden Wärme aussprach, ermunterte mich, unverdrossen an die beiden letzten Theile der übernommenen Aufgabe zu schreiten. Der erste bestand in der Eintragung der neuen Signatur in das betreffende Buch und in den Katalog. Am Schlusse des Jahres 1852 war nicht nur diese, sondern auch die Anlegung des Real- oder Materienkataloges durchgeführt und somit die Reorganisirung der Bibliothek vollendet. Noch eine Reihe von Jahren hindurch besorgte ich die Geschäfte derselben, und zwar bis zu dem Augenblicke, in welchem ich aus dem engeren Verbande des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ausschied und wieder in das Staatsarchiv übertrat.

Der Beifall meines Chefs, als ich ihm das erste Mal die neue Aufstellung der Bibliothek zeigte, wäre ohne Zweifel weniger lebhaft und minder verdient gewesen, wenn sie meine eigentliche amtliche Aufgabe und nicht eine hinter der-

ſelben faſt verſchwindende Nebenarbeit gebildet hätte. Er war ja täglich ſelbſt am eheſten im Stande, ſich von dem Werthe und der Menge desjenigen, was ich für das juridiſche Departement des Miniſteriums des Aeußern zu leiſten hatte, zu überzeugen. Dem Vorſtande desſelben habe ich ſchon an einem früheren Orte all' die dankbare Anerkennung gezollt, auf die er gerechten Anſpruch verdient, daher brauche ich wohl nicht beſonders zu betonen, daß es nicht auf Koſten einer gewiſſenhaften Erfüllung ſeiner Amtspflichten geſchah, wenn er, ein Muſiker von Fach und nicht gewöhnlicher Begabung, dieſer Lieblingsbeſchäftigung ſehr viele Zeit ſchenkte. Außerdem war er gezwungener Weiſe ein jährlicher Beſucher des Gaſteiner Bades und auch ſonſt ſtets eines längeren Urlaubes bedürftig. Außer mir aber befand ſich Niemand in unſerem Departement, dem ſich eine größere Arbeitslaſt aufbürden ließ. Wie bekannt dieſe Zuſtände im Umkreiſe des Miniſteriums waren, bewies eine niedliche Zeichnung, welche einer meiner jüngeren Collegen, Baron Ernſt Brenner, zuletzt Geſandter in Liſſabon und jetzt gleich den meiſten Anderen nicht mehr am Leben, zu unſerem großen Gaudium entwarf. Auf einem rieſigen Papierbogen wurde durch ein ungeheures lateiniſches C — dies war die Signatur unſeres Departements — eine Art von Rahmen gebildet. Innerhalb desſelben ſtand ganz oben vor einem Notenpulte, luſtig in die Welt hinein fiedelnd, mein Hofrath, wodurch, obgleich er, wie ich glaube, in der Wirklichkeit gar nicht die Violine ſpielte, ſeine Vorliebe für Muſik und ſeine eifrige Beſchäftigung mit ihr angedeutet werden ſollte. Unter ihm war einer unſerer Mitarbeiter, ein mir perſönlich ſehr lieber Freund, aber ein leidenſchaftlicher Jäger, in dem Augenblicke dargeſtellt, in welchem er, was unendlich oft vorkam,

das Gewehr auf der Schulter und den Hund an der Leine, dem edlen Waidwerke sich hingab. Ein Zweiter, der leider viel mit häuslichen Sorgen zu kämpfen hatte, lag krank zu Bett, von einer Schaar heulender Kinder umringt. Ein Dritter endlich, aus Brünn gebürtig und stets unter allerlei Vorwänden dorthin unterwegs, saß auf einer Locomotive, welche die Aufschrift „Nach Brünn" führte. Und ganz unten stand ich, die in karrikirter Weise muskulös dargestellten Arme in die Hüften gestemmt und das riesige C sammt allem und allen darin Befindlichen als Atlas auf dem breitesten aller Rücken einhertragend.

Zu dem bisher Geschilderten, zu den eigentlich amtlichen, sowie zu den Arbeiten für die Ministerialbibliothek kam aber damals noch meine eifrige Beschäftigung mit dem historischen Werke, in dessen Abfassung ich durch meine schwere Krankheit, sowie durch den Aufenthalt in Frankfurt so lang unterbrochen worden, an dessen Wiederaufnahme ich aber nach meiner Versetzung aus dem deutschen in das juridische Bureau mit verdoppeltem Eifer geschritten war.

Den Sommer des Jahres 1850 brachte ich meinen Schwiegereltern zu Liebe, welche diesen Landaufenthalt gewählt hatten, in Kaltenleutgeben zu, von wo ich natürlich täglich nach der Stadt mußte. Wir wohnten in dem niedlichen Dörfchen recht idyllisch in dem nahe dem Walde, ober der Kirche gelegenen Pfarrhause, und wenn ich, müde vom vielen Arbeiten und der langen Fahrt, am späten Nachmittage heimkam, da sprang mir mein fünfjähriges Töchterlein die Wiese herab jubelnd entgegen. Nun wurde von uns dreien ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, nach dem frugalen Abendbrote aber ging es neuerdings, und zwar jetzt an die historische Arbeit.

Mit welchem Fleiße ich ihr oblag, wird durch eine kleine Begebenheit dargethan, an die ich mich noch recht deutlich erinnere. Die schöne Gräfin Felicie Hoyos, geborne Zichy, Gemalin des überaus liebenswürdigen Grafen Heinrich, wohnte mit ihm und ihrer zahlreichen Kinderschaar in einem großen, etwas tiefer im Thale gelegenen Hause. Einmal sagte sie meinem Schwiegervater, ihrem Arzte, sie möchte doch wissen, wie es komme, daß sie, so oft sie in der Nacht erwache, an einem und demselben Fenster des Pfarrhauses noch Licht sehe. Es war eben das Fenster der Stube, die ich bewohnte und in der ich bis spät in der Nacht an der Arbeit saß.

So trieb ich es auch die nächsten anderthalb Jahre hindurch, bis ich endlich im April 1852 mein erstes historisches Werk, die Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg vollendete. Ich hatte darin getrachtet, dasjenige, was sich mir auf Grundlage gewissenhafter historischer Forschung als die Wahrheit ergab, zu einer, wenn ich so sagen darf, künstlerischen Darstellung zu bringen, so daß auch das größere Publicum Geschmack daran finden sollte, mein Buch zu lesen. Aber freilich war es im Verhältnisse zu seinem Gegenstande, wie dies bei Erstlingsarbeiten so häufig geschieht, etwas zu weitläufig geworden, und das mochte der Verwirklichung meines sehnlichsten Wunsches, es baldigst in Druck gelegt zu sehen, nicht gerade förderlich sein.

Zu den unerquicklichsten Aufgaben eines Anfängers, der erst an der Schwelle einer schriftstellerischen Laufbahn steht, gehört es ohne Zweifel, für sein Werk einen Verleger zu suchen. So lang dauerten meine Irrfahrten, welche, zuerst in Oesterreich begonnen und dann nach Deutschland

erſtreckt, ſich ſchließlich wieder nach Oeſterreich zurückwandten, daß es den Anſchein gewann, mein Buch, die Frucht langjähriger mühevoller Arbeit, die mir der Ausgangspunkt für eine hoffentlich ehrenvolle Laufbahn auf dem Gebiete der Geſchichtſchreibung ſein ſollte, werde niemals im Drucke erſcheinen. Denn in den ſpärlichen Lebensverhältniſſen, in denen ich mich damals befand, hätte ich für deſſen Drucklegung unmöglich ſelbſt ein namhaftes Opfer zu bringen vermocht, und es gab Niemand, dem ein ſolches zu meinen Gunſten zuzumuthen war. In dieſer Bedrängniß wandte ich mich, dem Rathe meines Freundes Chmel folgend, welcher mein Buch im Manuſcripte kannte und es beifällig beurtheilte, an die erſt vor ſechs Jahren neu gegründete kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften mit der Bitte um eine Subvention, um das Erſcheinen meines Werkes möglich zu machen. Die hiſtoriſche Commiſſion der Akademie, in welcher Chmel die einflußreichſte Rolle ſpielte, entſchied ſich zu Gunſten meines Anſuchens und erwirkte mir die Bewilligung von fünfhundert Gulden. Kurz darauf eröffnete mir die Wiener Firma Karl Gerold, mit der ich ebenfalls Verlagsverhandlungen angeknüpft hatte, daß ſie mein Werk in Druck legen und mir hiefür ein Honorar von vierhundert Gulden ausbezahlen werde. Dasſelbe ſteigerte ſich dadurch, daß die Akademie den einmal gefaßten Beſchluß nicht mehr zurücknahm, auf neunhundert Gulden. Meine ſchon ſo ſehr herabgeſtimmten Erwartungen wurden hiedurch weit übertroffen, denn ich brauchte nicht nur ſelbſt keine Opfer für die Drucklegung meines Werkes zu bringen, ſondern ich erhielt für dasſelbe, da es fünfzig Druckbogen ſtark war, das für einen Anfänger immerhin ganz anſehnliche Honorar von achtzehn Gulden für den Bogen.

Ende Juni 1853 trat mein Buch, im Drucke vollendet, an die Oeffentlichkeit. Von all' den wohlwollenden Beurtheilungen, die es fand, während mir keine einzige im entgegengesetzten Sinne bekannt wurde, will ich nur die ungemein ausführliche erwähnen, welche von dem hervorragenden Geschichtschreiber Ludwig Häusser in Heidelberg herrührte und in der Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 21. November 1853 erschien. Ich brauche wohl nicht erst zu betheuern, daß mir Häusser persönlich ganz unbekannt war, daß ich ihm mein Buch nicht zugeschickt und auch sonst nicht den entferntesten Einfluß darauf genommen hatte, daß er es öffentlich bespreche. Ich wurde hiedurch vollständig und um so angenehmer überrascht, als Häusser, welchen ich nach seinen Schriften und mehr noch nach der Aufsehen erregenden Rede, die er einige Jahre früher im Erfurter Parlamente gehalten, wenigstens für keinen Freund Oesterreichs und alles dessen ansah, was von dort ausging, für mein Buch nur lobende Worte besaß. „Der Verfasser des vorliegenden Werkes," so begann er dessen ungemein eingehende und erschöpfende Besprechung, „— irren „wir nicht, derselbe Arneth, der im Parlament zu Frankfurt „saß — hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, indem er „den reichen biographischen Stoff, den Guido Starhemberg's „Leben gewährt, zum Gegenstande einer so fleißigen, elegan„ten Arbeit machte." „Die äußere Stellung unseres Bio„graphen ist ihm bei der Aufgabe, die er sich gesetzt, aller„dings sehr förderlich gewesen. Nicht nur die Papiere des „Starhembergischen Hauses standen ihm zu Gebote, sondern „die Schätze des kaiserlichen Haus- und Staatsarchives, des „Kriegsarchives und Aehnliches mehr blieben natürlich dem „Beamten des auswärtigen Ministeriums nicht verschlossen.

„Durch dieſe Ausbeute iſt das Buch zu einer der inhalt-
„reichſten Quellenſchriften geworden, und zwar für ein viel
„umfaſſenderes Gebiet als die perſönlichen Erlebniſſe Guido
„Starhemberg's. Durch die innige Verflechtung dieſes Feld-
„herrn mit den wichtigſten Kriegsbegebenheiten in dem Zeit-
„raume von 1683 bis 1714 wird ſeine Biographie an ſich
„ſchon zu einer Kriegsgeſchichte jener Zeiten, zumal wenn
„der Reichthum des vielfältigſten Quellenmaterials den Bio-
„graphen ermuthigt, einläßlicher die ganze Reihe von hiſto-
„riſchen Vorgängen zu beleuchten, mit welchen das Leben
„ſeines Helden näher oder entfernter verknüpft war. Es kann
„das Verdienſt der Arneth'ſchen Arbeit nur erhöhen, daß er
„ſich dabei nicht eine allzu knappe Beſchränkung auferlegte,
„ſondern die wichtigeren Partien aus der Geſchichte jener
„Zeit vielfältig auch da, wo ſie nicht unmittelbar mit
„Starhemberg's Perſönlichkeit verflochten ſind, aus ſeinem
„Quellenvorrathe beleuchtet."

Daß neben dem warmen, aber doch auch wieder maß-
vollen Lobe meines Buches durch einen ſo hervorragenden
Fachmann wie Häuſſer von ihm kein einziges tadelndes
Wort ausgeſprochen wurde, konnte nicht anders als mich
mit freudigem Stolze erfüllen. Am meiſten aber ſchmeichelte
es mir, daß er, der ſelbſt ein ganz ausgezeichneter Styliſt
war, mein Buch eine „elegante Arbeit" nannte. Dieſes Wört-
chen war es ja, welches mich mit dem Bewußtſein erfüllte,
daß mein eifriges Streben, der Bearbeitung des reichen
Stoffes, den ich zu bewältigen hatte, eine künſtleriſche Ge-
ſtaltung zu geben, nicht ganz erfolglos geblieben war. Und
endlich muß ich noch das Geſtändniß ablegen, daß eine
kurze Bemerkung, welche die Redaction der „Allgemeinen
Zeitung" der Hinweiſung Häuſſer's auf meine Theilnahme

am Frankfurter Parlamente beifügte, mich zwar wehmüthig berührte, aber doch auch wieder innig erfreute. „Allerdings „derselbe beredte Vertreter der österreichischen Sache," so lautete dieser Zusatz, der mir bewies, daß mein Auftreten in Frankfurt, wenn auch in Oesterreich kein Mensch mehr davon sprach, doch wenigstens in Deutschland noch nicht völlig vergessen war.

—

Nach der Besprechung meiner amtlichen und schriftstellerischen Erlebnisse während der Jahre 1850 bis 1853 muß ich noch eine kurze Schilderung dessen versuchen, was in diesem Zeitraume in meinem Hause und meiner Familie sich zutrug. Daß meine arme Frau durch den Tod ihres Söhnleins in die tiefste Schwermuth versenkt worden war, habe ich schon an einem früheren Orte berührt, und alle meine Versuche, bei denen mich meine Mutter mit wahrer Hingebung unterstützte, sie allmälig aufzurichten und ein klein wenig zu zerstreuen, schienen lange Zeit hindurch ganz erfolglos bleiben zu sollen. Aber wir ließen uns hiedurch nicht irre machen, fortzufahren in diesen Bemühungen; zu ihnen gehörte auch das Bestreben, meine Frau zur Theilnahme an den Leseabenden zu vermögen, welche eine ältere Freundin meiner Mutter, die Baronin Lilien, in ihrem gastlichen Hause veranstaltete.

Diese Leseabende waren eigentlich nichts Anderes als eine verbesserte und vermehrte Auflage dessen, was wir vor etwa fünfzehn Jahren unter der Aegide unseres Präfecten P. Heinrich Hassack in Kremsmünster zuerst versucht und dann in weit befriedigenderer Form bei unserer Freundin Gévay fortgesetzt hatten. Auch bei Lilien wurden dramatische Werke,

sei es schon längst oder auch bisher noch gar nicht bekannte, alte und neue, gute und manchmal wohl auch mißglückte, in bunter Auswahl mit vertheilten Rollen gelesen. Daß meine Mutter hiebei den vordersten Platz einnahm, brauche ich nicht erst zu versichern, aber auch mein Bruder, diese Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen, blieb nicht allzuweit hinter ihr zurück. Neidlos ließ ich es mir gefallen, wie er mir allmälig immer mehr den Rang ablief, und ich begnügte mich damit, die nächste Stelle nach ihm einzunehmen. Auch meine Frau las recht gut und war allzeit ein gern gehörtes Mitglied unserer kleinen Truppe. Dieselbe aber wurde nicht etwa ausschließlich aus Mitgliedern der Familie Arneth gebildet; es fanden sich gar Manche, die mit einem Eifer, der allmälig zu einer Art Leidenschaft wurde, an unseren Leseproductionen theilnahmen. Ich nenne von ihnen nur zwei ältere Herren, den Grafen Franz Teleki, der früher bei der ungarischen Hofkanzlei gedient hatte und den Sommer hindurch mit seiner kleinen, verwachsenen, aber ungemein verständigen Frau in Neuwaldegg bei Wien ansässig war, dann den Grafen Ferdinand Egger aus Kärnten, einen schöngeistig nicht ganz gering veranlagten Mann.

Trotz ihres reindeutschen Namens war die Baronin Lilien doch ihrer Geburt und ihren Familienverhältnissen nach eine ungarische Dame; ihre Schwester war die Mutter des berühmten Schriftstellers und nachmaligen Ministers Joseph Freiherrn von Eötvös, den ich zu jener Zeit im Hause seiner Tante Lilien manchmal, leider immer nur ganz vorübergehend sah. Das Auditorium, das sich an unseren Leseabenden versammelte, gehörte denn auch nur zum Theile deutschen, zum Theile aber ungarischen adeligen Kreisen an. Ich will aus den ersteren nur die freundliche

Gräfin Welsersheimb und ihre liebenswürdigen Töchter, aus den letzteren aber die Gräfin Sidonie Brunsvik nennen, welche uns gleich ihrer Tochter und ihrem Sohne mit so großer Herzlichkeit entgegenkam, daß sich hieraus eine aufrichtige, über alle Wechselfälle des Lebens hinausreichende Freundschaft entspann.

Die Gräfin Sidonie war die Witwe jenes Grafen Franz Brunsvik, der, ein wahrer Musikenthusiast, mit Beethoven so innig befreundet war, eine Schwägerin seiner Schwester Therese, von welcher behauptet wird, daß Beethoven sie geliebt habe. So lebhafte Sympathie empfand die Gräfin für meine Frau und, wenn ich es sagen darf, vielleicht auch für mich, daß sie in uns drang, sie im künftigen Herbste in ihrem Besitzthume Martonvásár, ungefähr in gleicher Entfernung von Ofen wie von Stuhlweißenburg gelegen, zu besuchen und dort durch einige Wochen zu verweilen. Ich ließ mich um so leichter hiezu bereden, als die späte Rückkunft des Chefs meines Departements von seinem Urlaube es mir unmöglich machte, mich vor Anfang des October von Wien zu entfernen. Um diese Zeit aber erst einen Aufenthalt in Oberösterreich zu beginnen, schien mir zu spät, und offen gestanden, erwartete ich mir von einem solchen in Martonvásár weit mehr Zerstreuung für meine Frau und für mich als in dem etwas still und düster gewordenen St. Florian.

Mein Onkel befand sich schon in seinem achtzigsten Lebensjahre, und mit seinem sehr hohen Alter hatte sich auch die trübe, ja melancholische Stimmung, welche schon frühzeitig eine gewisse Herrschaft über ihn ausgeübt hatte, noch sehr gesteigert. Er verließ fast seine Zimmer nicht mehr, und obgleich er den Besuchern und insbesondere

den Mitgliedern seiner Familie stets mit der früheren Freundlichkeit entgegenkam, war man doch nicht ganz frei von der Besorgniß, daß ihm die Störung durch solche Besuche nicht gerade willkommen sein werde. Der liebenswürdige Freund unserer Jugend, Friedrich Mayer, befand sich nicht mehr in St. Florian, sondern auf der Stiftspfarre Wösendorf in Niederösterreich, und es war Niemand mehr da, der für seine allzeit sich gleich bleibende Heiterkeit irgendwelchen Ersatz zu bieten vermocht hätte. Um Zerstreuung für meine Frau und wohl auch für mich selbst war es mir aber vorzugsweise zu thun; wir gingen also Anfangs October 1850 nach Ungarn. Die Fahrt nach Pest legten wir mit dem Dampfschiffe zurück; dort erwartete uns die junge Gräfin Brunsvik, und am folgenden Tage fuhren wir insgesammt zu Wagen, denn die Eisenbahn existirte damals noch nicht, nach Martonvásár. Hier begann nun, für mich wenigstens, ein fröhliches Leben, an welchem nur meine arme Frau, die noch immer unter der Herrschaft ihrer trauernden Sehnsucht nach ihrem verlorenen Kinde stand, weit weniger theilnahm als ich es wünschte. Freilich waren auch gerade die Vergnügungen, die mich am meisten unterhielten, insbesondere die Jagd und das in Ungarn wenigstens damals so sehr beliebte Hetzreiten nach Füchsen und Hasen nicht für meine Frau gemacht. Und obwohl die Aufgabe, die hiedurch an meine in der letzten Zeit nur wenig geübte Reitkunst gestellt wurde, für mich wenigstens nicht gerade sehr leicht zu lösen war, so wußte ich ihr doch allzeit erträglich und ohne erwähnenswerthen Unfall zu genügen.

Nicht minder angenehm für mich und auch erheiternd für meine Frau waren die gemeinschaftlichen Spaziergänge

durch den schönen, weit ausgedehnten Park, die lustigen Wasserpartien auf dem sehr großen Teiche, die Ausfahrten in mehreren Wagen, endlich die Ausflüge in die nähere, manchmal auch in die entferntere Umgegend. Wir besuchten nicht nur den nächsten Nachbar, einen Herrn von Salamon in Tordacs, sondern auch den alten, nun längst verstorbenen Kronhüter Uerményi in Vaál und das gleichfalls schon in sehr hohen Jahren stehende Elternpaar Eötvös in Velencze. Bei Weitem am liebsten aber waren uns die Ausflüge nach Lovasberény, wo der Schloßherr Graf Johann Cziráky und seine schöne Gemalin Louise, geborne Dezasse, uns allzeit mit größter Liebenswürdigkeit empfingen. Den Grafen János, der nur um einige Monate älter als ich und dessen Sinn mit Vorliebe ernsteren Dingen zugewendet war, schien es zu freuen, sich mit mir in Gespräche über politische Dinge vertiefen zu können. Mit Interesse lauschte er meinen Erzählungen über meine Frankfurter Erlebnisse, und rückhaltlos tauschten wir unsere Meinungen über die Zustände in Oesterreich und in Ungarn, sowie über dasjenige aus, was aus den damaligen ziemlich chaotischen Verhältnissen hier und dort endlich hervorgehen werde. Die Gräfin Louise und deren Schwestern, insbesondere die reizende Gräfin Giulietta, welche sich später mit dem Grafen Cappy vermälte, waren ungemein freundlich und theilnehmend für meine Frau, was ihr denn auch sichtlich wohl that. In der zahlreichen Kinderschaar aber fand meine Tochter, welche in Martonvásár unter lauter Erwachsenen sich etwas vereinsamt fühlte, hochwillkommene Gespielen.

Daß bei diesem fröhlichen Leben bei Brunsvik auch die Abende in heiterster Weise zugebracht wurden, versteht

sich gewissermaßen von selbst. Zahlreiche Gäste kamen und gingen, es wurde musicirt, gespielt und sogar manche Theatervorstellung gegeben, an denen ich nicht nur selbst mit großem Vergnügen mitwirkte, sondern auch meine Frau trotz ihres anfänglichen Widerstrebens zur Theilnahme bewog.

Nach dem eben Gesagten wird man leicht begreifen, daß die Versuchung recht groß war, im nächsten Spätherbste, dem des Jahres 1851, wieder nach Martonvásár zu gehen. Nachdem wir den Sommer nicht mehr in Kaltenleutgeben, sondern wegen meiner täglichen Fahrt nach Wien in dem näher an der Stadt gelegenen Hütteldorf, welchem wir von nun an durch vier Jahre treu blieben, zugebracht hatten, begaben wir uns nach Ungarn, wo wir neuerdings mehrere Wochen fröhlich verlebten.

Der Frühling des Jahres 1852 brachte über Oesterreich und speciell über das Ministerium des Aeußern ein ganz unvorhergesehenes, erschreckendes Ereigniß, des Fürsten Felix Schwarzenberg plötzlichen Tod. Am 5. April, etwa nach halb sechs Uhr Abends, begegnete ich während meines Spazierganges auf dem damaligen Glacis, in der Nähe des noch jetzt bestehenden Burgthores, einem meiner Collegen, Namens Neilreich, der ganz verstört daherkam und mir mit fliegender Hast erzählte, soeben sei Fürst Felix vom Schlage getroffen worden und todt geblieben. Allsogleich rannte ich in das Haus auf dem Ballplatze, die Treppen hinauf und ungehindert bis in das Schlafzimmer des Fürsten, wo seine Leiche in einer Weise auf dem Bette lag, daß Jedermann ihn noch lebend geglaubt hätte. Denn die allzeit hageren und bleichen Gesichtszüge schienen mir wenigstens nicht im Geringsten verändert.

Von meiner ersten und einzigen Besprechung mit dem Fürsten angefangen bis zu seinem Tode war ich mit dem, was mich an seiner damaligen politischen Haltung am meisten interessirte und wohl auch das Allerwichtigste an ihr war, der Stellung, die er in den deutschen Angelegenheiten einnahm, nicht einverstanden gewesen. Dennoch empfand ich es tief, daß Oesterreich an ihm einen ganzen und gewaltigen Mann verloren habe, und darum ging mir auch sein rasches Hinscheiden ungemein zu Herzen.

Durch die Ernennung des Grafen Buol zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde ich nicht näher berührt, denn in meiner untergeordneten Stellung kam ich mit meinem neuen Chef kaum in persönlichen Verkehr. Nach wie vor verwendete ich ungemein viel Fleiß auf meine Arbeiten; trotzdem konnte ich im Sommer 1852 einen kurzen Ausflug nach St. Florian unternehmen, denn es waren mir im vergangenen Winter einige Anzeichen bemerkbar geworden, als ob mein Onkel sich etwas dadurch verletzt fühle, daß ich ihn seit 1849 nicht mehr besucht hatte. Ich verfügte mich also mit Frau und Kind für einige Tage zu ihm, der uns auch diesmal mit der ihm eigenen Freundlichkeit und Güte empfing. Nur wenige Gebrechen machten sich trotz seines sehr hohen Alters bei ihm geltend, und ich hätte beim Abschiede nicht geglaubt, daß es mir zum letzten Male vergönnt sei, ihn zu sehen.

Nachdem wir unseren Ausflug bis nach Tolet zu Revertera ausgedehnt hatten, besuchten wir auf dem Rückwege aus Oberösterreich unseren Freund Friedrich Mayer auf seiner bei Spitz an der Donau gelegenen Pfarre zu Wösendorf. Wir fanden ihn, den ich, vielleicht nur meinen Onkel allein ausgenommen, den liebenswürdigsten Priester

nennen möchte, den ich jemals gekannt habe, äußerst zufrieden und vergnügt in seiner doch ziemlich bescheidenen Stellung.

Ereignißreicher als die seit dem Tode meines Söhnleins vergangene Zeit war das Jahr 1853 für uns. Es betraf mich zwar nicht persönlich, regte aber doch meine Empfindungen bis in das Innerste auf, als am 18. Februar dieses Jahres vor ein Uhr Mittags einer meiner Mitarbeiter in unserem Departement, der Legationsrath von Stahl, in höchster Bewegung mit der Nachricht in unser gemeinsames Arbeitszimmer stürzte, soeben sei auf der Bastei ein blutiges Attentat auf das Leben des Kaisers verübt worden. Ein junger, offenbar dem Arbeiterstande angehöriger Mann, dessen Namen man im ersten Augenblicke noch nicht kannte, habe den Kaiser, als er in der Nähe des nun lang schon verschwundenen Kärntnerthores von der Basteimauer in den dort sehr tiefen Stadtgraben hinabsah, mit einem scharfen Messer am Halse verwundet. Obgleich der Kaiser noch zu Fuße in das nahe gelegene Palais des Erzherzogs Albrecht gegangen sei, habe er doch heftig geblutet und man müsse daher die Verwundung als eine schwere betrachten.

Zwar stellte es sich glücklicher Weise allmälig heraus, daß dies in minderem Grade der Fall sei als man Anfangs befürchtete, dennoch war in ganz Wien die Bestürzung eine außerordentlich große. Wie eine Erleichterung empfand man es, daß der Missethäter, ein Schneidergesell Namens Libényi, kein Deutschösterreicher, sondern ein Ungar gewesen, und es trug dieser Umstand wesentlich dazu bei, die damals ohnedies schon sehr geringen Sympathien für Ungarn in Wien noch zu vermindern.

Nicht allgemeines Aufsehen erregend wie dieser empörende Vorfall, aber für den kleinen Kreis derer, die sie

kannten und liebten — und wer sie kannte, liebte sie auch — ungemein schmerzlich war der am 9. April 1853 erfolgende Tod unserer Frankfurter Freundin Caroline von Würth. In der Blüthe der Jahre starb sie dahin, mit Hinterlassung zweier ganz kleinen Mädchen, welche damals die Größe des Verlustes, der sie traf, noch nicht zu ermessen vermochten, und eines trostlosen Gatten, dem der Schmerz um die von ihm so innig geliebte Lebensgefährtin im wahren Sinne das Herz brach. Unablässig und in rührendster Weise um die Verlorne trauernd, folgte ihr der edle und treue Mann binnen weniger als zwei Jahren, selbst erst achtunddreißig Jahre zählend, am 17. Januar 1855 ins Grab.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Frau von Würth starb, bereitete sich ein Ereigniß vor, welches im Schooße unserer Familie eine uns tief berührende Veränderung hervorbrachte.

Die ganze Zeit über hatte mein Bruder sich mit rastloser Hingebung seinem ärztlichen Berufe gewidmet und schon gegen Ende des Jahres 1850 zu seiner noch gründlicheren wissenschaftlichen Ausbildung eine zweite Reise nach Paris und London unternommen, welche er diesmal auch auf das nördliche Deutschland, insbesondere auf Berlin erstreckte. Erst Anfangs Juli 1851 kehrte er nach Wien zurück. Im Verlaufe der folgenden Zeit erhielt er eine Anstellung als provisorischer Primararzt an der geburtshilflichen Abtheilung des Wiener allgemeinen Krankenhauses. Das bloße Provisorium war in dem Umstande begründet, daß die Stelle, welche nun mein Bruder einstweilen bekleidete, einem seiner Vorgänger, dem Dr. Mikschik vorbehalten war, einem Schwager unserer Freundin Sommaruga, zu welch' Letzterer unsere Beziehungen seit unserer

Rückkehr aus Frankfurt nach Wien und insbesondere seit einem gemeinschaftlichen Landaufenthalte in Hütteldorf im Jahre 1852 sich immer herzlicher gestaltet hatten. Mikschik war im Jahre 1847 von der damals durch längere Zeit in Wien anwesenden Großfürstin Helene von Rußland zu ihrem Leibarzte ernannt worden; er hatte sich jedoch nur für sechs Jahre zum Dienste bei ihr verpflichtet und die Bedingung gestellt, nach Ablauf dieser Frist wieder in seine frühere Stellung als Primararzt zurücktreten zu dürfen.

Die letztere aber war es gerade, welche mein Bruder nun provisorisch einnahm. Da er in reichlichem Maße alle Eigenschaften besaß, welche ihn vor Anderen befähigten, Mikschik in seinem Posten bei der Großfürstin Helene zu folgen, so war es nur natürlich, daß in diesem Sinne eine sehr dringende Aufforderung an ihn erging. Aber nur schwer vermochte sich mein Bruder hiezu zu entschließen. Er wußte wohl, welches Opfer die lang dauernde Trennung von ihm unseren Eltern und insbesondere unserer Mutter auferlegen würde, in deren Augen die bevorzugte Stellung, in welche ihr Sohn voraussichtlicher Weise in St. Petersburg eintreten würde, weniger Verlockendes besaß als in denen unseres Vaters. Diese wenn auch noch so gewichtigen Bedenken wurden jedoch schließlich von den Gründen überwogen, welche für die Uebersiedlung meines Bruders nach Rußland sprachen. Im Juni 1853 verfügte er sich dorthin.

Es war eine freundliche Fügung des Schicksals, daß meiner Mutter, welche sich die Trennung von meinem Bruder so schwer nahm, weil sie dieselbe als eine solche für das ganze Leben betrachtete, für den Augenblick wenigstens eine Art von Zerstreuung durch die dringende Einladung in Aussicht gestellt wurde, die sie von der ihr seit so

langen Jahren befreundeten Fürstin Julie Oettingen-Wallerstein erhielt, einen Theil des Sommers bei ihr zu verweilen. Die Fürstin wohnte nicht mehr in Wallerstein, sondern in Seyfriedsberg, einem im baierischen Schwabenlande gelegenen Gute, welches ihr Gemal, Fürst Karl, vor nicht gar langer Zeit an sich gebracht hatte. Lebhaft war besonders ich in meine Mutter gedrungen, dem in so verlockender Weise an sie ergangenen Rufe nur ja Folge zu geben. „Dich in einem Kreise," schrieb ich ihr in jenen Tagen, „von Dir lieben, freundlich gesinnten und gleichzeitig so „gebildeten Menschen zu wissen, deren Umgang für Dich „eine Quelle von Annehmlichkeiten sein muß, hat etwas „ungemein Wohlthuendes für mich, der ich ja, wie Du „weißt, immer darauf dringe und dahin wirken möchte, „daß Du, die Du in Deinem Leben für Andere so viel „geleistet hast, nun endlich einmal an Dich selbst denken „und darauf sinnen mögest, Dir Vergnügen und Freude „zu bereiten. Wenn es schon nicht anders sein kann und „Du immer darnach trachten mußt, das Wohlsein Anderer „voranzustellen, so halte Dir doch wenigstens recht vor „Augen, daß Du Deinen Söhnen nichts Lieberes thun „kannst, als wenn Du für Dich selbst sorgst, Dich pflegst „und meinetwegen auch etwas verhätschelst."

Daß diesmal meine Wünsche sich thatsächlich erfüllten, bewiesen uns die Briefe, die wir von meiner Mutter aus Seyfriedsberg erhielten. „Man thut hier wirklich Alles," schrieb sie einmal meinem Vater, „was man mir an den „Augen absehen kann, und viel mehr, denn Du weißt schon, „meine Augen begehren nicht gar viel, um lustig zu schauen. „Nun freilich das Rechte," setzte sie mit einer traurigen Anspielung auf die Trennung von meinem Bruder hinzu,

„können mir die guten Leute mit ihrer Freundlichkeit nicht „geben. Ich wohne sehr angenehm, habe ein großes, fenster- „reiches Zimmer mit einer weiten, weiten Aussicht. Berge „haben wir nicht in der Nähe als nur den einen, auf wel- „chem Seyfriedsberg liegt. In recht weiter Ferne gibt es „deren wohl, aber sie sind auch bei schönem Wetter nur „wenig sichtbar. Dafür ist das ganze Seyfriedsberg um- „geben von Wäldern, welche, von der Höhe herab gesehen, „die Gegend grün und frisch machen. Von einer Seite „lehnt sich das Gebäude ganz dicht an den Hain an, und „dieser, durchschnitten von vielen Wegen, besetzt mit Bänken, „gibt herrliche Plätze. Der Weg den Berg hinan bis zum „Schlosse mag doch zum Fahren eine ganze Viertelstunde „lang sich ausdehnen, und er ist zum freundlichsten Garten „verwandelt. Kastanien, Linden, Ahorne und Eichen wech- „seln ab und der Erdboden prangt in einem reichen Teppich „der schönsten Mohnblumen und Pappelrosen, weißer und „rother Lilien und vielfärbiger Georginen. Nichts aber ist „in solcher Menge vorhanden als Rosen von allen Farben „und Sorten. Viele hundert Rosenbäume und Sträucher „stehen offen am Wege, und sie werden von den Land- „leuten, die zahlreich zur Messe kommen, nicht berührt. „Die Bevölkerung hier scheint äußerst gutmüthig und, nach „der Art des Grüßens und Anredens zu schließen, der fürst- „lichen Familie ungemein zugethan zu sein. Im Schlosse „selbst wimmelt es von Arbeitsleuten, welche fest angestellt „sind und Alle schon lange Zeit dienen; allerliebste Kinder „sind in Menge darunter."

„Wir bringen sehr viele Zeit zusammen zu. Um acht „Uhr ist Frühstück, um halb neun Uhr Messe in der Schloß- „kapelle, dann im Garten eine kurze erbauliche Lectüre vom

„Biſchof Sailer; während Julie, Marie oder ich vorleſen, „darf nur noch Anna anweſend ſein. Dann, wenn es heiß „wird, verfügt ſich Jedes nach ſeinem Zimmer; ich, um zu „ſchreiben und mich dann anzukleiden, Marie, um der klei„nen herzigen Sophie eine Lehrſtunde im Deutſchen zu „geben; dann hat ſie eine ſolche am Clavier mit Anna, „während die Kleine eine ſehr mühſelige Lection im Schrei„ben bei ihrer Mutter zu überſtehen hat, gleich mühſelig für „die Lehrerin, wie ſie es für die Schülerin iſt. Dann ver„einigen wir uns bei Julie zur Arbeit; hierauf folgt um „zwei Uhr ein gutes Diner, und nach demſelben wird ein „Stündchen im Billardzimmer zugebracht, wo Niemand „arbeiten darf. Die kleine Hexe ſpielt recht gut mit dem „Talon, oder wie das Ding heißt. Talon aber heißt auch „Stöckel, und der Pantoffel hat auch einen Stöckel. Das „wird einmal ein Pantoffel werden!“

„Der gute Fürſt Karl,“ fährt meine Mutter in ihrem Briefe an meinen Vater fort, „tritt ganz in Deine Fuß„ſtapfen; er iſt ſo fleißig, daß er geſtern, wo etwas fertig „werden mußte, um es noch fortzuſenden, erſt um halb ſechs „Uhr einige Biſſen zu Mittag aß, als die Sache expedirt „war. Ob er ſich nicht vielleicht auch ein bißchen gar zu „viel aufbürdet wie Du, mein theurer Freund, und ob es „nothwendig iſt, weiß ich nicht, genug er thut es und iſt un„ermüdlich. Dafür tröſtet ihn freilich ſeine ſchöne Schöpfung „hier, Garten, Anlagen und Stall.“

Fürſt Karl Oettingen-Wallerſtein, der Gemal der Fürſtin Julie, damals fünfundfünfzig Jahre zählend, war ein Mann von ſeltener Anſpruchsloſigkeit in ſeinem Auftreten, von gewinnendſter Liebenswürdigkeit im Verkehre mit Jedermann. Während meines Aufenthaltes in Frank-

furt vermochte ich dieſe Eigenſchaften in wohlthuender Weiſe an mir ſelbſt zu erproben. Wenn ich nicht irre, hatte er ſich dorthin begeben, um die Intereſſen der deutſchen Standesherren zu wahren, eine zu jener Zeit freilich nichts weniger als dankbare Aufgabe. In politiſcher Beziehung gehörte er der conſervativſten, in religiöſer aber der ſtrengſten Richtung an, er bekundete jedoch Beides mit einer Milde und einer Toleranz gegen Andersdenkende, die ſo Manchem ſeiner heutigen Meinungsgenoſſen dringend zu wünſchen wäre. Obwohl er wußte und ich es auch gar nicht verſchwieg, daß ich in beiden Beziehungen viel freiſinnigeren Anſchauungen huldigte als er, und obwohl er und ſeine Gemalin in ihrem Inneren wenigſtens nicht leicht über dieſen Gegenſatz hinwegkommen mochten, ſo blieb er ſich doch bei ſeinem freilich nur ſeltenen Verkehre mit mir allzeit gleich in ſeinem gütevollen Benehmen.

Die drei jungen Damen, deren Taufnamen meine Mutter in ihrem Briefe an meinen Vater erwähnt, waren die Töchter des gaſtlichen Hauſes, in welchem ſie verweilte, die Prinzeſſinnen Marie, Anna und Sophie, während die zweitgeborne Schweſter Eleonore damals nicht in Seyfriedsberg anweſend, ſondern bei ihrer Großmutter, der Gräfin Dietrichſtein in Wien war. Die zwei Jüngeren, welche jetzt Beide verheiratet in Oeſterreich leben, kamen damals wohl noch weniger in Betracht, obgleich die dreizehnjährige Anna, jetzt ſeit dreißig Jahren mit dem Grafen Franz Falkenhayn vermält, von meiner Mutter in einem Briefe an mein Töchterlein ein ſo ausgezeichnet gutes Mädchen genannt wird, daß ſie der Liebling des ganzen Hauſes ſei. Nicht ſo unbedingt lobend klangen die Ausſprüche meiner Mutter über die Jüngſte, die damals freilich erſt ſechs-

jährige Sophie, ein ungemein lebhaftes und muthwilliges kleines Ding, das seiner ernsten und gediegenen Mutter gar manche nachdenkliche Stunde bereitet haben mag. Jetzt ist sie an den Grafen Ferdinand Hompesch verheiratet und lebt den größten Theil des Jahres in Galizien oder in Mähren. Ich verlor sie ganz aus den Augen und weiß daher auch nicht, ob die scherzhafte Prophezeiung meiner Mutter wegen des Pantoffels zur Wahrheit wurde oder nicht.

Den Glanzpunkt und die Freude des Oettingen'schen Hauses bildete zu jener Zeit die älteste Tochter, die damals einundzwanzigjährige Prinzessin Marie. Bei Weitem nicht so schön, wie ihre Mutter es dereinst gewesen war, und überhaupt in ihrem Aeußeren viel mehr an die Familie ihres Vaters als an die der Mutter erinnernd, besaß sie von dem Vater die weiche, anschmiegende und gewinnende Art, von der Mutter den seltenen Verstand, während sie Beide an Lebhaftigkeit und Mittheilsamkeit ihres Wesens weit übertraf. Dabei war an ihr keine Spur vom Bewußtsein ihres vornehmen Standes, von jenem Hochmuthe zu finden, der sich mit wahrer Religiosität so gar nicht verträgt und doch so häufig wenigstens mit dem Bemühen vereinigt erscheint, sich den Anschein einer solchen zu geben. Mit allzeit sich gleichbleibender Heiterkeit, mit frohsinniger Menschlichkeit, wenn ich so sagen darf, kam sie Jedermann entgegen, unbekümmert um die Stellung, die er in der Welt einnahm, in Jedem nur wieder den Menschen erblickend. Wahrhaft entzückend aber war sie mit Kindern, und in der Beschäftigung, dem Spielen mit ihnen wurde das lang schon erwachsene Mädchen wieder zum Kinde. Ich sehe sie noch vor mir, indem ich dies niederschreibe, wie sie — ich glaube im Jahre 1852 — uns mit meiner Mutter

in Hütteldorf besuchte, und wie sie, auf dem Fußboden eines unserer Zimmer kauernd, zur Glückseligkeit meines damals siebenjährigen Töchterchens mit ihm aufs Lustigste spielte.

Für meine Mutter war es ungemein wohlthuend, zu sehen und zu empfinden, mit welcher Wärme des Gefühls sich die junge Prinzessin an die dreimal ältere Freundin anschloß. In ernsten wie in heiteren Dingen war dies gleichmäßig der Fall, und man muß meine Mutter gekannt haben, um die unglaubliche Fähigkeit zu beurtheilen, welche sie sich auch in recht vorgerücktem Alter bewahrt hatte, mit der Jugend wieder jung zu sein. So wie in dem steten und innigen Verkehre mit ihrer einzigen Enkelin, meiner Tochter, trat diese Fähigkeit auch in Seyfriedsberg in überraschendem Maße hervor, und sie gereichte ihr selbst wie ihrer dortigen Umgebung zu aufrichtiger Freude.

Ein langes und fröhliches Gedicht in ungezwungenen Reimen, zum 12. August, dem Geburtstage ihrer Mutter und meines Vaters von der Prinzessin Marie verfaßt, gibt heute noch Zeugniß von den vergnügten Tagen, welche meine Mutter im Jahre 1853 in Seyfriedsberg verlebte, und von der Herzlichkeit der Empfindung, die dort Alles für sie hegte.

Die Verfasserin dieses Gedichtes verheiratete sich vier Jahre später mit dem Freiherrn Georg von Franckenstein, dem bekannten Führer der conservativen und clericalen Partei in Baiern und im deutschen Reichstage zu Berlin. Als zehn Jahre nachher meine Mutter starb, erhielt ich von der Baronin Franckenstein einen ungemein theilnahmsvollen Brief. Nun deckt auch sie selbst und ihren Gemal, welcher ihr im Tode voranging, schon die Erde. „Sie verstand es „nicht," sagte mir ihr Schwager Graf Falkenhayn, „auch „ohne ihren Gatten weiter zu leben."

Von Seyfriedsberg begab ſich meine Mutter zu ihrem Bruder Heinrich nach Iſchl, wo ſie wegen der kurz vorher erfolgten Verlobung des Kaiſers mit der blutjungen Herzogin Eliſabeth in Baiern Alles in fröhlichſter Aufregung traf. „Man muß hier die Augen offen halten," ſchrieb ſie am 28. Auguſt in heiterſter Laune meinem Bruder, „denn alle „Augenblicke ſtößt man auf einen Kaiſer, König oder Herzog. „Dabei machen ſie Alle ſo vergnügte Geſichter und es be„reitet wirkliche Freude, die beiden Vergnügteſten unter „ihnen, das Brautpaar, dieſe ſchöne und poetiſche Lebens„epoche ſo ganz ungeſtört aus voller Seele an dieſem reizen„den Orte und vom herrlichſten Wetter begünſtigt genießen „zu ſehen. Ich war ſo glücklich, einen angenehmen Moment „zu erhaſchen, als ich aus der Kirche ging und der Leib„lakei gerade den Wagen aufriß. In der Eile fiel ihm ein „Gebetbuch von den dreien, die er trug, auf den Boden „und eine ganze Ladung Blätter und Blumen fiel heraus, „wahrſcheinlich ſehr theure Pfänder von halb errathenen „Empfindungen, Zeugen der allerletzten Tage, denn ſie „waren noch weich und friſch. „„Die arme Kleine,"" ſagte „bedauernd die Erzherzogin Sophie und bückte ſich nach „den Blumen. Ich aber war ſchnell, kam ihr zuvor und „überreichte ihr zwei Roſen und eine Genziane, welche „offenbar erſt den Tag vorher gepflückt worden waren. Sie „dankte mir ſehr freundlich, ſtellte mich Allen, auch der „Königin von Preußen vor, ja ſie holte mir ſogar aus „dem Hintergrunde die jugendliche Braut und ſagte: „„Jetzt „„ſtelle ich Ihnen unſere künftige Kaiſerin vor."" Wo mög„lich zieht ſich das kindlich beſcheidene Weſen noch ganz in „den Hintergrund zurück, in Zukunft aber wird es doch gar „ſehr in den Vordergrund treten müſſen."

Nach einem Beſuche meiner Mutter in Tolet, wo ihr die Aehnlichkeit der Familie Revertera mit der, welche ſie in Seyfriedsberg ſoeben verlaſſen, beſonders wohlthuend auffiel, und einem gemeinſchaftlichen Aufenthalte meiner Eltern in St. Florian kehrten ſie nach Wien zurück, wo inzwiſchen ein recht unerfreuliches Erlebniß über mich gekommen war. Es beſtand in dem mich peinlichſt berührenden Scheitern einer, wie ich wenigſtens glaubte, vollberechtigten Erwartung. Bei den glänzenden Lobſprüchen, welche meiner Dienſtleiſtung von meinen Vorgeſetzten fortwährend gezollt wurden, war ich überzeugt, bei der nächſten Gelegenheit müſſe mir die verdiente Beförderung zu Theil werden. Im September 1853 ergab ſich ein Anlaß hiezu; drei Hofſecretärsſtellen waren leer geworden; die eine derſelben erhielt nach Recht und Billigkeit mein unmittelbarer Vordermann, von den zwei anderen aber fiel keine mir, ſondern jede einem im Kanzleifache dienenden Beamten zu, welche wenigſtens meiner Meinung nach hierauf gar keinen Anſpruch beſaßen.

Aufs Bitterſte empfand ich das mir zugefügte Unrecht, und ich wurde hierin auch von Anderen, wie von meinem jüngeren Collegen Leopold von Hofmann beſtärkt, welcher behauptete, unter ſolchen Umſtänden bleibe nichts übrig, als um jeden Preis das Miniſterium des Aeußern zu verlaſſen. Freilich thaten weder er ſelbſt noch ich einen ſo unbeſonnenen Schritt, aber in Worten, welche, ich muß mich deſſen ſchon anklagen, hart an die Grenzlinie ſtreiften, die man einem Vorgeſetzten gegenüber nie überſchreiten ſoll, führte ich das, was mir angethan worden, dem Freiherrn von Werner zu Gemüthe, welchen allein das ganze Verſchulden traf. Ich knüpfte hieran das Begehren um einen

etwas längeren Urlaub, den ich zum Theile bei den Meinigen in Hütteldorf zubrachte, um im häuslichen Kreise die erlittene Unbill leichter zu verschmerzen. Am 3. October aber trat ich mit Frau und Kind neuerdings die jetzt schon alljährlich gewordene Herbstreise nach Ungarn an.

Es war fast wie ein übles Vorzeichen, daß der vierspännige Wagen der Gräfin Brunsvik, der uns vom Pester Bahnhofe nach Martonvásár bringen sollte, während der Fahrt dorthin von dem wahrscheinlich eingeschlafenen Kutscher in den Straßengraben geworfen wurde. Mit Ausnahme einiger kleineren Contusionen erlitt glücklicher Weise Niemand von uns dabei Schaden, aber es war dem Kutscher und mir ganz unmöglich, den ungemein schweren Wagen aus dem ziemlich tiefen Graben zu heben und ihn wieder auf die Räder zu stellen. Die Nacht war schon vorgerückt und guter Rath theuer. Da sandte uns ein günstiger Zufall eine ganze Schaar jüdischer Handelsleute entgegen, welche von Stuhlweißenburg her mit ihren kleinen Karren und unscheinbaren Pferdchen nach Ofen oder Pest auf den Markt zogen. Vielleicht aus Nächstenliebe, vielleicht auch in der Erwartung einer reichlichen Belohnung, die ihnen denn auch zu Theil wurde, griffen sie wacker zu, und bald stand unser Wagen wieder auf seinen Beinen, oder besser gesagt auf seinen Rädern.

Hiemit war aber unsere Noth noch keineswegs zu Ende. Bei dem Sturze der Kutsche ging die sogenannte Wage, durch welche das vorausgehende Paar Pferde an die Deichsel befestigt war, in Trümmer, und wir vermochten daher nicht, diese überaus unruhig gewordenen Thiere neuerdings vor die Deichsel zu spannen. Wir fanden kein anderes Mittel, als daß der Kutscher die Pferde am Leit-

seile vorausführen, ich aber mich auf den Bock setzen mußte, um von dort aus die Stangenpferde zu kutschiren. Dies war aber, obgleich es nur im Schritt vorwärts gehen konnte, doch bei der herrschenden, fast undurchdringlichen Finsterniß, da die Laternen des Wagens bei dessen Sturze gleich den Fenstern zerschmettert worden waren, und meiner Kurzsichtigkeit keine ganz leichte Aufgabe. Außerdem hatte ich mich bei meiner energischen Mithilfe zur Wiederaufrichtung des Wagens nicht nur von oben bis unten beschmutzt, sondern auch tüchtig erhitzt. Bei dem darauf folgenden Stillsitzen auf dem Kutschbocke in der feuchten Nachtluft holte ich mir denn auch eine arge Erkältung, welche mir, nachdem wir endlich, um mehrere Stunden verspätet, in Martonvásár eingetroffen waren, in recht unangenehmer Weise fühlbar wurde.

Kaum war dieses Unwohlsein halbwegs behoben, so mußte ich leider Zeuge eines anderen, ungleich ernsteren Unfalles werden. Unter den zahlreichen Gästen befand sich damals in Martonvásár ein naher Verwandter des Hauses, ein blutjunger Lieutenant Graf Isidor Deym. Vor Kurzem aus der Militärakademie getreten, that er sich auf seine in derselben erworbene Reitkunst nicht wenig zu Gute. Selbstverständlich wollte er an den Hetzjagden theilnehmen, welche zu jener Zeit in Martonvásár fast täglich geritten wurden. Es war an einem kalten Morgen und der Erdboden ziemlich fest gefroren, als wir wieder fröhlich hinauszogen zur Jagd. Bald war ein Hase aufgestöbert, eilends folgten die Windhunde und wir jagten hinterdrein, Deym voran, ich in einiger Entfernung hinter ihm. Plötzlich, wie wir so im Carrière dahinritten, muß Deym's Pferd mit einem Vorderfuß in ein Maulwurfsloch oder dergleichen getreten sein,

es knickte zusammen, Deym flog über den Kopf seines Pferdes hinweg und stürzte, hart mit der Stirne auf den gefrornen Boden aufschlagend, zur Erde.

Unbeschreiblich war der Schrecken, den ich empfand, als ich durch das frei umhersprengende Pferd auf den Sturz des Reiters aufmerksam wurde und denselben auf der Haide ausgestreckt, das Gesicht erdfahl, den Mund voll Blut, den Kopf auf die Kniee des vor mir hinzugekommenen Küraſſier-Oberlieutenants Stieglitz gestützt, daliegen sah. Bald versammelte sich die ganze Jagdgesellschaft an der Stätte des Unglücks; Geyza Brunsvik und Stieglitz ritten, was die Pferde nur laufen konnten, nach Martonvásár, um einen Wagen zu holen. Nachdem derselbe gekommen war, setzte ich mich zu dem Verunglückten, der eine sehr starke Gehirnerschütterung erlitten hatte, und brachte ihn in meinen Armen nach Hause.

Höchlich erschrak dort Alles über diesen bedauernswerthen Ausgang unserer in so heiterer Stimmung unternommenen Jagdpartie. Zunächst wurde der Wundarzt des Ortes, zugleich aber auch der berühmte Chirurg Balassa aus Pest nach Martonvásár entboten, und er machte, als er kam, ein gar ernstes Gesicht. Die äußerste Ruhe wurde empfohlen, und daß sie wirklich beobachtet werde, mußte nun den Gegenstand meiner strengsten Wachsamkeit bilden. Ich brachte die Nacht bei dem Kranken zu, trachtete ihn so sorgfältig zu pflegen, als ich nur immer vermochte, und erntete dafür die willkommene Belohnung, daß er mir in wirklich rührender Weise anhänglich ward.

Aber wie es schon so zu gehen pflegt im Leben, kaum war der Kranke besser geworden und kaum hatte Balassa jede Gefahr als beseitigt erklärt, da begann schon das lustige

Treiben von Neuem, und mich freute an demſelben am meiſten, daß auch meine Frau mehr Antheil an ihm nahm als ſonſt, und daß es nach und nach den Anſchein gewann, als ob ihre Schwermuth doch allmälig einer weniger düſteren Stimmung weiche. Auch ihr körperliches Befinden beſſerte ſich, und ſo trat ich denn mit der Hoffnung auf eine erfreulichere Zukunft in das Jahr 1854, nicht ahnend, daß es drei ſehr große Verluſte über uns bringen werde.

Für uns nicht zu denſelben zu rechnen, mir aber um des Eindruckes willen wichtig, den er auf meine Mutter hervorbrachte, war der Tod des berühmten Schauſpielers Korn, der am 23. Januar 1854, 72 Jahre alt ſtarb. „Von „dem Begräbniß zurückgekommen," ſchrieb meine Mutter am 27. meinem Bruder, „war ich geſtern ſo tief erſchüttert, „daß es mir ganz unmöglich war, Dir noch etwas zu ſchrei„ben, und ich mußte mich ruhig hinlegen, indem Dein guter „Vater alle Nachſicht mit mir hatte. Die allgemeine Theil„nahme war auch wirklich rührend, und wenn auch Mancher „nur aus Neugier anweſend ſein mochte, ſo zeigten doch „viele Hunderte deutlich ihren Antheil. Insbeſondere waren „viele alte Leute da, weit mehr als junge, und laut hörte „man ſagen: „„Was hat mir der für Freude und Ver„„gnügen gemacht!"" Meine ganze Jugend mit ihrem Glück „und Verluſt ſtand aufs Lebhafteſte vor meinen Augen: „mein verehrter Lehrer Collin, deſſen Schüler auch Korn „war, Theodor, der auch für ihn geſchrieben hatte, die Dar„ſtellungen der Aricia, Iphigenie, Leonore, Thekla, Beatrice, „Toni, Hedwig, Jertha, Alles, Alles mit ihm einſtudirt „und vorgeſtellt, ſo viele und allzeit nur erfreuliche und er„hebende Berührungen, niemals aber eine niedrige oder häß„liche Handlung, weder gegen mich, noch gegen ſeine übrigen

„Mitkünstler! Er war ein guter Kamerad und gar kein „Comödiant."

„Ungewöhnlich blaß war Anschütz, dessen eigene Kränk- „lichkeit ihm vielleicht auch zu Herzen ging, und Fichtner, „der ihm als Mensch und Künstler sehr ergeben war, wäh- „rend der alte achtzigjährige Koberwein heftig zitterte. Ach „Gott, wer kennt sein Inneres so genau, daß er deutlich „unterscheidet, was Schmerz für den zuletzt Verstorbenen, „was der für früher Dahingeschiedene, was Furcht vor „künftigen Verlusten zum Kummer beiträgt? Wie viel hie- „von gehört nicht der Ahnung des bald erfolgenden Hin- „scheidens, dem Gefühl des herannahenden Siechthums, dem „Bewußtsein des eigenen Alters? Die Erinnerung an so „manchen Jugendtraum, so heilige Begeisterung, so poeti- „sches Streben, so innige Empfindungen, und das Scheitern „so beseligender Hoffnungen ergriff mein Herz so heftig und „tief, daß ich es Dir sagen mußte. Es gehört dieses Gefühl „zu sehr zu meinem ganzen Wesen, als daß ich mich des „Trostes berauben konnte, es vertrauend überzugießen in „Deine Brust!"

Auch in ihren nächsten Briefen an meinen Bruder kam meine Mutter wiederholt auf den Tod Korn's zurück. Einen sehr schönen Nachruf an ihn, von Bauernfeld her- rührend, copirte sie und sandte ihn nach St. Petersburg, besonders aber freute sie sich darüber, daß Graf Moriz Dietrichstein, der ehemalige Oberstkämmerer, ein von ihm selbst zur Erinnerung an seinen Freund Korn verfaßtes Gedicht unter dieser Aufschrift und mit „Moriz Dietrich- stein" unterzeichnet, veröffentlichen ließ.

„So wurde es gedruckt," schrieb meine Mutter hier- über an meinen Bruder. „Es ist nicht so gelungen," setzte

ſie hinzu, „daß es das Abſchreiben lohnt, indeſſen iſt es „recht nett, und daß er es ſo drucken ließ, einfach als „Moriz Dietrichſtein an ſeinen Freund, ganz ohne alle „Flauſen, hat nicht nur mich ungemein gefreut, ſondern „auch meine Kaiſerin, alle Künſtler, die ganze Geſellſchaft. „Aber natürlich erhoben ſich mehrere Stimmen aus der hoch- „geſtellten Societät, insbeſondere einige böhmiſche Damen „dagegen und fanden es völlig unſchicklich, daß Seine Ex- „cellenz einen Künſtler öffentlich und gedruckt ſeinen Freund „nannte. Das kam ihm zu Ohren, und er verfaßte das „folgende Epigramm:

„An Moriz Dietrichſtein nach ſeinem Trauerrufe „an Max Korn."

„Ariſto's tadelten, daß Du ihn Freund genannt,
„Es zieme ſich im Ernſt nicht, noch im Scherz;
„Die Armen denken nicht, wie Du mit ihm verwandt,
„Ein einzig Wort genügt dafür, das Herz!"

„Der Fürſt*) hat natürlich eine große Freude daran „und zeigt es aller Welt."

So lebhaft nun auch meine Mutter den Tod Korn's empfand, ſo war er natürlich auch nicht von fern mit dem Verluſte zu vergleichen, welchen zwei Monate ſpäter ſie ſelbſt und unſere ganze Familie, insbeſondere aber mein Vater, durch das Hinſcheiden ſeines von ihm ſo ſehr geliebten Bruders, unſeres Onkels in St. Florian erlitt. Als meine Eltern ihn im Spätherbſte verließen, fanden ſie ihn trotz ſeines hohen Alters noch ſo wohl, daß ſie nicht beſorgten,

*) Dietrichſtein.

ſein Ende ſei nicht mehr fern. Aber in den letzten Tagen des Januar 1854 erkrankte er an der Gelbſucht; ſein Uebel ſteigerte ſich mehr und mehr und wurde immer bedenklicher. Am 22. März nahm der edle Greis in frommer Ergebung in die Fügung der Vorſehung die heiligen Sterbſacramente. Am 24. März, an einem Freitage, ging es mit ihm zu Ende. Unabläſſig waren ſeine Gedanken auf das Wohl des von ihm ſo ſehr geliebten Stiftes gerichtet, dem er mehr als dreißig Jahre hindurch in Hingebung und Treue ein muſterhafter Vorſtand geweſen war. Die ſchon brechenden Augen auf das Crucifix gerichtet, das ihm einer ſeiner ergebenſten Anhänger unter den jüngeren Conventualen, der Chorherr Marinelli aus Jeruſalem mitgebracht hatte, verlangte er durch Zeichen nach demſelben. Nachdem man es in ſeine Hände gelegt, küßte er es, dankte Gott für die ſchwere Prüfung, die er ihm auferlegte, und bat ihn mit kaum mehr vernehmbarer Stimme, er möge das ihm ſo theure Stift nicht verlaſſen. Kaum vermochte er dieſe letzten Worte noch auszuſprechen, ſo gab er, bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtſein, ſeinen Geiſt auf.

Mit ihm ſchied ein Prieſter von der Erde, von dem ich immer geglaubt habe und auch heute noch feſt überzeugt bin, daß er ein Mann war ſo recht nach dem Sinne des göttlichen Stifters unſerer Religion; für ſich ſelbſt voll Frömmigkeit und Pflichttreue, für Andere aber voll Milde, Sanftmuth und Toleranz. Er war aber auch ein Mann voll hoher geiſtiger, voll gründlicher wiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Bildung, wie ſie jetzt in unſerem Clerus faſt nirgends mehr anzutreffen iſt, und ſchon das ſchützte ihn davor, ein Eiferer, ein Frömmler zu ſein. Johann Georg Hamann, der Magus des Nordens, und Friedrich Heinrich

Jacobi waren die Philosophen, in deren Schriften er sich am liebsten vertiefte; die Ausgaben ihrer Werke, die er besaß, sind bedeckt mit Randglossen von seiner feinen und leserlichen Handschrift. Und seine Abhandlung über die Mängel der österreichischen Gymnasial-Einrichtung mit Vorschlägen zur Verbesserung derselben, in welcher er für das fortdauernde Studium der Classiker als Hauptaufgabe des Gymnasiums eintrat, besitzt auch heute noch dauernden Werth.

So schmerzlich uns auch das Hinscheiden unseres geliebten Onkels fiel, so konnten wir uns doch nicht verhehlen, daß er, wie Theodor Körner aus Anlaß des Todes des Großvaters meiner Mutter gesagt hat, in einem Alter starb, bei welchem man die ihren Zoll fordernde Natur nicht grausam nennen kann. Und eine Art von Trost lag für uns auch darin, daß der Pfarrer von Wösendorf, Friedrich Mayer, von seinen Mitbrüdern fast einmüthig zum Nachfolger meines Onkels erkoren wurde. Er war allzeit mit meinen Eltern innig befreundet, und seit wir ihn überhaupt kannten, also schon seit mehr als dreißig Jahren für uns Brüder von einer stets sich gleich bleibenden, wahrhaft väterlichen Güte und Theilnahme gewesen. Auch auf meine Frau und meine Tochter hatte er diese Güte, diese Theilnahme übertragen, und sie waren ihm kaum weniger anhänglich gesinnt als ich selbst. Wir Alle freuten uns daher, daß nachdem wir ja unseren Onkel nicht mehr zum Leben erwecken konnten, wenigstens derjenige sein Nachfolger wurde, den wir nach ihm unter allen Angehörigen des Stiftes am meisten liebten. War doch hiedurch unsere Verbindung mit dem uns so theuer gewordenen Orte auch noch ferner gesichert.

Der zweite Verlust, der uns im Laufe des Jahres 1854 schmerzlich traf, raubte uns zwar kein Mitglied unserer

Familie, aber einen Mann, in welchem das Haupt derselben, mein Vater, seinen größten Wohlthäter verehrte. Schon vor mehr als vierzig Jahren hatte er sich als solcher bewährt, und er blieb der Gesinnung, die ihn hiezu vermochte, allzeit gleichmäßig treu. Noch um vier Jahre älter als mein Onkel, war gleich ihm auch Fürst Franz Dietrichstein, damals schon siebenundachtzig Jahre zählend, von einer seltenen Frische und Regsamkeit des Geistes. Je älter er wurde, desto mehr ließ er seinem Hange zum Wohlthun freien Lauf. Wo es galt, irgend eine gute Sache zu fördern, stellte sich der Fürst mit ansehnlichen Summen an die Spitze, und insbesondere die Armen von Wien verehrten in ihm den Spender unerschöpflicher Gaben, wofür er denn auch im Jahre 1850 einstimmig zum Ehrenbürger der Hauptstadt erwählt wurde.

Der im Jahre 1852 erfolgte Tod seines Neffen, des Grafen Moriz, einzigen Sohnes seines gleichnamigen Bruders, hatte ihn tief berührt, weil hiedurch das Aussterben der Familie Dietrichstein fast zur Gewißheit geworden war. Aber an dem lebhaften Interesse, mit welchem er die Zeitereignisse verfolgte, wurde hiedurch ebenso wenig etwas geändert als an dem gütevollen Wohlwollen, das er der freilich nur kleinen Schaar seiner treuen Freunde und Anhänger allzeit bewahrte. In dem schönen, von ihm selbst erbauten, jetzt seiner Enkelin, der Gräfin Clam-Gallas gehörigen Hause in der Währingerstraße, welches man ebenso gut ein Palais als eine Villa nennen könnte, empfing er regelmäßig diese Freunde; mein Vater, der Orientalist Hammer-Purgstall und der Dichter Zedlitz waren seine häufigsten und am liebsten gesehenen Gäste. Der Erstere war auch, und außer ihm nur noch der Bruder, Graf Moriz, und der Sohn des

Fürſten, Graf Joſeph, bei dem letzten Mittagmahle anweſend, welchem mein Vater beim Fürſten nur wenige Tage vor deſſen Tode beiwohnte. Vor demſelben erwies ſich der Fürſt, in ſeinem Garten verweilend, heiter und ſeiner Gewohnheit nach etwas ſarkaſtiſch. Als ſein Sohn den Gedanken lobte, der dem eben ausgeſchriebenen National-Anlehen zu Grunde lag, bemerkte er lächelnd: „Ich ſehe Dich ſchon noch „im Miniſterium ſitzen.“ Und wie ſehr den Fürſten das vorherzuſehende Ausſterben ſeiner Familie beſchäftigte, bewies er auch dadurch, daß er, freilich halb ſcherzhaft, während des Eſſens die bekannten Verſe aus Müllner's „Schuld“ über das Schickſal des Hauſes Oerindur recitirte.

Einige Tage ſpäter, am 8. Juli 1854, verſchied ſanft der greiſe Fürſt, und ich will von ſeinen letztwilligen Beſtimmungen nur die hervorheben, derzufolge er nicht in ſeiner Familiengruft, ſondern, ein Gleicher unter Gleichen, mitten unter den Verſtorbenen Wiens auf dem Friedhofe zu St. Marx begraben ſein wollte. Obwohl er in den Civilſtand zurückgetreten war, ſo wohnten doch einem Befehle des Kaiſers zufolge ſämmtliche in Wien anweſende Generale ſeinem Begräbniſſe als dem eines Thereſienritters bei. Den rührendſten Schmuck aber erhielt dieſe ernſte kirchliche Feier durch die zahlloſe Menge von Armen, die ſich herbeidrängten und in dem Dahingeſchiedenen ihren großmüthigſten Wohlthäter beweinten. Ein ſchönes Marmordenkmal, von dem Bildhauer Max in Prag verfertigt, deckt ſeine Ruheſtatt. Es ſtellt den Fürſten liegend dar, in Civilkleidern, den Thereſienorden auf der Bruſt. Leider iſt das Monument durch rohen Muthwillen ſo arg beſchädigt worden, daß es kaum mehr in den urſprünglichen Zuſtand zurückverſetzt werden kann.

Der dritte Todesfall endlich, der uns im Jahre 1854 betraf, machte sich uns vielleicht noch schmerzlicher als die beiden anderen fühlbar, weil er uns nicht bloß eine nahe Verwandte, sondern eine sehr liebe Hausgenossin raubte, mit welcher wir ununterbrochen verkehrten, deren Dahinscheiden daher auch in unserem täglichen Leben eine ungemein peinliche Lücke verursachte. Es war dies die jüngere Schwester meiner Mutter, welche in unserer Familie kurzweg „Tante Mimi“ genannt wurde. Von Kindheit auf kränklich, besaß sie einen aufgeweckten Geist und eine Lebhaftigkeit des Wesens, welche den Verkehr mit ihr zu einem höchst anregenden machte. Jedes, auch das geringste Erlebniß wußte sie mit einer Anschaulichkeit zu erzählen, daß man es förmlich sich noch einmal ereignen sah. Ihr galt das hübsche Gedichtchen Grillparzer's, welches in dessen gesammelten Werken gedruckt ist und folgendermaßen lautet:

„Für Mimi Adamberger.“

„Sei krank! scholl Dir der Körper Fluch
„Beim Eintritt in das ird'sche Rund;
„Die Seele aber schüttelt: Nein,
„Und sagte: Sei gesund.“

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit des Geistes verband Mimi eine seltene Wärme des Herzens und der Empfindung, insbesondere für ihre Verwandten und Freunde. Daß sie ihrer älteren Schwester sehr nahe stand, ist wohl nicht zu verwundern, aber auch meinem Vater, ihrem Schwager, war sie eine treue Freundin. Mein Bruder galt um seiner Treuherzigkeit willen als ihr erklärter Liebling, zu meiner Frau war sie schon vor unserer Verheiratung in die besten

Beziehungen getreten, und meinem nun allmälig schon heranwachsenden Töchterlein brachte sie ein Herz voll Liebe entgegen. In ähnlicher Weise hatte sie sich zu den Kindern ihrer verstorbenen Schwester Dilg, ja auch zu ihren ihr nicht verwandten Freunden gestellt. Ganz besonders war sie dem jüngeren Zweige der Familie Schloißnigg zugethan, und die Tochter dieses Hauses, Angiolina, welche sich später mit einem Baron Sterneck vermälte, erfreute sich ihrer wärmsten Sympathie. Sehr gern hatte sie die Einladung von Mutter und Tochter Schloißnigg acceptirt, einen wenn auch nur kurzen Theil des Sommers bei ihnen in Klagenfurt zu verweilen. Am Spätabende des 20. September war sie nach mehreren äußerst vergnügt verlebten Wochen von dort nach Wien zurückgekehrt, und am frühen Morgen des 21. eilte ich von Hütteldorf nach der Stadt, um sie noch vor dem Besuche der Staatskanzlei zu sehen und nach ihrem Befinden zu fragen. Ich fand sie zu Bett und viel übler aussehend als gewöhnlich, aber ungemein heiter, und voll Lebendigkeit und Frische erzählte sie mir und meiner gleichfalls anwesenden Schwägerin Caroline von Schaeffer, der jüngsten Schwester meiner Frau, ihre Erlebnisse in Kärnten und rühmte die Gastfreundschaft, deren sie dort theilhaft geworden. Aber während sie so sprach, wurde ihre Stimme zusehends schwächer und schwächer und versagte endlich ganz. Ich sandte nach dem Priester, dem Arzte und nach meiner in Hütteldorf verweilenden Frau. Alle kamen eilends herbei, aber es ließ sich in keiner Weise mehr helfen. Völlig der Stimme beraubt und zu schwach, um zu schreiben, lag die Verscheidende da, jeder Möglichkeit zu einer Mittheilung nach Außen hin entbehrend. Aber voll Liebe und Güte waren ihre dunklen, melancholischen Augen

unabläſſig auf uns gerichtet; in ihrem ſprechenden Blicke lag das, was ſie mit Worten nicht mehr auszudrücken vermochte, die innigſte Empfindung für uns, die Trauer über das Scheiden für immer und die ſtille Ergebung in das, was Niemand zu ändern vermochte. Binnen wenigen Stunden war Alles vorüber.

1855—1856.

Der Monat Januar 1855 brachte uns ein freudiges und ein faſt gleichzeitig eintretendes überaus trauriges Ereigniß; wie nahe ſich die Licht- und die Schattenſeiten des Lebens liegen, wurde uns dadurch neuerdings wahrhaft überwältigend bewieſen. Das freudige Ereigniß beſtand in der unerwarteten Nachricht, mein Bruder, der nun ſeit mehr als anderthalb Jahren ununterbrochen in St. Petersburg verweilte, werde zu kurzem Beſuche zu uns nach Wien kommen.

Im Laufe dieſer Zeit war es meinem Bruder gelungen, ſich an ſeinem neuen Aufenthaltsorte eine angeſehene Stellung zu erwerben. Allerdings war ſeine ganze Perſönlichkeit hiezu wie gemacht; ſeine ruhige und doch gleichzeitig ungemein verbindliche Art, mit Anderen zu verkehren, gewann ihm leicht die Herzen der Menſchen. Sein gereifter Verſtand, ſeine ſeltene Bildung, die Wahrhaftigkeit und Feſtigkeit ſeines Charakters erfüllten Alle, die mit ihm in Berührung traten, mit hoher perſönlicher Achtung für ihn. Hiezu kam noch, daß er im Juli 1854 der Großfürſtin Katharina von Rußland, welche, die letzte noch am Leben befindliche Tochter der Großfürſtin Helene, an den Herzog Georg von Mecklenburg vermält war, in ſchwerer Entbindung, man darf wohl ſagen, das Leben zu retten vermochte.

Das ebenso umsichtige als rasche und geschickte Verfahren, welches mein Bruder in dieser schwierigen Lage beobachtet hatte, fand allseitig die wärmste Anerkennung, und sowohl seine erlauchte Patientin als ihre Mutter und ihr Gemal ehrten meinen Bruder in einer für ihn äußerst schmeichelhaften Weise. Aber auch ferner Stehende äußerten sich in gleichem Sinne, und ohne die Furcht, ein Amtsgeheimniß zu verrathen, theilte ich mit freudigem Stolze meinen Eltern den Inhalt eines aus St. Petersburg eingegangenen Berichtes des österreichischen Gesandten Grafen Valentin Esterházy mit, in welchem der Haltung meines Bruders bei der Entbindung der Großfürstin Katharina die wärmsten Lobsprüche gezollt wurden.

Das Vertrauen derselben und ihres Gemals zu meinem Bruder bot auch die Veranlassung dar zu seinem kurzen Erscheinen in Wien. Denn während der Reise, welche die Großfürstin Katharina in der zweiten Hälfte des Januar 1855 nach Strelitz unternahm, wollte sie von keinem anderen Arzte als von meinem Bruder begleitet sein. Das gewährte ihm die Möglichkeit eines für uns ganz unerwarteten Ausfluges nach Wien. Den Eindruck, welchen die Nachricht seiner bevorstehenden Ankunft in unserem Hause hervorbrachte, wird man wohl am besten aus den Worten ersehen, mit denen sie von meiner Mutter beantwortet wurde. Sie werden auch Zeugenschaft ablegen für die Einmüthigkeit der Gesinnung und der Gefühle, welche in unserem Familienkreise herrschte.

„Wenn wir schon," so schrieb meine Mutter am 25. Januar an meinen Bruder, „jeden Deiner Briefe mit „Freude begrüßen, so kannst Du ermessen, welchen Jubel „Dein gestern angekommenes Schreiben bei uns hervorrief.

„Aber Jubel kann ich es ja eigentlich gar nicht nennen, „denn wir waren sprachlos. Stumm lief ich, als ich die „erste Seite gelesen hatte, zu Nina und hielt ihr den Brief „hin. Mit ausbrechenden Thränen fiel sie mir um den Hals, „und keine von uns Beiden vermochte laut zu lesen. Als „es ihr endlich doch gelang, umarmten wir uns wieder „weinend, und nie werde ich der guten Seele diesen Augen„blick vergessen. Dann liefen wir Beide zu unseren Män„nern, die sich gleichfalls aufs Innigste freuten. Wo aber „ging ich dann hin? Zu meiner guten Kaiserin, die mich „voll Freude beim Kopf nahm und recht herzlich küßte. „Sie war theilnehmend wie eine Schwester."

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir, als nun mein Bruder wirklich kam, ihn nicht nur aufs Liebevollste willkommen hießen, sondern ihn auch bei uns beherbergten. Ich räumte ihm mein Schlafzimmer ein, und oft saß ich noch, wenn Alles um uns her sich schon zur Ruhe begeben hatte, in vertraulichem Gespräche bis tief in die Nacht hinein mit ihm zusammen. Nicht nur unsere persönlichen, sondern auch die öffentlichen Verhältnisse gewährten uns hiezu mehr als ausreichenden Stoff. Denn es war ja damals die Zeit des Krimkrieges; der Einmarsch der Oesterreicher in die Donaufürstenthümer hatte in Rußland eine äußerst gereizte Stimmung gegen unsere Regierung hervorgerufen, und es bedurfte des ganzen besonnenen Taktes meines Bruders, um einerseits sich selbst und seinem Vaterlande nichts zu vergeben und andererseits mit den Leuten in Rußland in Frieden zu leben.

Der für unsere Wünsche nur allzu kurze Aufenthalt meines Bruders wurde leider uns und ihm selbst durch ein außerordentlich trauriges Ereigniß, die urplötzlich ein-

tretende, lang dauernde Erkrankung meiner Frau gar sehr getrübt.

Man hätte sich nicht darüber verwundern dürfen, wenn der Tod meines Onkels, den sie so innig verehrte, und der meiner Tante, die sie wahrhaft liebte, den Zustand der Schwermuth, in welchem sich meine Frau seit dem Verluste ihres Söhnleins befand, wieder verschlimmert haben würden. Das war aber keineswegs der Fall. Schon während des Jahres 1853 hatte sich eine so merkwürdige Besserung gezeigt, daß sie in ihre freilich nur seltenen, gleichsam ein Tagebuch bildenden Aufzeichnungen, die bisher fast nur in bitteren Klagen um ihr entschlafenes Kind bestanden hatten, in den ersten Tagen des Jahres 1854 die Worte eintrug:

„Das alte Jahr ist vorüber, das neue hat begonnen; „ich danke Gott, wenn es uns in demselben so gut „wie in dem verflossenen geht. Alfred und Gusti“ — mein Name und der unserer Tochter — „waren mit wenig Aus„nahmen wohl, auch mir ging es erträglich, wir haben „manches Angenehme und kein Unglück erlebt und waren ver„gnügt und zufrieden, insbesondere während des Sommers.“

„Am 24. März,“ schrieb sie etwa drei Monate später in ihr Tagebuch ein, „ist der gute Onkel in St. Florian „gestorben. Ich habe seinen Verlust tief und schmerzlich „empfunden; er war für mich immer voll Freundlichkeit „und Wohlwollen und so unendlich gut und liebevoll für „meine Kinder. Nie werde ich die herzliche Theilnahme ver„gessen, die er mir bei Max' Tod bewies, und so lange „ich lebe, will ich ihm eine dankbare Erinnerung bewahren. „Er war ein Priester im wahren Sinne des Wortes, mild, „gütig und verständig.“

„In Hütteldorf ist es uns dies Jahr sehr gut ge„gangen, ebenso in Martonvásár, wo man uns mit Freund„lichkeiten überhäufte. Der Sommer und der Herbst ver„gingen blitzschnell, könnte ich nur dasselbe vom Winter „sagen. Ich will hoffen, vertrauen und den Muth nicht „verlieren; mit Gottes Hilfe wird es ja besser werden."

Einen Augenblick schien es wirklich, als ob diese freudige Hoffnung sich erfüllen sollte. Ja sogar das Gefühl des Glückes hielt wieder seinen Einzug in das früher so verdüsterte Gemüth meiner armen Frau, und am 22. December schrieb sie nach Worten über mich, welche hier zu wiederholen mir die Bescheidenheit verbietet: „Ich kann Gott „nicht genug danken, daß Er mich als Frau so glücklich „gemacht hat."

Binnen wenig Wochen schon trat jedoch eine ganz furchtbare, unbegreifliche Veränderung ein, die meine arme Frau in bodenlose Trübsal stürzte, mir selbst das Leben verbitterte und meiner heranwachsenden Tochter die schönste Jugendzeit gründlich vergällte.

Ich weiß den qualvollen Zustand, in welchen meine Frau nun verfiel, nicht anschaulicher zu schildern, als indem ich die wenigen Stellen citire, die sie selbst hierüber in ihr Tagebuch schrieb. „Die Verstimmung," so sagt sie am 26. März, „die ich schon seit Beginn dieses Jahres fühlte „und mir durchaus nicht erklären kann, hat sich seit Anfangs „Februar so sehr gesteigert, daß ich meinen Vater und auch „meinen Schwager, der für einige Wochen aus St. Peters„burg hier war, deshalb um Rath fragte. Sie nennen es „eine Aufregung, einen Reiz der Nerven, ein unerklärliches „Uebel, das mich entsetzlich leiden macht und unerträglich „quält, ohne daß ich den geringsten Schmerz dabei empfinde.

„Das dauert nun schon viele Wochen, war die erstere Zeit „ganz furchtbar und ist auch jetzt noch unendlich peinlich. „Ich erwache täglich mit einem Gefühle der Angst und Un„ruhe, das ich nicht zu beschreiben vermag und welches um „so quälender ist, da ich gar nichts thun und leisten kann „und der Gedanke mich beständig martert, es müsse ein „furchtbares Ende mit mir nehmen. Ganz unerträglich ist „dieser tiefe Mißmuth und die Erschlaffung aller Lebens„thätigkeit, die er erzeugt. Wie lange kann, wie lange wird „das so fortdauern, möchte ich beständig fragen, und wie, „woher kam das über mich? Mein geliebter, armer Alfred „ist unerschöpflich in Trostworten und Trostgründen, voll „Hoffnung und Zuversicht für eine baldige, vollständige Ge„nesung. Ich aber kann nicht glauben, daß ich gesund werden „soll, denn ich begreife nicht, daß ich krank bin, und möchte „doch jedem Menschen erzählen, wie elend ich mich fühle."

So voll Trübsal verfloß uns der Frühling und der Sommer, welch Letzteren wir dies Jahr der etwas geringeren Entfernung wegen nicht mehr in Hütteldorf, sondern in Pötzleinsdorf verlebten. Wir bewohnten dort ein sehr nettes Häuschen auf der Höhe des Berges, über welchen die Straße nach Neustift führt. Fast mit Niemand pflogen wir Umgang außer mit der Familie meiner Frau, welche, um ihr näher zu sein, gleichfalls nach Pötzleinsdorf gezogen war. Sonst verkehrten wir nur noch mit meinem ehemaligen Studien- und Reisegenossen Rudolf Salzmann und seiner überaus anmuthigen und reizvollen Gattin. Sie besaßen ein Paar allerliebste kleine Mädchen, welche, obgleich ziemlich viel jünger als meine Tochter, der Letzteren in ihrer Vereinsamung doch gar willkommene Spielgenossinnen waren.

Sie bedurfte in der That dieſes Troſtes, denn ihre Tage floſſen gleich den unſrigen recht traurig dahin. Auch ein Ausflug, den ich auf Anrathen meines Schwiegervaters und insbeſondere meines Bruders noch im Juni mit Frau und Kind unternahm, brachte in dem Befinden der Erſteren keine dauernde Beſſerung hervor. Beide Aerzte waren der Meinung geweſen, daß ſtarke und anhaltende körperliche Bewegung meiner Frau gut thun werde. Wir ſetzten dieſelbe derart ins Werk, daß, nachdem wir zum Beiſpiel von Wien nach Mürzſteg mit der Bahn und im Wagen gefahren waren, wir am 13. Juni um ſechs Uhr Morgens, nur von einem Träger begleitet, die Mürz entlang, an dem hübſchen Waſſerfalle „beim todten Weibe“ vorüber, durch das Thal der Frein in etwa ſechs Stunden zu Fuß nach Maria-Zell gingen. In ähnlicher Weiſe verfuhren wir auch an den folgenden Tagen. Am 14. Juni brachte uns ein einſpänniges Wägelchen nach Weichſelboden, und kaum hatten wir uns in dem dortigen beſcheidenen Gaſthauſe inſtallirt, ſo traten wir auch ſchon den Weg in das enge Felſenthal, die Hölle genannt, und von da, von einem Jäger des Erzherzogs Johann geleitet, den nach dem ſogenannten Ringe an, wo uns und insbeſondere unſerem Töchterchen der Anblick einer beträchtlichen Anzahl von Gemſen und das Beobachten ihrer luſtigen Capriolen viel Spaß machte.

Ueber Hieflau und Admont begaben wir uns nach Spital am Pyhrn, wo wir mit meinem treuen Jugendfreunde Hayden zuſammentrafen und uns von ihm nach ſeinem Beſitzthume Dorff bei Schlierbach geleiten ließen. Dort fanden wir auch von Seite ſeiner Frau, welche der in jener Gegend weit verzweigten und uns ſeit unſerer Studenten-

zeit sehr befreundeten Familie Redtenbacher angehört, die liebenswürdigste Aufnahme.

In Dorff schlugen wir nun unser Hauptquartier auf und machten von dort nicht nur ausgiebige Spaziergänge, sondern auch einen recht weit ausgedehnten Ausflug, der uns nach Gmunden und Ischl führte. Die Langbathseen und Hallstadt, sowie der Waldbachstrub wurden besucht, und endlich machten wir die sogenannte Drei Seen-Partie, auf der man Theile des Wolfgangsee's, des Mondsee's und des Attersee's überschifft, und welche an die Gehkraft einer Frau eine nicht ganz geringe Anforderung stellt.

Nach Gmunden zurückgekehrt, trafen wir von da aus mit dem Ehepaar Hayden in Scharnstein wieder zusammen, von wo wir den Almsee besuchten, den wir vor elf Jahren auf unserer Hochzeitsreise in weit ungetrübterer, glücklicherer Stimmung gesehen hatten. Aber noch unendlich viel weiter, bis in meine Kremsmünsterer Zeit reichten die fröhlichen Erinnerungen zurück, die sich für mich an den Almsee knüpften, und die freilich zu nichts dienten, als den Anlaß zu bieten zu wehmüthigen Betrachtungen über den Unterschied, wie man sich die Zukunft träumt und wie sie sich oft in Wirklichkeit gestaltet.

Zum zweiten Male in Dorff beherbergt, unternahmen wir von dort aus am 1. Juli bei herrlichstem Wetter, nur in Begleitung Hayden's und eines Trägers, die Besteigung der Gratenalm, wo ich ebenfalls schon von Kremsmünster aus, und zwar vor einundzwanzig Jahren gewesen war. Ungemein wacker hielten sich meine Frau und meine Tochter bei der doch über drei Stunden dauernden Ersteigung. Der Abend und der Sonnenuntergang von dem eine prachtvolle Aussicht darbietenden Höhepunkte des Herrentisches war

wunderbar schön, ebenso am nächsten Morgen der Sonnenaufgang, den ich allein von dort aus beobachtete.

Auf dem etwas beschwerlichen Wege über die Bodenstaller Alm nach dem Thale zurückgekehrt, fanden wir dort unseren Wagen, der uns in rascher Fahrt nach den pittoresken Stoderthälern, dem vorderen und dem hinteren Stoder brachte. Dort sahen wir den prächtigen Wasserfall der Steyr, die Stromboding, den geheimnißvollen Ursprung der Piesling, die imposanten Felswände des großen Priel und den anmuthigen Gleinkersee.

Nachdem wir uns von unseren gastfreien Freunden, die uns noch von Dorff nach Hall geleiteten, verabschiedet hatten, fuhren wir von dort nach St. Florian, welches wir nach dem Tode meines Onkels zum ersten Male wieder besuchten. Trotz des herzlichen Empfanges, den wir von Seite des neuen Prälaten fanden, wurde doch die theure, ehrwürdige Gestalt des geliebten Verstorbenen von uns überall wehmuthsvoll vermißt: an der Treppe, auf deren oberster Stufe er uns, das Sammtkäppchen in den Händen, stets so liebreich bewillkommt hatte, im Prälatenzimmer, eifrig ab und zu gehend in traulichem Gespräche, in der Kirche endlich, entweder im vordersten Chorstuhle links in andächtiges Gebet versunken oder mit seiner sympathischen Stimme das Hochamt celebrirend. Unser erster Gang am nächsten Morgen führte uns daher auch zur Kirche und dann zum Grabe des Onkels, der inmitten seiner Stiftsbrüder unter einem einfachen, aber geschmackvollen Denksteine ruht. In innigster und gerührtester Dankbarkeit dachte ich an dieser für uns geheiligten Stätte der unerschöpflichen Güte des edlen Verstorbenen für meine Eltern, für meinen Bruder und mich, für meine Frau und mein Kind.

Von St. Florian aus unternahmen wir noch einen Ausflug nach dem Mühlviertel, wo wir in der Hangleithen von meiner Ziehschwester Nanny Stainінger und im Geyerhammer bei Leopoldschlag von dessen damaligem Besitzer, meinem Vetter Karl Moser herzlichst empfangen und ich möchte fast sagen, gefeiert wurden. „Nichts fehlte mehr," schrieb ich meinem Bruder, „als daß sie uns Triumph-„pforten errichtet hätten." Wir pilgerten zu dem Hause unserer Großeltern, besuchten unsere Verwandten, und unsere Anwesenheit erregte überall lebhafte Freude.

Aber alles dies brachte doch in der Hauptsache, um derentwillen wir unsere Reise unternommen, in dem Befinden meiner Frau gar keine Aenderung hervor. Ohne hierin auch nur die geringste Besserung erzielt zu haben, kehrten wir tief betrübt nach Wien und nach Pötzleinsdorf zurück. Auch während des Sommers blieb Alles im Gleichen, und das gegen den Herbst immer heftiger werdende Auftreten der Cholera war ebenfalls nicht geeignet, unsere sehr darnieder gedrückte Stimmung etwas zu erhöhen. Obwohl gar Niemand von unserer Familie, meinen in Ischl verweilenden Onkel Heinrich Adamberger allein ausgenommen, sich einer besonderen Aengstlichkeit hingab, so zeigte doch der rasche Tod einer großen Anzahl unserer Bekannten und die plötzliche schwere Erkrankung meines Schwiegervaters, der in der Nacht vom 12. zum 13. September mit den Sterbsacramenten versehen werden mußte, die Größe und die Nähe der Gefahr in erschreckender Weise. Aber dieser Anfall, so heftig er auch gewesen, ging doch wieder glücklich vorüber, und nachdem er ihn überstanden, kam mein Schwiegervater zu uns nach Pötzleinsdorf, sich dort völlig zu erholen.

Am beſten von uns ging es damals meinem Vater, welcher Anfangs September eine auf zwei Monate berechnete Reiſe zuerſt nach London und dann nach Paris angetreten hatte, welche beiden Städte er zum erſten Male ſah und deren Beſuch ihn mit dem höchſten Intereſſe erfüllte. Noch war er von dort nicht zurück, als ich am 16. October mit meiner noch immer leidenden Frau und unſerer Tochter wieder nach Martonvásár aufbrach. Denn die Gräfin Brunsvik und ihre Kinder gaben uns gerade dann die kräftigſten Beweiſe ihrer Freundſchaft und Güte, wenn wir derſelben am meiſten bedurften. Beſondere Hoffnung baute ich, der Meinung meines Bruders folgend, auf die ſtarke Bewegung des Reitens, der denn auch meine Frau während unſeres vierwöchentlichen Aufenthaltes in Ungarn ſehr häufig, oft bis zu zwei Stunden und in ſchärfſtem Tempo oblag. Eigenthümlicher Weiſe trat, ſo lang wir in Ungarn verweilten, noch gar kein Anzeichen einer Beſſerung hervor. Aber ſchon wenige Tage darauf konnte meine Frau in einem Briefe an meinen Bruder ſich über ihr Befinden in weit günſtigerem Sinne äußern, und wirklich hielten dieſe Fortſchritte ungeſtört an; bald glaubte meine Frau ſich vollkommen geheilt und ich theilte dieſe Meinung. Beſonders glücklich war ſie, daß ſie die Oſtertage des Jahres 1856 mit ihren Eltern und allen Geſchwiſtern — acht an der Zahl — in vollſtem Wohlſein begehen konnte. Denn mein älteſter Schwager Ignaz, der, ein Zögling der orientaliſchen Akademie, mehr als acht Jahre hindurch in Jaſſy, Conſtantinopel, Smyrna und Alexandrien gedient hatte, war vor Kurzem zum Leiter des öſterreichiſchen Generalconſulates in London ernannt worden und befand ſich auf der Reiſe dorthin vorübergehend in Wien. Meine

Frau ſtand immer in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu ihm und war, wenn ſie nicht Krankheit daran verhinderte, die fleißigſte Correſpondentin, die er in der Heimat beſaß. Noch Ende April freute ſie ſich darüber, daß ſie ſchon mehrere vergnügte Briefe von ihm aus London bekommen hatte, wenige Tage ſpäter aber war Alles vorbei, und nach einem etwa fünfmonatlichen Intervall trat der frühere Krankheitszuſtand mit gleicher, ja vielleicht noch größerer Heftigkeit als zuvor wieder auf. Auch ein Ereigniß, das ſie unter anderen Umſtänden gewiß mit Freude begrüßt haben würde, und welches darin beſtand, daß ich endlich nach langem und fruchtloſem Harren zum Hofſecretär im Miniſterium des Aeußern ernannt wurde, ging jetzt ganz unbeachtet an ihr vorüber.

Unter den Glückwünſchen, die mir zu meiner ſpäten Beförderung zukamen, möchte ich nur den Schmerling's hervorheben, welchen derſelbe mit der Bemerkung begleitete, ſeiner Anſicht nach hätte ich längſt ſchon eine größere Anerkennung verdient. „Allein die üble Gewohnheit," fügte er hinzu, „welche kurze Zeit in den Jahren 1848 und 1849 „beſtand, auch Männer mit braunen Haaren zu befördern, „iſt abgelegt und das beliebte Grau wieder Mode geworden."

So ſchmerzlich auch der erneuerte und wo möglich noch intenſivere Krankheitszuſtand meiner Frau für mich war, ſo ließ ich doch keineswegs die Hände muthlos in den Schooß ſinken, ſondern trachtete vielmehr in Erfüllung meiner Pflicht Alles anzuwenden, wodurch vielleicht doch noch Heilung geſchafft werden könnte; unabläſſig ſchaute ich daher nach Wegen aus, welche zur Erreichung dieſes Zweckes einzuſchlagen wären. Unverzügliche Abreiſe nach Franzensbad wurde beſchloſſen; ſo früh im Jahre — Anfangs

Juni — erhielt ich leichter Urlaub als ſpäter, da mein Departementschef noch in Wien blieb. Meine Mutter aber, allzeit bereit, dort hilfreich einzutreten, wo es auf eine Handlung der Selbſtaufopferung ankam, erbot ſich freiwillig, uns nach Franzensbad zu begleiten.

Bei dem ſpärlichen Vorhandenſein von Eiſenbahnen gelangte man damals faſt am raſcheſten und gewiß am bequemſten von Wien nach Franzensbad, wenn man den, geographiſch betrachtet, großen Umweg nicht ſcheute und mit der Bahn nach Dresden, Leipzig und Plauen, von da aber mit einem Wagen nach Franzensbad fuhr. Dies thaten denn auch wir, und ſo fügte es ſich, daß meine Mutter binnen weniger als vier Jahren zum zweiten Male nach Dresden kam, wohin ſie ſich früher ſo lange Zeit hindurch fruchtlos geſehnt hatte.

Schon an einer anderen Stelle erwähnte ich, daß ſie über ihr dereinſtiges bräutliches Verhältniß zu Körner nur ſelten ſprach und hierüber in einem gleichſam ehrfürchtigen Stillſchweigen verharrte. Aber man würde ihr doch gewaltiges Unrecht thun, wenn man auch nur einen Augenblick glauben wollte, ſie habe das, worüber ſie ſchwieg, auch in Vergeſſenheit begraben. Hie und da brach ſich gleichſam wider ihren Willen eine Kundgebung Bahn, aus der es ſich deutlich ergab, wie erfüllt ſie noch war von dem Andenken an den geliebten Todten, und wie ſie nur darauf ausging, die Trauer um ihn mit der Treue für den lebenden, von ihr gleichfalls innigſt geliebten Gatten zu vereinen. So hatte ſie, wie ich eigentlich erſt bei dem aufmerkſamen Durchgehen ihres handſchriftlichen Nachlaſſes erſah, im Jahre 1817 über ihre Vermälung an Vater Körner geſchrieben. Die Antwort desſelben ging verloren, und Jeder-

mann, der den unangenehmen Eindruck kennt, welchen es allzeit hervorbringt, wenn ein Brief, auf den man besonderen Werth legt, unerwiedert bleibt, kann ermessen, wie kränkend dies für meine Mutter gewesen sein muß. Dennoch schrieb sie nach etwa drei Jahren neuerdings an Theodors Vater, und diesmal erhielt sie auch von ihm eine sehr herzliche Antwort. Wir besitzen diesen Brief, der vom 19. Juli 1820 aus Löbichau bei Altenburg datirt ist, wo Körner sich vorübergehend bei der Herzogin von Curland aufhielt, aber auch nur ihn allein; dennoch scheinen noch einige zwischen meiner Mutter und dem älteren Körner gewechselt worden zu sein, bis endlich auch diese Correspondenz versiegte. Nach Körner's Tode bestand lange Jahre hindurch gar keine Verbindung mehr zwischen seiner Witwe und meiner Mutter; schließlich ließ es aber doch der Letzteren keine Ruhe, und es ist gewiß nicht ohne Interesse zu hören, daß sie, wie sie selbst sagt, auf dringendes Zureden der Kaiserin Caroline Auguste, „die mein Inneres durch „und durch kennt, weil ich kein Hehl vor ihr habe", und auf deren Rath durch Vermittlung ihrer alten Freundin Pichler an Theodor's Mutter schrieb.

„Trotz meiner sehr glücklichen Ehe," heißt es in dem zurückbehaltenen Entwurfe dieses Briefes, von welchem ich freilich nicht mit voller Bestimmtheit weiß, ob er vor seiner Absendung nicht wieder geändert wurde, „trotz des aus„gezeichneten Charakters meines braven, edlen Mannes, „trotz meiner geliebten Kinder empfinde ich es tief, daß ein „gewisses Gefühl nur einmal im Leben das Herz erfüllt „und nie wieder. Nach achtzehn Jahren schrieb ich zum „ersten Male wieder ein Gedicht von Theodor ab, sah zum „ersten Male wieder seine Schriftzüge, und für lange, lange

„Zeit war die Ruhe fort und ich konnte mich nicht finden „in das tägliche Geleise. Alles ist sorgfältig verwahrt als „Heiligthum, auch seine erste goldfarbene Locke, die Sie „mir einst gaben, aber sehen kann ich es nicht, wenn ich „meine Pflichten im Leben ruhig und gefaßt erfüllen soll."

Eine überaus freundliche Antwort empfing meine Mutter auf diesen Brief; ihr folgte vier Jahre später ein zweiter, noch ausführlicherer, vom 16. Mai 1838 datirt, wahrscheinlich der letzte Brief, den sie überhaupt von Theodors Mutter erhielt.*)

Die erste Mittheilung, daß unsere Mutter dereinst die Braut Theodor Körner's gewesen sei, den wir schon als Knaben so glühend verehrten, hatten wir von einem Jugendgespielen, dem Grafen Arthur Batthyány erhalten. Meine Mutter war Anfangs ein klein wenig bestürzt über diese Entdeckung, aber sie besaß durchaus keine triftige Ursache hiezu, denn wir liebten sie deshalb nur noch inniger und bildeten uns noch mehr auf sie ein, als es ohnehin schon der Fall war. Besonders erfreut und stolz aber waren wir dann, wenn sie einmal, was überaus selten geschah, das sonst sorgfältig beobachtete Stillschweigen brach und uns von Theodor erzählte. Ich kann mir denken, wie es meinen Bruder beglückt haben muß, als ihm in der zweiten Hälfte des August 1844 meine Mutter von Maschau in Böhmen aus, wo sie, wie ich bereits an einem früheren Orte erwähnte, bei der Familie des Grafen Joseph Dietrichstein mehrere Wochen zubrachte, über die Freude schrieb, mit

*) Die beiden Briefe von Körner's Mutter und der frühere von seinem Vater an meine Mutter wurden seither abgedruckt in der Publication von Rudolf Brockhaus: Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig, 1891. S. 193—198.

welcher der Plan zu einem Ausfluge nach Dresden, der Geburtsstadt Körner's sie erfüllte. „Ach Gott, wie glücklich „wäre ich," sagt sie da, „wenn dieser Gedanke sich ver„wirklichen ließe. Wenn ich nach Dresden käme, würde ich „mich freuen wie ein Kind. So nahe könnte ich, und viel„leicht noch dazu an seinem Todestage, seiner Geburtsstätte „sein. Aus Körner's Garten brächte ich Dir dann ein Blatt „oder einen Stein mit."

Mein Bruder muß sich jedoch, wie es scheint, gegen diesen Ausflug erklärt haben, und meine Mutter stimmte ihm schließlich sogar zu: „Ich glaube, Du hast ganz Recht," schrieb sie ihm am 1. September 1844, „und es ist besser, „wenn ich Dresden nicht sehe." Gleichzeitig aber berichtete sie ihm über eine Fahrt nach dem Schlachtfelde von Kulm, und was sie darüber schrieb, zeigt deutlich, wie sehr damals ihr Inneres von der Erinnerung an Körner erfüllt war. „Vielleicht war ich ermüdet," so lauten ihre Worte, „viel„leicht zu sehr aufgeregt, ich weiß es nicht, aber als wir „an dem ersten Monument standen, die höchst bewegliche „Fürstin Collorebo mir mit der Hand auf das andere „zeigte und sagte: „„Das dort wird Ihnen gefallen,"" sich „dann umwendete und mit ihrem Begleiter ins Haus ging, „als ich da ganz allein vor dem kolossalen Denkmal eines „großen Mannes stand, dem die Krieger auf dem blutigen „Schlachtfelde selbst dieses Andenken gesetzt, da brach meine „ganze Kraft mit einem Male zusammen. Alle Helden sah „ich fallen, allen Kriegern galt dies Denkmal. Niemand „sah mich, Alles war im Hause mit der Fürstin beschäftigt, „Jeder hatte ein Anliegen, Niemand achtete meiner. Dennoch „hatte ich nicht den Muth, auf meine Kniee zu sinken und zu „beten, Gott nimmt es ja auch stehend an. Unaufhaltsam

„stürzten meine Thränen hervor, ich schluchzte so schmerz-
„lich, als ob mir die Brust zerspringen müßte, und war
„erschüttert wie seit langen Jahren nicht."

„Mißverstehe mich nicht, mein guter Sohn, und halte
„mich nicht für exaltirt, wenn manchmal fast jugendlich
„mein Gefühl überströmt. Stört es doch nicht mein Glück,
„stellt es sich doch nicht zwischen meine Pflicht und meinen
„Frieden. Wie glücklich ich aber bin, daß ich Dir das Alles
„sagen kann, das ist eine Freude, die Du jetzt noch nicht
„ermessen kannst, eine unsägliche Freude! Gott gebe, daß
„dieses Verhältniß nie und durch nichts gestört werden könne."

Nur im Vorbeigehen möchte ich erwähnen, daß die Fürstin Christiane Colloredo, von der hier meine Mutter spricht, die Gemalin des Fürsten Franz Colloredo war, der damals als Oberst und Commandant eines Jägerbataillons zu Komotau in Garnison lag. Sie war eine Schwester des nun gleichfalls schon verstorbenen Grafen Eduard Clam-Gallas, welcher sechs Jahre später — 1850 — sich mit der jüngsten Tochter meines Taufpathen, der bildschönen Gräfin Clotilde Dietrichstein vermälte.

Das im Jahre 1844 gescheiterte Project meiner Mutter, Dresden zu besuchen, ging 1852 in Erfüllung. Sie machte damals gemeinschaftlich mit ihrer verehrten Freundin, der Baronin Lilien, eine Herbstreise nach Norddeutschland, während deren sie Dresden, Hannover, Hamburg und Berlin besuchte. Da sie aber zu jener Zeit schon lang kein Tagebuch mehr führte und auch keine briefliche Mittheilung hierüber vorhanden ist, vermag ich nichts Näheres über den Eindruck zu sagen, welchen Dresden auf sie hervorbrachte. Und ebenso weiß ich nicht, ob sie in dem nahegelegenen Loschwitz war, denn dort befinden sich ja das Landhaus

und der Garten, welche dereinſt Theodor Körner's Eltern gehörten.

Es gereicht mir wohl nicht gerade zur Ehre, kann aber doch vielleicht einigermaßen entſchuldigt werden, wenn ich offen geſtehe, daß ich im Juni 1856 durch den Krankheitszuſtand meiner Frau ſo ganz in Anſpruch genommen wurde, daß die ſchmerzlichen Jugenderinnerungen, welche ſich für meine Mutter an Dresden knüpften, bei unſerem Beſuche dieſer Stadt für mich ſo ziemlich in den Hintergrund traten. Und ihr eigenes Benehmen verleitete mich gleichfalls hiezu, denn ſie zeigte ſich ausſchließlich um meine Frau und mit ihr beſchäftigt, und durch gar nichts verrieth ſie, was in ihr vorging. Dennoch nahm ſie meinen Vorſchlag, am Nachmittage nach Loſchwitz zu fahren, freundlich und dankbar an. Leider waren wir hiebei wenigſtens inſofern nicht vom Glücke begünſtigt, als wir gleich bei unſerer Wegfahrt von Dresden von einem ganz ungewöhnlich ſtarken Gewitter überfallen wurden. Als wir die Elbebrücke paſſirten, goß es in Strömen, und wir wären wahrſcheinlich überall umgekehrt, nur dort thaten wir es nicht, wo gerade Loſchwitz das Ziel unſerer Fahrt war. Glücklicher Weiſe hörte, als wir dorthin kamen, der Platzregen auf, aber er hatte ſo arge Verwüſtungen angerichtet, daß wir die männliche Bevölkerung von Loſchwitz, mit allerlei Werkzeugen ausgerüſtet, auf den Beinen trafen, um thätig Hand anzulegen zur Ausbeſſerung der angerichteten Schäden. Der Moment zum Beſuche des Körnerhauſes war alſo nicht gerade günſtig; dennoch fanden wir daſelbſt, und zwar von Seite eines Fräuleins von Gutſchmid, einer ſchon älteren Dame, der das Haus nun gehörte, zuvorkommende Aufnahme. Zwei ſehr hübſche Nichten und eine ungemein freundliche Geſell-

schafterin bildeten ihren anheimelnden Kreis. Man geleitete uns im Hause umher; voll innerer Bewegung sah meine Mutter die Zimmer, in welchen Theodor als Knabe gewohnt hatte, und den Garten, den ersten Schauplatz seiner kindlichen Spiele. Den Weinberg und das auf demselben thronende Häuschen zu besuchen, in welchem bekanntlich Schiller als Gast seines Freundes Körner den „Don Carlos“ schrieb, unternahmen wir allein, denn durch den vorhergegangenen Regenguß war dort das Erdreich so aufgeweicht, daß das Hinansteigen nicht gerade angenehm war; außerdem blieben wir ja überhaupt auch am liebsten allein. Nach überstandenem Gewitter war der Abend ganz prächtig, und vom Schillerhäuschen aus sahen wir in gehobener Stimmung einen herrlichen Sonnenuntergang mit an. Ueber das, was meine Mutter dabei fühlte, sprach sie weder damals mündlich, noch später schriftlich sich aus, aber ohne einen sehr tiefen Eindruck zu empfangen kann sie diesen Besuch in Loschwitz nicht gemacht haben, von dort nicht geschieden sein.

Ueber Leipzig und Plauen nach Franzensbad gekommen, nahmen wir dort eine hübsche und gut gelegene Wohnung. Von dem spärlichen Verkehre mit Anderen redend, den wir unterhielten, möchte ich vor Allen meinen gütigen Gönner, den damaligen Feldzeugmeister von Heß nennen, der mir Zeit seines Lebens besonders freundlich gesinnt war. Sonst gingen wir fast nur mit dem Advocaten Dr. Heidmann aus Wien und seiner Frau, sowie mit dem Ehepaare Rittmayer aus Triest um, das sich trotz seines Reichthums und seines eleganten Wesens, welches mit unserer Schlichtheit ziemlich stark contrastirte, gar sehr mit uns befreundete.

Nach etwas mehr als dreiwöchentlichem Aufenthalte in Franzensbad kehrten wir am letzten Juni 1856 ganz unverrichteter Dinge von dort nach Wien zurück. So übel ſtand es um meine Frau, daß ſie zu jener Jahreszeit unmöglich in der Stadt bleiben konnte. Es wurde alſo ein neues Mittel, ein längerer Aufenthalt im Hochgebirge verſucht und meine Frau nach Oberrain bei Unken an der ſalzburgiſch-baieriſchen Grenze geſendet. Da ich ſie nicht neuerdings begleiten konnte, ſchloß ſich meiner Mutter, die ſich auch jetzt hiezu anbot, meine Schwiegermutter an. Auch mein damals elfjähriges Töchterlein machte die Gebirgsreiſe mit, und mein Schwiegervater folgte ſpäter gleichfalls nach.

Aus vier weiblichen Weſen des verſchiedenſten Alters beſtehend, trat die kleine Karawane am 17. Juli donauaufwärts ihre Reiſe an. Um meiner Frau, die ſich nur ſchwer von mir trennte, den Abſchied zu erleichtern, begleitete ich ſie auf dem Dampfſchiffe bis Tulln. Dort ſtieg ich aus und wanderte dann allein zu Fuß über Tulbing und den damals noch reizenden, durch dichte Waldeinſamkeit führenden Tulbingerſteig verfolgend, bis Neuwaldegg bei Wien, von wo ich nach der Stadt fuhr. Hier hauſte ich nun in unſerer gemeinſamen Wohnung allein mit meinem Vater, mich ausſchließlich meinen Arbeiten widmend, ſowohl denen für mein Amt als denjenigen, welche das größere Werk mir auferlegte, mit dem ich mich bereits ſeit drei Jahren eifrigſt beſchäftigte.

Schon in der Vorrede zu meiner Lebensbeſchreibung des Feldmarſchalls Grafen Guido Starhemberg bezeichnete ich es als den hauptſächlichſten Grund, der mich zu dieſer Arbeit bewog, daß Starhemberg ein Zeitgenoſſe und Mitkämpfer des Prinzen Eugen von Savoyen war, daß durch

die Schilderung der Erlebniſſe des Erſteren auch viel Licht auf jene des Zweiten, des größten Feldherrn, den Oeſterreich je gehabt, geworfen und dadurch wichtiges Material zu einer künftigen Darſtellung der militäriſchen und politiſchen Wirkſamkeit des Prinzen angeſammelt werde.

Sagte ich es alſo auch nicht ausdrücklich, ſo deutete ich durch dieſe Worte doch klar genug an, daß ich eigentlich mein Werk über Starhemberg nur wie eine Vorarbeit zu einem ähnlichen, wenngleich weit größeren über Eugen von Savoyen anſah. Ich betrachtete ein ſolches als ein um ſo gerechtfertigteres Unternehmen, als die bis dahin über Eugen veröffentlichten Schriften in jeder Beziehung ſo ungenügend waren, daß dieſes Feld ein nahezu unbebautes genannt werden mußte. Uebrigens betrafen ſie alle ohne Ausnahme nur ſeine kriegeriſchen Thaten. Seine tief eingreifende Wirkſamkeit als Staatsmann, der fördernde Einfluß, den er auf Kunſt und Wiſſenſchaft nahm, ſein Privatleben endlich waren überall kaum erwähnt, geſchweige denn in einer auch nur einigermaßen befriedigenden Weiſe dargeſtellt worden.

Die wirklich großartige Perſönlichkeit des Prinzen nach allen dieſen Seiten hin auf Grund der reichhaltigen Schätze, die über ihn und ſeine Zeit in den kaiſerlichen und in manchen von mir gleichfalls herangezogenen Privatarchiven vorhanden ſind, zu beleuchten, darauf war gleich nach Vollendung meines Buches über Starhemberg mein ganzes Sinnen und Streben gerichtet. Kaum war dasſelbe im Drucke vollendet, ſo ſaß ich ſchon wieder über dem im Staatsarchive und im Kriegsarchive aufgeſpeicherten, aus Reſcripten und Berichten, aus Diarien und Protokollen, aus Privatbriefen und einer Menge anderer ähnlicher Aufzeichnungen beſtehenden Material, auf deſſen Grundlage ich

meine Geschichte Eugens aufbauen zu können hoffte. Unermüdlich copirte und excerpirte ich darauf los, ja während ich des Morgens in den Archiven noch dasjenige sammelte, was sich auf die späteren Lebensjahre des Prinzen bezog, ging ich in den Abendstunden schon an die Verarbeitung dessen, was seine früheren Schicksale betraf.

Während der Abwesenheit meiner Frau und bei meiner Unlust zu jeglicher Zerstreuung ging diese Arbeit natürlich noch rascher als sonst von Statten. Sie und die gewissenhafte Erfüllung meiner mir reichlichst zugemessenen amtlichen Pflichten, endlich eine eifrige Correspondenz mit meiner Mutter und meiner Frau nahmen meinen ganzen Tag und auch einen ansehnlichen Theil der Nacht vollauf in Anspruch. Leider waren die Nachrichten, die ich von meiner Frau und über sie erhielt, fortwährend recht trübseliger Natur. Auch in Baden bei Wien, wo sie mit meiner Mutter und meiner Tochter den September verlebte, besserte ihr Zustand sich nicht. Erst im October kehrte sie tiefbetrübt nach Wien zurück, da trat kurz darauf ganz unvermittelt und ohne daß ich dessen irgendwie gewärtig war, am 19. November wieder der Umschwung ein. Aus der tiefsten Trübsal wurde meine Frau gleichsam mit einem Schlage in eine überaus heitere und fröhliche Stimmung versetzt. Es schien, als ob sie an Thätigkeit, aber auch an Lustbarkeit dasjenige wieder einbringen wolle, was sie durch so lange Zeit versäumt hatte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß diese plötzliche Veränderung die wohlthuendste Wirkung ausübte auf die in unserem kleinen Kreise früher so gedrückte Stimmung. Und eigenthümlicher Weise kam sie in einem Augenblicke zur Geltung, in welchem sie für mich die Möglichkeit eines

Unternehmens herbeiführte, an das ich sonst auch nicht von fern hätte denken können.

Die Großfürstin Helene von Rußland und in ihrem Gefolge auch mein Bruder sollten den Winter von 1856 auf 1857 in Nizza verleben. Der Letztere, der die lange Trennung von seinen von ihm so hochverehrten Eltern sehr schwer empfand, schmiedete das verlockende Project, daß, nachdem es für unseren Vater unausführbar erschien, sich für längere Zeit von seinem Amte zu entfernen, wenigstens die Mutter den Winter hindurch gleichzeitig mit ihm in Nizza zubringen solle. Vater möge sie hinbegleiten und nach einigem Aufenthalte daselbst allein nach Wien zurückkehren.

Freilich stand mein Vater damals ganz so wie unsere Mutter schon in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Aber gleich ihr war er gesund und frisch, und erst im vergangenen Jahre hatte er, wie ich bereits erwähnte, ganz allein eine länger dauernde Reise nach Paris und London unternommen. Wohlbehalten und in heiterster Stimmung war er von dort zurückgekehrt und in anregendster Weise erzählte er von dem, was er gesehen, und von seinen Erlebnissen auf der Reise.

Hiezu stand nun die Art, wie er von seiner bevorstehenden Fahrt nach Nizza sprach, in grellstem Contraste. Von den trübsten Ahnungen zeigte er sich erfüllt; er machte sein Testament und redete häufig von dem, was geschehen solle, wenn er in der Ferne stürbe. Und die tiefe Bangigkeit, ja ich möchte sagen die Todesahnung, von der er durchdrungen war, trat in dem Augenblicke, in welchem er

im Südbahnhofe, wohin meine Frau und ich meine Eltern begleiteten, Abschied von uns nahm, wirklich beängstigend hervor. So tief war meine Frau hievon ergriffen, daß sie mir noch während der Rückfahrt nach der Stadt den Vorschlag machte, ich möge an Stelle des Vaters meine Mutter nach Nizza begleiten.

Die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Entschlusses war dadurch gegeben, daß meine Eltern beabsichtigten, einen oder zwei Tage in Graz bei der Gräfin Therese Herberstein, ältesten Tochter meines Taufpathen zu verweilen. Mit ihr waren meine Eltern besonders befreundet. Ihr ernster Sinn hatte sie stets an dem näheren Umgange mit meinem wissenschaftlich hochgebildeten Vater viel Geschmack finden lassen, mit meiner Mutter aber hatte sie im Jahre 1849 während einer Seebadcur einige Wochen in Triest zu beiderseitiger Zufriedenheit sehr angenehm verlebt. Und nachdem die Gräfin Therese schon mit dem Grafen Friedrich Herberstein vermält und mit demselben in Salzburg, wo er den Posten eines Statthalters bekleidete, ansässig war, hatte sich meine Mutter gleichfalls durch einige Zeit bei ihr als willkommener Gast befunden.

Der beabsichtigte Aufenthalt meiner Eltern in Graz aber machte es möglich, den Plan meiner Frau zu verwirklichen. Kaum in meinem Bureau angelangt, eilte ich zu Baron Werner, stellte ihm die ganze Sachlage dar und bat ihn um einen dreiwöchentlichen Urlaub, um meine Mutter nach Nizza geleiten zu können. Es war damals tiefer Winter, kein Beamter abwesend, ein Einzelner konnte wohl leicht entbehrt werden, es lag also gewiß kein Grund vor, mir die erbetene Erlaubniß zu verweigern. Baron Werner ertheilte sie mir auch mit sehr großer Freundlichkeit,

ich telegraphirte allſogleich an meinen Vater, unterrichtete ihn von meinem Entſchluſſe und begehrte den ſeinigen zu wiſſen. Er antwortete mir, natürlich gleichfalls durch den Telegraphen, nichts als das lakoniſche Wort: „Komm!“

Am nächſten Morgen, dem des 27. November, trat ich meine Fahrt an. In Graz ſtieg meine Mutter zu mir ins Coupé, während mein Vater, äußerſt zufrieden mit mir, daß ich die ihm ſo widerwärtige Reiſe nach Nizza auf mich genommen hatte, einen Tag ſpäter nach Wien zurückfuhr.

Im Jahre 1856 reichte die Südbahn nur bis Laibach; zur Weiterfahrt nach Trieſt, welche wir während der Nacht zurücklegten, mußten Mutter und ich uns einer Kaleſche bedienen. Trotz der etwas kühlen Temperatur, die in dem ſchlecht verſchloſſenen Wagen herrſchte, waren wir doch fröhlich und aufgeräumt und erfreuten uns am Morgen der herrlichen Ausſicht von Optſchina aus über das Meer, welches wir am nächſten Tage in ruhiger Fahrt nach Venedig höchſt angenehm durchſchifften.

Leider war Venedig zu jener Zeit wegen der Anweſenheit unſeres Kaiſers und der Kaiſerin, welche durch längere Zeit daſelbſt verweilten, von Gäſten überfüllt. Wir bekamen nur mit Mühe in der „Luna“, wo wir auch vor achtzehn Jahren geweſen waren, ein recht elendes, nicht heizbares Quartier. Daß wir bei der herrſchenden Kälte ganz erbärmlich froren, verſtand ſich gewiſſermaßen von ſelbſt; noch unerfreulicher war es, daß ich, aus dem prächtigen Theater Fenice etwas erhitzt heimkehrend, mir in meinem einem Eiskeller gleichenden Zimmer eine tüchtige Erkältung holte, die freilich erſt in Verona zum Ausbruche kam. Auf der Fahrt nach dem Bahnhofe begegneten wir einer Gondel mit vier Ruderern in kaiſerlicher Hoflivree,

was sich sehr hübsch und für unsere österreichischen Augen ungemein wohlthuend ausnahm. In der Gondel saßen der Kaiser und die Kaiserin ganz schlicht völlig allein.

In Verona waren wir zwar viel besser untergebracht als in Venedig, aber die Kamine wollten trotzdem, daß Feuer in ihnen brannte, unsere aneinanderstoßenden Zimmer nicht erwärmen. Die alte Erfahrung, daß man nirgends so friert wie im Winter in Italien, bewährte sich auch an uns Beiden in recht unerfreulicher Weise. Während es aber für meine Mutter bei dieser Unannehmlichkeit blieb, wurde ich wirklich krank und war von einer nicht ganz leichten Halsentzündung befallen, als wir am Abende des 1. December Mailand erreichten.

Ein unangenehmerer Zwischenfall als meine wenngleich nicht schwere Erkrankung konnte in der That nicht leicht gedacht werden. Recht sehr quälte mich das Bewußtsein, daß ich, der ich meiner Mutter als Schutz und als Beistand dienen sollte, ihr nun Sorge verursachte und Angst. Dagegen tröstete mich wieder der Gedanke, um wie viel besser es doch sei, daß ich von diesem Unfall betroffen wurde und nicht mein Vater, bei dem er leicht ernstlichere Folgen hätte hervorbringen können.

Ein wirkliches Glück für meine Mutter und auch für mich war es, daß sie in Mailand eine Freundin fand, welche lange Jahre zuvor in Wien ansässig war und die sich nun unser mit einer Bereitwilligkeit, einer Selbstaufopferung annahm, die wirklich bewunderungswürdig genannt werden mußte. Es war dies eine Frau Bingler, eine Schwester der Gemalin des ausgezeichneten Arztes von Bischoff, welchen ich schon an einem früheren Orte erwähnte. Vor mehr als zwanzig Jahren waren wir mit ihr

und ihrer Familie in häufigem Verkehre gestanden, und sie bewies nun, daß die alte Freundschaft in ihr nicht erloschen war. Vier- bis fünfmal des Tages die siebzig bis achtzig Stufen nach unserer Wohnung im Hotel Reichmann emporklettern, jede Commission besorgen, jetzt nach dem Arzte, dann wieder nach der Post und weiß Gott wohin fahren, war wirklich für eine alte Frau keine geringfügige Aufgabe. Aber mit einer Freudigkeit unterzog sie sich ihr, als ob ihr dadurch der größte Dienst erwiesen würde und nicht uns.

Hiebei trat übrigens ein Umstand ein, der auf meine gute Mutter einen sie ängstigenden, auf mich aber einen wirklich erheiternden Eindruck hervorbrachte.

Unsere Freundin Bingler besaß einen Schwiegersohn, der, ein geborner Lombarde, im Jahre 1848, wie ich glaube noch als Student, an dem Aufstande der Mailänder gegen Oesterreich theilnahm und von dem wir immer gehört hatten, daß er ein fanatischer Italianissimo sei. Er war seither Arzt geworden und, wenn ich nicht irre, an einem Spital angestellt; es war also wohl nichts natürlicher, als daß seine Schwiegermutter, da sie mich erkrankt fand, ihn zu mir brachte, auf daß er meine ärztliche Behandlung übernehme. Ich war auch ganz damit zufrieden, denn er machte mir den Eindruck eines gutmüthigen, wohlwollenden Menschen, und bei der Geringfügigkeit meines Uebels wußte ich, daß es keiner großen ärztlichen Kunst bedürfen werde, mich zu heilen.

Ganz anders sah jedoch meine Mutter in ihrer Sorge um mich die Sache an. Erschreckt durch die ihr bekannten Antecedentien des jungen Italieners, konnte sie durchaus kein Zutrauen zu ihm gewinnen, ja es kam ihr plötzlich

der sie aufs Höchste beunruhigende Gedanke, es wäre doch nicht ganz unmöglich, daß der grimmige Feind der Oesterreicher den Anlaß benütze, wenigstens einen der ihm so Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Beeinflußt von dieser Angst, wußte sie es wirklich dahin zu bringen, daß, ohne ihre Freundin Bingler zu beleidigen, deren Schwiegersohn verabschiedet und statt seiner ein deutscher Arzt Namens Wank zu mir berufen wurde.

Drei Tage brachte ich in Mailand zu Bett und zwei außer demselben zu, so daß wir gegen unsere frühere Berechnung dort nicht weniger als vier Tage verloren. Am 7. December brachen wir endlich auf und fanden, so wie es bei der lombardischen Ebene der Fall gewesen war, auch die piemontesische in tiefstem Schnee begraben. Erst in Genua war dies anders, und wir trafen dort mildere Luft und glanzvollen Sonnenschein. Aber unser bisheriges Mißgeschick verfolgte uns auch hier. Fast in dem Augenblicke unserer Ankunft in Genua war das Dampfboot nach Nizza abgegangen und erst nach drei Tagen sollte es diese Fahrt erneuern. Wir waren also recht gegen unseren Willen dazu genöthigt, wieder zwei Tage in Genua zu verlieren, denn einen eigenen Wagen zu miethen, um die Küste entlang nach Nizza zu reisen, kam uns einerseits zu hoch und hätte uns andererseits auch nicht viel rascher an unser Ziel gebracht. So traten wir denn nicht früher als am 10. December etwas vor sechs Uhr Abends die Seefahrt nach Nizza an.

Als wir in Genua an Bord gingen, schien das Meer völlig ruhig zu sein; wir hofften also auf eine so angenehme Ueberfahrt, wie die von Triest nach Venedig gewesen war, und ich schmeichelte mir die Nacht, in meinen Pelz

gehüllt, auf dem Verdeck zubringen zu können. Die Fahrt sollte ja nur acht Stunden dauern, und diese würden, so meinte ich, in Betrachtung des Mondes und der Sterne, in der Erinnerung an Weib und Kind zu Hause gar rasch vorübergehen. Aber wie grausam sollte ich binnen Kurzem enttäuscht werden! Noch im Hafen trieb ein Streifregen die Passagiere vom Verdeck in die Kajüten, welche, da unser Schiff, recht euphemistisch „Eden" genannt, kaum größer als ein gewöhnliches Donaudampfboot war, nur sehr geringe Dimensionen besaßen. Noch hielt ich auf dem Verdecke aus und an meinem ursprünglichen Plane fest. Endlich wurden die Anker gehißt, das Schiff hob und senkte sich langsam, die Maschine begann ihr monotones Stampfen, und wir gingen in See. Aber in welche See! Schon am Ausgange des Hafens, zwischen den beiden Leuchtthürmen empfing uns ein brausender Westwind, das Schiff bäumte sich wie ein schnaubendes Roß und hart schlugen im Niederfallen die weiß schäumenden Wogen wider dasselbe. Majestätisch war es und unheimlich zugleich, wie, durch die Täuschung des Auges hervorgebracht, die schlanken Fanale, das ganze amphitheatralisch gebaute Genua, wie im Krippenspiele beleuchtet, tief ins Meer tauchten, um im Augenblicke darauf in schwindelnder Höhe wieder zu erscheinen. Alle meine guten Vorsätze waren wie weggeblasen, und ich wäre froh gewesen, die Kajüte glücklich erreicht zu haben. Eine verzweifelte Anstrengung, ein krampfhaftes Anklammern an das Geländer der Treppe machte mir dies möglich, halb glitt, halb kollerte ich sie hinunter, und schon war die erste Eruption da!

Meine gute Mutter war noch frisch und munter; sie hatte das innigste Mitleid mit mir und nöthigte mich,

mich auf ein für sie bestimmtes Ruhebett zu legen. Kaum hatte ich dies gethan und noch einige Erbrechungen überstanden, so taumelte ein russischer Passagier, ein Fürst Obolenski gegen mich hin und besudelte meine linke Flanke in recht ekliger Weise. „Mais Monsieur, allez donc autre „part!“ „Pardon, Monsieur, impossible,“ lallte er, und eine zweite, größere Eruption folgte, glücklicher Weise in anderer Richtung. So ging es fort, Alle kamen daran, Alle mußten dem Meere ihren Tribut bezahlen, auch meine arme Mutter, welche so zuversichtlich darauf gehofft hatte, verschont zu bleiben. Sie hatte sich in der größeren Kajüte ein Plätzchen am Tische zurecht gemacht, ihre Strickerei herausgenommen und eben die dritte Nadel rosafarbner Wolle abgestrickt, als auch sie an die Möglichkeit zu glauben begann, daß es denn doch nicht so gut abgehen dürfte. Da kam sie auf die unglückliche Idee, auf dem Verdecke etwas frische Luft schöpfen zu wollen. Aufstehen und die Treppe hinaufsteigen, diese Bewegung brachte auch bei ihr das Uebel zum Ausbruche; auch sie mußte sich beeilen, schlecht und recht wieder herabzukommen; auch sie theilte das allgemeine Schicksal. Leider scheint sie dabei weit mehr gelitten zu haben als ich, denn nach ungefähr zwei Stunden war bei mir auch die letzte Eruption vorüber; ich schlief dann ziemlich ruhig ein und träumte sogar einige Male, wenngleich mit vielfacher Unterbrechung, denn draußen heulte der Sturm und prasselte der Platzregen nieder auf das Verdeck. Vierzehn Stunden statt acht dauerte die Fahrt, und ich lag die ganze Zeit hindurch unbeweglich auf meinem Platze wie ein Stein; als aber der Hafen von Nizza erreicht war und das Schiff stillstand, sprang ich auf und fühlte mich wohl und frisch. Nicht so meine

Mutter, welche noch einen Theil des Tages hindurch etwas leidend war.

Am Morgen des 11. December, also volle zwei Wochen, nachdem ich Wien verlassen hatte, trafen wir in Nizza ein. Trotz des strömenden Regens, der auch jetzt noch anhielt, kam mein Bruder an Bord, uns zu begrüßen, was denn auch von seiner wie von unserer Seite mit allergrößter Herzlichkeit geschah.

Von meinem sehr kurzen Aufenthalte in dem so oft beschriebenen Nizza will ich nichts Anderes als meine Audienz bei der Großfürstin Helene erwähnen, welcher ich hauptsächlich aus dem Grunde vorgestellt zu werden wünschte, weil es mich unendlich interessirte, die Dame persönlich kennen zu lernen, in deren Dienst mein Bruder als ihr Leibarzt stand.

An dem Tage nach meiner Ankunft in Nizza, und zwar in dessen Abendstunden wurde ich von der Großfürstin empfangen. Sie besaß eine sehr hohe Gestalt, fast so wie die Mutter unseres Kaisers, die Erzherzogin Sophie, ziemlich hellblondes, in Locken frisirtes Haar, angenehme Gesichtszüge und unverkennbare Spuren einstiger Schönheit. Sie erkundigte sich nach unserer Reise, bedauerte meine Erkrankung in Mailand und meinte, ich solle mir meinen Urlaub verlängern lassen, denn ein zweitägiger Aufenthalt in Nizza sei zu kurz. Mein wirklich eingetretenes Unwohlsein werde ja wohl jeden etwaigen Einwand meiner Vorgesetzten besiegen.

Ich erwiederte, daß sich aus so großer Entfernung das wirkliche von dem fingirten Kranksein nicht unterscheiden lasse, daß es ein so sehr abgebrauchtes Mittel sei, sich zur Erwirkung einer Urlaubsverlängerung für krank auszugeben,

daß ich mich durchaus nicht dem Verdachte einer solchen Fiction aussetzen wolle, und meinen Vorgesetzten auch schon für die mir bewilligten drei Wochen dankbar sei. „Aber," meinte sie, „Ihr Bruder kann Ihnen ja Ihre Krankheit „bestätigen," und sie lachte herzlich, als ich entgegnete, er sei ja gerade der verdächtigste Zeuge. Uebrigens habe ich, fügte ich hinzu, meiner Frau und meiner Kleinen versprochen, das Weihnachtsfest mit ihnen zu begehen, und da wolle ich ihnen denn auch um jeden Preis Wort halten, wozu sie beifällig lächelte.

Von meinem ziemlich lang dauernden und für mich wenigstens äußerst befriedigenden Gespräche mit der Großfürstin will ich nur noch erwähnen, daß sie mit viel Aufmerksamkeit und Theilnahme zuhörte, als ich ihr erzählte, wie unser Kaiser in Venedig so schön empfangen worden sei, wie ich es mit angesehen, als er ohne alle Begleitung in strömendem Regen mit der Kaiserin zur Marcuskirche ging, wie das Volk sie umdrängt und die Schönheit der Kaiserin bewundert habe. Nichts ersparte ich ihr, selbst nicht die Beschreibung des weißen Hutes und des Sammtmantels, welche die Kaiserin trug.

Ach, in welchen Illusionen befand ich mich damals noch selbst! Sie erwärmten mich dergestalt, daß ich mit Lebhaftigkeit der Großfürstin den ungemein günstigen Eindruck schilderte, den die Entschließungen des Kaisers, durch welche den Venetianern eine große Schuldenlast abgenommen, Amnestie für eine Anzahl politischer Verbrecher ertheilt und der auf die Güter der Flüchtlinge gelegte Sequester aufgehoben worden war, im ganzen österreichischen Italien hervorgebracht hatten. Hoffte ich doch damals noch mit Bestimmtheit darauf, daß es diesen und ähnlichen

Maßregeln, verbunden mit der Anwesenheit des Kaiserpaares in seinen oberitalienischen Provinzen gelingen werde, dieselben wieder fester an Oesterreich zu knüpfen!

Am Nachmittage des 13. December verließ ich Nizza, um mit einer der zu jener Zeit dort im Gebrauche befindlichen enormen Diligencen durch die Provence nach Marseille zu fahren. Der Abschied von meiner Mutter wurde mir ungemein schwer, denn obgleich ich wußte, daß ich sie keinem sorgsameren Schutze als dem meines ihr so anhänglichen Bruders anvertrauen konnte, so besorgte ich doch, daß sie, nachdem derselbe in einem für die Großfürstin gemietheten Hause und sie in einem anderen, nicht ganz nahe gelegenen wohnte, sich manchmal recht vereinsamt vorkommen werde. Und auch meine Mutter ließ mich nur schwer von sich, denn da sie fast das ganze Jahr hindurch sich für meine Frau abgemüht und gegrämt, da sogar ich selbst in der letzten Zeit ihr durch meine Erkrankung auf der Reise Unruhe und Sorge verursacht hatte, so waren wir uns womöglich noch näher gekommen. Aber andererseits mußte ich wieder denken, daß nach der langen und so aufregenden Gemüthsbewegung ihr die Ruhe und Stille des Aufenthaltes in Nizza, wo sie sich von dem Getriebe der eleganten Welt vollkommen fernhielt, sowie das herrliche Klima ungemein wohl thun würden. Glücklicher Weise ging diese Erwartung auch vollauf in Erfüllung.

Von meiner Fahrt nach Marseille läßt sich nicht viel sagen, als daß die bald eintretende Dunkelheit mich Anfangs an einem Ausblicke hinderte; bald aber ging der Mond auf und es ward eine prächtige, fast taghelle Nacht. Den Uebergang über den Var auf französisches Gebiet, das befestigte Antibes, Cannes, wo ich viele ähnliche Villen mit

der Aussicht auf das Meer sah wie in Nizza, das reizende Thal von Brignolles, kurz diese ganze Fahrt durch die Provence interessirte mich ungemein. Nachdem sie durch fünfundzwanzig Stunden gedauert, traf ich am 14. December um sechs Uhr Abends in Marseille ein, wo es den Anschein gewann, als ob ich mich eines sehr guten Nachtquartiers zu erfreuen haben würde. Da erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß durch einen Dammbruch zwischen Tain und Lyon die directe Bahnverbindung mit Paris unterbrochen und die schadhafte Strecke nur zu Wagen zurückzulegen sei. Dadurch entstehe aber eine so namhafte Verzögerung, daß, wenn ich nicht neuerdings einen Tag opfern wolle, ich noch am selben Abende von Marseille aufbrechen müsse.

Trotz meiner Ermüdung von der langen Fahrt in der Diligence war ich doch rasch hiezu entschlossen. Das gute Nachtquartier ließ ich im Stiche, begab mich in sehr später Abendstunde nach dem Bahnhofe und war am 16. December um fünf Uhr Morgens in Paris. Um sechs Uhr lag ich im Hotel de Douvres, Boulevard des Capucines, in einem gut durchwärmten Bette. Ein ruhiger Schlaf von mehreren Stunden war mir um so wohlthuender, als der wunde Hals, der mir von der überstandenen Entzündung zurückgeblieben war, mich sehr oft noch tüchtig schmerzte. Aber ich stand doch bald wieder auf, schrieb an Mutter und Frau, begab mich dann zur österreichischen Botschaft und fand dort zu meiner großen Freude eine Menge für mich angekommener Briefe.

Aeußerst angenehm war es mir auch, daß die Herren der Botschaft wetteiferten in Zuvorkommenheit für mich. Unverzüglich machte ich dem Botschafter Freiherrn von

Hübner meinen Besuch, der mich mit sehr großer Liebenswürdigkeit empfing. Seit etwa zwei Decennien kannte ich ihn schon; sein Schwager, der Architekt Professor Rösner, der die Johanneskirche in der Praterstraße gebaut hat, und seine Schwestern waren oft im Hause meiner Mutter zu Gast gewesen, und insbesondere im Jahre 1848 hatte ich Hübner in Baden wiederholt gesehen, gesprochen und ihn damals leicht begreiflicher Weise in gedrücktester Stimmung gefunden. Seither hatte sich in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von acht Jahren seine Stellung in glänzendster Weise verändert; für den Augenblick aber erwies er mir einen sehr willkommenen Dienst, indem er mich zum Frühstücke lud, dessen ich dringend bedurfte, denn ich hatte noch keinen Bissen gegessen. Im traulichen Gespräche mit ihm und seiner ältesten Tochter verging mir ungefähr eine Stunde in angenehmer Weise, und sein freundliches Entgegenkommen ermuthigte mich zu der Bitte, er möge mir etwa bis zum 20. eine Courierexpedition nach Wien anvertrauen.

Mit Recht antwortete mir Hübner, daß sich der Tag der Absendung eines Couriers nicht so genau vorhersagen lasse, er werde mir aber die nächste Expedition übertragen und hoffe sie ungefähr um die von mir bezeichnete Zeit absenden zu können. Einstweilen trug er den Herren von der Botschaft auf, mir die Honneurs von Paris zu machen, und sie zeigten sehr große Bereitwilligkeit hiezu, denn zwei von ihnen, Baron Moriz Ottenfels und Graf Friedrich Revertera waren Jugendfreunde, zwei Andere aber, der jetzige Oberstjägermeister Graf Hugo Traun und mein nunmehriger College im Herrenhause, Graf Gustav Blome wenigstens gute Bekannte von mir.

Während ich theils in ihrer Gesellschaft, weit öfter aber allein mich der Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Paris mit wahrer Rastlosigkeit widmete, wurde ich für den 18. December von Baron Hübner zum Speisen geladen. Ich verfügte mich in der Erwartung zu ihm, daß sich nun etwas über meine mir so sehr am Herzen liegende Absendung nach Wien entscheiden werde. Das geschah auch wirklich, wenngleich in ganz anderer Weise, als ich es gemeint hatte. Baron Hübner empfing mich so zuvorkommend wie immer und sagte, er habe mir einen Wunsch vorzutragen. Er müsse am nächsten Abende wichtige Depeschen nach London senden und habe dabei um so mehr an mich gedacht, als ihm wirklich in dem Augenblicke kein Courier zu Gebot stehe. Ich dankte ihm für sein Wohlwollen und fügte gleichzeitig hinzu, daß es mich sehr interessiren würde, London wenigstens im Fluge zu sehen, aber ich bekannte auch offen, daß mich sein Anerbieten dem Ministerium gegenüber in Verlegenheit setze. Denn ich hätte nur einen provisorischen Urlaub auf drei Wochen erhalten und möchte nicht Mißbrauch machen von der mir in so freundlicher Weise ertheilten Erlaubniß. Von dem meiner Frau gegebenen Versprechen, den Weihnachtsabend mit ihr zu verbringen, sagte ich natürlich nichts.

Baron Hübner erkannte das Gewicht meiner Gründe vollkommen an, versprach aber, die Sache völlig auf sich zu nehmen und darüber eigens an das Ministerium zu schreiben. Ich ließ also alle meine Bedenken fallen, unterrichtete noch denselben Abend meine Frau von der Ursache der Verzögerung meiner Rückkehr und entschuldigte dieselbe auch bei Baron Werner. Mit ruhigem Gewissen bestieg ich somit am 19. December Abends den Bahnzug

nach Calais. Dort ging ich, ergeben in Alles, was die Ueberfahrt über den Canal etwa über mich bringen werde, zu Schiff, aber gegen mein Erwarten widerfuhr mir gar nichts Unangenehmes. Die See war ruhig, ich hatte mich gleich nach meiner Ankunft an Bord ſtill niedergelegt und war bis zur Landung an der engliſchen Küſte unbeweglich auf meinem Platze geblieben. Die Seekrankheit hatte mich diesmal und gleich mir wohl auch die meiſten übrigen Paſſagiere vollſtändig verſchont.

Schon im Augenblicke der Landung in Dover wurde mein etwas mangelhaftes Engliſch auf eine harte Probe geſtellt. Hübner hatte mir aufs Dringendſte empfohlen, meine Depeſchen nur ja keinen Augenblick aus der Hand zu laſſen. Um dieſe Weiſung gewiſſenhaft zu befolgen, hatte ich ſie in meinen Reiſeſack gegeben, der von anderen Effecten geleert wurde, und ihn trug ich immer in der Hand oder legte ihn knapp neben mir nieder. Bei der Ankunft an der engliſchen Küſte wurde ein enges Brückchen, welches nur für einen einzelnen Menſchen Raum ließ, vom Schiffe an das Ufer hinübergeſchoben; wir mußten es Einer nach dem Anderen paſſiren und den am Ende desſelben ſtehenden engliſchen Zollwächtern jedes wie immer geartete Gepäckſtück, nicht etwa blos zur Durchſuchung, ſondern auf das Verſprechen hin übergeben, wir würden es in London ſchon wieder finden. Dem widerſetzte ich mich aus allen Kräften, und je gröber die Zollwächter wurden, deſto energiſcher demonſtrirte ich ihnen die Unmöglichkeit, ihnen meinen Reiſeſack zu überlaſſen. Dennoch wäre vielleicht der Ausgang des Streites kein für mich günſtiger geweſen, wenn nicht der Aufruhr, der ſich hinter mir erhob, mir ſchließlich zum Siege verholfen hätte. Denn die

Paſſagiere, welche hinter mir auf dem Brückchen ſtanden, meiſtens Engländer, fürchteten, den zum Abgange nach London bereitſtehenden Zug zu verſäumen, und ſchrieen und tobten ſo arg, daß die Zollwächter endlich nachgaben und mich mit meinem Depeſchenſacke paſſiren ließen. Mir aber gab die ganze Scene einen recht wenig günſtigen Begriff von den Manieren des engliſchen Volkes, und ich muß ſagen, daß ſie höchſt unvortheilhaft abſtachen gegen das höfliche Weſen, das die Franzoſen wenigſtens den Fremden gegenüber an den Tag legten.

Als wir um acht Uhr Morgens in London eintrafen, wurde wirklich unſer ganzes Gepäck in einem großen Haufen vor uns aufgethürmt, und Jeder hatte ſich davon das zu nehmen, was er als das Seinige erkannte. Ich aber beeilte mich, meine Depeſchen nach der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu bringen, wo jedoch Alles noch im Morgenſchlafe lag. Ich konnte alſo nur die Depeſchen mit meiner Karte dem Kanzleidiener übergeben und fuhr dann zu meinem Schwager Ignaz Schaeffer, den ich gleichfalls noch zu Bett traf. Durch meine ganz unvermuthete Ankunft aufs Höchſte überraſcht, empfing er mich ungemein herzlich und quartierte mich in dem von ihm bewohnten Hauſe ein.

Nach einigen Stunden zur Geſandtſchaft zurückgekehrt, wurde ich von einem meiner Jugendbekannten, dem Legationsſecretär Grafen Bohuslaw Chotek freundlich begrüßt, von dem Geſandten ſelbſt aber, dem Grafen Rudolf Apponyi mit Liebenswürdigkeit überhäuft. Theils mit meinem Schwager und theils allein trachtete ich wenigſtens das Wichtigſte von London zu ſehen. Und dies gelang mir auch wirklich, ja ich machte ſogar zwei Ausflüge, nach Sydenham und Greenwich, obgleich ich ſelbſt aus eigenem Antriebe

nicht wenig dazu beitrug, die mir ohnedies so karg zugemessene Zeit noch mehr zu beschränken. Denn schon seit Langem hegte ich den sehnsüchtigen Wunsch, im Interesse meiner Forschungen über den Prinzen Eugen in zwei weitläufige und äußerst inhaltreiche Berichte Einsicht nehmen zu können, welche der Schweizer Saint-Saphorin, damals im Dienste der englischen Regierung stehend, derselben im Jahre 1727 über Oesterreich und den Wiener Hof erstattete. Diese Berichte befanden sich in dem sogenannten State paper office, welches gerade so wie bei uns das Haus-, Hof- und Staatsarchiv einen Bestandtheil des Ministeriums des Aeußern bildet. Als nun Graf Apponyi mich aufs Liebenswürdigste fragte, ob er mir denn gar keinen Gefallen erweisen könne, da bat ich ihn, mir den Zutritt zum State paper office und die Erlaubniß zu erwirken, dort die Berichte Saint-Saphorin's einsehen und sie copiren oder excerpiren zu dürfen.

Nicht ohne Verwunderung sah mich Graf Apponyi an, und ich mochte ihm wohl als ein etwas eigenthümlicher Kauz erscheinen, daß ich die ohnedies so kurze Zeit meines Verweilens in London zu nichts Anderem zu benützen wußte, als mich neuerdings in ein Archiv zu setzen und dort alte Acten zu studiren. Aber er fügte sich nicht nur meinem Wunsche, sondern erfüllte ihn in einer Weise, welche dessen Verwirklichung verbürgte. Er führte mich sogleich zu dem Unterstaatssecretär für die administrativen Geschäfte im englischen Ministerium des Aeußern, welche Stellung, damals von einem Mr. Hammond bekleidet, eine bleibende und nicht gleich der seines Collegen für die politischen Angelegenheiten eine mit der Person des Ministers wechselnde ist. Mr. Hammond hörte mein Anliegen bedächtig an, nickte

beifällig und ließ den Archivvorstand zu sich entbieten. Die an denselben gerichtete Frage, ob gegen die Gewährung meines Wunsches ein Bedenken obwalte, wurde verneinend beantwortet und ich gebeten, mich am nächsten Tage, dem vorletzten meines Aufenthaltes in London, wieder im foreign office einfinden zu wollen. Als dies geschah, wurde ich in ein schönes und großes Zimmer geführt und dort, mit Schreibmaterial hinreichend versehen, allein gelassen, die Berichte Saint-Saphorin's aber lagen vor mir auf dem Tische.

Ich muß gestehen, daß dieser Vorgang einerseits einen erfreulichen, aber andererseits doch wieder einen recht beschämenden Eindruck auf mich hervorbrachte. Denn unwillkürlich kamen mir die unendlichen, von unserem Ministerium des Aeußern mit großer Aengstlichkeit aufrecht erhaltenen Schwierigkeiten in den Sinn, die in Oesterreich ein Fremder zu besiegen hatte, aber meistens gar nicht zu besiegen vermochte, wenn er die Bewilligung zu einer oft recht inoffensiven Archivbenützung zu erlangen sich bemühte.

Mehr als vier Stunden saß ich an jedem der beiden letzten Tage meines Aufenthaltes in London im foreign office, und als ich nach Vollendung meiner Arbeit mich bei Mr. Hammond melden ließ, um Abschied von ihm zu nehmen, da sah er mit Erstaunen den Umfang meiner Abschriften und Excerpte. Aber so sehr hatte ich mich dabei beeilt, daß trotz meiner sonst ganz erträglichen Handschrift Mr. Hammond gar nicht über die Sprache ins Reine kommen konnte, in der sie geschrieben waren. Es war natürlich die französische, in der sich der Schweizer Saint-Saphorin allzeit auszudrücken pflegte.

Am Abende des 23. December verließ ich wieder mit Depeschen London, hatte neuerdings eine sehr ruhige Ueber-

fahrt über den Canal und empfand mit Genugthuung den Unterschied in der Behandlung der Fremden von Seite der französischen im Vergleiche zu jener der englischen Zollwächter. Denn als ich in Calais meinen Reisesack mit den Depeschen vorwies, ließ man nicht nur diesen, sondern auch mein ganzes übriges Gepäck unberührt.

In Paris hörte ich zu meinem lebhaften Bedauern, daß sich meine Absendung nach Wien noch um einige Tage verzögern werde. Nicht der Umstand, daß ich nun den Weihnachtsabend still und allein in meinem Gasthofe zubringen mußte, focht mich an, wohl aber die Sorge, daß die neuerliche Verspätung meine Frau beunruhigen und Baron Werner erbittern könnte. Endlich, am Abende des 27. wurde ich flott; man fuhr aber damals, und das war die schnellste Beförderungsart, sechzig Stunden, drei Nächte und zwei Tage, über Straßburg, Frankfurt und Dresden von Paris nach Wien. Am Morgen des 30. December traf ich daselbst ein.

Die Freude des Wiedersehens wurde meiner Frau gar sehr durch die üblen Nachrichten aus dem Ministerium über den Empfang vergällt, der mir dort bevorstand. Meine jüngeren Collegen, Leopold von Hofmann und Julius von Radherny hatten ihr erzählt, Baron Werner sei äußerst aufgebracht über das, was er meine Fahnenflucht nannte, und er habe sogar den Vorstand meines Departements als juridischen Referenten zur Abgabe eines schriftlichen Gutachtens aufgefordert, wie man denjenigen behandeln solle, der wegen arger Urlaubsüberschreitung wohl verdiene, ein „Civildeserteur“ genannt zu werden. Der Umstand, daß das Gutachten Vesque's durchaus zu meinen Gunsten ausfiel, habe nicht vermocht, Werner's Ingrimm zu verringern. Ich möge von seiner Seite auf einen heftigen

Zornesausbruch gefaßt sein und ihm mit Ruhe und Gelassenheit begegnen.

Daß die Besorgnisse meiner Collegen keine unbegründeten waren, wußte ich aus eigener Erfahrung. Hatte ich ja doch erst vor acht Monaten mit Baron Werner eine Scene erlebt, welche einerseits ärgerlich und andererseits doch auch wieder komisch genannt werden mußte. Bei meinen Studien über das Leben des Grafen Guido Starhemberg war ich auf einen ungemein interessanten Briefwechsel gestoßen, welchen König Karl III. von Spanien — nachmals Kaiser Karl VI. — während seines Aufenthaltes in Barcelona in den Jahren 1705 bis 1711 mit einem in Wien befindlichen Manne seines Vertrauens, dem Obersten Kanzler von Böhmen, Grafen Johann Wenzel Wratislaw gepflogen hatte. Durch die Veröffentlichung dieser Correspondenz dachte ich der österreichischen Geschichtskunde einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen, und sie wurde denn auch in den historischen Schriften der Akademie anstandslos gedruckt.

Eines der ersten Exemplare dieser Publication übersandte ich meinem Chef, dem Baron Werner, von dem, obgleich er niemals auch nur das Geringste für mich gethan, ich dennoch wußte, daß er mir eigentlich wohlwollte und sich für meine schriftstellerischen Arbeiten interessirte. Kaum konnte die letzte derselben in seine Hände gelangt sein, so wurde ich auch schon zu ihm entboten. Rasch eilte ich hinüber, wie war ich aber erstaunt, als er, statt mir die erwarteten Lobsprüche zu spenden, voll Aerger mich anfuhr: „Sie Unglückseliger, was haben Sie gethan? Wie konnte „Ihnen in den Sinn kommen, die Correspondenz eines „Mitgliedes des Kaiserhauses drucken zu lassen? Wer hat „Ihnen die Autorisation hiezu ertheilt? Oder haben Sie

„dies etwa gar eigenmächtig gewagt?“ Dieſe und ähnliche, in höchſter Erregung vorgebrachte Fragen ſchwirrten um meinen Kopf, aber ſo unvorhergeſehen ſie mir auch kamen, ſo ſchüchterten ſie mich doch nicht ein.

Mit jener Beſcheidenheit der Haltung und des Tones, welche meinem Chef gegenüber meine Pflicht war, erwiderte ich ihm, als er mich endlich zu Wort kommen ließ, ich ſei von der Ueberzeugung ausgegangen, daß die mir ertheilte Erlaubniß, das Staatsarchiv zu Studien zu benützen, auf deren Grundlage ich hiſtoriſche Arbeiten zu liefern vermöchte, ſich auf ſämmtliche daſelbſt in Aufbewahrung befindliche Urkunden und Actenſtücke erſtrecke und nicht einzelne Kategorien derſelben ausſchließe. Nur der Inhalt eines Actenſtückes könne für die Entſcheidung der Frage maßgebend ſein, ob dasſelbe mittheilbar ſei, nicht aber deſſen Form oder gar der Umſtand, von wem es ausging oder an wen es gerichtet war. Habe doch auch Lanz für ſeine Veröffentlichung der Briefe Kaiſer Karls V. nur Lob geerntet und ſei dieſe Arbeit allgemein als eine höchſt verdienſtliche anerkannt worden. Nur wenn man in den von mir veröffentlichten Briefen etwas zu finden vermöchte, was denen, die ſie geſchrieben, zur Unehre gereiche, könnte ich Tadel verdienen; ich ſei aber gewiß, daß ſich nichts dergleichen darin entdecken laſſe, und ſehe jedem auf den Inhalt meiner Publication ſich gründenden Urtheile mit Ruhe entgegen.

Ich konnte mich nicht rühmen, durch dieſe und ähnliche Auseinanderſetzungen den Zorn meines Chefs beſchwichtigt zu haben. Er entließ mich vielmehr mit den recht ärgerlich hingeworfenen Worten, die ich hier buchſtäblich wiederhole: „Das ſage ich Ihnen, wenn irgend eine „alte Hofdame ein Haar in Ihrer Veröffentlichung findet

„und Sie höheren Orts verklagt, — ich waſche meine „Hände; ich nehme mich Ihrer nicht einen Augenblick an, „ſondern gebe Sie vollſtändig preis.“

Ich erwiederte nichts mehr, verbeugte mich und ging meiner Wege, ruhig abwartend, bis der Zorn meines Chefs verraucht ſein würde. Um ſo raſcher geſchah dies, als wohl niemals eine Hofdame, ob alt oder jung, ob häßlich oder ſchön, auch nur einen Blick auf die von mir veröffentlichte Correſpondenz Karls III. mit Wratislaw geworfen haben mag. Ein Sachverſtändiger aber, der damalige Vicepräſident der Akademie, Theodor von Karajan, nannte ſie eine Perle unter den hiſtoriſchen Publicationen derſelben. Und mein Vorgänger in dem Amte eines Directors des Staatsarchives, Hofrath von Erb, dankte mir in den anerkennendſten Ausdrücken für ſie. Ich legte dieſen Brief dem Baron Werner vor, der mir ihn mit den Worten zurückſandte: „Mit Befriedigung eingeſehen.“

Eine ſehr vermehrte und verſchlimmerte Wiederholung dieſer Scene ſtand mir nach meiner Rückkehr aus Paris bevor. Ich wußte eigentlich gar nicht, was denn Baron Werner gar ſo ſehr gegen mich ergrimmt haben mochte. Die Lücke, welche meine Abweſenheit in dem Perſonal meines Departements verurſachte, konnte es unmöglich geweſen ſein, denn wie ich ſchon früher geſagt habe, waren ja alle übrigen Beamten anweſend, und das Departement hatte gerade in den letzten Tagen durch die Ernennung des jüngeren Grafen Revertera, Theophil, zum Hofconcipiſten einen ebenſo erwünſchten als verwendbaren Zuwachs erhalten. Ein politiſches Motiv konnte auch nicht vorhanden ſein, denn wenn man einem kaiſerlichen Beamten erlaubte, ſich nach Nizza, alſo auf damals ſardiniſches Gebiet zu

begeben, zu welchem Staate Oesterreich zu jener Zeit in sehr gespannten Beziehungen stand, so konnte man ihm doch die Rückfahrt durch das uns so befreundete Frankreich nicht verübeln.

In dieser Ungewißheit und diesen Zweifeln that ich, wie ich glaube, das Klügste: ich wandte mich direct an den Ersten und nicht an den Zweiten. Noch zu sehr früher Stunde fuhr ich nach dem Ministerium, ließ mich bei dem Grafen Buol melden und übergab ihm persönlich die von mir überbrachten Depeschen. Der Minister empfing mich nicht unhöflich, aber steif; nach einigen wenig bedeutenden Fragen nach dem Befinden des Grafen Apponyi und des Freiherrn von Hübner wollte er mich verabschieden, ich aber bat ihn, mir noch einige Augenblicke in einer Angelegenheit zu schenken, die mich selbst betreffe. Ich sagte ihm, daß wegen einer etwa zehntägigen Urlaubsüberschreitung ganz ungeheuerliche Anklagen gegen mich erhoben worden seien, hinsichtlich deren ich mich rechtfertigen müsse. Ob ich in Mailand krank gewesen sei oder nicht, könne man leicht durch Dr. Wank erfahren, der mich behandelt habe, der als ein Ehrenmann bekannt sei und an den man nur zu schreiben brauche; nöthigen Falles werde wohl auch die Großfürstin Helene von Rußland Zeugniß für mich ablegen, die mich ja noch als Reconvalescenten sah. Gleich nach meinem Eintreffen in Paris aber habe ich mich dem Botschafter Freiherrn von Hübner zur Verfügung gestellt. Von ihm sei es gleichsam als eine Gefälligkeit in Anspruch genommen worden, daß ich mich mit Depeschen nach London verfüge. Nach meiner Rückkehr von dort habe er mich gegen meinen Wunsch erst etwas später nach Wien abgefertigt, als ursprünglich beabsichtigt war, und mir überdies erklärt, daß

er dem Miniſterium gegenüber Alles auf ſich nehme. Man möge nur den Botſchafter befragen, er werde jedes meiner Worte als wahr bekräftigen.

Wo man wirklich im Rechte iſt und dem zwar in beſcheidener, aber offener Sprache überzeugungstreuen Ausdruck verleiht, wird man einen Unparteiiſchen faſt immer für ſich gewinnen. Solches gelang mir auch vollſtändig mit dem Grafen Buol, der freilich ſchon von vorneherein, wie ich erſt jetzt gewahr wurde, ſich meinem Standpunkte zuneigte. „Ich begreife den Baron Werner und ſeinen Aerger „nicht," erwiederte er mir; „ich habe ihm gleich von allem „Anfang an geſagt, Ihre Pflicht war es, den Wünſchen „und Weiſungen des Botſchafters zu folgen. Gehen Sie „jetzt zu ihm und trachten Sie ihn wieder zu verſöhnen."

Das war aber leichter geſagt als gethan. Bei meinem Anblicke gerieth Baron Werner ganz außer Faſſung, überhäufte mich mit den bitterſten Vorwürfen und behandelte mich wirklich faſt wie einen zur Haft gebrachten Deſerteur. Zuletzt blieb mir nichts Anderes übrig, als mich zu entfernen und es der Zeit zu überlaſſen, daß er wieder ruhiger werde und mich und mein Verfahren gerechter beurtheile.

Wie ich von meinen Collegen erfuhr, lag die Urſache des Aergers meines Chefs in nichts Anderem als in dem Umſtande, daß er vergeſſen hatte, den Grafen Buol von dem Urlaube zu verſtändigen, den er mir mündlich ertheilte. Als nun plötzlich Hübner's Depeſche nach Wien kam, durch welche er den mir gegebenen Auftrag meldete, habe der Miniſter ganz verwundert und faſt im Tone des Vorwurfes gefragt: „Ja aber wie kommt denn Arneth ſo plötzlich und „ohne daß ich etwas davon weiß, nach Paris?" Dadurch fühlte ſich Werner verletzt und ich ſollte ihm dafür büßen.

Allerdings kam es ſchließlich wieder auf das hinaus, auf was ich gehofft hatte. Werner, im Grunde doch ein wohlwollender Mann, beruhigte ſich allmälig, und von meiner vermeintlichen Fahnenflucht war ſpäter nie mehr die Rede. Aber ein Mißton blieb es doch, mit welchem das Jahr 1856 für mich ſchloß.

1857—1858.

Trotz der glücklicher Weise nicht allzu lang andauernden Spannung meiner Beziehungen zu meinem Chef ließ sich der Beginn des Jahres 1857 eigentlich gut für mich an. Das, was bei Weitem die mächtigste Einwirkung auf mein häusliches Wohl und Weh ausübte, das Befinden meiner Frau, war befriedigend, und diese günstige Veränderung konnte von ihr selbst, von meiner Tochter und von mir nur als wahre Wohlthat empfunden werden.

So schwer ich auch meine in Nizza verweilende Mutter vermißte, so lauteten doch die Nachrichten, die sie uns fortwährend von sich gab, wahrhaft erfreulich. Mein Bruder, welcher froh war, sie nach so langer Trennung wieder einmal ganz für sich zu haben, widmete ihr jeden freien Moment. Die Großfürstin selbst wurde von Tag zu Tag empfänglicher für den Reiz ihres Umganges und zog sie mehr und mehr in ihren Kreis. Die drei Hofdamen derselben, das geistvolle und in jeder Beziehung überaus tüchtige Fräulein von Rahden und das äußerst gutmüthige und liebenswürdige Fräulein Euler, eine Urenkelin des großen Mathematikers, später mit einem Fürsten Wittgenstein vermält, das schöne und allzeit heitere Fräulein von Staal endlich — eine Schwester des jetzigen russischen Botschafters

in London — hatten mit meiner Mutter gute Freundschaft geschlossen und verkehrten so viel als möglich mit ihr. Dadurch wurde aber auch die Sorge, die ich Anfangs gehegt, sie werde sich in Nizza vereinsamt fühlen, gar sehr verringert, und ich freute mich, sie ihren dortigen Aufenthalt recht genießen zu sehen.

Mit meinem Vater, der mit uns fortwährend eine und dieselbe Wohnung theilte, stand ich ununterbrochen auf sehr gutem Fuße, nicht weil, sondern obgleich ich ihn nur wenig sah. Denn seit der Abreise meiner Mutter nach Italien war er vollends in die Netze seines treuen und ihm so sympathischen Freundes, des Fürsten Joseph Dietrichstein, und zwar in einer Art gefallen, daß er von allem Uebrigen vollkommen ferngehalten wurde. Meine Frau und ich sahen und sprachen ihn am Morgen beim Frühstück, das, seinem Namen getreu, wirklich sehr frühzeitig eingenommen wurde, weil ein gemeinsamer Arbeitsdrang meinen Vater in sein Antikencabinet, mich aber in eines der beiden Archive trieb, welche ich zur Fortsetzung meiner Studien über den Prinzen Eugen besuchte. Etwa acht Stunden, von neun bis gegen fünf Uhr, blieb mein Vater meistens ununterbrochen im Cabinet, dann aber wanderte er fast täglich mit einem kleinen Umwege über das Glacis nach der Währingerstraße, um dort mit dem Fürsten Dietrichstein und seiner Familie zu speisen. Den Abend verweilte er gleichfalls beim Fürsten, der dann selten mehr ausging, und in seiner Liebe zu ihm ließ sich mein Vater, obgleich ein geschworner Feind des Tabaks, doch dessen unabläßiges Rauchen mit freundlichem Lächeln gefallen. Sehr spät am Abende, gewöhnlich erst gegen Mitternacht, kam er von dort heim, und da ich um diese Zeit noch meistens bei der Arbeit

saß, sahen wir uns einige Augenblicke, besprachen kurz die Ereignisse des Tages und begaben uns dann Beide zur Ruhe.

So wie meine häuslichen, waren auch meine amtlichen Verhältnisse nur befriedigende zu nennen. Wer längere Zeit hindurch bei einer Behörde gedient hat und sogar, wie ich damals, in einem keineswegs geräumigen Zimmer mit drei oder vier Genossen zusammengepfercht war, der wird zugeben, daß man in gewissem Sinne mit ihnen wie verheiratet ist. Ein einziger widerwärtiger Mensch kann Einem das ganze Bureauleben verbittern.

Nach einem solchen würde man aber in unserem kleinen Kreise vergebens gesucht haben. Daß der Vorstand meines Departements, Hofrath von Vesque, ein Mann war, wie ihn seine Untergebenen sich wirklich nicht besser hätten wünschen können, habe ich bereits erwähnt, und wenn er vielleicht manchmal die Arbeit etwas gar zu ungleich vertheilte und mir zu viel davon auflud, so mochte mich dies hie und da einen Augenblick ärgern, hat mir aber nie ernstlich geschadet. Und zu meinen Zimmergenossen, den Herren von Stahl, von Obermayer und dem neu angeworbenen Grafen Theophil Revertera stand ich gleichfalls in den besten Beziehungen. Der Erstere, ein Sohn des ehemaligen Hofkanzlers von Stahl, an den ich mich noch von meiner Kinderzeit her erinnerte, hatte längere Zeit hindurch im Auslande, und zwar bei der Diplomatie gedient und sich dort nicht gerade an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Er betrachtete sich mehr als einen Freiwilligen, kam sehr spät ins Bureau und ging bald wieder fort. So lang er aber da war, wußte er mit unnachahmlichem Humor die ergötzlichsten Geschichten, sei es aus seinen früheren Erlebnissen,

sei es aus den Tagesbegebenheiten zu erzählen. Obermayer war ein sehr gutmüthiger Mensch, mit dem es sich leicht auskommen ließ, Theophil Revertera aber ein äußerst feiner und liebenswürdiger junger Mann, schlichten und einfachen Wesens, vollkommen frei von jeglichem Dünkel und jeglicher Selbstüberhebung, zugleich wohl unterrichtet, voll Eifer und Fleiß bei Erfüllung seiner amtlichen Pflichten. Da ich ihn überdies schon seit seinen Knabenjahren kannte und zu ihm wie zu seiner ganzen Familie seit langer Zeit in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, so gereichte mir sein Eintritt in unser Departement zu wahrhafter Freude.

In Folge alles dessen lebte ich also die ersten vier Monate des Jahres 1857 vergnügt dahin, bis am 6. Mai meine arme Frau ganz plötzlich wieder in ihren früheren Krankheitszustand zurückfiel. Zwei Tage vorher hatten wir eine Landwohnung in Pötzleinsdorf bezogen, wo wir, wie dies in der Umgebung von Wien meistens der Fall ist, noch mit einer anderen Familie ein und dasselbe Haus bewohnten. Es war dies ein Seidenhändler aus Südtirol, Namens Eberle, ein guter, aber schlichter und einfacher Mann mit einer feinen und gebildeten Frau und einer Tochter, Namens Marie, welche wirklich in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen genannt werden mußte. Mit einem einnehmenden Aeußeren und regelmäßigen, an ihre italienische Abkunft erinnernden Zügen verband sie ein ruhiges, mehr ernstes als heiteres Wesen, insbesondere aber einen seltenen Drang, dort zu helfen und sich nützlich zu machen, wo es erforderlich war, und zugleich eine so anspruchslose Art, dies zu thun, daß sie weit mehr demjenigen, der ihr Gelegenheit hiezu gab, erkenntlich zu sein schien, als daß sie von seiner Seite auf irgendwelche Dankbarkeit Anspruch erhoben hätte.

Dieſe ſelbſtaufopfernde Bereitwilligkeit zur Hilfe kam mir damals ganz ungemein zu Statten. Der Krankheitszuſtand meiner Frau, diesmal nicht weniger heftig als im vergangenen Jahre, ließ, da die früher angewendeten Mittel eigentlich nie etwas genützt hatten, eine neue Heilmethode nothwendig erſcheinen, und ſie ſollte nach dem Ausſpruche der Aerzte in einer Badecur zu Pyrawarth beſtehen, das bekanntlich mehrere Stunden nördlich von Wien, leider recht reizlos liegt. Ich konnte ſie unmöglich begleiten, und da meine Mutter in Nizza abweſend war, erklärten ſich meine Schwiegermutter und meine jüngſte Schwägerin, Caroline von Schaeffer, welche ſich ſchon während der beiden vergangenen Jahre für meine Frau äußerſt hilfreich erwieſen hatte, bereit, mit derſelben nach Pyrawarth zu gehen. Marie Eberle aber bat es ſich wie eine Gunſt aus, in den Stunden, in denen ich von Pötzleinsdorf abweſend ſein mußte, alſo etwa von halb neun bis halb vier Uhr um meine Tochter ſein und ſich auch ſonſt ſo viel, als es etwa wünſchenswerth erſchiene, ihrer annehmen zu dürfen. Dankbarſt willigte ich ein, denn ich wußte ſie bei ihr in den beſten Händen.

Sieben Wochen verweilte meine Frau in Pyrawarth, und Ende Juli kehrte ſie von dort nach Pötzleinsdorf zurück, ohne daß ſie auch nur die geringſte Beſſerung verſpürte. So dauerte den ganzen Sommer, den Herbſt und den Winter hindurch dieſes traurige Leben fort, voll Betrübniß, voll Angſt und voll Sorge. Aber es war auch ein Leben voll angeſtrengteſter Arbeit für mich, und das gereichte mir wahrhaft zum Glücke. Raſtlos war ich ſeit dem Beginne des Jahres nicht nur in meinem Amte thätig geweſen, ſondern hatte jeden Moment, der mir übrig blieb, auf mein hiſtoriſches Werk verwendet. So war es mir

gelungen, bis zum Beginne des Herbſtes den erſten Band meiner Biographie des Prinzen Eugen von Savoyen im Manuſcripte zu vollenden. Und während derſelbe nach der Druckerei wanderte und von dort allmälig Bogen auf Bogen an mich zur Correctur kam, ſchrieb ich in den Abendſtunden am zweiten Bande und ſetzte jeden Morgen meine Sammelarbeit in den Archiven für den dritten Band fort.

Es läßt ſich denken, daß die Wiedererkrankung meiner Frau auch meiner Mutter, die ſehr an ihr hing, die letzten Wochen ihres Aufenthaltes in Nizza nicht wenig verbitterte. Aber geraume Zeit, ehe ſie hievon Kenntniß erhielt, war ihr über ſie ſelbſt eine Mittheilung gemacht worden, welche wohl auf gar manche weniger ſtarkmüthige Menſchen eine recht niederſchlagende Wirkung hervorgebracht haben würde. Schon längere Zeit hindurch, und insbeſondere während der letzten in Nizza verbrachten Monate hatte ſie an ihrem rechten Auge eine ſo gewaltige Abnahme der Sehkraft verſpürt, daß mein Bruder hiedurch in hohem Grade beunruhigt wurde. Er bat daher einen Aſſiſtenten des berühmten Graefe, Namens Liebreich, der ſelbſt ſpäter ein ausgezeichneter Augenarzt wurde und ſich damals vorübergehend in Nizza befand, die Augen unſerer Mutter aufmerkſam zu prüfen. „Ich ſagte ihm," ſchrieb ſie hierüber an meinen Vater, „daß ich ſeit Jahren fühle, wie das „rechte Auge ſchwach und ſchwächer geworden ſei, wie es „mir beim Leſen und Schreiben nicht nur nichts mehr „helfe, ſondern durch den falſchen Schein auch noch das „linke Aug' hindere. Ich ſagte ihm, daß ich ſeit ungefähr „einem Jahre einen ſchwarzen Fleck im Auge zu haben „glaube, der ſo deutlich iſt, daß mir z. B. der Vollmond „ſtatt wie eine goldene Kugel nur wie ein ſtrahlender Reif

„oder Kranz, und daß mir ebenso auch jede Lampe oder „Straßenlaterne erscheine, weil eben die Mitte verfinstert „sei. Nun wurden mir Buch und Schrift zur Probe vor„gelegt, dann das Zimmer verdunkelt, und nachdem Glas, „Spiegel und Licht, Alles prüfend angewendet worden „waren, stand Liebreich schnell auf und winkte Franz in „das Nebenzimmer, wo sie sich lang besprachen und aus „welchem mein armer Sohn ganz bleich herauskam. Lang „zuvor wußte ich schon Alles, aber freilich ohne dessen „völlig gewiß zu sein. Ich bat mir nur ohne alle Um„schweife und Trostworte das zu bestätigen, was ich ja „deutlich fühle. Auf meine Bitten verhehlten sie mir denn „auch nicht, daß der graue Staar im Anzuge sei. Obgleich „so vorbereitet, ja überzeugt, machte mich die Gewißheit „doch stutzig, und ich kann es nicht leugnen, daß ich den „ganzen Tag weich und etwas wehmüthig gestimmt war. „Abends war Franz wie gewöhnlich bei mir und las mir „vor, und Gottlob, wir waren fröhlich und lachten. Heute „aber hat das Gefühl der Wehmuth, das mich gestern be„herrschte, einer innigen Dankbarkeit Platz gemacht. Je „mehr ich über meinen künftigen Zustand, ja sogar über „den Fall nachdachte, daß das Aergste daraus werden „sollte, desto klarer stellte sich mir das vollkommene Ver„trauen auf Eure Liebe heraus, und ich bitte Dich, mein „theurer Freund, Dich zu erinnern, wie oft das Gespräch „bei uns auf den Unterschied zwischen einem Blinden und „einem Tauben kam, und wie oft und weitläufig ich meine „Gründe auseinandersetzte, weshalb ich — wohlgemerkt für „mich selbst — das Erste vorzöge. Mir ist nichts in der Welt „so nothwendig als Mittheilung und Gespräch mit meinen „Lieben, geselliger Verkehr. Ueberzeugt, an Dir und unseren

„guten Kindern Stütze und Anhaltspunkte genug zu finden,
„scheint es mir für mich nicht gar so trostlos, obschon
„manches Vergnügen ganz aufhören wird. Eines muß ich
„noch berühren, und das ist vollkommen wahr. Seit langer
„Zeit habe ich Gott gebeten, daß, wenn ein Uebel kommen
„soll, es mich nicht umgehe, daß er es mir schicke und Eure
„mir so theuren Häupter verschone. Er hat mich erhört und
„sei dafür innig gelobt und gepriesen. Eure freundlich theil-
„nehmenden Worte werden mich beglücken, aber tröstet mich
„nicht, denn wahrhaftig, ich bedarf keines Trostes; diesen
„würde ich nur im Falle Deiner Erkrankung oder der eines
„unserer Kinder brauchen, und eine solche wird ja Gott
„wohl gnädig von uns abwenden."

In gleich bewunderungswürdigem Sinne sprach sich meine Mutter auch in ihren späteren Briefen aus Nizza aus. Aber glücklicher Weise kam es bei ihr niemals zu der von Liebreich besorgten Staarbildung und noch weniger zu der von ihr einen Augenblick befürchteten völligen Erblindung.

Erst Ende Juni brach meine Mutter von Nizza auf und begab sich, meine Spuren verfolgend und von meinem Bruder begleitet, nach Paris, das ihr unendlich gefiel. Ueber Köln verfügte sie sich mit meinem Bruder nach Kissingen, wohin inzwischen die Großfürstin Helene direct gereist war. In Kissingen fand meine Mutter bei zwei dort zur Cur anwesenden Töchtern des Fürsten Dietrichstein, den Gräfinnen Mensdorff und Clam liebenswürdige Aufnahme.

Lang aber konnte sie daselbst nicht verweilen; nach mehr als siebenmonatlichem Zusammensein mußte sie sich von meinem Bruder trennen. Vorerst kam sie zu uns nach Pötzleinsdorf, wo sie durch einige Wochen blieb. Hierauf

begab sie sich nach Baden, wo sie durch die Güte des Fürsten Dietrichstein in dessen Hause höchst angenehm wohnte, und endlich unternahm sie mit meinem Vater gemeinsam eine Herbstreise nach Oberösterreich, auf welcher sie insbesondere in St. Florian und in Ischl etwas länger verweilten.

Wenn ihnen an dem ersteren Orte auch gar nichts den dahingeschiedenen Bruder und Schwager zu ersetzen vermochte, so war es doch tröstlich für meine Eltern, daß der Empfang, den sie dort auch nach seinem Tode fanden, sich von dem früheren an Herzlichkeit kaum unterschied.

Einen ihm höchst sympathischen Umgang pflog mein Vater daselbst mit seinem ältesten Freunde, dem ehemaligen Professor Joseph Gaisberger. Derselbe hatte seine Stelle am Linzer Gymnasium niedergelegt und war in das Stift zurückgekehrt, sich aufs Eifrigste archäologischen und numismatischen Studien widmend. Da diese bekanntlich auch das wissenschaftliche Gebiet bildeten, auf welchem sich mein Vater sein ganzes Leben hindurch bewegt hatte, kann man sich die Menge anziehender Berührungspunkte denken, die zwischen den zwei Jugendfreunden existirten. Stundenlang saßen sie in der schönen Münzensammlung beisammen, welche das Stift noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von Apostolo Zeno gekauft, und die mein Onkel eifrig vermehrt, mein Vater aber im Laufe der Zeit in eine den gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Ordnung gebracht hatte. Oder sie ergingen sich, von meiner Mutter und einem oder dem anderen Geistlichen, meistens dem Dechant Stülz begleitet, in den schattigen, das Stift umgebenden Wäldern und auf den üppigen Wiesen. So war St. Florian für meine Eltern und uns selbst, wenn auch nicht mehr ganz so wie sonst, doch auch keineswegs völlig verloren.

Nachdem meine Eltern aus Oberösterreich nach Wien zurückgekehrt waren, theilte meine Mutter sich selbstaufopfernd mit uns in die Pflege meiner leidenden Frau und in die Sorge um sie. Mein Vater aber nahm so ziemlich die Lebensweise wieder auf, die ihm den vergangenen Winter hindurch so behaglich gewesen war, und welche wir ihm denn auch Alle, meine Mutter mit eingeschlossen, herzlich gern gönnten. So lang es überhaupt Tag war, verweilte er in seinem Amte; wie es zu dunkeln begann, begab er sich zu Dietrichstein, speiste dort und brachte auch den Abend daselbst zu.

Eine vollständige Aenderung dieser Lebensweise wurde durch die Verwirklichung eines Projectes herbeigeführt, welches meine Eltern schon lang beschäftigte und das in nichts Geringerem als in einer Reise nach Rom bestand.

Meine Eltern befanden sich damals beide schon nicht mehr gar weit von ihrem siebzigsten Lebensjahre und eine Reise nach Rom war zu jener Zeit, vor vierunddreißig Jahren durchaus nicht so ohne alle Beschwerlichkeit wie jetzt. Wer sich des Widerwillens, mit welchem mein Vater im vergangenen Jahre sich anschickte, nach Nizza zu gehen, und der Freude erinnert, die er empfand, als ich ihm diese Reise ersparte, der wird nicht ohne Verwunderung den Eifer gewahr werden, den er jetzt für diejenige nach Rom an den Tag legte. Aber leicht wird derselbe durch die Verschiedenheit des Zielpunktes erklärt, um den es sich handelte. Nizza bot meinem Vater eigentlich gar kein, Rom aber als die Hauptstadt der alten Welt, welche sein ganzes Leben hindurch den Brennpunkt all seiner Studien und Arbeiten gebildet hatte, das höchste Interesse dar. Darum wurde jetzt in unserem kleinen Kreise nicht der etwaigen Mühseligkeiten einer derartigen Reise, sondern nur der Genüsse gedacht, die sie versprach.

Mitten in die unabläſſigen Erörterungen über das Project dieſer Reiſe, über den Zeitpunkt ihrer Bewerkſtelligung und über die Route, welche hiebei am beſten einzuſchlagen wäre, fiel das Erſcheinen des erſten Bandes meines Werkes über den Prinzen Eugen von Savoyen. Am Abende des 7. December 1857 kam das erſte Exemplar in meine Hand, wenige Tage darauf gelangte das Buch in den Handel, und der lebhafte Beifall, den es nicht nur in den Kreiſen der Gelehrten, ſondern, worauf ich ganz beſonderen Werth legte, im großen Publicum fand, gereichte mir zu wahrhafter Freude.

Dritthalb Monate ſpäter, am 21. Februar 1858 brachen meine Eltern nach Rom auf. Gegen meinen Rath hatte ſich mein Vater für den Weg über Trieſt und Ancona durch die Apenninen entſchieden, was ich in der rauhen Jahreszeit für zwei ſchon recht betagte Leute für etwas gewagt hielt. Ich hätte gewünſcht, daß ſie den weiteren, aber viel bequemeren Weg über Mailand, Genua, Piſa und Siena eingeſchlagen hätten; dieſe Städte würden ganz andere Nachtquartiere dargeboten haben als Loretto, Valcimara, Colfiorito und die übrigen ſchmutzigen Neſter in den Apenninen, welche ſie auf mehrtägiger, äußerſt beſchwerlicher Fahrt durch ſchneebedecktes Gebirge überſchritten. Aber weit mehr noch als während der Fahrt ſelbſt litten ſie von der eiſigen Kälte in den düſteren und unheizbaren Gemächern der unwirthlichen Gaſthäuſer, in denen ſie Unterkunft zu ſuchen gezwungen waren. „Der letzte Ort," ſchrieb mir meine Mutter, von Colfiorito redend, aus Foligno, wo ſie auf die große Heerſtraße nach Rom kamen, am Abende des 26. Februar, „war wirklich wie eine Mördergrube, ſo ſchmutzig und ekel- „haft hätte ich es mir niemals gedacht." Dennoch war ſie

heiteren Sinnes, und als endlich nach fünftägiger Fahrt Rom erreicht wurde, hatte sie schon alles erduldete Ungemach wieder vergessen.

Ein Glück war es für meine Eltern, daß sie auf dieser Reise von einem jungen Beamten, dem jetzigen Director des Antiken-Cabinetes, Dr. Friedrich Kenner begleitet wurden. Er war ihnen nicht nur ein sehr angenehmer, sondern bei jedem sich hiezu ergebenden Anlasse auch ein überaus hilfreicher Genoß.

Während meinen Eltern nach ihrer Ankunft in Rom im Zusammensein mit meinem Bruder glückliche Tage beschieden waren, mein Vater mit Dingen, die ihn aufs Höchste interessirten, wahrhaft überschüttet wurde, und meine Mutter bei ihrer lebhaften Empfänglichkeit für alles Schöne unendlich viel Freude und Genuß daselbst fand, brachte ich es dahin, daß schon im Mai der zweite Band meines Werkes über Eugen von Savoyen ausgegeben wurde. Er fand vielleicht noch mehr Beifall als der erste, und es war mir ein Lichtstrahl in trüber Zeit, daß ich in den letzten Tagen dieses Monates zum correspondirenden Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde.

Ehe dieses für mich so erfreuliche, weil ehrenvolle Ereigniß eintrat, hatte ich meine Stadtwohnung mit einer auf dem Lande in der Umgebung Wiens vertauscht. So groß das Opfer auch für mich war, einen entfernteren Ort als Pötzleinsdorf und sogar als Hütteldorf zu wählen, weil die tägliche Fahrt im Gesellschaftswagen nach der Stadt und von da wieder aufs Land — und ein rascheres, deshalb aber auch viel kostspieligeres Vehikel gestatteten mir meine beschränkten Geldmittel nicht — gar viele Zeit erforderte, so brachte ich es doch für meine Frau und meine Tochter gern.

Für die Erstere, weil ihr Pötzleinsdorf dadurch verhaßt geworden war, daß sie in zwei Sommern so überaus traurige Tage daselbst hatte verleben müssen, für meine Tochter aber, weil es ganz unerläßlich erschien, der herben Trübsal, die ihr schon in so jungen Jahren — sie zählte damals erst dreizehn — auferlegt war, dadurch wenigstens einiges Gegengewicht zu bieten, daß ihr die Möglichkeit eröffnet wurde, sich im Kreise gleichalteriger Jugend zu erheitern. Die Gelegenheit hiezu aber fand sie reichlich in dem Hause des Grafen Ludwig Breda.

Auch er und seine Familie gehörten schon seit längerer Zeit zu unseren uns ziemlich naheſtehenden Bekannten. Graf Breda diente im Justizwesen und war im Jahre 1848 eine Zeit lang als präsumtiver Justizminister genannt, später aber dadurch in weiteren Kreisen bekannt geworden, daß er den ersten Schwurgerichtssitzungen in Wien und in Oesterreich überhaupt präsidirte. Er war ein äußerst wohlwollender, heiterer und liebenswürdiger Mann, dem jegliches Standesvorurtheil vollkommen fernlag. Eine wahrhaft vortreffliche Frau stand ihm zur Seite, hochgebildet, klug und von einer seltenen Güte des Herzens. Sechs Kinder besaßen sie, drei Knaben und drei Mädchen, von denen das älteste, Ottilie, jetzt mit dem Feldmarschall-Lieutenant Baron Ramberg vermält, genau in dem Alter meiner Tochter war.

Graf Breda besaß zu jener Zeit das große, fast schloßartige Haus in Mauer, welches später in den Besitz der Familie Széchényi überging und jetzt gewöhnlich von dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß miethweise bewohnt wird. Damals herrschte in diesem Hause ein frohsinniges, heiteres Leben, durch die liebenswürdigen Eltern und die allzeit lustige Kinderschaar gleichmäßig veranlaßt. Zu jeder Stunde,

möchte ich faſt ſagen, fanden wir dort die herzlichſte Aufnahme. Denn die Seele des Hauſes, die edle Gräfin, war voll innigen Mitgefühls für das unſägliche Leiden meiner armen Frau und für den Kummer, der dadurch auch mir und meiner Tochter bereitet wurde. Darum that ſie, was ſie nur konnte, um uns wenigſtens einigermaßen zu zerſtreuen, und insbeſondere war ihr meine Tochter jederzeit als Freundin und Geſpielin ihrer Kinder willkommen.

Dem Hauſe Breda ganz unähnlich, aber uns gleichfalls einen ſehr anregenden Umgang darbietend war ein anderes in Mauer, das des ehemaligen Miniſters Freiherrn von Pillersdorff. Sowohl meine Frau als ich hatten ihn und ſeine Familie ſchon vor den Märztagen gekannt, und bei der hochangeſehenen Stellung, welche Pillersdorff damals als Hofkanzler einnahm, hatte es mir zur Ehre und zur Freude gereicht, bei feſtlichen Gelegenheiten ſein Haus und die Bälle beſuchen zu dürfen, die er für ſeine Töchter gab. Dem war aber durch die Ereigniſſe des Jahres 1848 ein trauriges Ende gemacht worden. Der Mann, an welchen früher ſich Alles herandrängte, war gewiß ohne ſein eigentliches Verſchulden in Ungnade gefallen, man hatte ihm verboten, ſich der Würde eines geheimen Rathes, wie der amtliche Ausdruck lautete, „zu prävaliren“, und in Folge deſſen wurde er nun ebenſo gemieden, als er früher geſucht war. Für mich genügte natürlich dieſer Umſtand, um ihm, als ich durch unſeren gemeinſamen Aufenthalt in Mauer ihm wieder näher gerückt war, den Beweis zu liefern, daß das ſchwere Mißgeſchick, das ihn getroffen, keine Einwirkung geübt habe auf meine Denkungsweiſe über ihn. Ich ſah ihn ziemlich häufig, und jederzeit fand ich großes Intereſſe an ſeinem belehrenden Geſpräche. Meine Frau aber und meine

Tochter liebten den Umgang mit seinen zahlreichen, ebenso liebenswürdigen als gebildeten Töchtern. So groß war der Altersunterschied zwischen den Letzteren, daß während die älteren aus ihnen, wenngleich nicht unbeträchtlich jünger als meine Frau, doch fast schon als Altersgenossinnen derselben erschienen, die beiden jüngsten wieder so ziemlich solche meiner eigenen Tochter waren.

So floß für uns der erste Theil des Sommers des Jahres 1858 dahin. Meine Eltern hatten mehr als drei Monate, etwa bis zum 10. Mai in vergnügtester Weise in Rom zugebracht, dann begleitete sie mein Bruder, während die Großfürstin sich direct nach Nizza begab, nach Neapel. Nach einem etwa einwöchentlichen Aufenthalte daselbst trennten sie sich; meine Mutter fuhr mit meinem Bruder zur See nach Genua und von da zu Land gleichfalls nach Nizza. Mein Vater aber machte noch einen längeren Aufenthalt in Neapel und dann einen solchen in Florenz. Erst Anfangs Juli kehrte er aus Italien nach Wien zurück, während meine Mutter sich von Nizza über Genua, den St. Gotthard und Luzern nach Baiern begab, wo sie die Fürstin Oettingen-Wallerstein in Seyfriedsberg besuchte. Kaum dort eingetroffen, erhielt sie wie mein Vater in Wien die erschreckende Nachricht, daß am Abende des 10. Juli, meines Geburtstages, Fürst Joseph Dietrichstein wenige Minuten, nachdem er von Karlsbad her, wo er die Cur gebraucht hatte, in Friedland bei seinem Schwiegersohne, dem Grafen Clam angekommen war, von einem Herzschlage getroffen verschieden sei.

Mein Bruder und ich waren von unserer frühesten Kindheit an dem Fürsten Dietrichstein in dankbarster Anhänglichkeit zugethan. Meiner Mutter war er seit ihrer

Verheiratung ein treuer, ſtets ſich gleichbleibender Freund geweſen, wir verloren alſo unendlich viel an ihm und empfanden dies auch aufs Tiefſte. Was war aber unſer Verluſt gegen den, welchen mein Vater durch den Tod des Fürſten erlitt! Nur ſeine allernächſten Familienglieder ausgenommen, war ja der Fürſt derjenige, welchen mein Vater bei Weitem am meiſten liebte. Und zu dieſer faſt ſchon ein halbes Jahrhundert andauernden Empfindung hatte ſich in der letzten Zeit ein Verkehr mit ihm geſellt, wie er häufiger und inniger gar nicht mehr gedacht werden konnte. So lange ſie Beide in Wien weilten, hatte mein Vater faſt ausnahmslos jeden Abend bei dem Fürſten verbracht und ſich dadurch jedes anderen Zeitvertreibes völlig entwöhnt. Ein Verluſt aber, den man täglich neuerdings ſchmerzlich fühlt, wird gerade dadurch noch peinlicher als ſelbſt der einer durch Verwandtſchaft näherſtehenden Perſon, wenn man mit ihr keinen ſo häufigen Verkehr pflog und ſie daher nicht jeden Augenblick neuerdings vermißt.

In den letzten Tagen des Juli 1858, diesmal aber nicht plötzlich, ſondern nur allmälig trat wieder eine Veränderung in dem Befinden meiner Frau ein, und ſo langſam ging es damit vorwärts, daß erſt der September wirklich ruhigere und beſſere Tage für ſie und für uns brachte. Ihre frühere Theilnahmsloſigkeit ſchwand, und es freute ſie, als, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, die „Wiener Zeitung“ vom 8. einen von mir verfaßten Nekrolog des Miniſters Weſſenberg brachte, um welchen mich Baron Werner mit den für mich ſo ehrenvollen Worten gebeten hatte: „Sie beſitzen ja bei uns doch die beſte Feder.“ Der Artikel fand lebhaften Beifall, und der Einzige im Miniſterium des Aeußern, der noch ein Zeitgenoß Weſſenberg's

genannt werden konnte, der alte Regierungsrath Pilat, Hübner's Schwiegervater drückte mir, nachdem er den Artikel gelesen, gerührt die Hand und lobte mich mit Ausdrücken, welche hier zu wiederholen mir die Bescheidenheit verbietet.

Mehr noch freute sich meine Frau über einen kurzen Besuch meines Bruders, der in der zweiten Hälfte des September auf der Rückkehr nach St. Petersburg einige Tage bei uns verweilte, und sie empfing ihn in festlicher Weise mit einer geschmackvollen Beleuchtung der Veranda, welche an dem von uns bewohnten Landhause angebracht war. Ein Ausflug nach Martonvásár endlich, den wir, nachdem der Druck des dritten und letzten Bandes meines Werkes über den Prinzen Eugen vollendet war, am 14. October antraten, schien wenigstens für dieses Mal die Wiederherstellung meiner Frau zu einem für uns erfreulichen Abschlusse zu bringen.

Bald nach unserer Rückkehr aus Ungarn trat ein Ereigniß ein, welches, so peinlich es mich auch Anfangs berührte, doch in seiner späteren Nachwirkung auf den Gang meines Lebens einen nicht nur entscheidenden, sondern auch einen überaus günstigen Einfluß nahm. Am 28. November 1858 starb, erst sechzig Jahre alt, Joseph Chmel, Vicedirector des Haus-, Hof- und Staatsarchives, ein rastloser, hochverdienter Forscher auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte. Seit meiner Kindheit war er mit meinen Eltern befreundet, sogar einmal unser Hausgenoß gewesen, hatte sich eifrig dafür verwendet, daß wir nach Kremsmünster ins Convict kamen, und war später ein lebhafter Förderer meiner historischen Studien, die er bis an das Ende seines Lebens mit warmem Antheil begleitete. Freilich schwebte zwischen uns die Controverse, ob man bei dem damaligen

Stande der Forſchung ſchon öſterreichiſche Geſchichte ſchreiben oder ſich vorerſt blos auf das Sammeln und Veröffentlichen des Materials hiezu beſchränken ſolle? Chmel vertheidigte mit Nachdruck den letzteren Satz und meinte, erſt wenn das Material vollſtändig aufgeſpeichert, ja ſogar gedruckt vorliege, ſei es an der Zeit, Geſchichte zu ſchreiben. Ich aber bemühte mich, ihm die Unmöglichkeit der Erfüllung der von ihm verlangten Vorbedingung anſchaulich zu machen. Niemals würde, ſuchte ich ihm zu beweiſen, eine derartige Vollſtändigkeit des Materials, wie er ſie im Sinne habe, erreicht werden können. Immer würden noch neue Archive, neue größere oder kleinere Anſammlungen von Urkunden und Actenſtücken, ich will nicht gerade ſagen entdeckt, aber doch zugänglich gemacht werden, wodurch Manches wieder in anderes Licht treten würde. Und ſelbſt wenn dem nicht ſo wäre, ſo müßte die Publicirung des geſammten Materials zu einer öſterreichiſchen Geſchichte der älteren wie der neueren Zeit ſo ungeheure Dimenſionen annehmen, daß der Geſchichtſchreiber der Zukunft es gar nicht mehr zu überſehen vermöchte.

Ich weiß nicht, war er wirklich ſchwankend geworden in ſeiner ſo oft ausgeſprochenen Ueberzeugung, oder war es mehr eine dem Bewußtſein ſeiner Krankheit entſtammende melancholiſche Anſchauung, aber ich erinnere mich ſehr gut, daß er, als ich ihm einen, ich glaube den letzten der drei Bände meines Werkes über Eugen überbrachte, ihn aufmerkſam durchſah und mir dann voll Wehmuth im Ausdrucke ſagte: „Ich meine jetzt, Du haſt Recht gehabt „und gut daran gethan, Dich nicht blos auf die Geſchichtsforſchung zu verlegen, ſondern auch Geſchichte zu „ſchreiben.“

Es traf sich ganz eigenthümlich, daß gerade zu der Zeit, als Ehmel starb, der Prälat seines Stiftes, unser Freund Friedrich Mayer in Wien anwesend war, der denn auch die Einsegnung des Leichnams vollzog, natürlich ohne zu ahnen, daß er selbst binnen kürzester Zeit seinem Stiftsbruder im Tode nachfolgen sollte.

Zu jener Zeit, als ganz Oesterreich unter den Einwirkungen des drei Jahre früher mit dem heiligen Stuhle abgeschlossenen Concordates stand, war der Fürsterzbischof von Prag, Cardinal Schwarzenberg, vom Papste Pius IX. autorisirt worden, die geistlichen Häuser, d. i. die Stifter und Klöster zu untersuchen, und hiebei stand ihm ein Benedictinerpriester aus Kremsmünster, Namens Theodorich Hagn als Secretär zur Seite. Ich kannte den Letzteren recht gut; er war am Linzer Gymnasium ein Schulkamerad meines Vetters Alois Moser gewesen, und nie hätten wir gedacht, daß aus dem fröhlichen Studenten ein solcher Eiferer werden würde, als der er sich später entpuppte. Hagn sollte nun nicht nur die in den österreichischen Stiftern und Klöstern herrschenden Zustände aufs Ungünstigste geschildert, sondern auch den Cardinal zu dem Entschlusse gebracht haben, aus einem dieser geistlichen Häuser, Lambach in Oberösterreich, gleichsam den übrigen zum Vorbilde, ein Stift strengster Observanz zu machen. Um dies durchzuführen, wurde die lang schon erledigte Stelle eines Prälaten, statt sie nach altem Brauch durch Wahl des Capitels wiederbesetzen zu lassen, von Seite des Cardinals kraft höherer Machtvollkommenheit einem dem Stifte Lambach bisher Fremden, und zwar keinem Anderen als dem P. Theodorich Hagn selbst übertragen.

Eine zweite Verfügung des Cardinals bestand in der sämmtlichen Priestern der nieder- und oberösterreichischen

Stifter ertheilten Ermächtigung, auf Grund eines einfachen Ansuchens die geistliche Corporation, in der sie ihre Prösess abgelegt hatten, zu verlassen und ihren bisherigen Aufenthalt in derselben mit dem in Lambach zu vertauschen.

Nichts war natürlicher, als daß diese Verfügungen in den nieder- und oberösterreichischen Stiftern einen ebenso tiefen als niederschlagenden Eindruck hervorbrachten. Alle Prälaten derselben, fünfzehn an der Zahl, waren darin einig, in der ersteren Bestimmung eine unberechtigte Beeinträchtigung des den Stiftern unzweifelhaft zustehenden Wahlrechtes, in der zweiten aber eine Maßregel zu erblicken, durch welche die Disciplin unter ihren geistlichen Untergebenen wesentlich gelockert, ja vielleicht sogar der Bestand der Stifter in Frage gestellt werden könnte. Fest zusammenhaltend beriethen sie diese Angelegenheit in einer eigenen Conferenz, in der sie beschlossen, einen oder zwei aus ihrer Mitte nach Rom abzusenden, um dort ihre Sache zu vertreten. Die Wahl traf unseren Freund Mayer und den Prälaten von Seitenstetten, Ludwig Ströhmer. Und um nur ja nicht den Vorwurf einer Auflehnung auf sich zu ziehen, kleideten sie ihre Gegenvorstellung auf Mayer's Antrag in die Form einer in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßten Ergebenheitsadresse an den heiligen Stuhl, in welche freilich auch Dasjenige Aufnahme fand, worüber sie sich beklagen zu müssen glaubten. Ihre beiden Delegirten sollten diese Adresse dem Papste persönlich übergeben.

Mit welcher Loyalität die versammelten Prälaten in dieser Angelegenheit vorgingen, zeigt sich auch dadurch, daß sie, bevor sie sich wirklich nach Rom wandten, in einer von Allen unterzeichneten Eingabe den Cardinal Schwarzenberg baten, die in Bezug auf Lambach getroffene und für alle

Stifter so bedrohliche Verfügung in der Weise abzuändern, daß sowohl die Pflicht der Stabilität für die einzelnen Priester, als das freie Wahlrecht der Ordenscapitel ungeschmälert bleibe.

Die unverzüglich erfolgende, in recht schroffem Tone gehaltene und kurzweg ablehnende Antwort des Cardinals ließ den Prälaten nichts Anderes übrig, als nunmehr an die Durchführung ihres Beschlusses zu gehen. Insbesondere war es Mayer, der mit wahrhaft jugendlichem Feuer an die ihm übertragene Mission schritt, wie denn Alles, was mit den Interessen seines ihm so theuren Stiftes zusammenhing, seine vollste Hingebung wachrief. Aber schon bei dem Leichenbegängnisse Chmel's war es uns aufgefallen, wie übel er aussah, und bald darauf wurde er an einem rheumatisch-gastrischen Fieber ernstlich krank. Nach drei Tagen fühlte er sich wohler, und obgleich manche Besorgnisse wegen einer vielleicht allzu frühen Abreise laut wurden, ließ er sich doch nicht mehr halten, sondern trat am 11. December seine Reise nach Rom an. Schon in Triest fühlte er sich recht krank, und der ihn begleitende Geistliche aus St. Florian, Herr Breselmayr wollte ihn im Verein mit dem Prälaten von Seitenstetten zur Rückkehr bereden, denn es schien, als ob er einer beunruhigenden Schlafsucht und gänzlichen Ermattung nicht mehr Herr werden könne. In Triest gab ihm ein Arzt Bittersalz, worauf er sich besser fühlte und nicht nur die Reise nach Venedig fortzusetzen, sondern sogar, freilich bis zu äußerster Ermüdung die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten daselbst zu besichtigen vermochte. Auf der Fahrt von da nach Genua traf er mit einem anderen Arzte Namens Löw zusammen, der sich nun seiner bis Rom aufs Liebevollste annahm, aber schon in

Genua Herrn Breſelmayr gegenüber die Krankheit des Prälaten für Typhus erklärte. Dennoch rieth er zur Weiterfahrt, welche er viel leichter zu bewerkſtelligen fand als eine Rückkehr nach der Heimat. Der Prälat ſelbſt drängte haſtig vorwärts und ſagte fortwährend, ſeine Miſſion ſei ihm zu heilig, um ſo leichthin aufgegeben zu werden. In Genua wurde er eingeſchifft und legte ſich gleich zu Bett, das er erſt in Civitavecchia wieder verließ. In Rom im Hotel „Minerva“ untergebracht, ſchien es einen Augenblick ſich mit ihm zu beſſern, und ſeine Begleiter glaubten wieder Hoffnung ſchöpfen zu dürfen. Aber ſchließlich gewann doch die Krankheit neuerdings die Oberhand; am Frühmorgen des 29. December verſchied der edle Prieſter, und am folgenden Tage wurde er in der Kirche ſeines Ordens, die durch Michel Angelo's Moſes verherrlicht wird, bei San Pietro in vincoli begraben.

Nicht nur in unſerem kleinen, ihm ſo anhänglichen Familienkreiſe und in ſeinem Stifte, auch in Rom ſelbſt erregte ſein Hinſcheiden die innigſte Theilnahme. Und die ihm übertragene Miſſion, welche nun der Prälat von Seitenſtetten allein vollzog, blieb wenigſtens inſofern nicht ganz fruchtlos, als der in Bezug auf Lambach beobachtete Vorgang ſich nicht mehr wiederholte.

1859.

Mit meinem Werke über den Prinzen Eugen feierte ich, man gestatte mir dies der Wahrheit gemäß zu sagen, einen förmlichen Triumph. Niemals in meinem früheren Leben, auch in Frankfurt nicht, war ich annähernd so gelobt worden wie nach dem Erscheinen dieses Buches. Nicht nur in den öffentlichen, sei es politischen oder fachwissenschaftlichen, auch in den militärischen Blättern geschah dies; auf Schritt und Tritt, von Hoch und Niedrig, von Bekannten und Unbekannten wurden mir die wärmsten Glückwünsche dargebracht. Auch auf meine nächsten Angehörigen, insbesondere auf meine Eltern erstreckte sich dies, und während meine Mutter der Freude hierüber mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit Ausdruck verlieh, blieb auch mein sonst viel schwerer zu enthusiasmirender Vater darin nicht allzu weit hinter ihr zurück. „Du kannst gar nicht glauben," schrieb er einmal meinem Bruder, „wie viele Complimente mir von „allen Seiten über Alfred's Prinz Eugen gemacht werden, „besonders von Soldaten jeden Ranges; ich freue mich dar„über von ganzem Herzen." Und in der That, gerade die Beifallsbezeigungen von Seite des Militärs waren ebenso häufig als schmeichelhaft für mich. Um nur ein einziges Beispiel hier anzuführen, sei das des mehr als achtzig-

jährigen Feldmarschalls Grafen Nugent erwähnt, der mich bei einer vorübergehenden Anwesenheit in Wien, da er mich nicht mehr aufsuchen könne, zu sich bitten ließ, weil er mich kennen zu lernen und mir persönlich seinen Dank für die Freude auszusprechen wünsche, welche mein Buch ihm bereitete.

Nichts war da wohl natürlicher, als daß die Sehnsucht in mir erwachte und allmälig immer stärker und stärker wurde, mich von der eigentlichen Laufbahn eines Beamten, die mir nur Arbeit, Mühe und Plage in Hülle und Fülle und weder persönliche Befriedigung noch Anerkennung gebracht hatte, vollständig zurückzuziehen und die zweite, wahrscheinlich kürzere Hälfte meines Lebens — denn ich stand schon an der Schwelle des vierzigsten Jahres — einzig und allein der historischen Wissenschaft, den Aufgaben eines Geschichtschreibers zu widmen. So aufrichtig ich auch den Tod meines Freundes Chmel bedauerte, so gewährte mir derselbe doch auch wieder die beste Gelegenheit zur Erreichung dieses Zieles, und ich setzte mich daher in Bewerbung um die durch sein Ableben erledigte Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives.

Meine Bitte fand bei dem, bei welchem sie zunächst vorzubringen war, dem Unterstaatssecretär Freiherrn von Werner recht wohlwollende Aufnahme. Denn trotz gelegentlicher Differenzen, die wir mit einander gehabt und welche er mir gewiß lang schon verziehen, hielt er doch große Stücke auf mich, beurtheilte meine schriftstellerischen Arbeiten ungemein günstig und war mir auch persönlich sehr freundlich gesinnt. Dennoch kam er vor lauter Besorgnissen und lauter Bedenklichkeiten zu keinem Entschlusse, und gerechter Weise muß man auch zugestehen, daß allerdings nicht die

Beſorgniſſe, wohl aber die Bedenklichkeiten wirklich einigen Grund hatten.

Die Beſorgniſſe lagen offenbar darin, daß nun plötzlich das Staatsarchiv, welches bisher, und nicht weniger vom Miniſterium ſelbſt als von der Archivsverwaltung als ein Sammelpunkt ſorgfältigſt zu hütender Staatsgeheimniſſe betrachtet und deshalb, wenigſtens inſofern es die neuere Zeit anging, vor jedem profanen Auge ſorgfältigſt verſchloſſen worden war, einem Manne unbedingt zugänglich gemacht werden ſollte, der es ganz offen als ſeinen Hauptzweck bezeichnete, die daſelbſt aufgehäuften handſchriftlichen Schätze literariſch zu verwerthen. Konnte demjenigen unbedingt vertraut werden, der es erſt vor zwei Jahren gewagt hatte, den hiſtoriſch höchſt intereſſanten, an und für ſich aber ganz unverfänglichen Briefwechſel eines Kaiſers mit einem Manne ſeines Vertrauens an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen? Und würde nicht ſein Beiſpiel allmälig auch Andere zu dem Begehren ermuthigen, dieſelben Bahnen betreten und gleich ihm das in Bezug auf die neuere Geſchichte in ſo tiefe Schleier gehüllte Staatsarchiv zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten benützen zu dürfen?

Man ſieht wohl, daß von einem ſo ängſtlichen Gemüthe wie demjenigen Baron Werner's meine etwaige Anſtellung im Archive faſt wie ein Aufgeben des bisher in Bezug auf daſſelbe beobachteten Geheimhaltungsſyſtems betrachtet werden konnte. Zu dieſer Beſorgniß kamen noch die wirklich gegründeten Bedenklichkeiten, die darin wurzelten, daß bei dem ſo wenig zahlreichen Beamtenkörper des Staatsarchives, bei welchem ſich ſo ſelten Erledigungen von Stellen ergeben, es hart erſcheint, daß wenn einmal eine ſolche wirklich frei wird, ſie nicht einem im Archive ſchon An-

jährigen Feldmarschalls Grafen Nugent erwähnt, der mich bei einer vorübergehenden Anwesenheit in Wien, da er mich nicht mehr aufsuchen könne, zu sich bitten ließ, weil er mich kennen zu lernen und mir persönlich seinen Dank für die Freude auszusprechen wünsche, welche mein Buch ihm bereitete.

Nichts war da wohl natürlicher, als daß die Sehnsucht in mir erwachte und allmälig immer stärker und stärker wurde, mich von der eigentlichen Laufbahn eines Beamten, die mir nur Arbeit, Mühe und Plage in Hülle und Fülle und weder persönliche Befriedigung noch Anerkennung gebracht hatte, vollständig zurückzuziehen und die zweite, wahrscheinlich kürzere Hälfte meines Lebens — denn ich stand schon an der Schwelle des vierzigsten Jahres — einzig und allein der historischen Wissenschaft, den Aufgaben eines Geschichtschreibers zu widmen. So aufrichtig ich auch den Tod meines Freundes Chmel bedauerte, so gewährte mir derselbe doch auch wieder die beste Gelegenheit zur Erreichung dieses Zieles, und ich setzte mich daher in Bewerbung um die durch sein Ableben erledigte Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives.

Meine Bitte fand bei dem, bei welchem sie zunächst vorzubringen war, dem Unterstaatssecretär Freiherrn von Werner recht wohlwollende Aufnahme. Denn trotz gelegentlicher Differenzen, die wir mit einander gehabt und welche er mir gewiß lang schon verziehen, hielt er doch große Stücke auf mich, beurtheilte meine schriftstellerischen Arbeiten ungemein günstig und war mir auch persönlich sehr freundlich gesinnt. Dennoch kam er vor lauter Besorgnissen und lauter Bedenklichkeiten zu keinem Entschlusse, und gerechter Weise muß man auch zugestehen, daß allerdings nicht die

es war ungemein schwer, wenn nicht ganz unausführbar, diesen Beamten diejenige fördernde Hilfeleistung, deren der fremde Forscher von Seite der Angestellten des Archives allzeit bedarf, zu Gunsten eines Mannes aufzuerlegen, der ihnen in einer sie so nah betreffenden Angelegenheit als Rival gegenüberstand.

Um aber meine Zeit doch nicht ganz zu verlieren, wendete ich mich der Reihe nach an eine Anzahl der vornehmeren österreichischen Adelsfamilien, um von ihnen die Mittheilung von Briefen der Kaiserin Maria Theresia zu erlangen, welche, weil an ihre Vorfahren gerichtet, sich vielleicht in ihrem Besitze befänden. Bei dem geringen Interesse aber, das man im Allgemeinen an wissenschaftlichen Arbeiten nimmt, blieben meine Bemühungen größtentheils erfolglos.

Bei weitem mehr Glück hatte ich mit einer Bitte, die ich der gütigen Gönnerin meiner Mutter, der Kaiserin Caroline Auguste vorzulegen mir erlaubte. Schon im Juli 1843 war, vierundsiebzig Jahre alt, Frau Caroline Pichler gestorben, die mütterliche Freundin meiner Mutter, und von ihr aufrichtig betrauert. Sie hatte der Kaiserin eine ziemlich ansehnliche Reihe werthvoller Schriftstücke, meistens Berichte oder Gutachten vermacht, welche der Hofrath Franz von Greiner, Vater der Pichler, bei Maria Theresia in hohem Ansehen stehend, an die Letztere richtete, und die von deren eigener Hand mit zahlreichen, meistens höchst charakteristischen Antworten und Entscheidungen versehen worden waren.

Aber auch die persönliche Theilnahme, welche die Kaiserin an dem Schicksale Greiner's und der Seinigen nahm, tritt aus diesen Aufzeichnungen in liebenswürdigster, ja manchmal rührender Weise hervor. Um dies darzuthun, möchte ich nur ein einziges Beispiel, und zwar die Worte

hier anführen, welche Maria Thereſia an Greiner richtete, als ihr dieſer den ſoeben erfolgten Tod eines kleinen Töchterchens kundgab.

„Ich empfinde," ſo lauten ſie, „beider Eltern Schmerz; „wie glücklich iſt die Kleine, hat ihre Carriere bald gemacht „in Unſchuld. Mit dem muß man ſich beſchäftigen, nicht „mit dem Verluſt. Was haben wir mit unſerem langen „Leben für Nutzen und Freude, was für Verantwortung; „da iſt zu zittern. Gott erhalte ihm ſeinen Kleinen!"

Auf dieſe und ähnliche zwiſchen der Kaiſerin und Greiner gewechſelte Mittheilungen gründete ſich die Publication, die ich unter dem Titel: „Maria Thereſia und der „Hofrath von Greiner" der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte und welche im dreißigſten Bande ihrer Sitzungsberichte gedruckt wurde.

Eine dritte Maßregel, die ich im Intereſſe meiner beabſichtigten Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia ergriff, war die, daß ich mir durch Vermittlung des Miniſteriums des Innern aus dem Archive ai Frari zu Venedig eine ganze Serie von Depeſchen der Botſchafter der vormaligen Republik am Wiener Hofe aus jener Zeit verſchaffte. Dieſe regelmäßig zweimal in der Woche erſtatteten Berichte, wohl zu unterſcheiden von den durch Ranke ſo ſehr hervorgehobenen Finalrelationen, ſind eine noch weit reichhaltigere hiſtoriſche Fundgrube als dieſe und gewährten mir daher auch wahrhaft köſtliche Ausbeute.

Hierauf mußte ich jedoch meine Vorarbeiten für mein Werk beſchränken und in Ruhe und Geduld die Entſcheidung über meine Bewerbung um die Archivſtelle abwarten. Umſomehr that ich dies, als ich ja ſelbſt am beſten einſah, daß in der bewegten Zeit, welche mit dem Beginne des

Jahres 1859 und dem berüchtigten Pariser Neujahrsgruße über Oesterreich hereingebrochen war, man im Ministerium des Aeußeren Wichtigeres und Dringenderes zu thun hatte, als sich mit der Besetzung der Vicedirectorsstelle im Archive zu beschäftigen. Wurde ja doch mein eigenes Sinnen und Denken ganz von den öffentlichen Ereignissen in Anspruch genommen, welche binnen Kurzem zum Ausbruche des Krieges in Italien führten. Meine zwei jüngsten Schwäger, Peter und Christian von Schaeffer, Beide als Hauptleute dienend, befanden sich bei der Armee, aber so lieb sie mir auch waren, so muß ich doch offen gestehen, daß mir die Sorge um ihr Schicksal nicht in gleichem Grade wie die um den Ausgang des Krieges am Herzen lag.

Wie wenig erfreuliche Aussichten hierauf sich schon gleich nach dessen Beginn eröffneten, ist bekannt. In der fieberhaften Theilnahme, mit der ich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze verfolgte, und bei der für mich obwaltenden Unmöglichkeit, an dem Kampfe selbst einen auch noch so bescheidenen Antheil zu nehmen, konnte ich die Gesinnung, die mich beseelte, nicht anders bethätigen, als daß ich über Einladung und Vorschlag meines Freundes Breda den Männern mich zugesellte, welche unter dem Vorsitze des Fürsten Joseph Colloredo zu einem Comité zusammentraten, das sich die Milderung des traurigen Loses der armen Verwundeten zur Aufgabe stellte. Dieser Verein, wenn ich nicht irre, der erste dieser Art in Europa, nannte sich selbst „Patriotischer Hilfsverein", und ich glaube mich kaum zu täuschen, wenn ich sage, daß sich die Mehrzahl seiner Mitglieder von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungen und mit seltener Aufopferung bemüht zeigte, der freiwillig übernommenen Aufgabe zu entsprechen. Er fand hiebei auch von

Seite seiner Mitbürger ausgiebige Unterstützung; von allen Seiten strömten ihm reichliche Liebesgaben zu, und man kann wohl mit Zuversicht behaupten, schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit habe der „Patriotische Hilfsverein" sich vollkommen erprobt und unendlich viel Gutes geleistet.

Aus dieser Beschäftigung wurde ich ganz plötzlich, freilich nur für sehr kurze Zeit durch eine Nachricht gerissen, welche mein Schwiegervater aus Verona erhielt und die ihn in die höchste Aufregung versetzte.

Als der Feldzug begann, hatte man sich in Wien mit ziemlich zuversichtlichen Hoffnungen getragen, welche durch den anfänglichen Vormarsch nach Piemont gar sehr gesteigert wurden. Aber das baldige Stillestehen der offensiven Bewegungen erfüllte mit Besorgnissen, die durch die Schlacht bei Magenta, den Verlust von Mailand, das stete Vordringen der Franzosen und der Piemontesen nur allzusehr gerechtfertigt wurden. Immer gedrückter wurde die Stimmung, und das Ereigniß von Solferino brachte einen wirklich niederschmetternden Eindruck hervor. Das Aergste wurde geglaubt, und der gewiß sehr große Verlust, den die auch im Unglücke noch tapfere österreichische Armee an jenem Schlachttage erlitten, ins Ungeheuerliche übertrieben. Da war es kein Wunder, daß meine schon recht betagten Schwiegereltern über das Schicksal ihrer Söhne unendlich besorgt waren. Um sie zu beruhigen, telegraphirte ich am Morgen des 28. Juni an den Grafen Friedrich Revertera, der in der Suite des Kaisers auf dem Kriegsschauplatze anwesend war, und erhielt von ihm die tröstliche Nachricht, die Namen meiner beiden Schwäger kämen in den Listen der Getödteten und der Verwundeten nicht vor. Aber schon eine Stunde später wurde uns von Seite des Prinzen Wasa, bei welchem

mein Schwager Chriſtian mehrere Jahre hindurch Adjutant geweſen, mitgetheilt, ſoeben melde ihm ein aus Verona angekommener Officier ſeines Regimentes, der junge Schaeffer liege im dortigen Spital ſo ſchwer an einem Kopftyphus darnieder, daß er ihn, als er ihn beſuchte, gar nicht erkannt habe.

Die Verzweiflung meiner Schwiegereltern, als ſie dieſe Nachricht erhielten, war wirklich unbeſchreiblich. Beide glaubten ihren Sohn, wenn er im Spital zu Verona noch länger verweilen müſſe, unrettbar verloren. Mein Schwiegervater wollte ſelbſt hineilen, ihn von dort wegzubringen, meine Schwiegermutter in der gleichen Abſicht einen jüngeren Arzt nach Verona abſenden. Aber es ſtand kein ſolcher zur Verfügung, und daß mein Schwiegervater weder kräftig genug zu einer ſolchen Aufgabe, noch ſonſt geeignet war zu ihrer Vollziehung, lag auf der Hand. Augenblicklich machte ich dieſem rathloſen Umherſchwanken durch den Entſchluß ein Ende, mich ſelbſt nach Verona zu begeben und meinen Schwager, die Möglichkeit ſeiner Transportirung vorausgeſetzt, nach Wien oder wenigſtens nach Tirol zu bringen.

Binnen zwei Stunden war Alles in Bereitſchaft. Baron Werner gab mir, uneingedenk des böſen Zwiſchenfalles, der ſich vor dritthalb Jahren ereignet hatte, den erforderlichen kurzen Urlaub, das Miniſterium des Aeußern einen Reiſepaß, die Militärkanzlei des Kaiſers ein Certificat, das mich überall hin zu ſchleunigſter Beförderung empfahl, die Gräfin Clam Briefe an ihren Gemal und den General Reiſchach, und ſchon um halb neun Uhr Abends fuhr ich von Wien weg und getroſten Muthes der Erfüllung meiner Miſſion entgegen, die möglicher Weiſe eine leichte,

aber auch eine sehr schwere, ja sogar eine ganz unausführbare sein konnte.

Wer jetzt die fast sechshundert Kilometer lange Strecke von Wien bis Triest mit dem Courierzuge binnen dreizehn Stunden ohne jedes Hinderniß durchmißt, der kann sich wohl keinen rechten Begriff machen von den Schwierigkeiten, welche sich damals dem raschen Vorwärtskommen entgegenthürmten. Nicht als ob etwa große Unordnung auf der Eisenbahn oder in den Bahnhöfen geherrscht hätte, gerade das Gegentheil war der Fall. Aber die ungeheure Menge der Transporte, von Truppen und Kriegsmaterial hinab, von Verwundeten herauf, brachte eine solche Anhäufung weiter zu befördernder Menschen und Gegenstände hervor, daß eine fühlbare Verzögerung ganz unvermeidlich erschien. Unter diesen Umständen war es zu verwundern, daß unser Zug schon etwa binnen vierundzwanzig Stunden Nabresina, die vorletzte Station vor Triest erreichte, und dort gelang es mir noch, rasch einen Platz in dem nach Casarsa abgehenden Eilwagen zu erhaschen, denn eine Eisenbahn existirte zwischen diesen beiden Punkten noch nicht. Von Casarsa an begann sie wieder und führte nach Mestre zum Anschlusse an die große oberitalienische Bahnlinie über Verona nach Mailand.

Am Morgen des 30. Juni in Casarsa eingetroffen, eilte ich so bald als nur möglich mit der Eisenbahn weiter. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als in Mestre von Waggon zu Waggon ein Telegramm mit meinem Namen auf der Adresse ausgerufen wurde. Nachdem ich es in Empfang genommen und erbrochen, sah ich, daß mein Schwager, der von meinem Kommen nichts wußte, einen Moment der Besserung seines Zustandes benützt, sich auf-

gerafft und allein die Fahrt nach Wien angetreten habe. Wir mußten in der eben vergangenen Nacht zwiſchen Nabreſina und Caſarſa aneinander vorübergefahren ſein.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ich allſogleich meine Weiterreiſe aufgab und in Meſtre nach der Möglichkeit ausſpähte, die Rückfahrt anzutreten. Dieſe war aber nicht ſo leicht und ſo raſch ausführbar, als man hätte annehmen ſollen. Denn was von Meſtre in der Richtung nach Caſarſa abging, beſtand faſt ausſchließlich in Eiſenbahnzügen, welche verwundete Soldaten transportirten. Abgeſehen davon, daß ſie grundſätzlich jeden Civiliſten, ja ſelbſt jeden unverwundeten Militär zurückwieſen, war auch jedes Plätzchen mehr als beſetzt; ſelbſt in den Waggons, welche ſonſt zu Viehtransporten benützt wurden, lagen die armen Bleſſirten dicht gedrängt, und bei all dem tiefen Mitleid, das ich mit ihnen empfand, war es doch nichts weniger als verlockend, mich bei der herrſchenden Sommerhitze einem Haufen verwundeter Soldaten zuzugeſellen, deren Sprache ich in den meiſten Fällen nicht verſtand und bei denen ich es ſchon in Folge der Ausdünſtung kaum auszuhalten vermocht hätte. Würde es ſich darum gehandelt haben, raſch vorwärts zu kommen, um meine Miſſion zu erfüllen, ſo hätte ich wohl auch noch dieſes Aeußerſte verſucht. Da dieſelbe aber nach dem ſoeben erhaltenen Telegramme gegenſtandslos geworden und es ſo ziemlich gleichgiltig war, ob ich einen halben Tag früher oder ſpäter nach Wien zurückkehrte, ſo entſchloß ich mich, in Meſtre ruhig zu warten, bis endlich ein Zug kam, der einige Perſonenwagen mit ſich führte. In einem derſelben fand ich Platz und gelangte ſo gegen Abend wieder nach Caſarſa.

Um von da weiter nach Nabreſina zu kommen, war freilich guter Rath theuer. Der Eilwagen war über und

über, zumeiſt mit verwundeten Officieren beſetzt und kein Sitz mehr frei. Nach langem Suchen gelang es mir, ein leichtes offenes Wägelchen mit einem Pferde aufzutreiben, deſſen Kutſcher ſich anheiſchig machte, meinen Begleiter und mich am nächſten Morgen nach Nabreſina zu bringen. Meinen Begleiter, ſage ich, denn in Caſarſa geſellte ſich mir ein ſolcher zu, und zwar in der Perſon eines Burgwachmannes, der einen ſchweren Depeſchenſack um den Leib geſchnallt trug.

Das ehrenwerthe militäriſche Corps, dem er angehörte, möge mir verzeihen, aber einem linkiſcheren und unbeholfeneren Manne, als er war, hätte man eine ſolche Sendung nicht anvertrauen können. Des Italieniſchen nicht mächtig, in der Oertlichkeit ſich nicht zurechtfindend, wußte er nicht wo aus und wo ein und war darüber ſo ſehr beſtürzt, daß ich mich ſeiner erbarmte und ihm antrug, mit mir bis Nabreſina zu fahren. Ich dachte hiedurch einen Theil meiner Schuld an die Militärkanzlei für das mir mit ſo vieler Bereitwilligkeit ausgefertigte Certificat zu tilgen.

Aber ehrlich geſagt, etwas Egoismus war doch auch dabei im Spiele. In gewöhnlichen Civilkleidern, nichts als einen wenngleich ſchweren Stock zur Hand, ziemlich viel Geld in der Taſche, die ganze Nacht mit einem mir völlig fremden italieniſchen Kutſcher allein, mitten in dem Trubel, den der nahe Kriegsſchauplatz verurſachte, auf der Heerſtraße zubringen, war doch ein ziemlich gewagtes Unternehmen. Da war ein junger, hoch und kräftig gewachſener, wohlbewaffneter Mann, auf den man ſich, wenn auch nicht hinſichtlich ſeiner geiſtigen Kräfte, ſo doch ſeiner Ehrlichkeit blindlings verlaſſen konnte, ein nicht zu verachtender Begleiter. Zudem hatte ich ihm in Caſarſa gleichſam zufällig

mein von der Militärkanzlei ausgestelltes Certificat in die Hände gespielt; er betrachtete es mit ehrfürchtiger Scheu, und seitdem konnte ich auf seine unbedingte Hingebung zählen.

In prächtig milder Julinacht brachen wir von Casarsa auf und fuhren in die für meine Augen nur schwer durchdringliche Finsterniß hinein. Und da fiel es mir als eigenthümlich auf, wie überaus schreckhaft mein militärischer Begleiter war. Bei dem geringsten Geräusche zuckte er zusammen, überall meinte er, der viel schärfere Augen besaß als ich, etwas Verdächtiges zu erblicken, griff an den Säbel und machte Miene, aus dem Wagen zu springen. Ich aber ließ mich von seiner Unruhe nicht anstecken, heuchelte vielleicht mehr innere Gelassenheit, als ich sie wirklich empfand, und beschwichtigte dadurch auch ihn.

Zu einer Art von Dienstleistung aber zeigte sich mein nervöser Begleiter ungemein anstellig, und zwar zu einem Kampfe, nicht gegen Menschen, sondern gegen Thiere. Die einzige Art von Gefahr, die wir während der stockfinsteren Nacht zu bestehen hatten, kam nämlich von den ungeheuren Heerden ungarischer Ochsen, welche zur Verproviantirung der Armee von Nabresina her gegen Casarsa getrieben wurden. Die ganze Breite der Straße kamen sie dicht aneinander gedrängt einher; bei der herrschenden Finsterniß wurden wir sie erst im letzten Augenblicke gewahr, und da sprangen wir drei, der Gendarm, der Kutscher und ich gleichzeitig vom Wagen, und mit kräftigen Hieben, die mit flachem Säbel, mit Peitsche und Stock gegen die Köpfe der Ochsen geführt wurden, zwangen wir sie, ein wenig zur Seite zu weichen und Raum zu lassen für unseren Wagen und unser Pferd, so daß wir nicht sammt und sonders in den Straßengraben gedrängt wurden.

Bei grauendem Morgen fuhren wir in die kleine Festung Palma Nuova ein, und es war ergreifend zu sehen, wie an beiden Seiten der Straße, das Trottoir entlang, in ihre grauen Mäntel gehüllt, die armen Verwundeten lagen, des Weitertransportes harrend. Bei so Manchem von ihnen konnte ich bei dem langsamen Vorüberfahren nicht unterscheiden, ob er nur schlafe oder schon todt sei.

Waren wir während der eigentlichen Nacht nur Viehtrieben begegnet, so wurde es um die Zeit des Aufganges der Sonne auf der Heerstraße von Truppen lebendig. In einer Menge und mit einer Haltung zogen sie einher, daß mein patriotisches Herz sich wahrhaft gehoben fühlte und neuen Hoffnungen Raum gab. Da war nichts von jenem verdächtigen Jubel zu erblicken, der sich insbesondere so häufig bei dem Auszuge von Freiwilligen vernehmbar macht und von dem man niemals recht weiß, ob seine eigentlich veranlassende Ursache in wirklicher Kampfesfreudigkeit, oder ob sie nicht noch mehr in allzu reichlichem Genusse geistiger Getränke zu suchen sei. Voll ruhiger Entschlossenheit in den Gesichtszügen, aber auch mit all dem Ernste, welchen Männer jederzeit zeigen, wenn sie sich der ganzen Schwere ihrer Aufgabe bewußt sind, marschirten sie an mir vorüber, Bataillon auf Bataillon. Nur jetzt nicht nachgeben, sondern standhaft ausharren, dieser Wunsch beherrschte mein Inneres, und mit ihm gab ich den tapferen Schaaren meine besten Segenswünsche mit auf den Weg.

Geradezu herrlich war der Morgen, und insbesondere dort, wo zwischen Monfalcone und Duino die Straße unfern vom Meeresufer hinführt, von einer unbeschreiblichen Pracht. In diesem Genusse der wunderbar schönen Natur wurde ich nur durch die steten Besorgnisse meines Begleiters

gestört, der einmal vor dem und dann wieder vor etwas Anderem Angst hatte, in der Nähe der See aber von der fixen Idee befallen war, ein französisches Boot könnte an irgend einer verdeckten Stelle gelandet haben und dessen Mannschaft uns aufheben und wegführen. Aber nichts von alledem geschah, und es war auch gar keine Gefahr dazu vorhanden, denn bei der großen Menge kaiserlicher Truppen, welche des Weges zogen, hätte wohl eine ganz andere Lockspeise winken müssen, als unsere Gefangennehmung gewesen wäre, um zu einem so waghalsigen Unternehmen zu verleiten. Nachdem ich kurz vor Nabresina meine Augen noch an dem in meiner damaligen Stimmung für mich entzückenden Anblicke eines ganzen Husarenregimentes gelabt hatte, das in stolzer Haltung dem Kriegsschauplatze zuzog, erreichten wir bei diesem Oertchen die Eisenbahn und frohen Herzens trennte ich mich von meinem mir recht unsympathischen Begleiter. Dank meinem Certificate, welches meine rasche Weiterbeförderung anbefahl, gelang es mir nach einigem Warten, auf einem Zuge, der auch verwundete Officiere mit sich führte, Aufnahme zu erhalten. In Adelsberg übernachtete ich, denn nachdem ich drei Nächte, eine im Waggon, eine im Eilwagen und eine auf einem offenen Wägelchen zugebracht und während dieser letzteren Fahrt natürlich kein Auge geschlossen hatte, war ich äußerst ermüdet und bedurfte wenigstens einiger Ruhe.

Neu gestärkt trat ich am nächsten Morgen die Rückfahrt nach Wien an. Wieder war es nur ein Zug mit Verwundeten, dessen ich habhaft werden konnte, und mit einem derselben, einem Major von Sonnenstein theilte ich von Graz an mein Coupé. Seine Verwundung rührte von einer Flintenkugel her, die ihm am Ellbogen in den Leib ge-

drungen und am Rücken wieder herausgekommen war. Wie gern hätte ich die großen Schmerzen lindern geholfen, die der arme Mann zu erdulden hatte! Aber da kam mir ein glücklicher Gedanke. Auf unſerem Zuge war kein Arzt, und da telegraphirte ich denn von Bruck nach Mürzzuſchlag und von da wieder nach Neuſtadt, daß ein Arzt uns am Bahnhofe erwarte, den Verwundeten neu zu verbinden. Nie werde ich die Dankbarkeit vergeſſen, mit welcher mich Sonnenſtein, dem ich auch ſpäter im Leben wieder begegnete, für dieſen kleinen Dienſt belohnte.

In Atzgersdorf bei Mauer, in welch' letzterem Orte wir wieder den Sommer über wohnten, verließ ich den Zug, fand meine Frau, welche ſich während des ganzen Jahres 1859 wohl befand, ſowie meine Tochter hocherfreut über meine glückliche Heimkunft und erfuhr von ihnen die nähere Bewandtniß der Rückreiſe meines Schwagers. Er war zwar recht ernſtlich, aber doch nicht gar ſo ſchwer krank geweſen, als die an uns gelangte Schilderung dies glauben gemacht hatte, und er kam nun zu uns nach Mauer, ſeine Reconvalescenz zu vollenden.

Auf der Fahrt gegen Wien begriffen, hatte ich in der Gegend von Graz einem Train begegnet, der mit einer zu jener Zeit ſeltenen Raſchheit einherfuhr. Ich ſah in demſelben, ohne daß ſie mich bemerkt hatten, den Grafen Rechberg, der vor ungefähr ſechs Wochen Miniſter des Aeußern und ſomit mein Chef geworden war, und den Grafen Blome ſitzen, der bei Jenem in hoher Gunſt ſtand und ihn nach Italien begleitete. Ohne irgend eine Voreingenommenheit gegen dieſe beiden Perſonen war mir doch unter den einmal obwaltenden Umſtänden ihr Anblick nichts weniger als erfreulich, denn er ließ mich beſorgen, an Stelle der von

mir so sehnlich gewünschten Fortsetzung des Kampfes könnten diplomatische Verhandlungen treten, deren Ausgang für Oesterreich ungünstig sein werde. Es dauerte nicht lang und diese Befürchtungen wurden zu trauriger Wahrheit.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich in jener bewegten Zeit meinem neuen Chef gegenüber mit meiner Bewerbung um die erledigte Stelle im Archive gar nicht hervortrat. Erst in den letzten Tagen des October, als Graf Rechberg sich schon seit fast einem halben Jahre im Amte befand, unternahm ich diesen Schritt. Ich wußte von ihm, daß er mein Werk über den Prinzen Eugen aufmerksam gelesen und sich über dasselbe ungemein lobend ausgesprochen habe. Auch mir gegenüber that er ein Gleiches und fügte daran von freien Stücken den Ausdruck des innigen Wunsches, daß auch über die Kaiserin Maria Theresia ein ähnliches Buch geschrieben werden möge. Er schien sichtlich erfreut, als ich erklärte, ihm den Beweis liefern zu können, daß ich mit den Vorarbeiten hiezu bereits beschäftigt sei. Aber ich versäumte auch nicht, ihm darzuthun, um wieviel mehr Zeit und Mühe ein erschöpfendes Werk über die Kaiserin als über den Prinzen Eugen erfordere. Unmöglich würde es mir sein, ein solches blos als Nebenarbeit und bei gleichzeitiger Ueberhäufung mit amtlichen Verpflichtungen zu schreiben. Graf Rechberg schien dies vollkommen einzusehen, und er gab mir die beste Hoffnung auf baldige Erfüllung meiner Wünsche.

Während ich in Folge dessen dieselbe als nahe bevorstehend ansah, brachte der November 1859 mir und mit mir ganz Wien ein wirklich erhebendes Fest, die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag. Mit welcher Spannung man überall diesem Tage entgegensah, konnte man

auch in dem kleinen Kreiſe meiner nächſten Angehörigen aufs Deutlichſte wahrnehmen. Mein Onkel Heinrich Adamberger, mit welchem wir ein und dasſelbe Haus bewohnten und daher in ununterbrochener Berührung ſtanden, repräſentirte das reactionäre Element in der Familie. Da er, und nicht mit Unrecht, in dem Schillerfeſte eine freiheitliche Kundgebung witterte, ſo war er ihm von vorneherein gram, denn er nannte es eine revolutionäre Comödie. Mein Vater, der unter den Eindrücken des Jahres 1848 und der Einwirkung der Kreiſe, in denen er ſich ſeither mit Vorliebe bewegte, jene gemäßigt liberale Geſinnung, welche ihm dereinſt die Bezeichnung eines Anhängers des „parti Cavaignac“ eintrug, ſo ziemlich wieder abgeſtreift hatte, ſtand ihm dabei am nächſten. Ihnen gegenüber war meine Frau Feuer und Flamme für das Schillerfeſt, zum Theil auch aus dem Grunde, weil wir zu dem Freiherrn von Münch — Friedrich Halm — und zu Heinrich Laube, den Hauptveranſtaltern des Feſtes, freundſchaftliche Beziehungen unterhielten. An meiner Mutter und mir fand meine Frau Bundesgenoſſen, obwohl wir uns gleichzeitig bemühten, den Streit über dieſe Sache in möglichſt leidenſchaftsloſer Form ſich abſpinnen zu machen.

Wie meine Mutter hierüber dachte, geht wohl am anſchaulichſten aus den Worten hervor, die ſie am 9. November an meinen Bruder ſchrieb. „Unbeſchreiblich rührt „mich,“ ſo lauten ſie, „dieſer Triumph des herrlichen, un„erreichbaren und unerreichten Dichters. So mancher Name, „ſo mancher Ort wird bei dieſer Gelegenheit erwähnt und „genannt, der mir die Seele bewegt, und mit hochachtungs„voller Scheu höre ich ſo manche Geſtalt heraufbeſchwören, „die ich nie vergeſſen hatte und nie vergeſſen werde.“

Dem Festbankette, welches am Abende des 12. November im Sophiensaale stattfand und die Krone der Schillerfeier bildete, wohnte ich allein von unserer ganzen Familie bei. Ich freute mich seines erhebenden Verlaufes, der gelungenen Festrede Laube's und mehr noch der einzigen politischen Demonstration, welche hiebei vorkam und die darin lag, daß Schmerling, als er die Tribüne bestieg, um einen Toast auf die dauernde Einigung der Söhne Oesterreichs und Deutschlands auszubringen, wegen der immer wieder von Neuem beginnenden tosenden Beifallsbezeigungen, mit denen man ihn begrüßte, Minuten lang nicht zu sprechen vermochte.

Speciell unterhielt ich mich damit, meinen ehemaligen Frankfurter Freund und späteren Departementschef, den Freiherrn von Thierry zu beobachten, welcher als neu ernannter Polizeiminister an der bevorzugten Tafel auf der erhöhten Estrade saß. Seit die kleinen Reibungen vorüber waren, die es manchmal gegeben hatte, als er mein Vorgesetzter war, bestand zwischen uns wieder das frühere freundliche Verhältniß, und auch seine neue Würde änderte hieran nichts. In vertraulichem Gespräche versicherte er mich, er sei darauf gefaßt gewesen, so Manches zu hören, was man bei derlei Anlässen mit Gemüthsruhe hinnehmen müsse, und sei erstaunt, daß nicht das Geringste hievon lautgeworden sei.

1860.

„Bona mixta malis," pflegte meine gute Mutter zu ſagen, wenn ſie in ihrer unverwüſtlich heiteren Laune hie und da einen jener lateiniſchen Brocken auftiſchte, die ſie bei der Prälatentafel in St. Florian aufgeleſen hatte, wobei freilich manchmal auch ein ziemlich arger grammatikaliſcher Fehler mit unterlief. „Bona mixta malis," die Wahrheit dieſes alten Spruches bewährte ſich mir auch im Beginne des Jahres 1860, wobei freilich das Ueble den Vortritt vor dem Guten gewann. Für etwas ſehr Uebles ſah ich wenigſtens die Beſtimmung an, welche zu dieſer Zeit von meinen Vorgeſetzten über meine dienſtliche Verwendung getroffen wurde.

Es iſt mir nicht näher bekannt, ob dem damaligen Miniſter des Aeußern, Grafen Rechberg, oder dem neu ernannten Polizeiminiſter Freiherrn von Thierry die Initiative des Gedankens zur Errichtung eines förmlichen Preßbureau's gebührt, wie es vor dieſer Zeit noch nicht beſtand, ſeither aber eine ſehr große Ausdehnung gewann. Es ſollte in gleicher Weiſe von den beiden ſoeben genannten Miniſtern abhängen und von ihnen ſeine Directiven erhalten; zum Vorſtande dieſes Bureau's war einer meiner Freunde Namens Grüner beſtimmt, welcher früher im Miniſterium des Aeußern

ziemlich weit hinter mir gedient, mir aber seitdem durch seine Ernennung zum Generalconsul in Leipzig einen ganz ansehnlichen Vorsprung abgewonnen hatte. Er sollte als Hofrath an die Spitze des neu zu errichtenden Bureau's treten, welches die officielle Bezeichnung „Preßcomité" erhielt. Trotz dieser verlockenden Aussicht bat jedoch Grüner, der eigens nach Wien gekommen war, das Terrain zu sondiren, der ihm zugedachten Aufgabe enthoben und ruhig in Leipzig belassen zu werden. Man mußte sich daher nach einem anderen Vertrauensmanne umsehen, und die Wahl, die man nun traf, war zum Mindesten eine recht eigenthümliche zu nennen.

Sie fiel auf einen Herrn Witt von Dörring, welcher, wie sogar seine Gönner zugeben mußten, eine sehr abenteuerliche Vergangenheit hinter sich hatte. Er war in seiner Jugend in weitgehende revolutionäre Umtriebe, insbesondere in die der italienischen Carbonari verwickelt und in Folge dessen eingekerkert gewesen, hatte aber dann die frühere Fahne verlassen und zu der entgegengesetzten geschworen. Von den Männern der Revolution wurde er seit dieser Zeit als Renegat bitter gehaßt, von den übrigen politischen Parteien aber wenigstens mit tiefem Mißtrauen betrachtet. Nachdem er lange Zeit hindurch auf einem kleinen Gute in Preußisch-Schlesien zurückgezogen gelebt und sich von dem politischen Getriebe ferngehalten hatte, wurde er nun plötzlich als Leiter des neuen Preßcomité's nach Oesterreich berufen. Da er aber mit den hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt war, wurden ihm zwei Männer beigegeben, welche das ersetzen sollten, was ihm fehlte. Die Wahl fiel auf Herrn Eberhard Jonák aus Prag, der an der dortigen Universität als Professor der Nationalökonomie angestellt war, und auf mich.

Wahrheitsgemäß darf ich sagen, daß diese Verfügung, welche mich zu einer der Selbstständigkeit meines Charakters durchaus nicht zusagenden Wirksamkeit zwang, mich ungemein peinlich berührte. Aus den Worten, die ich am 3. Januar 1860 an meinen Bruder schrieb, geht dies deutlich hervor. „Mich versetzt," so lauten sie, „die bevorstehende Aenderung „in meiner amtlichen Stellung in eine höchst unbehagliche „Stimmung. Man verfällt auch hier wie so oft in den „großen Fehler, daß man Jemand, weil er auf einem ge„wissen Gebiete Erfolge errungen, in eine ganz andere „Sphäre versetzt und in derselben von ihm analoge Leistun„gen verlangt. Es ist ziemlich so, als ob man einen guten „Schlittschuhläufer auf Grund dieser Fertigkeit zum Reit„lehrer machte. So hofft, will und verlangt man nun von „mir eine hervorragende Wirksamkeit auf einem mir bisher „völlig fremden Gebiete, dem der politischen Tagespresse, „welcher ich einen Oesterreich freundlichen Geist statt des „bisherigen feindseligen einhauchen soll. Das Begehren, „mich dieser Thätigkeit wenigstens für einige Zeit zu widmen, „ist jedoch in einer Weise an mich gestellt worden, daß ich „mich dem nicht entschlagen kann, ohne in völligen Zwie„spalt mit meinem Chef zu gerathen, und was das bei uns „sagen will, weißt Du wohl ebenso gut als ich. Es heißt „also für den Augenblick wenigstens gehorchen, so unan„genehm mir dies auch ist und so sehr es sich mit meinem „eigentlichen Wesen im Widerspruche befindet. Hätte ich „nicht die feste Ueberzeugung, daß mein Chef ein ungemein „großes Gewicht auf die Sache legt, so würde ich mich „dieser Verwendung schon zu entziehen gesucht haben; so „aber bleibt mir in der That kein anderer Ausweg, als „mich zu fügen."

Die mir gleichzeitig von Baron Thierry gegebene Versicherung, daß man meine Dienste im Preßcomité nur durch einige Zeit, deren Dauer freilich nicht näher bestimmt wurde, in Anspruch nehmen und mir nach Ablauf derselben, wenn Alles in geregelten Gang gebracht sei, die von mir so lebhaft gewünschte Stelle im Staatsarchive nicht länger vorenthalten werde, erleichterte es mir, das schwere Opfer zu bringen, das man mir auferlegte. Aber ich muß offen gestehen, nur in der Theorie erschien es mir als ein solches, in der Praxis stellte sich bald heraus, daß es eigentlich gar keines war.

Ueber meinen neuen Vorgesetzten Herrn Witt von Dörring möchte ich umsoweniger irgend etwas ihm nicht zur Ehre Gereichendes sagen, als er mir immer mit größter Freundlichkeit begegnete und dieselbe mir gegenüber während der ganzen Zeit unserer amtlichen Verbindung stets gleichmäßig bewahrte. Aber es war wirklich zum geringsten Theile seine Schuld, wenn das Geschäft, um deßwillen er nach Oesterreich berufen worden war, niemals in Gang kam. Seine nicht ihm zur Last fallende Unkenntniß der hiebei in Betracht kommenden Verhältnisse mochte die Hauptursache hievon sein, während die bald darauf sich geltend machende Kränklichkeit des schon betagten Mannes jede etwa beabsichtigte Thätigkeit desselben von vorneherein lahmlegte.

Und gerade so wie um die Wirksamkeit unseres Vorgesetzten war es, wenngleich aus ganz anderen Ursachen, um die seiner beiden Mitarbeiter bestellt. Wir hätten zwar die Verhältnisse gekannt und wären auch gesund und arbeitskräftig gewesen, aber Niemand bediente sich unser, Niemand gab uns Instructionen, Niemand veranlaßte uns, nach irgend einer Richtung hin auch nur das Mindeste zu thun. So

entwickelte sich in den hübschen Localitäten, welche für das neue Preßcomité in dem dritten Stockwerke des damals Batthyány'schen, jetzt Montenuovo'schen Hauses in der Löwelstraße gemiethet und eingerichtet worden waren, ein Stillleben der eigenthümlichsten Art. Nicht das Geringste wurde daselbst gearbeitet und kein Mensch erschien, sich dort irgendwelche Richtschnur zu holen. Während der ganzen Zeit, in der ich mich in dieser Stellung befand, habe ich nicht einen einzigen Aufsatz, nicht einen Zeitungsartikel oder eine sonstige schriftliche Arbeit verfaßt oder auf irgendeine Weise das Zustandekommen einer solchen beeinflußt. Es blieb mir schließlich nichts übrig, als mich, um doch etwas zu thun, mit Dingen zu beschäftigen, die sich auf meine Vorarbeiten zur Geschichte der Kaiserin Maria Theresia bezogen.

Mitten in diese recht unerquickliche Zeit fielen zwei für meine Frau und für mich, sowie für unsere beiderseitigen Familien höchst erfreuliche Ereignisse, die Heirat meines jüngsten Schwagers Christian von Schaeffer und die Verlobung und bald darauf folgende Vermälung meines Bruders. Der Erstere verband sich mit der einzigen Tochter eines angesehenen Mannes in Prag, Namens Swoboda, des Besitzers mehrerer Güter in Böhmen, und es verwirklichte sich hiedurch für ihn wie für seine Braut ein von Beiden schon seit längerer Zeit gehegter sehnlicher Wunsch ihrer Herzen. Ich wohnte mit meiner Frau und meiner Tochter, sowie mit noch zwei Geschwistern des Bräutigams der in der Mitte des Januar zu Prag stattfindenden Hochzeit bei. Mein Bruder aber verlobte sich im folgenden Monate mit Emma, der älteren Tochter des russischen Geheimen Rathes von Haurowitz, Leibarztes des Groß-

fürsten Constantin, und er begründete hiedurch im wahrsten Sinne des Wortes das Glück seines Lebens.

Ich kann die Freude, mit welcher die Nachricht von dieser Verlobung uns Alle, insbesondere aber meine guten Eltern erfüllte, und die Sehnsucht nicht beschreiben, mit der wir nach der am 6. Mai stattgefundenen Hochzeit der Ankunft der Neuvermälten entgegensahen. Voll Ungeduld fuhr ich ihnen mit meinem Schwager Julius Schaeffer nach Gänserndorf entgegen, sie dort zu bewillkommnen. Und gleichsam im Triumphe führten wir die neue, ihnen so hochwillkommene Tochter meinen Eltern zu.

Aber die glückliche Stimmung, mit welcher die Anwesenheit meines Bruders und seiner jungen Frau uns erfüllte, wurde plötzlich durch zwei ungemein traurige Begebenheiten gründlich verdorben. Nach einer sehr kurzen Krankheit starb mein Schwager Julius, mit dem ich erst vor wenig Tagen so vergnügt in Gänserndorf gewesen, und mit ihm ging der Familie meiner Frau eines ihrer tüchtigsten und liebenswürdigsten Mitglieder verloren. Meine Schwiegereltern wurden hievon aufs Schmerzlichste betroffen, denn dieser Sohn — im Eisenbahnwesen angestellt — war der Einzige, dem es vergönnt war, mit ihnen an einem und demselben Orte zu leben. Trotz seiner noch jungen Jahre — er zählte deren nicht viel über dreißig — war er durch sein ruhiges und besonnenes, allzeit zuvorkommendes Wesen eine Stütze für sie, welche von nun an entbehren zu müssen ihnen außerordentlich schwer fiel. Seine unverheirateten Schwestern aber wurden durch seinen Tod eines Bruders beraubt, der ihnen schon damals ein theilnahmsvoller Rathgeber war und ihnen ohne Zweifel in späterer Zeit der zuverlässigste Schirmer geworden wäre, dessen sie sich nur immer hätten erfreuen können.

Ein zweites, nicht viel weniger ſchmerzliches Ereigniß war das plötzliche Wiedererſcheinen jenes traurigen Zuſtandes düſterer Melancholie, von welchem meine arme Frau nun ſchon in gleichſam regelmäßig wiederkehrenden Intervallen heimgeſucht wurde. Wir hatten ſoeben erſt unſeren gewöhnlichen Umzug nach Mauer bewerkſtelligt, mein Bruder ſtand im Begriffe, einer lang ſchon getroffenen Verabredung gemäß unſere Mutter nach Nizza zu entführen, wo er mit ihr und ſeiner jungen Frau im Gefolge der Großfürſtin Helene vergnügte Tage zu verleben hoffte. An alledem konnte und durfte nichts mehr geändert werden; es blieb daher nichts Anderes übrig, als daß wieder meine Schwägerin Caroline als jederzeit bereite Helferin zu uns nach Mauer zog, um meine damals fünfzehnjährige Tochter in der Fürſorge für ihre derſelben ſo bedürftige Mutter zu unterſtützen.

Für mich war es erfreulich, daß unſer Freundeskreis in Mauer zu jener Zeit um einen Mann vermehrt wurde, zu dem ich bald in die herzlichſten Beziehungen kam. Es war dies der Commandant des in Mauer bequartierten zweiten Feldjägerbataillons, Oberſtlieutenant Carl von Ballarini, durch und durch ein Soldat im beſten Sinne des Wortes, ein offener und ritterlicher Charakter. Auch er war dem Hauſe Breda ungemein befreundet, und von den ſpärlichen Vergnügungen, die ich damals genoß, gehörten die Reitpartien, die ich mit Breda und mit Ballarini, viel öfter aber mit dem Letzteren allein von Mauer aus in die oft recht entfernte Umgegend, einmal ſogar bis Heiligenkreuz unternahm, zu den mir am meiſten willkommenen.

Aber freilich, zu ſolchen Ausflügen blieb mir nur ſehr wenig Zeit, denn die Arbeitslaſt, welche mir gerade in jenen Tagen auferlegt wurde, war ſo groß, daß ich ihr trotz

meiner frischen und ungebrochenen Kraft manchmal beinahe erlag.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges in Italien und die traurige Zerfahrenheit der österreichischen Zustände überhaupt, die immer mehr um sich greifende allgemeine Entmuthigung hatten endlich auch in den maßgebenden Kreisen der Anschauung Bahn gebrochen, daß es nicht mehr so weiter fortgehen könne mit dem absolutistisch-reactionären Regimente, wie es durch mehr als zehn Jahre, von 1849 bis 1860 in Oesterreich das herrschende gewesen war. Man fühlte das Bedürfniß, die Bevölkerung durch ihre Vertreter bei der Beschlußfassung über die öffentlichen Angelegenheiten zum Mindesten zu hören und sie hieran theilnehmen zu lassen. Der Weg, den man hiezu betrat, war wohl ein eigenthümlicher zu nennen, aber die Zeit drängte und man scheute die Umständlichkeit der Bahnen, welche hätten eingeschlagen werden müssen, um eine wirkliche Volksvertretung zu schaffen. Man entschloß sich daher zu folgendem Vorgange:

Im April 1851 war der von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1760 gegründete Staatsrath nach mehr als neunzigjährigem Bestande in einen Reichsrath umgewandelt worden, eine Aenderung, welche jedoch, wie ich wenigstens glaube, mehr den Namen als das Wesen der Sache berührte. Mit dem kaiserlichen Patente vom 5. März 1860 wurde nun eine Verstärkung dieses Reichsrathes durch außerordentliche Mitglieder angeordnet, von denen mehrere für ihre Lebenszeit vom Kaiser ernannt, achtunddreißig aber von den Vertretungen der einzelnen Königreiche und Länder je nach dem Maßstabe ihrer Größe und Wichtigkeit in Vorschlag gebracht werden sollten. Da aber eine Einberufung

dieſer Landesvertretungen — man denke nur an diejenige Ungarns — nicht ſo raſch und ſo unbedenklich bewerkſtelligt werden konnte, behielt ſich der Kaiſer vorerſt die Benennung der als Repräſentanten der verſchiedenen Länder zeitlich in den Reichsrath zu berufenden Mitglieder vor.

Der dreiundzwanzigſte Paragraph der für den verſtärkten Reichsrath erlaſſenen Geſchäftsordnung ſetzte feſt, daß deſſen Berathungen nicht öffentlich ſtattfinden ſollten und auch kein Mitglied der Verſammlung berechtigt ſei, den Inhalt der Verhandlungen auf irgendeine Weiſe zu verlautbaren. Dagegen habe der Präſident die Ergebniſſe der jeweiligen Berathung auszugsweiſe durch die Regierungszeitung zu publiciren. Ich wurde dazu auserſehen, dieſe amtlichen Bekanntmachungen zu verfaſſen.

Zu dem Präſidenten des Reichsrathes, dem Erzherzog Rainer berufen, um meine Inſtructionen zur Erfüllung der mir zugedachten Aufgabe entgegenzunehmen, ſchöpfte ich aus den Anſichten, die er ſelbſt darüber ausſprach, große Ermuthigung. Vorerſt ſtellte es der Erzherzog als oberſten Grundſatz auf, der ganz meinen eigenen Anſchauungen entſprach, daß an Sinn und Inhalt der gehaltenen Reden nicht das Mindeſte geändert werden dürfe, ſondern eine wenn auch nur auszugsweiſe, jedoch völlig treue Wiedergabe derſelben erfolgen müſſe. Und auch meine Bedenken gegen dieſe Auszüge und meine Anregung, ſtatt derſelben die Reden vollſtändig abdrucken zu laſſen, wurde von Seiner kaiſerlichen Hoheit wohlwollend gewürdigt. Aber der Erzherzog meinte doch, man müſſe wenigſtens vorerſt die Beſtimmungen der Geſchäftsordnung pünktlich beobachten; ſpäter werde man ſchon ſehen, was zu thun ſei.

Am 31. Mai 1860 fand in dem Saale des Gebäudes der niederösterreichischen Statthalterei die erste Sitzung des verstärkten Reichsrathes statt. Die Mitglieder nahmen in amphitheatralisch aufgestellten Sitzreihen nach der alphabetischen Ordnung ihre Plätze ein, so daß weder Stand noch Nationalität oder politische Gesinnung hiebei irgendwie zum Ausdrucke gelangten. Erzherzog Rainer fungirte als Präsident, und er erfüllte die Pflichten dieses Amtes in der ihm eigenen, äußerst verbindlichen, gleichzeitig klaren und präcisen Weise. Was aber die Versammlung selbst angeht, so lag es in der Natur der Sache, daß sich unter den bis dahin dem Reichsrathe angehörenden Mitgliedern wohl durchwegs tüchtige und hochverdiente Staatsdiener, aber keine irgendwie politisch markante Persönlichkeiten befanden; nur der als ausgezeichneter Jurist vielgepriesene, von den italienischen Hochverrathsprocessen her aber gar übel beleumundete Freiherr von Salvotti mochte hievon eine Ausnahme bilden.

Gerade das Gegentheil fand bei den von Seite der Krone ernannten lebenslänglichen Reichsräthen statt. Denn bei ihrer Auswahl war natürlicher Weise wenigstens zum Theile ihre persönliche Eignung zu der ihnen zugedachten Aufgabe in Betracht gezogen worden, und Männer wie Cardinal Rauscher, Graf Franz Hartig, Graf Georg Apponyi und Freiherr von Lichtenfels besaßen gewiß die erforderlichen Eigenschaften, ihr vollauf gerecht zu werden.

Weniger glücklich schien mir die Hand der Regierung in Bezug auf diejenigen Personen gewesen zu sein, welche als Vertreter der einzelnen Länder im Reichsrathe saßen. Insbesondere kamen unsere deutschösterreichischen Provinzen dabei zu kurz, denn unter ihren Repräsentanten befand sich mit Ausnahme des Grafen Anton Auersperg kaum Einer,

der schon von vorneherein als eine parlamentarische Kraft gelten konnte. Ja selbst Auersperg war nichts weniger als ein Redner; er besaß weder Schlagfertigkeit noch Geläufigkeit im Sprechen, und nur wenn ihm längere Zeit zur Vorbereitung gegönnt war, brachte er oft schöne und tiefe Gedanken, aber auch diese in so holperiger Form vor, daß es allzeit genußreicher war, seine Reden zu lesen als sie zu hören.

Neben Auersperg können, insofern es sich um die Angehörigen der deutschösterreichischen Länder handelte, wohl nur noch Dr. Hein aus Schlesien, der spätere Justizminister, der aber gleichfalls nichts weniger als ein gewandter Redner war, und Graf Heinrich Clam genannt werden, der im Laufe der Zeit zu einem hervorragenden Parteiführer in dem parlamentarischen Leben Oesterreichs heranwuchs. Damals aber verrieth er in jeder Beziehung noch den Anfänger; seine allzu herausfordernde Sprechweise war weder einnehmend noch überzeugend, und er stand darin unendlich weit hinter seinen Collegen aus Ungarn zurück, unter denen sich insbesondere Georg von Majláth, Graf Georg Apponyi und Graf Anton Szécsen hervorthaten. Auch die Bischöfe Stroßmayer aus Diakovár und Schaguna aus Siebenbürgen müssen unter den bedeutenderen Mitgliedern genannt werden, und ebenso der vielgepriesene und vielgeschmähte Siebenbürger Sachse Karl Maager, Präsident der Handelskammer in Kronstadt. Was man auch gegen ihn sagen mag, er hat doch zum ersten Male zwei Gedanken Ausdruck verliehen, welche trotz der heftigen Opposition, die damals gegen sie laut wurde, in nicht allzu ferner Zeit Verwirklichung fanden, der Aufhebung des Concordates und der Ertheilung einer Constitution.

Schon in der am 4. Juni stattfindenden zweiten Sitzung erklärte der Präsident, daß er den Grafen Mercandin und

den Freiherrn von Lichtenfels der Geschäftsordnung gemäß mit der Controle der Sitzungsprotokolle, worunter auch die durch die „Wiener Zeitung“ zu veröffentlichenden Berichte über die Verhandlungen des Reichsrathes verstanden wurden, betraut habe. Er forderte die Versammlung auf, hiezu ebenfalls zwei Mitglieder zu bestimmen. Die Wahl fiel auf die Grafen Auersperg und Szécsen, und ich freute mich darüber, weil ich in solcher Weise mit drei der ausgezeichnetsten Mitglieder des Reichsrathes in ungemein häufige Berührung kam.

Um so lebhafter war dieselbe, als schon in dieser zweiten Sitzung des Reichsrathes sich eine weit ausgreifende Discussion entspann, deren Redaction für die Zeitung mir nicht wenig Mühe verursachte. In der Geschäftsordnung war bestimmt, daß der Reichsrath von Fall zu Fall zu entscheiden habe, ob ein auf die Tagesordnung gesetzter Gegenstand gleich unmittelbar zu verhandeln oder ob er an ein Comité zu leiten sei, dessen geringste Zahl auf fünf, die höchste aber auf sieben Mitglieder festgesetzt war. Graf Clam stellte nun den Antrag, es sei an die Krone die Bitte zu richten, daß zur Berathung des Staatshaushaltes das Comité, welchem derselbe vorerst zuzuweisen sei, nicht aus sieben, sondern aus der dreifachen Anzahl, aus einundzwanzig Mitgliedern gebildet werden dürfe.

Es ließ sich nicht verkennen, daß sehr viele und gewichtige Zweckmäßigkeitsgründe für den Antrag des Grafen Clam sprachen. Aber man konnte dagegen doch auch wieder einwenden, daß es für eine Versammlung wie der verstärkte Reichsrath nicht räthlich erscheine, ihre Thätigkeit gleich mit einer Durchbrechung der wenn auch nur formellen Schranken zu beginnen, innerhalb deren sich nach der Geschäftsordnung

ihre Wirksamkeit zu vollziehen habe. Auch liege die Gefahr nahe, daß ein Comité, welches aus mehr als einem Drittheile sämmtlicher Mitglieder des Reichsrathes bestehe, das politische Schwergewicht aus der Versammlung selbst in seine eigene Mitte verlege.

Nicht weniger als neunzehn, zum Theil recht lange Reden wurden über diesen Gegenstand gehalten und am Schlusse der Discussion der Antrag des Grafen Clam mit ziemlicher Mehrheit der Stimmen zum Beschlusse erhoben.

Am 6. und 8. Juni fanden wieder Plenarsitzungen statt, und in der letzteren kam der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Grundbuchsordnung zur Sprache. Noch größer war die Anzahl, noch länger die Dauer der Reden, und die Redaction derselben für die Veröffentlichung wurde um so schwieriger und mühsamer für mich, als ich selbst des Stenographirens nicht kundig war, da zur Zeit meiner Studien diese Kunst in Oesterreich noch in der Kindheit lag. Die amtlich angeworbenen Stenographen standen allerdings schon unter der Leitung des Professors Conn, welcher später so lange Zeit hindurch in gleicher Eigenschaft im Reichsrathe fungirte, aber die Stenographen selbst waren ihrer Aufgabe noch so wenig gewachsen, daß sie schnell sprechenden Rednern, wie z. B. dem Grafen Szécsen gar nicht zu folgen vermochten und mir leer gelassene Blätter übersandten, die ich dann nach meinen eigenen höchst unvollständigen Aufzeichnungen ausfüllen sollte.

Hiezu kam noch die vielleicht verzeihliche, aber, wie ich versichern kann, sehr große Eitelkeit einzelner Redner. Nicht Wenige bildeten sich ein, daß ihre Rede sich, als sie sie gehalten, weit schöner ausgenommen habe, als dies in meiner Wiedergabe der Fall war, während ich, der ich am

beſten wußte, wieviel unklare Sätze ich deutlich gemacht, wieviel holperige Phraſen ich eingerenkt, wieviel Unvollendetes ich zum Abſchluſſe gebracht hatte, wohl mit vollem Rechte der entgegengeſetzten Meinung war. Aber ich durfte die Herren, mit denen ich zu thun hatte, nicht gegen mich aufbringen, ihnen keinen Anlaß zu begründeter Klage gewähren und mußte es dahin bringen, daß, wenn gegen meine Redaction etwa doch eine Einwendung erhoben würde, die unparteiiſchen Verificatoren meiner ſich annähmen.

Während ich in ſolcher Weiſe mich abmühte, kamen von meiner Mutter fortwährend reizvolle Schilderungen der wirklich goldigen Tage, die ſie mit Sohn und Schwiegertochter in Nizza verlebte. Aus voller Seele gönnte ich ihr ſelbſt und insbeſondere auch meinem Bruder dieſes Glück, wenngleich das behagliche Wohlleben, deſſen er ſich erfreute, zu meiner eigenen mit Arbeit überladenen, von häuslichem Kummer erfüllten und ſogar von materieller Sorge nicht völlig freien Exiſtenz in recht grellem Gegenſatze ſtand.

Erſt gegen Ende Juli brachen alle drei von Nizza auf und begaben ſich über Lyon nach Genf, wo meine Mutter ſeit einundvierzig Jahren nicht mehr geweſen war. Mit wehmüthigem Entzücken beſuchte ſie die ihr durch die Erinnerung geheiligten Stätten, das Haus und das Zimmer, in welchem ſie meinen Bruder geboren hatte, das Landhaus in Chougny, wo ſie ſo glückliche Tage verlebt, und hie und da auch noch einen Freund, der ſich, wenngleich ſchon in vorgerücktem Alter, doch noch am Leben befand. In Thun ſtießen meine Mutter, meine Schwägerin und mein Bruder wieder zur Großfürſtin, der ſie nun auch nach Baden-Baden folgten, wo ſie in ihrer nächſten Nähe

mehr als einen Monat hindurch bis zur Hälfte des September verweilten.

In den Monaten Juli und August trat auch für mich eine große Arbeitserleichterung ein. Denn es fanden fast gar keine Plenarsitzungen des verstärkten Reichsrathes statt, indem die Verhandlungen sich ganz im Schooße des Finanzcomités concentrirten. Da dieselben jedoch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, hatte ich nichts mit ihnen zu thun und wohnte ihnen daher auch nicht bei.

Einige Tage der Erholung gewährte mir die feierliche Eröffnung der neuen Eisenbahnverbindung zwischen Wien und München, der ich beiwohnen durfte. Dem Range nach höherstehende Collegen im Ministerium des Aeußern hatten auf die Einladung, auf welche sie berechtigteren Anspruch besaßen als ich, unter ausdrücklicher Angabe ihres Beweggrundes verzichtet, sie mir zuzuwenden und mir dadurch bei meiner Ueberhäufung mit Geschäften auch ein paar vergnügte Augenblicke zu Theil werden zu lassen.

Am 10. September nahm der verstärkte Reichsrath seine Plenarsitzungen mit der Vorlage des von dem Grafen Szécsen erstatteten Berichtes des Budgetcomité's neuerdings auf und führte sie bis zum 27. ununterbrochen fort. Allerdings dauerte dies kaum länger als zwei Wochen, für mich aber erwuchs hieraus eine Last der Arbeit, die ich nur dadurch zu bewältigen vermochte, daß ich fast jede Nacht bis zwei oder drei Uhr über ihr saß.

Es versteht sich von selbst, daß es mir auch nicht von fern in den Sinn kommen kann, diese Verhandlungen, denen ich ja auch nicht als Mitwirkender, sondern nur als Ohrenzeuge beiwohnte, hier im Einzelnen verfolgen zu wollen. Allerdings ist es nicht gerade leicht, der Versuchung

zu widerstehen, einzelnen recht drastischen Scenen, die sich dabei ereigneten, wie dem harten Aneinandergerathen der beiden thurmhohen ungarischen Magnaten, des spindeldürren Justizministers Grafen Nádasdy mit dem einem Backofen gleichenden Grafen Barkóczy, oder dem Rededuell zwischen dem Cardinal Rauscher und Herrn Maager eine kurze, aber charakteristische Schilderung zu Theil werden zu lassen. Da ich aber hieran nicht näher betheiligt war, enthalte ich mich dessen und erinnere nur an die Hauptsache, derzufolge der Bericht des Budgetcomité's, nachdem er mit der Prüfung der einzelnen Zweige des Staatsvoranschlages zu Ende gekommen war, auf die Erörterung der allgemeinen Finanzlage der Monarchie überging. Nach derselben wendete er sich zu den Bahnen, welche in Bezug auf die innere Organisation des Staates einzuschlagen wären, um die unleugbar vorhandenen Schäden zu heilen und die zukünftige Entwicklung der öffentlichen Zustände auf eine Basis zu stellen, von welcher ersprießliche Wirkungen mit einiger Zuversicht zu gewärtigen wären.

Hinsichtlich der hiefür zu erstattenden Vorschläge spaltete sich jedoch das Budgetcomité in eine Majorität und eine Minorität. Das Gutachten der Ersteren erklärte das Heilmittel in der Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder der Monarchie, in der Begründung ihrer administrativen und legislativen Autonomie zu erblicken, welche durch die möglichste Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände herzustellen wäre. Dieser vorzugsweise föderalistischen und reactionären Auffassung setzte die Minorität eine mehr centralistische und freiheitliche entgegen. Nach einer rhetorisch ziemlich schwachen Vertheidigung des Minoritätserachtens

durch Dr. Hein, dem gegenüber Graf Clam mit etwas gar zu viel Selbstbewußtsein und Siegesgewißheit für das Votum der Majorität stritt, entspann sich über beide Gutachten eine durch fünf Sitzungen andauernde Redeschlacht, an welcher sich, wenn ich nicht irre, sämmtliche Mitglieder des verstärkten Reichsrathes mit keiner oder doch nur der einen oder der anderen ganz vereinzelten Ausnahme betheiligten. Nach Beendigung derselben wurde das Gutachten der Majorität von der Plenarversammlung mit einer Mehrheit von vierunddreißig gegen sechzehn Stimmen angenommen und hiemit die Thätigkeit des verstärkten Reichsrathes zum Abschlusse gebracht.

Anfangs schien es wirklich, als ob die soeben erwähnte Zuversicht des Grafen Clam, die ihn so weit verleitet hatte, den Antrag der Minorität als „Maculatur" zu bezeichnen, eine wohlbegründete gewesen wäre, denn die Ideen, welche dem zum Beschlusse des verstärkten Reichsrathes erhobenen Gutachten der Majorität zu Grunde lagen, fanden in dem am 20. October von der Krone erlassenen Diplom eine Bestätigung, die sie zum Staatsgrundgesetze erhob. Aber der durch ihre Verfechter errungene Triumph dauerte bekanntlich nur sehr kurze Zeit; nachdem vier Monate vergangen waren, wurde das Verfassungsleben der österreichischen Monarchie auf eine Basis gestellt, welche dem im verstärkten Reichsrathe verworfenen Gutachten der Minorität entsprach.

Man kann sich denken, mit welcher Theilnahme ich bei dem überaus regen Interesse, das ich noch von meiner Frankfurter Zeit her für alle politischen Vorkommnisse empfand, die Verhandlungen des verstärkten Reichsrathes verfolgte, und wie sehr meine Sympathien dem Anfangs

unterliegenden und nicht dem obsiegenden Banner zugewendet waren. Mit solcher Lebhaftigkeit sprach ich diese Ansicht in oftmaligem vertraulichen Gespräche mit den Reichsräthen selbst aus, und so eifrig vertrat ich gegen die Vertheidiger des Gutachtens der Majorität den entgegengesetzten Standpunkt, daß einer der Anhänger der Minorität mir seufzend sein Bedauern kundgab, daß ich mich nicht an seiner Stelle befinde und nicht dazu berufen sei, in offener Versammlung einzutreten für die unterliegende Partei. Aber so dankbar ich auch für diese mir so wohlwollende Meinung war, so wußte ich doch nur allzu gut, daß auch eine weit größere Beredsamkeit, als die mir zu Gebote stand, an der Sache nicht das Geringste zu ändern vermocht hätte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die von mir redigirten und durch die „Wiener Zeitung" veröffentlichten Berichte über die Verhandlungen des verstärkten Reichsrathes als die einzigen, welche überhaupt erschienen, in der gesammten Bevölkerung mit der höchsten Spannung gelesen wurden. Ihre Genauigkeit wie ihre Ausführlichkeit, welche nach und nach zu einer wortgetreuen Reproduction der meisten Reden geworden war, befriedigten allgemein, und im Schooße des Reichsrathes selbst fand meine Leistung, sowohl was ihren Umfang als was ihre Qualität betraf, uneingeschränktes Lob. In den schmeichelhaftesten Ausdrücken sprach sich hierüber der Präsident des Reichsrathes, Erzherzog Rainer gegen mich aus, und als er seine Bereitwilligkeit andeutete, mir von Seite des Kaisers ein Zeichen der Anerkennung zu erwirken, da wagte ich die Erwiederung, daß ich die Verleihung der mir seit so langer Zeit schon zugesicherten, aber noch immer nicht wirklich zu Theil

gewordenen Vicedirectorsstelle im Staatsarchive jeglicher Ordensdecoration bei Weitem vorziehen würde. Am 8. November 1860, nach zweijähriger Bewerbung erhielt ich sie endlich, und damit war dieser Zielpunkt meiner Wünsche glücklich erreicht.

Die Sehnsucht nach dieser Stelle war insbesondere aus der Ursache so stark in mir geworden, weil es mir wie ein Ideal erschien, mein Leben von nun an der historischen Wissenschaft ausschließlich widmen zu können. Eine allen berechtigten Anforderungen entsprechende Geschichte der Kaiserin Maria Theresia zu schreiben, darin sollte die Aufgabe bestehen, die ich in diesem Leben noch zu erfüllen mir vornahm. Um aber gleich von vorneherein alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche ich in Bezug auf die uneingeschränkte Mittheilung der von mir benöthigten Acten befürchten zu müssen glaubte, erwirkte ich mir von meinem Chef, dem Grafen Rechberg eine Art amtlichen Auftrages zur Abfassung des von mir beabsichtigten Werkes.

Jede etwaige Besorgniß, die sich mir bei meinem Rücktritte in das Staatsarchiv aufdrängte, erwies sich als grundlos. Wenn man mich dort zwar ungemein höflich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung empfing, so dehnte man die letztere doch niemals so weit aus, sich nicht allzeit willfährig in Bezug auf das zu erweisen, dessen ich zu meiner Arbeit bedurfte. Und es ist dies einer jener Punkte in meinem Leben, die mir zum erfreulichsten Bewußtsein gereichen, daß es mir gelang, die so ehrenwerthen Männer, welche sich Anfangs durch mich zurückgesetzt fühlten, binnen nicht langer Frist zu meinen treuesten Freunden und wärmsten Anhängern zu machen.

1861.

Die traurige Stimmung, welche in Folge des andauernden Krankheitszustandes meiner Frau in unserem noch immer mit meinen Eltern gemeinschaftlichen Hauswesen herrschte, wurde dadurch nicht wenig gesteigert, daß mein Vater seit einiger Zeit an einer hochgradigen Augenschwäche litt, welche ihm längeres Lesen und Schreiben gar sehr erschwerte, ja manchmal unmöglich machte. Man kann sich denken, wie peinlich die Wirkung eines derartigen Leidens auf einen Mann sein mußte, dessen ganze bisherige Lebensthätigkeit fast ausschließlich im Lesen und im Schreiben ihren Ausdruck fand. Und da er leicht begreiflicher Weise aufs Lebhafteste wünschte, an seiner ihm so lieb gewordenen Wirksamkeit im Münz- und Antikencabinete auch noch fernerhin festhalten zu können, so versparte er Alles, was er seinen Augen nur überhaupt zumuthen konnte, für dort und mußte es sich vollständig versagen, ihnen auch noch zu Hause irgendwelche Anstrengungen aufzuerlegen.

Mit der ihm eigenen Milde und Sanftmuth ertrug er sein Mißgeschick. Niemals legte er darüber üble Laune an den Tag, und obwohl er, der gar keine andere Zerstreuung kannte als die, sich vorlesen zu lassen, einzig und allein hierauf angewiesen war, so stellte er doch niemals darnach

ein herrisches Begehren, sondern nahm jegliches Anerbieten, ihm diesen Dienst zu erweisen, mit wirklich rührender Dankbarkeit auf. Am häufigsten geschah dies trotz des wenig befriedigenden Zustandes ihrer eigenen Augen von Seite meiner Mutter, und schon Morgens um sieben Uhr begann täglich ihre Function, indem sie meinem Vater die „Presse" vom Anfang bis zum Ende vorlas. Sie zu erleichtern und auch einen Theil der Vorlesung zu übernehmen, meldeten sich des Abends abwechselnd die übrigen Glieder unseres kleinen häuslichen Kreises. Und endlich gelang es, zu dieser Leistung auch den sehr braven Diener meines Vaters heranzuziehen, welch' Letzterer sich seinen Genuß nicht dadurch schmälern ließ, daß er hiebei eine eigenthümliche Aussprache der Fremdwörter, so etwa „Beiß" statt „Pays" oder „Sickel" statt „Siècle" mit in den Kauf nehmen mußte.

Das belebende und erheiternde Element in unserem häuslichen Kreise bildete nach wie vor das älteste Mitglied desselben, meine zu jener Zeit gerade siebzig Jahre zählende Mutter. Insbesondere fand sie eine für sich selbst willkommene Erholung darin, in dem steten Verkehre mit ihrer Enkelin die eigenen geläuterten Ideen in das empfängliche Gemüth der Letzteren zu verpflanzen. Durch eifrige Gespräche wie durch gemeinsame Lectüre trachtete sie ihren Geist zu bilden, durch den Besuch von Concerten und Galerien aber ihren Sinn für Kunst zu wecken und zu verfeinern.

Um die Art und Weise, in welcher meine Mutter unsere damalige Lage auffaßte, anschaulich zu machen, muß ich mir erlauben, hier die Worte zu citiren, die sie am 8. November 1860 an meinen Bruder schrieb: „Das Getriebe des Morgens," so lauten sie, „das Gehen und

„Laufen, das Putzen und Räumen, das Rücken und Ord-
„nen ist vorüber, die Herren sind fort, still und ruhig ist's
„im Hause, und so will ich denn berichten, daß wir heute
„ordentlichen Winteranfang haben. Sturm und Gestöber,
„tüchtigen Schnee und Frost, aber auch helle, freundlich
„erwärmende Sonnenstrahlen von oben, die ich emsig be-
„nützen will. Gott sei Dank, es geht Alles still und fried-
„lich seinen Gang fort. Viel Trauriges, durch die Leiden
„unserer armen Nina verursacht, viel Unangenehmes für
„den unermüdlichen Alfred, viele und fast beständige Auf-
„opferungen für seine Tochter, manche langweilige Stunde
„für Deinen früher so thätigen Vater, welche wir bei dem
„besten Willen nicht immer hintanhalten können, aber bei
„alledem ein befriedigendes Gefühl der Liebe von dem
„Einen zum Anderen, das erheitert, beruhigt und beglückt.
„Mir kömmt unser Leben vor wie der heutige Tag. Um
„Vieles, Vieles könnte er schlechter sein, und wir sind da-
„her recht froh, daß er wenigstens so ist. Bei uns ist das
„Gleiche der Fall. Vieles wünschten wir anders, gar Man-
„ches drückt und quält uns sehr, aber von oben herab wie
„die liebe Sonne wirkt der Gedanke, daß wir, so viel wir
„glauben und es können, unsere Schuldigkeit thun, daß wir
„gern Eines für das Andere etwas ertragen, und daß ja
„endlich der gute Gott wieder helfen wird. Also trotz
„Sturm und Schneegestöber freundlicher Sonnenschein!"

Für mich wurde dieser weiß Gott nicht allzu heitere Sonnenschein durch den schmerzlichen Verlust, den ich im Januar 1861 durch den Tod meines Freundes Ballarini erlitt, gar sehr getrübt. Nachdem wir noch im vergangenen Sommer so manchen vergnügten Spazierritt zusammen gemacht, erkrankte er im Spätherbste schwer. Immer ernster

wurde sein Leiden, und das mit ihm sehr befreundete Ehepaar Breda brachte es nicht über das Herz, ihn noch länger vereinsamt in Mauer zu lassen. Bei dreizehn Grad Kälte transportirte ich ihn von dort herein und holte mir dabei, da ich natürlicher Weise dem Kranken meinen Pelz gab, eine tüchtige Halsentzündung, die jedoch bald wieder vorüberging. Zu Breda ins Haus gebracht, genoß er dort die liebevollste, sorgfältigste Pflege, aber sie konnte nicht hindern, daß der edle, ritterliche Mann, der treue Freund, der tapfere Soldat am 23. Januar sanft dahinschied. Zwei Tage nach seinem Tode kam das Patent, das ihn zum Obersten ernannte.

„Bona mixta malis," hätte man auch jetzt wieder sagen können. Erlitten wir im Januar den traurigen Verlust, von welchem ich soeben sprach, so brachte uns der Februar ein Ereigniß, welches insbesondere um der Freude willen, mit der es den Hauptbetheiligten erfüllte, auch uns ein äußerst willkommenes war. Zur Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums erhielt mein Vater das Ritterkreuz des Leopoldordens, mit welchem auch seine Erhebung in den Ritterstand verknüpft war.

Die hiedurch veranlaßte Wahl eines Wappens bildete nunmehr für meinen Vater den Gegenstand reiflicher Erwägung. Der Entschluß, zu welchem er endlich gelangte, war, wie ich glaube, in jeder Beziehung entsprechend. Da ihm die Auszeichnung, die ihm verliehen wurde, nur für seine lange und hervorragende Dienstleistung im Antikencabinete zu Theil ward, nahm er eines der schönsten Stücke dieser prachtvollen Sammlung in sein Wappen. Es ist dies die große Camee, die einen römischen Adler vorstellt, welcher in der rechten Kralle einen Palmzweig, in der linken einen

Eichenkranz hält. Und nur der in Grün gekleidete Jäger, der aus der Helmzier emporsteigt, erinnert an den Geburtsort meines Vaters, an Leopoldschlag. Denn die Sage erzählt, daß diese Ortschaft ihren Namen bei der Ausrodung der Wälder von einem Forstmanne empfing, der vor einem ihn verfolgenden Bären auf einen Baum sich flüchtete. „Schlag, „Leopold, schlag," hätten seine Genossen ihm zugerufen, worauf er mit seinem Beile den Bären erschlug.

Meine Mutter zeigte sich über diese Ordensverleihung fast noch mehr erfreut als mein Vater, aber sie selbst gibt uns hiezu den besten Commentar. „Mir ist in dieser Sache," schrieb sie hierüber nach St. Petersburg, „Alles so sehr will„kommen, was ihn so freut. Mir Johann dem Seifen„sieder wäre es sonst ganz gewiß gleichgiltig, und ich sage „mit Nestroy: „„Dafür hab' ich halt kein' Sinn!"" Seid „mir aber darum nicht böse!"

Wohl mehr noch als die Ordensverleihung selbst thaten die vielfachen Kundgebungen der verehrungsvollen Theilnahme, welche mein Vater aus diesem Anlasse von allen Seiten erhielt, ihm und meiner Mutter unendlich wohl. Insbesondere waren es die Beamten, die unter ihm dienten, welche sich in Beweisen ihrer Anhänglichkeit überboten. Und ein Gedicht, von J. G. Seidl auf meinen Vater verfaßt, besitzt wirklich mehr als gewöhnlichen Werth.

Ich weiß nicht, ob ich mich dessen rühmen oder anklagen soll, daß in Bezug auf Ordensverleihungen meine Anschauungen eher denen meiner Mutter als denjenigen meines Vaters glichen. Dagegen nahmen zu jener Zeit die politischen Ereignisse, welche in Oesterreich sich zutrugen, meine ganze Aufmerksamkeit und mein ungetheiltes Interesse in Anspruch. An die Stelle des wenig beliebten Grafen

Goluchowski war Schmerling als Staatsminister getreten und auch sonst manche wichtige Veränderung erfolgt; das Ausscheiden der Grafen Leo Thun und Nádasdy aus dem Ministerium war wohl die bedeutungsvollste zu nennen. Hiemit schien denn auch das Schicksal des Octoberdiploms besiegelt, und Alles sah mit äußerster Spannung neuen grundgesetzlichen Bestimmungen entgegen. Am 26. Februar, dem Tage der Ordensverleihung an meinen Vater wurden sie erlassen und wenigstens von der Bevölkerung Wiens mit Jubel begrüßt. Denn die gegen Einzelnes vielleicht aufsteigenden Bedenken traten gegen das Gefühl der Gewißheit, daß nun endlich das öffentliche Leben in Oesterreich auf eine verfassungsmäßige Grundlage gestellt sei, ganz in den Hintergrund.

An diesem öffentlichen Leben mich auch persönlich zu betheiligen, lag mir jedoch trotz meiner Frankfurter Antecedentien und meines regen Interesses an politischen Fragen vollkommen fern. Gleichzeitig ein Geschichtschreiber und ein ausübender Politiker sein zu wollen, schien mir die Kraft eines Einzelnen weit zu übersteigen, und gerade von Frankfurt her wußte ich es aus eigener Erfahrung, wie sehr das politische Leben denjenigen vollständig ausfüllt, der sich ihm mit Pflichttreue und Ausdauer widmet. Auch besorgte ich, und wohl nicht mit Unrecht, daß meine amtliche Stellung einer freien Bewegung auf politischem Gebiete gar manche Beschränkung auferlegen werde, während ich dasselbe doch nur dann zu betreten mich hätte entschließen können, wenn mir die Freiheit dieser Bewegung von vorneherein gesichert worden wäre.

Aber diese Vorsätze, so ernstlich sie auch waren, mußten doch einer stärkeren Einwirkung gar bald wieder weichen.

Im Auftrage Schmerling's erschien der damalige Leiter des Präsidialbureau's der niederösterreichischen Statthalterei, Herr Rosmanith bei mir im Archive mit der dringenden Aufforderung, mich in Neunkirchen um das Mandat eines Abgeordneten im niederösterreichischen Landtage zu bewerben. Denn bei der Ungewohntheit des constitutionellen Lebens in Oesterreich hegte Schmerling den lebhaften Wunsch, diejenigen Männer in die neu zu bildenden Vertretungskörper eintreten zu sehen, welche sich schon, sei es in der Nationalversammlung zu Frankfurt oder in dem Reichstage zu Wien einige Vertrautheit mit der Form parlamentarischer Verhandlungen erworben hatten.

Noch größeres Gewicht legte er hierauf bei Personen, von denen er bei ihrer ihm bekannten politischen Richtung mit einiger Zuversicht erwarten durfte, daß sie ihm bei der Durchführung des schweren Werkes, das er unternommen, treulich zur Seite stehen würden. Und von Wenigen konnte er sich dies mit mehr Recht versprechen als von mir, der ich ihm ja in Frankfurt hinreichend bewiesen hatte, daß ich wenigstens in den Hauptpunkten den gleichen politischen Grundsätzen huldigte wie er.

Hatte ich anfänglich eine ausweichende Antwort gegeben, so konnte ich bei derselben einer zweiten, von gleicher Seite an mich gelangenden, noch dringenderen Aufforderung gegenüber nicht länger beharren, als nun auch mein eigentlicher Chef, Graf Rechberg, der mich vor wenig Monaten durch die Erwirkung meiner Ernennung zum Vicedirector des Staatsarchives zu tiefer Dankbarkeit verpflichtet hatte, mir durch meinen ehemaligen Frankfurter Collegen, den Hofrath Freiherrn Max von Gagern seinen Wunsch ausdrücken ließ, ich möge mich um das Neunkirchner Mandat

bewerben. Und auf eine directe Anfrage bei Rechberg erhielt ich die gleiche Antwort. Er redete mir angelegentlich zu, baldigſt nach Neunkirchen zu gehen.

Da blieb mir denn auch wirklich nichts Anderes übrig, als mich, wenngleich ſchweren Herzens zu fügen. Ich ſchrieb an den Bezirksvorſteher von Neunkirchen, Namens Plank, ihm meinen Beſuch anzukündigen, den ich denn auch am 12. März vollzog. Mit Plank begab ich mich zu einigen der einflußreichſten Wahlmänner in Schwarzau, Pitten und Gloggnitz; überall wurde ich zuvorkommend und mit freundlichen Zuſicherungen empfangen.

Am 18. März fuhr ich neuerdings nach Neunkirchen, wo an dieſem Tage die Landtagswahl ſtattfand. Außer mir waren nur noch zwei Candidaten anweſend, denn allgemein betrachtete man meine Wahl als geſichert. Ob die noch ſehr lebhafte Erinnerung an die Art und Weiſe, in der ich vor dreizehn Jahren den gleichen Wahlbezirk in Frankfurt vertrat, ob nicht vielmehr das Bekanntwerden des Umſtandes, daß Schmerling, deſſen Popularität damals in Wien und in Niederöſterreich eine unbegrenzte war, meine Wahl wünſche, und in Folge deſſen die Einwirkung der vier Bezirksvorſteher das Beſte hiezu gethan, ob nicht endlich meine Candidatenrede auch Einiges beitrug, will ich unentſchieden laſſen und nur anführen, daß das Ergebniß ein mir günſtiges war; von hundertdreiundzwanzig erhielt ich hundertzehn Stimmen.

Am 6. April wurde der niederöſterreichiſche Landtag eröffnet. Er bot mir, indem unwillkürlich die Frankfurter Erinnerungen wieder lebendig in mir wurden, ein wirklich intereſſantes Bild dar. Politiſche Parteien gab es im Landtage eigentlich nicht, aber gleichwohl zerfiel er je nach dem

Verſammlungsorte, in welchem die Mitglieder ihre Privatberathungen hielten, in zwei der Zahl nach ziemlich gleich ſtarke Theile. Der eine, deſſen Kern der Großgrundbeſitz unter Führung des redegewandten Freiherrn Karl von Tinti bildete, wäre bei geregelteren Zuſtänden wohl die miniſterielle Partei zu nennen geweſen; ich ſchloß mich ihr an, denn vor der Hand ſchien es mir dringend nothwendig zu ſein, das Miniſterium Schmerling in ſeinen auf Einführung des Verfaſſungslebens in Oeſterreich gerichteten Beſtrebungen zu unterſtützen und ihm keine wie immer gearteten Schwierigkeiten zu bereiten. Auch viele andere nicht zum Großgrundbeſitze gehörige Mitglieder — ich nenne unter ihnen nur Pillersdorff, Pratobevera, Heinrich Perger, Schindler — zählten zu ihr. Die zweite Partei ſtand unter dem überwiegenden Einfluſſe Mühlfelds und Bergers, der beiden hervorragendſten Redner des Landtages, welche im Frankfurter Parlamente den zwei einander entgegengeſetzteſten Polen des Hauſes angehört hatten, jetzt aber Hand in Hand mit einander gingen. Ihr geſellten ſich neben vielen Anderen Breſtel, Kuranda und mein ehemaliger Frankfurter College Sommaruga zu.

In der erſten Sitzung des Landtages trat dieſer Zwieſpalt noch wenig hervor, und als es um die Wahl eines aus ſieben Mitgliedern beſtehenden Ausſchuſſes ſich handelte, der die an den Kaiſer zu richtende Adreſſe berathen ſollte, erhielt Mühlfeld die meiſten Stimmen, während aus unſerer Partei die Mehrzahl der Mitglieder — fünf gegen zwei, darunter Pillersdorff, Tinti und ich — gewählt wurden. In der nächſten Sitzung unterſchieden ſich die beiden Parteien ſchon ſchärfer, und da keine wichtigen Gegenſätze exiſtirten, zeigte ſich die Differenz zwiſchen ihnen

bei einer eigentlich nur geringfügigen Sache in recht deutlicher Weise.

Der damalige Leiter der Statthalterei, Freiherr von Halbhuber brachte die Regierungsvorlage ein, welche sich auf die Vornahme der Wahlen für den Reichsrath bezog. Da dies zum ersten Male geschah und hiebei neben verschiedenen Detailpunkten auch die nicht ganz bedeutungslose Frage wegen der Wahl von Ersatzmännern in Erwägung gezogen werden mußte, stellte Berger den Antrag, zur Vorberathung einen aus sieben Mitgliedern bestehenden Ausschuß zu wählen. Ich unterstützte diesen Antrag und ergänzte ihn dahin, daß wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, um den es sich handle, der Ausschuß nicht gleich jetzt, sondern erst in der nächsten Sitzung gewählt werde.

Meinem Amendement warf sich jedoch Mühlfeld mit einer Art Leidenschaftlichkeit entgegen, und er beantragte die sofortige Wahl des Ausschusses. So weit kam es, daß namentlich abgestimmt werden mußte, wobei mein Antrag nur zwei Stimmen Mehrheit erhielt.

In derselben Sitzung betrat Freiherr von Pillersdorff als Berichterstatter des Adreßausschusses die Tribüne. Nach einer Discussion, an der auch ich mich betheiligte und in welcher Mühlfeld als Redner besonders hervorragte, wurde unser Entwurf mit einigen von ihm und von Kuranda beantragten stylistischen Aenderungen mit sämmtlichen gegen eine Stimme zum Beschlusse erhoben.

Selbstverständlich kann und will ich auf die ferneren Verhandlungen des niederösterreichischen Landtages in seiner ersten Session hier nicht weiter eingehen und beschränke mich darauf zu sagen, daß ich auch als Berichterstatter des Ausschusses für Ausarbeitung einer Geschäftsordnung fungirte.

Ueberhaupt konnte ich mit der Stellung, die ich im Landtage einnahm, nur höchlich zufrieden sein; von allen Seiten, auch von den Gegnern bezeigte man mir sehr viele Achtung, und selbst mein eifriger Widersacher von Frankfurt her, Dr. Berger ließ es an Beweisen derselben nicht fehlen. Unter diesen thatsächlich bestehenden Verhältnissen hing es einzig und allein von mir selbst ab, ob ich vom Landtage in den Reichsrath oder in den niederösterreichischen Landesausschuß gewählt werden wollte. Ich entschloß mich zu Letzterem und sprach mich über diese bei mir feststehende Absicht in einem schon sechs Tage vor der Wahl, am 14. April an meinen Bruder als an meinen besten und vertrautesten Freund gerichteten Briefe aufs Bestimmteste aus.

Nach wie vor stand als mein Hauptmotiv im Vordergrunde, daß ich durch die Annahme einer Wahl in den Reichsrath meine soeben erst wieder begonnene Thätigkeit als Geschichtschreiber wenn auch nicht völlig aufzugeben, so doch wesentlich einzuschränken gezwungen sein würde. Und mit kaum minderer Schwere fielen meine häuslichen Verhältnisse gegen die Annahme eines Mandates für den Reichsrath in die Wagschale.

„Du kennst," schrieb ich über diesen Punkt meinem Bruder, „den bedauerlichen Gesundheitszustand meiner Frau, „Du weißt, wie sehr sie an mir hängt und wie sie in mei„ner Gegenwart fast ihren einzigen Trost sucht. Schon jetzt „ist sie ganz in Verzweiflung darüber, daß ich, der ich fast „ein Jahr lang jeden Abend regelmäßig mit ihr zubrachte, „nun fast keinen mehr zu Hause sein kann, daß alle Zeit, „die ich nicht im Archive verweile, von Commissionssitzun„gen, Parteibesprechungen und dergleichen in Anspruch ge„nommen wird. Käme ich in den Reichsrath, so wäre dies

„Alles noch weit ärger, auf das Land zu ziehen oder gar „einen größeren Ausflug zu machen, schiene ganz unmöglich, „Nina's Gesundheit und vielleicht auch meine eigene würden „durch einen Aufenthalt in der Stadt, welche wegen der „wenig glücklichen Art der Durchführung der Stadterweite„rung jetzt ein wahrer Staubpfuhl geworden ist, empfindlich „leiden. Auch für meine Tochter kann ein Aufenthalt in „besserer Luft nur wohlthätig wirken. Es sind also auch „Rücksichten auf unser Aller Gesundheit, welche mich zu „jenem Entschlusse bestimmen."

„Aber auch die Betrachtung unserer politischen Zu„stände kann mich hierin nicht wankend machen, sondern „nur bestärken. Alles ist noch in einem solchen Chaos, die „Ansichten sind so gar nicht geklärt, die Anschauungen der „Regierenden selbst so wenig festgestellt, und der Ausweg, „der uns aus diesen Zuständen führen soll, so schwer „erkennbar, daß es nicht viel Verlockendes besitzt, sich in „dieses Gewirr zu stürzen, in welchem man möglicher Weise „nur wenig Ersprießliches zu leisten vermöchte."

Zu diesen Gründen, die mich abhielten, mich in den Reichsrath wählen zu lassen, gesellten sich noch andere, welche viel des Verlockenden besaßen, in den Landesausschuß zu treten. Vorerst wollte ich nicht schon von vorneherein beiden Stellungen entsagen, weil mich das nur allzuleicht bei meinen Wählern in den Verdacht gebracht hätte, bei den vom Landtage zu vollziehenden Wahlen durchgefallen zu sein, während Landgemeinden fast immer mehr Werth darauf legen, daß ihr Vertreter in den Landesausschuß als in den Reichsrath gelange, indem sie sich von dem Ersteren mehr Vortheile als von dem Letzteren erwarten. Ueberdies durfte ich mir versprechen, im Landesausschusse eine viel-

leicht nicht eben glänzende, aber erfolgreiche Thätigkeit entwickeln zu können. Und endlich schäme ich mich nicht es einzugestehen, daß meine damaligen Lebensverhältnisse mich dazu zwangen, auch auf die Vermehrung meines Einkommens einigen Werth zu legen, welche die mit der Stelle eines Landesausschusses verbundenen Bezüge mit sich brachten. Wußte ich gleich recht gut, daß auf dieselbe nicht dauernd zu rechnen sei und ich daher nicht meine ganze Lebensweise darnach einrichten dürfe, so war mir doch auch schon eine blos vorübergehende Mehreinnahme äußerst willkommen.

Der Ausführung meines Entschlusses stand jedoch dadurch kein geringes Hinderniß im Wege, daß Alle, auf deren Ansicht ich Werth zu legen Ursache besaß, sich zu der entgegengesetzten Meinung bekannten. Nur der Wunsch, mich im Reichsrathe und nicht im Landesausschusse zu sehen, hatte Rechberg bewogen, mir zur Bewerbung um ein Mandat zu rathen, und Schmerling vermocht, mich hiezu förmlich zu drängen. Und mir noch viel näher stehende Personen waren der gleichen Ansicht. Mein Vater war lebhaft für meinen Eintritt in den Reichsrath, und er wurde hierin durch meinen Onkel Adamberger noch bestärkt, der bei seinem langen Aufenthalte in England und seiner Vorliebe für alles Englische die Würde eines Member of Parliament unendlich hoch zu stellen gelernt hatte. Beide fanden es ganz unbegreiflich von mir, daß ich auf dieselbe freiwillig verzichten wollte, während sie mir doch, ohne daß ich hiefür das geringste Opfer zu bringen gebraucht hätte, gleichsam auf dem Präsentirteller entgegengetragen wurde.

Dennoch blieb ich bei meinem Entschlusse, weil ich ihn für den richtigen hielt; ich bin auch heute noch der

gleichen Meinung und habe denselben niemals bereut. Am 20. April nahm der Landtag die ihm obliegenden Wahlen, und zwar Vormittags die zum Reichsrathe, Nachmittags aber die zum Landesausschusse vor. Die Letzteren waren, insofern sie aus dem ganzen Landtage erfolgten, mit Ausnahme der meinigen äußerst bestritten. Ich wurde gleich im ersten Wahlgange mit 42 gegen 24 Stimmen gewählt. Die zweite Wahl fiel auf den Abgeordneten Dück, der nach drei Wahlgängen mit vier, die dritte endlich auf Herrn von Czedik, der nach gleichfalls drei Wahlgängen mit einer Stimme Majorität gewählt wurde. Aus der Gruppe des Großgrundbesitzes war schon früher Karl Ritter von Suttner, aus derjenigen der Städte Dr. Cajetan Felder, aus der Gruppe der Landgemeinden endlich Dr. Brestel in den Landesausschuß delegirt worden.

Unter dem Vorsitze des Landmarschalls Fürsten Colloredo traten wir nun am folgenden Tage zu unserer ersten Sitzung zusammen. Zur Besorgung der Geschäfte wurden sechs Referate gebildet. Suttner erhielt die vormals ständischen Agenden, die Personal- und Stiftungssachen, Felder die Gemeinde-Angelegenheiten, Brestel die Landesfonde, Dück die Casse, ich Alles, was sich auf den öffentlichen Unterricht bezog, Czedik endlich das Straßenwesen. Die veranlassende Ursache zu der letzteren Verfügung bestand darin, daß er bis dahin Professor an einer Oberrealschule, aber freilich für das Fach der Geographie und der Geschichte gewesen war.

Trotz dieser und ähnlicher, auch bei den Uebrigen vorkommenden Anomalien griffen wir doch unsere gewiß nicht leichte Aufgabe rüstig an. Das beste Vorbild hiefür fanden wir in dem patriotischen, selbstlosen Sinne unseres

Landmarſchalls, die ausgiebigſte Stütze aber an unſerer eigenen Eintracht. Aus ſo verſchiedenen Lebens- und Berufsverhältniſſen, aus ſo weit auseinandergehenden politiſchen Kreiſen wir auch zuſammengewürfelt, mit ſo ungleichen Eigenſchaften wir ausgerüſtet ſein mochten, immer gingen wir doch einmüthig vor. Selbſt wenn ſich, was ja ganz unvermeidlich war, eine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Einigen aus uns ergab, ſo ließen wir dieſelbe doch niemals gegen Außen hin ans Licht treten oder zu einer Feindſeligkeit zwiſchen uns ausarten. Poſitiv und negativ trachteten wir Einer dem Anderen und dadurch auch dem Landesausſchuſſe als Corporation nützlich zu ſein. Poſitiv dadurch, daß wir uns wechſelſeitig mit unſerem Rathe und unſeren Kenntniſſen beiſtanden, negativ aber, indem wir uns hie und da auch von Schritten abhielten, welche den Landesausſchuß, deſſen Competenz ja noch in gar keiner Richtung eine feſte Abgrenzung beſaß, irgendwie hätte bloßſtellen können. So brachten wir es in redlichem Zuſammenwirken dahin, daß, wie ich wiederholt verſichern hörte, der erſte Landesausſchuß Niederöſterreichs auch heute noch bei der Verwaltung dieſes Landes in ſehr gutem Andenken ſteht.

Nachdem die Sitzungen des Landtages vorüber und die Geſchäfte des Landesausſchuſſes auch nur einigermaßen in Gang gebracht waren, kehrte ich mit verdoppeltem Eifer zu meinen Archivarbeiten ſowie zu meinen hiſtoriſchen Forſchungen zurück. Und daß die wiſſenſchaftliche Thätigkeit diejenige war, der ich vor allen anderen treu bleiben wollte, ſuchte ich auch dadurch zu beweiſen, daß ich am 19. Juni in der Akademie der Wiſſenſchaften einen Vortrag über die dem achtzehnten Jahrhundert entſtammenden Finalrelationen der venetianiſchen Botſchafter am Kaiſerhofe hielt,

welcher meinem Vater sehr viel Vergnügen bereitete. Die hieraus hervorgegangene Publication erschien jedoch in Folge langsamen Druckes erst im Jahre 1863, und sie bildet den zweiundzwanzigsten Band der von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Fontes Rerum Austriacarum.

In den letzten Tagen des Mai zogen wir neuerdings nach Mauer aufs Land, von wo ich selbstverständlich wieder täglich nach der Stadt fuhr, die meiner dort harrenden Arbeiten zu verrichten. In solcher Weise gingen die Monate Juni und Juli still und ereignißlos vorüber, da reifte in mir ein Project, von dem ich mir versprach, daß dessen Verwirklichung gleichmäßig meiner Frau, meiner Tochter und mir selbst zu Gute kommen werde. Einen Theil des Mehreinkommens, welches mir meine Stelle im Landesausschusse gewährte, wollte ich zu einer vierwöchentlichen Urlaubsreise verwenden, die uns über die österreichischen Grenzen hinaus nach denjenigen Theilen Deutschlands führen sollte, an welche sich für uns noch aus den Jahren 1844 und 1848 gar liebe Erinnerungen knüpften.

Wie wir es in früheren Jahren so oft zu thun gewohnt waren, begannen wir auch diesmal wieder unsere Reise mit einem wenn auch nur kurzen Aufenthalte in St. Florian. Denn eine für uns ungemein günstige Fügung hatte es gewollt, daß auch nach dem vor drei Jahren erfolgten Tode unseres Freundes Mayer wieder ein Mann durch fast einstimmige Wahl an dessen Stelle getreten war, mit dem wir in langjährigen Freundschaftsbeziehungen standen. Es war dies der bekannte Geschichtschreiber Jodok Stülz, den ich zuerst als willkommenen Begleiter meiner Mutter auf deren Fahrten zu uns nach Kremsmünster

genannt habe, der mir im Jahre 1847 die Starhembergischen Archivalien aus Riedegg nach St. Florian gebracht und der im folgenden Jahre mit mir gemeinschaftlich in Frankfurt verweilt hatte.

Bemerkenswerth scheint es mir, daß gerade die weiblichen Wesen in unserer Familie, und zwar in allen drei Generationen sich jederzeit mehr zu Stülz hingezogen fühlten, als dies mit uns Männern der Fall war. Wir konnten so leicht nicht über den Gegensatz hinweggleiten, in welchen er sich zu unserem Onkel in dessen späteren Lebensjahren gestellt hatte, und ich speciell vermochte mich auch für die politische Richtung nicht zu erwärmen, die er in Frankfurt einhielt. Bei den Frauen in unserer Familie aber fielen wohl diese Punkte nicht so sehr ins Gewicht wie bei uns. Schon als Knabe hatte ich es herausgefühlt, daß meine Mutter sich durch den Verkehr mit dem wenn auch schrofferen, aber geistig weit bedeutenderen Stülz noch mehr angezogen fühlte als durch den mit meinem und meines Bruders Lieblinge, dem ungleich weicheren und liebenswürdigeren Mayer. Meine Frau hatte insbesondere in Frankfurt sich innig an Stülz angeschlossen und bewahrte ihm diese Anhänglichkeit in stets sich gleichbleibender Weise. Die wärmste Verehrung aber brachte ihm meine Tochter seit ihrer frühesten Jugend entgegen, und je älter sie wurde, desto mehr wuchs mit ihr auch diese Empfindung, die selbst nach seinem lang schon erfolgten Tode unverändert in ihr fortlebt.

Dieser freilich nur dreitägige, aber äußerst vergnügte Aufenthalt in St. Florian konnte wirklich für uns alle drei ein wahrhaft gesegneter genannt werden; am meisten für meine Frau, deren trauriger Zustand während dieser Zeit

welcher meinem Vater sehr viel Vergnügen bereitete. Die hieraus hervorgegangene Publication erschien jedoch in Folge langsamen Druckes erst im Jahre 1863, und sie bildet den zweiundzwanzigsten Band der von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Fontes Rerum Austriacarum.

In den letzten Tagen des Mai zogen wir neuerdings nach Mauer aufs Land, von wo ich selbstverständlich wieder täglich nach der Stadt fuhr, die meiner dort harrenden Arbeiten zu verrichten. In solcher Weise gingen die Monate Juni und Juli still und ereignißlos vorüber, da reifte in mir ein Project, von dem ich mir versprach, daß dessen Verwirklichung gleichmäßig meiner Frau, meiner Tochter und mir selbst zu Gute kommen werde. Einen Theil des Mehreinkommens, welches mir meine Stelle im Landesausschusse gewährte, wollte ich zu einer vierwöchentlichen Urlaubsreise verwenden, die uns über die österreichischen Grenzen hinaus nach denjenigen Theilen Deutschlands führen sollte, an welche sich für uns noch aus den Jahren 1844 und 1848 gar liebe Erinnerungen knüpften.

Wie wir es in früheren Jahren so oft zu thun gewohnt waren, begannen wir auch diesmal wieder unsere Reise mit einem wenn auch nur kurzen Aufenthalte in St. Florian. Denn eine für uns ungemein günstige Fügung hatte es gewollt, daß auch nach dem vor drei Jahren erfolgten Tode unseres Freundes Mayer wieder ein Mann durch fast einstimmige Wahl an dessen Stelle getreten war, mit dem wir in langjährigen Freundschaftsbeziehungen standen. Es war dies der bekannte Geschichtschreiber Jodok Stülz, den ich zuerst als willkommenen Begleiter meiner Mutter auf deren Fahrten zu uns nach Kremsmünster

meinem Freunde Alexander Wagner zum ersten Male gewesen war. So wie damals mit ihm, ging ich jetzt allein, dem nachfolgenden Wagen voraus, den Hirschbühel hinan. Auf dessen Höhepunkte nahmen wir im Angesichte der über die kleineren Waldberge prächtig emporstrebenden Mühlsturzhörner ein frugales Mahl ein und setzten dann den Weg nach Berchtesgaden fort, von wo aus wir am folgenden Tage den Königssee besuchten.

In München erfreute es mich sehr, meinem Töchterlein als freilich nicht genug fachmännisch gebildeter Cicerone durch die Neubauten und Kunstsammlungen dieser Stadt dienen zu können, welche ihren ganzen Enthusiasmus erweckten. Außerdem muß ich den mich ungemein anregenden Verkehr mit dem ehemaligen Minister Freiherrn von Lerchenfeld, einem überaus liebenswürdigen, geistvollen und kenntnißreichen Manne, und einen Ausflug nach dem Starnberger See erwähnen, den wir in schöner Rundfahrt umkreisten.

Einen Theil des 30. August brachten wir mit der Besichtigung Augsburgs zu, in Stuttgart aber besuchte ich am folgenden Tage meinen alten Frankfurter Clubgenossen Rümelin, der in der Zwischenzeit eine sehr hervorragende Stellung im württembergischen Staatsdienste erreicht hatte.

Ganz besonderes Interesse gewährte es mir, Heinrich von Gagern in Heidelberg aufsuchen zu können, wo er damals als Privatmann lebte. Herzlicher und zuvorkommender konnte wirklich der Empfang nicht mehr sein, welchen nicht nur ich allein, sondern auch meine Frau und meine Tochter bei ihm und seiner Familie fanden. Längst war der politische Gegensatz, der uns in Frankfurt auseinandergeführt, in den Hintergrund getreten; ich fand in ihm nur dieselbe offene, edle und sympathische, gleichzeitig

herzgewinnende und imponirende Perſönlichkeit wieder, als die er mir in Frankfurt erſchienen war. Und es erweckte ein wohlthuendes Gefühl der Selbſtbefriedigung in mir, daß ich, ſo lange Zeit auch ſeit meinem erſten Zuſammentreffen mit Gagern verfloſſen und ſo viel inzwiſchen in Wien über ihn geſchmäht und geſpottet worden ſein mochte, doch niemals meine Stimmung über ihn geändert, daß ich ſelbſt in den trübſten Tagen nicht irre geworden war an dieſem wahrhaft ſeltenen Manne. So anmuthend war auch der Kreis ſeiner überaus liebenswürdigen und hochgebildeten Familie, daß man ſich raſch heimiſch in demſelben fühlte.

Allzeit bereitete es mir ganz beſonderes Vergnügen, hie und da ein klein wenig abzuweichen von der allbetretenen Heerſtraße, und auch manchmal einen Ort zu beſuchen, der etwas abſeits von ihr liegt. Lang ſchon hatte es zu meinen Wünſchen gehört, einmal Speyer und die dort neu erbaute Domkirche zu ſehen. Gagern, dem ich von dieſer Abſicht ſprach, beſtärkte mich in derſelben und ſagte mir ein Empfehlungsſchreiben an einen beſonders intelligenten Domherrn, Namens Molitor zu, vergaß aber im letzten Augenblicke, es mir wirklich zu geben. In Speyer angekommen, ſuchte ich auch ohne eine ſolche Einführung den Domherrn Molitor auf, und wir fanden an ihm nicht nur einen äußerſt gefälligen, ſondern auch einen überaus mittheilenden und kenntnißvollen Führer. Kaum jemals empfand ich es in gleichem Maße, wie unendlich es den Genuß erhöht, wenn man Gegenſtände der Kunſt unter der Leitung eines nicht nur der Sache vollkommen kundigen, ſondern überhaupt geiſtvollen Mannes betrachten darf. Durch mehr als zwei Stunden geleitete uns Molitor in dem prachtvollen Dome umher, und nicht nur hinſichtlich der Bauten machte

er uns auf viel Merkwürdiges aufmerksam, auch die schönen Gemälde, insbesondere von Schraudolph wußte er uns in sinnreicher Weise zu erklären. Ihm allein dankten wir es, wenn wir neben dem Besuche bei Gagern den des Domes zu Speyer als das uns erfreuendste Ereigniß unserer ganzen Reise betrachteten.

So wie jeder Besucher von Heidelberg, welcher ernsten Eindrücken nur einigermaßen zugänglich ist, mit wahrem Abscheu vor der wenngleich schon vor zweihundert Jahren geschehenen Verwüstung der Pfalz durch die mordbrennerischen Banden König Ludwigs XIV. von Frankreich erfüllt wird, so bringt auch bei dem Anblicke von Speyer der Gedanke, daß die dortigen Kaisergräber von den Franzosen aufgewühlt und ihr Inhalt verstreut wurde, die tiefste Entrüstung hervor. Unbegreiflich wird die Verirrung eines anderen Königs Ludwig, welcher, obgleich der Landesherr von Speyer, doch jenen grausamen Zerstörer als ein nachahmenswerthes Vorbild fürstlicher Größe betrachtete.

Während der Weiterfahrt nach Frankfurt, und zwar im Bahnhofe zu Darmstadt wurde uns die Freude zu Theil, mit meinem Schwager Ignaz Schaeffer zusammenzutreffen, der für ganz kurze Zeit aus London herübergekommen war, um uns zu sehen. Gemeinsam mit ihm brachten wir nun den nächsten Tag in Frankfurt zu; meine Frau und ich schwelgten in alten Erinnerungen, und mit wehmüthigem Gefühle besuchte ich die Paulskirche und sah dort den Platz wieder, den ich in der Nationalversammlung eingenommen hatte.

Von Frankfurt aus begleiteten wir meinen Schwager, welcher wieder nach London zurückkehren mußte, mit der Eisenbahn bis Mainz und von da mit dem Dampfschiffe

nach Köln. Mit den angenehmſten Erinnerungen an die gleiche Fahrt im October 1848 legten wir dieſelbe auch jetzt wieder zurück, wie damals vom Wetter begünſtigt. Den Rückweg von Köln nach Mainz aber machten wir mit der Bahn; von Mainz aus beſuchte ich einen anderen Frankfurter Freund, den wackeren Wernher in Nierſtein, der mich mit großer Liebenswürdigkeit empfing. Dieſe rheinheſſiſche Weingegend einmal zu ſehen, intereſſirte mich ſehr, obgleich ſie mir wegen ihrer vollſtändigen Baumloſigkeit nicht gerade gefiel.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, brachen wir alsbald von da nach Nürnberg auf und beſichtigten dann mit größter Aufmerkſamkeit dieſe ſo überaus merkwürdige Stadt. Auch an Regensburg gingen wir nicht achtlos vorüber, und ein Beſuch der Walhalla bildete einen äußerſt lohnenden Ausflug.

Nachdem wir bei Paſſau die öſterreichiſche Grenze überſchritten, überfielen wir in Tolet die Familie Revertera, die uns, da wir nicht angemeldet waren, zwar mit großem Erſtaunen, aber auch mit ungemeiner Herzlichkeit aufnahm. Nach zwei daſelbſt ſehr angenehm verlebten Tagen kamen wir am 14. September wieder nach St. Florian, wo wir zu unſerer großen Freude mit meinen Eltern zuſammentrafen. Am 17. September waren wir in Mauer zurück und am Ende unſerer von ſo günſtigem Erfolge gekrönten Reiſe. Als für mich erfreuend muß ich auch die Auszeichnung erwähnen, welche mir zu jener Zeit die philoſophiſche Facultät der Univerſität Breslau durch die Wahl zu ihrem Ehrendoctor erwies. Da ich mit keinem einzigen Mitgliede derſelben irgend eine Verbindung unterhielt, wie ich denn auch heute noch nicht weiß, auf weſſen Vorſchlag meine Wahl erfolgte, ſo durfte ich ſie meinen

er uns auf viel Merkwürdiges aufmerksam, auch die schönen Gemälde, insbesondere von Schraudolph wußte er uns in sinnreicher Weise zu erklären. Ihm allein dankten wir es, wenn wir neben dem Besuche bei Gagern den des Domes zu Speyer als das uns erfreuendste Ereigniß unserer ganzen Reise betrachteten.

So wie jeder Besucher von Heidelberg, welcher ernsten Eindrücken nur einigermaßen zugänglich ist, mit wahrem Abscheu vor der wenngleich schon vor zweihundert Jahren geschehenen Verwüstung der Pfalz durch die mordbrennerischen Banden König Ludwigs XIV. von Frankreich erfüllt wird, so bringt auch bei dem Anblicke von Speyer der Gedanke, daß die dortigen Kaisergräber von den Franzosen aufgewühlt und ihr Inhalt verstreut wurde, die tiefste Entrüstung hervor. Unbegreiflich wird die Verirrung eines anderen Königs Ludwig, welcher, obgleich der Landesherr von Speyer, doch jenen grausamen Zerstörer als ein nachahmenswerthes Vorbild fürstlicher Größe betrachtete.

Während der Weiterfahrt nach Frankfurt, und zwar im Bahnhofe zu Darmstadt wurde uns die Freude zu Theil, mit meinem Schwager Ignaz Schaeffer zusammenzutreffen, der für ganz kurze Zeit aus London herübergekommen war, um uns zu sehen. Gemeinsam mit ihm brachten wir nun den nächsten Tag in Frankfurt zu; meine Frau und ich schwelgten in alten Erinnerungen, und mit wehmüthigem Gefühle besuchte ich die Paulskirche und sah dort den Platz wieder, den ich in der Nationalversammlung eingenommen hatte.

Von Frankfurt aus begleiteten wir meinen Schwager, welcher wieder nach London zurückkehren mußte, mit der Eisenbahn bis Mainz und von da mit dem Dampfschiffe

nach Köln. Mit den angenehmſten Erinnerungen an die gleiche Fahrt im October 1848 legten wir dieſelbe auch jetzt wieder zurück, wie damals vom Wetter begünſtigt. Den Rückweg von Köln nach Mainz aber machten wir mit der Bahn; von Mainz aus beſuchte ich einen anderen Frankfurter Freund, den wackeren Wernher in Nierſtein, der mich mit großer Liebenswürdigkeit empfing. Dieſe rheinheſſiſche Weingegend einmal zu ſehen, intereſſirte mich ſehr, obgleich ſie mir wegen ihrer vollſtändigen Baumloſigkeit nicht gerade gefiel.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, brachen wir alsbald von da nach Nürnberg auf und beſichtigten dann mit größter Aufmerkſamkeit dieſe ſo überaus merkwürdige Stadt. Auch an Regensburg gingen wir nicht achtlos vorüber, und ein Beſuch der Walhalla bildete einen äußerſt lohnenden Ausflug.

Nachdem wir bei Paſſau die öſterreichiſche Grenze überſchritten, überfielen wir in Tolet die Familie Revertera, die uns, da wir nicht angemeldet waren, zwar mit großem Erſtaunen, aber auch mit ungemeiner Herzlichkeit aufnahm. Nach zwei daſelbſt ſehr angenehm verlebten Tagen kamen wir am 14. September wieder nach St. Florian, wo wir zu unſerer großen Freude mit meinen Eltern zuſammentrafen. Am 17. September waren wir in Mauer zurück und am Ende unſerer von ſo günſtigem Erfolge gekrönten Reiſe. Als für mich erfreuend muß ich auch die Auszeichnung erwähnen, welche mir zu jener Zeit die philoſophiſche Facultät der Univerſität Breslau durch die Wahl zu ihrem Ehrendoctor erwies. Da ich mit keinem einzigen Mitgliede derſelben irgend eine Verbindung unterhielt, wie ich denn auch heute noch nicht weiß, auf weſſen Vorſchlag meine Wahl erfolgte, ſo durfte ich ſie meinen

hiſtoriſchen Arbeiten zuſchreiben und war dadurch nicht wenig geſchmeichelt.

Ein leider nur zu kurzer Aufenthalt, welchen mein Bruder und meine Schwägerin vor ihrer Rückkehr nach Rußland bei uns machten, bereitete uns gleichfalls ſehr viel Vergnügen. Aber es wurde durch eine ernſtliche Erkrankung recht getrübt, welche gleich darauf meine Mutter befiel. Zu nicht geringer Beruhigung gereichte es mir, daß meine Frau ſich zu dieſer Zeit ſo wohl befand, daß ſie ſich völlig der Pflege meiner Mutter zu widmen vermochte. „Sie hat an mir gehandelt," ſchrieb die Letztere nach ihrer Wiederherſtellung an meinen Bruder, „wie mein eigenes „Kind."

1862.

Es war um ſo erfreulicher für mich, daß ſich meine Frau zu jener Zeit in der Lage befand, meiner Mutter in ihrer Krankheit ſo viel Liebes zu erweiſen, als gerade damals ein Entſchluß zur Ausführung gelangte, der für die hiebei Betheiligten gar manches Gute, aber auch manches recht Unwillkommene in Ausſicht ſtellte. Ich hielt es für meine Pflicht, die nicht unbeträchtliche Vermehrung meiner Einkünfte zur Erfüllung eines ſehnlichen Wunſches meiner Frau zu benützen, der darin beſtand, eine eigene Haushaltung zu führen.

Wohl Jedermann, und insbeſondere jede Hausfrau wird ſchon von vorneherein dieſen Wunſch als einen billigen betrachten. Mir aber ſchien er um ſo berückſichtigungswürdiger zu ſein, als ja die Hoffnung nicht ausgeſchloſſen war, die ſtete Beſchäftigung mit der Leitung ihres Haushaltes werde die Rückkehr jenes ebenſo räthſelhaften als peinlichen Zuſtandes hintanhalten, an welchem meine Frau ſo häufig litt und der in nichts ſo ſehr als in Kundgebungen bitterer Selbſtvorwürfe über die vermeintliche Unthätigkeit, deren ſie ſich anklagte, ſeinen Ausdruck fand.

Aber nicht allein für meine Frau, auch für meine Eltern ließen ſich von einer ſolchen Aenderung gar manche

Vortheile erwarten. Insbesondere war es mein Vater, welcher fortwährend über die zu enge Räumlichkeit des ihm zu Gebote stehenden Theiles unserer gemeinsamen Wohnung klagte und lebhaft deren Erweiterung wünschte. Und mehr noch als für ihn brachte das enge Zusammenleben mit meiner Frau, welche durch lange, oft über ein Jahr dauernde Zeiträume so schwer leidend war, auch für meine Mutter unendlich viel Trauriges mit sich, während gerade meine Eltern als schon recht bejahrte Leute nicht nur Anspruch auf Erheiterung und Zerstreuung besaßen, sondern auch, insbesondere meine Mutter, ein ziemlich lebhaftes Verlangen nach einer solchen empfanden.

Aber freilich stand das Letztere, das ließ sich nicht verkennen, in einem gewissen Gegensatze mit der Trennung von uns. Bei unserem bisherigen Zusammenleben boten doch, um nur einen einzigen Punkt zu erwähnen, schon die gemeinschaftlichen Mahlzeiten allen hiebei Betheiligten eine nicht geringe Anregung dar. Hiezu kam noch, daß, wie ich schon erwähnte, bei der Augenschwäche meines Vaters nicht selten ich selbst, noch häufiger meine Tochter und manchmal sogar meine Frau die Pflichten eines Vorlesers bei ihm übernahmen. Brachte also die Trennung von uns auch schon für meinen Vater manche Entbehrung mit sich, so war dies noch in weit höherem Maße bei meiner Mutter der Fall. Ihr lebhafter Sinn für geselligen Verkehr, dies ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersehen, werde nicht wenig darunter leiden, wenn sie die sehr lange Zeit, welche mein Vater täglich im Antikencabinete zubrachte, allein zu Hause sein müsse, und wenn ein Gleiches auch manchmal des Mittags und des Abends geschehe. Am schwersten aber werde meine Mutter, daran konnte ich nicht zweifeln, die Tren-

nung von meiner Tochter empfinden, denn zwiſchen Groß-mutter und Enkelin beſtand ein wahrhaft rührendes Ver-hältniß.

Auf die Geſtaltung dieſes letzteren hatte der Um-ſtand, daß wir uns ſeit 1849, alſo ſeit zwölf Jahren in einer und derſelben Wohnung mit meinen Eltern befanden, äußerſt günſtig gewirkt. Als wir dieſelbe bezogen, war meine Tochter ein vierjähriges Kind voll der glücklichſten Anlagen, von freundlichem, anſchmiegendem Weſen. Da war es wohl nur natürlich, daß meine Mutter, ſelbſt ſo lebhaften Geiſtes, ſich für die Entwicklung des ihr ſo naheſtehenden Kindes aufs Höchſte intereſſirte und auf dieſelbe ſo viel als nur möglich fördernd einzuwirken ſich beſtrebte. Die tiefe Me-lancholie, in welche meine Frau damals durch den Verluſt ihres Söhnchens verſetzt war und an deren Stelle nicht viel ſpäter jener peinliche und lähmende Krankheitszuſtand trat, den ich ſo oft ſchon zu erwähnen gezwungen war, mußte nothgedrungen Großmutter und Enkelin einander noch näher bringen.

Nichts aber erleichtert den täglichen, ja den ſtünd-lichen Verkehr mehr als eine gemeinſame Wohnung. So oft es ihr nur möglich war, ſchlüpfte meine Tochter zu ihrer Großmutter hinüber; meine Frau und ich ſelbſt aber begünſtigten dies, denn wir konnten ja unſer Kind in kei-nen beſſeren Händen wiſſen. Da wurde denn zwiſchen der alten Frau und dem heranwachſenden Mädchen nicht nur fröhlich geplaudert, ſondern auch fleißig geleſen und ge-lernt; in reichem Maße heimſte meine Tochter die köſtlichen Gaben ein, welche der ſtete Umgang mit meiner Mutter ihr darbot, während die Letztere wieder an dem jugendfriſchen Gemüthe ihrer Enkelin ſich ſelbſt verjüngte.

Dem Allen wurde nun durch die Trennung von uns zwar kein vollständiges Ende gemacht, aber doch eine viel engere Schranke gezogen. Um die letztere für meine Mutter nicht zu einer allzu peinlichen werden zu lassen, verabredeten wir, daß meine Tochter sie nicht nur so oft als möglich besuchen, sondern daß sie auch einen Tag der Woche, den Donnerstag, ausschließlich bei ihr zubringen solle.

Auch wir Beide, meine Frau und ich widmeten meiner Mutter sehr viele Zeit. Anfangs ging ich täglich zu ihr, was um so nothwendiger erschien, als sie auch nach unserem Scheiden aus ihrer Wohnung noch geraume Zeit ungemein leidend war und sich nur sehr schwer und langsam erholte. Aber nachdem dies endlich geschehen war, kam auch sie sehr oft zu uns, und mit dem ihr eigenen neidlosen Sinne erfreute sie sich an dem Behagen, das wir an unserer neuen Behausung fanden, und insbesondere an dem Vergnügen, welches der Besitz eines eigenen, hübsch eingerichteten Zimmerchens meiner Tochter, ihrem Liebling bereitete.

Die erste Zeit unseres Aufenthaltes in der neuen Wohnung — im Melkerhofe — verging uns denn auch angenehm, heiter und still. Meine damalige zufriedene Stimmung wurde nicht wenig durch eine neue Beziehung erhöht, in welche ich getreten und die für mich ebenso ehrenvoll als erfreulich war.

Schon vor längerer Zeit war es einmal geschehen, daß ich bei einem meiner nicht ganz seltenen Spaziergänge mit meinem Vater im Prater der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers begegnete. Bei der Unsitte der Wiener, welcher freilich auch ein gewisses Gefühl der Pietät für ihr Kaiserhaus zu Grunde liegt, überall dort in dichter

Schaar nachzudrängen, wo irgend eines ſeiner Mitglieder ſich im Freien ergeht, war uns die Annäherung der hohen Frau ſchon von Weitem erkennbar. Reſpectvoll wichen wir zur Seite, ſie zu grüßen, da trat plötzlich die Erzherzogin auf uns zu, meinen Vater zu fragen, ob ich ſein Sohn und derjenige ſei, der das Buch über den Prinzen Eugen geſchrieben habe. Auf die bejahende Antwort richtete nun die Erzherzogin ihre Worte an mich und ſprach ſo lang, ſo liebenswürdig und ſo anerkennend über mein Buch, dankte mir mit ſo vieler Herzlichkeit für die Freude, die ihr dasſelbe gemacht, daß dieſes ausführliche Geſpräch förmlich Aufſehen erregte. Ja die Neugierigen, die ſich in recht indiscreter Weiſe herzudrängten, mußten wohl das eine oder das andere Wort erlauſcht haben, das die Erzherzogin ſprach, denn am folgenden Tage erſchien, natürlich ganz ohne mein Zuthun, in mehreren Journalen ein Bericht über dieſe Begegnung im Prater. Mit Recht wurden die Worte, deren die Erzherzogin mich gewürdigt, als eine Anerkennung geprieſen, welche ſie ernſtem wiſſenſchaftlichem Streben zu Theil werden ließ.

Obgleich ich, ſoviel es von mir abhing, es beſcheiden vermied, der Erzherzogin bei ihren regelmäßigen Spaziergängen im Prater allzu häufig zu begegnen, ſo geſchah dies doch manchmal, und faſt allzeit durfte ich mich einer huldvollen Anſprache erfreuen. Einmal war dies, und zwar, wenn ich nicht irre, im November 1861 wieder der Fall, und die Erzherzogin richtete das Begehren an mich, ihr Jemand zu nennen, der bereit und geeignet ſei, ihr Bücher hiſtoriſchen Inhaltes vorzuleſen. Ganz unvorbereitet auf dieſes Verlangen nannte ich ihr Mehrere, von denen ich glaubte, daß ſie für eine ſolche Aufgabe nicht ungeeignet ſeien. Nach-

dem aber keiner der von mir Erwähnten Gnade vor den Augen der Erzherzogin gefunden, schwieg ich still, weil es mir schien, als ob sie mich selbst zu ihrem Vorleser anwerben wolle, während ich mich doch unmöglich hiezu in Vorschlag zu bringen vermochte. Da unterbrach sie das augenblickliche Schweigen mit den überaus gütigen, aber doch auch ein klein wenig ungeduldigen Worten: „Ja, aber „merken Sie denn noch immer nicht, daß ich keinen Ande„ren haben will als Sie?"

Man kann sich die freudige Bereitwilligkeit denken, mit welcher ich auf die Aufforderung der Frau Erzherzogin einging. Unverzüglich begannen die Vorlesungen, welche an drei Tagen der Woche, jedes Mal am Morgen von neun bis zehn Uhr stattfanden. Außer der Erzherzogin selbst waren nur ihre beiden liebenswürdigen Hofdamen, die Gräfinnen Paar und Zamoyska dabei anwesend. Historische Bücher kamen zunächst an die Reihe, und häufig unterbrach die Erzherzogin die Vorlesung, um auf sie bezügliche Fragen zu stellen, die ich denn auch nach bestem Wissen zu beantworten mich bestrebte. Am Schlusse der Vorlesung fand noch ein kurzes Gespräch statt, welches nicht selten die Tagesereignisse berührte, worauf ich mich entfernte.

Neue Nahrung erhielt die vergnügte Stimmung, in der wir den Winter von 1861 auf 1862 verlebten, durch ein für uns überaus freudiges Ereigniß, indem meine Schwägerin Emma in St. Petersburg am 2. Februar 1862 einen gesunden Knaben zur Welt brachte, welcher in der Taufe den Namen Constantin erhielt. Glücklich wuchs er in den seither verflossenen Jahren zum Jüngling und zum Manne heran. In dem dritten Dragoner-Regimente als Oberlieutenant dienend, bildet er, schon selbst wieder nach seinem

Herzen verheiratet, mit seiner reizenden Frau und seinem lieblichen Söhnlein die Freude seiner Eltern.

Zu der Zufriedenheit, von der ich soeben sprach, trug außer dem günstigen Gesundheitszustande meiner Frau und dem Behagen, das wir alle Drei an unserer neuen Wohnung empfanden, der Umstand nicht wenig bei, daß ich jeden Augenblick, den ich von meinen amtlichen Arbeiten im Landesausschusse sowie im Staatsarchive erübrigen konnte, meinem Werke über die Kaiserin Maria Theresia zu widmen vermochte. Voll rastlosen Eifers schrieb ich an dessen erstem Bande, und oft lobte ich in meinem Inneren meinen Entschluß, nicht in den Reichsrath zu gehen, wodurch ich mir die Möglichkeit gewahrt hatte, mich ungestört der Hauptaufgabe meines Lebens zu widmen. Da ich aber die Besorgniß hegte, sie könnte zu groß und zu umfangreich sein für meine doch nur bescheidene Kraft, so theilte ich die Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia in vier gleichsam sich von selbst ergebende Perioden; über jede derselben wollte ich ein eigenes, selbstständiges Werk schreiben. In solcher Weise hoffte ich es zu erreichen, daß wenn ein frühzeitiger Tod, etwaiges Unvermögen, die Arbeit weiterzuführen, oder ein anderer zwingender Abhaltungsgrund mich an deren vollständiger Beendigung hindern sollte, doch auch das, was mir durchzuführen vergönnt war, als ein vollendetes Werk und nicht bloß als ein vereinzeltes Bruchstück eines solchen anzusehen sein würde.

Mitten in dieser Arbeit wurde ich durch eine recht schwere Erkrankung unterbrochen, die mich in den letzten Februartagen des Jahres 1862 befiel. Ohne mein Leben so sehr wie vor fünfzehn Jahren — 1847 — zu bedrohen, war mein Leiden, welches die Aerzte Nervenfieber tauften,

doch ein sehr ernstliches zu nennen. Drei Wochen hindurch lag ich tief zu Bett und war auch nach eigentlich schon überstandener Krankheit noch so entkräftet, daß ich mich nur langsam erholte. Ja selbst im April stellten sich hie und da wieder einige, wenngleich leichtere Rückfälle ein. Sie steigerten die Besorgnisse meiner Angehörigen um mich, und dringend verlangten sie von mir, ich möge nur ja den kommenden Sommer zu einem längeren Landaufenthalte in größerer Entfernung von Wien benützen.

Von Seite des Archives, dessen damaliger Vorstand, Hofrath von Erb mir stets mit größter Zuvorkommenheit begegnete, wäre kein Hinderniß gegen meine längere Beurlaubung zu besorgen gewesen. Meine schriftstellerische Arbeit hinauszuschieben, hing einzig und allein von mir selbst ab, und wenn mir gleich die beträchtliche Verzögerung, welche das Erscheinen des ersten Bandes meines Werkes erleiden mußte, ungemein nahe ging, so blieb mir doch nichts übrig, als mich darein zu fügen. Am schwersten fiel es mir, meine Arbeiten im Landesausschusse durch längere Zeit im Stiche zu lassen, aber der Landmarschall Fürst Colloredo und meine Collegen ermuthigten mich mit größter Theilnahme hiezu. Insbesondere erinnere ich mich eines Besuches, welchen Brestel in dieser Absicht mir machte. Wahrhaft brüderlich drang er, der mir sonst gar nicht so nahe stand, in mich, Ausgiebiges für meine erschütterte Gesundheit zu thun. Wie ungünstig man sie damals beurtheilte, ersehe ich aus einem Briefe meiner Mutter an meinen Bruder vom 15. April. „Daß man," schreibt sie ihm, „in so jungen Mannesjahren aufs Tiefste betrübt ist, „einen kränklichen Körper umherschleppen zu müssen, be„greift wohl Niemand so gut wie ich, die ich mich selbst

„im zweiundſiebzigſten Lebensjahre noch nicht an das lang-
„weilige „„ſich Pflegen““ gewöhnen kann.“ Und zwei Wo-
chen ſpäter, am 28. April ſagt ſie: „Das Einzige, was
„mich ungemein ſchmerzt, beſteht darin, daß Alfred doch
„ein ſehr ſchwächlicher und kränklicher Menſch iſt.“

Es ſcheint faſt, daß meine gute Mutter ſich durch die Lebhaftigkeit ihres Weſens und bei dem traurigen Eindrucke, den meine Krankheit auf ſie hervorbrachte, zu einer allzu düſteren Anſicht über mein Befinden überhaupt hinreißen ließ. Wenigſtens war ich ſo glücklich, meinen Körper, über welchen meine Mutter vor dreißig Jahren ein für mich ſo niederſchlagendes Urtheil fällte, doch in ziemlich erträglichem Zuſtande in mein zweiundſiebzigſtes Lebensjahr, alſo gerade in das Alter herüber zu retten, in welchem ſie ſelbſt ſich damals befand. So ſehr wie über dieſen willkommenen Umſtand kann ich mich auch über meine hiebei hervortretende Aehnlichkeit mit meiner Mutter nur freuen, indem auch mich in dem gleichen Alter die ſtete Mahnung zur Rückſicht auf meine Geſundheit nicht gerade angenehm berührt.

Dem von allen Seiten auf mich einſtürmenden Drängen mußte ich endlich nachgeben, obgleich die Anforderungen, die von den für mich ſo übermäßig Beſorgten geſtellt wurden, nichts weniger als beſcheidene waren. Einen dreimonatlichen Urlaub zu verlangen, ſchien mir der Gipfelpunkt aller Indiscretion zu ſein. Aber kaum hatte ich mich hiezu endlich entſchloſſen und dieſes Begehren geſtellt, ſo wurde es auch ſchon in der zuvorkommendſten Weiſe bewilligt.

In der Erinnerung an die ſo überaus vergnügten Tage, die wir vor vierzehn Jahren in dem freundlichen Gleichenberg verlebt, und an die günſtige Wirkung, welche

damals die dortige Heilquelle auf mich hervorgebracht hatte, fiel unſere Wahl auch jetzt wieder auf dieſen lieblichen Ort. Nach Beendigung der dortigen Cur wollte ich mich in meinen Wahlbezirk, zunächſt nach Reichenau begeben und von da den ganzen Bezirk bereiſen. Ein Ausflug nach Oberöſterreich ſollte den Abſchluß meiner Urlaubszeit bilden.

Da auch meine Frau unſeren erſten Aufenthalt in Gleichenberg in beſtem Andenken behalten hatte, brachen wir in der zweiten Hälfte des Mai in vergnügteſter Stimmung dorthin auf. Unſere Freude wurde dadurch nicht wenig erhöht, daß meine Mutter ſich entſchloß, uns bis Graz zu begleiten. Eine ihrer älteſten und treueſten Freundinnen, die Gräfin Julie Rothkirch, welche meine Mutter in einem ihrer Briefe an meine Tochter „eine der vortreff„lichſten Frauen“ nennt, „die ſie in ihrem langen Leben „kennen gelernt, mit allen köſtlichen Gaben des Geiſtes und „des Herzens, mit den ſchönſten Tugenden ausgeſtattet“ — dann die Gräfin Louiſe Schönfeld, geborne Neumann, welche gleichfalls mit inniger Liebe an meiner Mutter hing, begrüßten ſie dort mit Jubel. Auch die Gräfin Thereſe Herberſtein und Frau zur Helle, welch Letztere wir in Wien ziemlich häufig ſahen, waren ungemein freundlich für ſie.

Während meine Mutter in ſolcher Weiſe in Graz gefeiert wurde, ſetzten wir unſere Fahrt nach Gleichenberg fort. Aber kaum waren wir dort, als es mir zu meinem größten Schrecken immer mehr zur Gewißheit wurde, daß meine arme Frau wieder von ihrem alten Uebel befallen worden ſei. Wenn ſich auch dasſelbe diesmal vielleicht ein klein wenig milder als ſonſt erwies, ſo wurden wir doch ſehr hart hievon betroffen, und wir mußten unſere ganze, ſo herrlich geträumte Sommerfreude als verloren betrachten.

Trotz der traurigen Stimmung, in welche der Krankheitszustand meiner Frau mich versetzte, erfüllte mich doch die Nachricht mit lebhafter Freude, daß ich am 28. Mai zum wirklichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Mit Stolz und mit Rührung theilte mein Vater mir dieses Ereigniß mit, mit Stolz, weil es noch niemals vorgekommen war, daß Vater und Sohn gleichzeitig der Akademie als wirkliche Mitglieder angehört hatten. Behauptete ja doch ein freilich sehr wohlwollender Beurtheiler, dieser Fall erinnere an den, wie Vater und Sohn Scherpon zugleich den Theresienorden erhielten. Mit Rührung aber schrieb mir mein Vater, weil viele Akademiker, insbesondere Baron Münch, Karajan, Ferdinand Wolf, Feil, Bergmann und Seidl von der einen, Baumgartner, Burg, Haidinger, Kreil und Kner von der anderen Classe diesen Anlaß benützten, sich in anerkennendster Weise über mich zu äußern. Sie sind nun Alle schon todt, und ich kann nichts Anderes thun, als ihnen ein dankbares Andenken bewahren.

Nachdem wir von Gleichenberg aus eine schöne Partie nach der imposanten Riegersburg unternommen, verließen wir den freundlichen Curort am 5. Juli und begaben uns in Folge einer dringenden Einladung zu vorübergehendem Besuche nach dem nahe gelegenen Schlosse Hainfeld, das damals einem Altersgenossen und Freunde meiner Kindheit, dem früheren Hauptmann und nachmaligen Abgeordneten Freiherrn Karl von Hammer gehörte. Von ihm, seiner Frau und seiner Kinderschaar aufs Herzlichste bewillkommt, besichtigten wir das weit ausgedehnte Schloß, welches Karls Vater, der berühmte Orientalist, von der letzten Gräfin Purgstall, einer Engländerin von Geburt geerbt hatte. Mit

mehr Verwunderung als Wohlgefallen sahen wir all die Sonderbarkeiten, durch welche der eigenthümliche Mann die Zeit seiner Herrschaft in Hainfeld verewigte. An den in der Schloßkapelle aufgestellten Grabstein erinnere ich mich, den er seiner Gemalin bei ihren Lebzeiten zu einem ihr nicht gerade willkommenen Geburtstagsgeschenke gemacht, sowie an die überaus zahlreichen, zum Theile ziemlich geschmacklosen Inschriften in türkischer, persischer und arabischer Sprache, welche mit beigefügter deutscher Uebersetzung auf den Stiegen und in den Gängen, in den Zimmern, auf den Ruheplätzen im Garten, ja sogar an manchem unnennbaren Orte angebracht waren. Die weihevolle Stimmung, mit der man sonst den Ort betritt, an welchem ein Großer der Wissenschaft gewandelt, wurde dadurch fast in ihr Gegentheil verkehrt.

So wie in Hainfeld bei Hammer fanden wir auch in Gösting nächst Graz bei Frau zur Helle freundlichste Aufnahme. Von da begaben wir uns nach Reichenau, das bekanntlich in meinem damaligen Wahlbezirke liegt. Durch etwa zwei Wochen blieben wir daselbst, und insbesondere beeiferten sich die Brüder Waisnix als meine politischen und persönlichen Anhänger, uns unseren dortigen Aufenthalt recht angenehm zu machen. Am 26. Juli verließen wir Reichenau und gingen an die Bereisung meines Wahlbezirkes; in den Orten, in denen sich Bezirksämter befanden, wie in Gloggnitz, Aspang, Kirchschlag und Neunkirchen, dann in Gleißenfeld und Buchberg hielt ich Wählerversammlungen ab, welche von dem günstigsten Erfolge begleitet waren. Ueberall freute man sich meiner Anwesenheit, überall gab man in lebhaften Worten seine Zustimmung zu meinen Ansprachen zu erkennen, überall zeigte man sich zufrieden, mich als Vertreter zu besitzen.

In Neunkirchen eingetroffen, wurde ich am 31. Juli, nachdem ich dort mein Geschäft zu meiner größten Zufriedenheit abgethan, durch die von einem Ankömmling aus Wien überbrachte Nachricht aufs Aeußerste erschreckt, der Melkerhof, das Haus, in welchem ich wohnte, sei von Grund aus abgebrannt. Mit nicht geringer Spannung wartete ich das Eintreffen der Zeitungen ab, um ihnen, sei es die Bestätigung dieser trostlosen Kunde, oder eine Berichtigung derselben zu entnehmen. Und wirklich war das, was die Journale enthielten, nicht ganz so betrübend als das Anfangs zu uns gedrungene Gerücht. Allerdings hatte ein sehr arger Brand im Melkerhofe gewüthet, aber es war doch nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt und das Gebäude selbst, einige geringfügige Schäden abgerechnet, von ihnen verschont worden.

Allsogleich brachen wir nach Wien auf, um uns von dem Umfange des Unfalls, der uns betroffen, selbst zu überzeugen. Und da es unter den einmal obwaltenden Umständen ganz unausführbar zu sein schien, in unserer eigenen Wohnung Unterkunft zu suchen, fuhren wir gleich vom Bahnhofe weg nach der unserer Eltern, welche von Wien abwesend waren und von denen wir mit Bestimmtheit voraussetzen durften, sie würden uns dieselbe gern zu vorübergehender Benützung überlassen.

Schon Anfangs Juni hatte sich meine Mutter nach Karlsbad begeben, um daselbst mit meinem Bruder zusammenzutreffen, welcher dorthin, leider mit Zurücklassung von Frau und Kind in St. Petersburg, seine Großfürstin zu geleiten verpflichtet war. Etwa einen Monat später traf auch mein Vater in Karlsbad ein, und nach einem ungefähr zweiwöchentlichen gemeinsamen Aufenthalte daselbst verfügten

ſich meine Eltern nach Iſchl, von wo aus ſie uns gleich nach Empfang der Nachricht von dem Brande des Melkerhofes telegraphiſch autoriſirten, ihre Wohnung zu benützen.

Wir waren um ſo dankbarer dafür, als die unſerige wirklich kaum beziehbar geweſen wäre. Der materielle Schaden, den wir durch den Brand erlitten, war allerdings geringer, als wir im erſten Augenblicke beſorgt hatten. Wohl war ausnahmslos Alles, was wir auf dem Dachboden verwahrten, von den Flammen vernichtet worden, aber ſehr Werthvolles befand ſich doch nicht darunter, und ein Vorrath von älteren, aber nicht gerade koſtbaren Büchern und ſchon gebrauchten Einrichtungsſtücken war noch dasjenige, deſſen Verluſt ich am meiſten bedauerte. Und in unſerer im dritten Stockwerke, ſomit gleich unter dem brennenden Dache gelegenen Wohnung war eigentlich durch das Feuer nicht viel, aber freilich weit mehr durch die eindringenden Waſſermaſſen ſowie durch die ſchweren Gerüſte ruinirt worden, welche angebracht werden mußten, um die ſich ſenkenden und hie und da ſogar den Einſturz drohenden Plafonds zu ſtützen.

Ich vermag es nicht ganz zu verſchweigen, daß ich auch bei dieſem Anlaſſe wieder von befreundeter Seite wahrhaft rührende Beweiſe der Theilnahme und der Fürſorge erhielt. Insbeſondere war es der ehemalige Unterſtaatsſecretär im Finanzminiſterium, Freiherr von Ruesfeſer, der gerade unter uns im erſten Stockwerke wohnte und während des Brandes, uneingedenk der eigenen Bedrängniß das Aeußerſte aufbot, um meinen verſchloſſenen Schreibtiſch aus meiner ſo ſehr gefährdeten Wohnung zu entfernen. Er glaubte nämlich darin das faſt vollendete Manuſcript des erſten Bandes meiner Geſchichte der Kaiſerin Maria

Thereſia verwahrt und wollte dasſelbe für mich retten. Ich war jedoch ſo vorſichtig geweſen, es vor meiner Abreiſe nach Gleichenberg im Staatsarchive ſicher zu hinterlegen.

Nicht nur in Folge der von mir bereits erwähnten Gerüſte, von denen eines einmal ſo hart neben meiner Tochter umfiel, daß wir im erſten Augenblicke glaubten, ſie müſſe von demſelben getroffen worden ſein, ſondern auch wegen des durchdringenden Brandgeruches, den die verkohlten Balken ſowie die dampfenden Reſte von Kleidungsſtücken, Bettzeug und ſonſtigem Geräthe hervorbrachten, des geſchwärzten Staubes, der Alles mit einer dichten Kruſte bedeckte, der furchtbaren Hitze und des donnernden Getöſes, welches das unausgeſetzte Herabwerfen der hölzernen Trümmer des verbrannten Dachſtuhles und der zerbrochenen Ziegel in die kaum paſſirbaren Hofräume verurſachte, nach denen unſere Fenſter gingen, wurde der Aufenthalt in unſerer Wohnung ganz unerträglich. Da meine Urlaubszeit noch nicht vollſtändig abgelaufen war, beſchloß ich, mich durch das Mißgeſchick, das wir erlitten, nicht von der Verfolgung meines urſprünglichen Planes abwendig machen zu laſſen, ſondern den Reſt meines Urlaubes zu einem Ausfluge nach St. Florian zu benutzen.

Mit einem Umwege, der uns über Lunz und Gaming nach Weyer und Steyr führte, begaben wir uns nach St. Florian, und es war ein ſehr hübſches Zuſammentreffen, als wir dort genau in derſelben Minute mit meinen von Iſchl her ankommenden Eltern einfuhren. Aber obgleich ſich in St. Florian wie gewöhnlich Alles in Zuvorkommenheit überbot, bewährte der dortige Aufenthalt diesmal ſeine Heilkraft nicht, denn der Termin, binnen deſſen man auf eine Aenderung in dem Befinden meiner

Frau hoffen durfte, war von seinem Ablaufe noch sehr weit entfernt. Sie kehrte daher, ohne irgend eine Besserung zu verspüren, mit mir und unserer Tochter gegen Ende des August nach Wien zurück.

Meine Eltern blieben noch in St. Florian, denn sie hatten dort einen so rührenden Brief von meines Vaters einziger noch lebenden Schwester erhalten, die in so innigen Worten ihren sehnsuchtsvollen Wunsch aussprach, sie noch einmal im Leben zu sehen, daß sie es nicht über das Herz bringen konnten, ihr nicht zu willfahren. „Wir kamen vor„gestern," berichtet meine Mutter am 26. August an meinen Bruder aus St. Florian über diesen Ausflug, „von „unserer Excursion zu meiner Schwägerin Leonore zurück, „brachten beide Nächte bei Deiner ehemaligen Ziehschwester „Nanny Stainінger in der Hangleithen zu und nahmen die „freundlichsten Eindrücke mit nach Hause. Ohne Ausnahme „fanden wir sie Alle, trotz einer ungemein schlichten, be„schränkten Lage vollkommen zufrieden. Friedlich und ein„trächtig leben sie mit einander in großer Abgeschiedenheit „harmlos fort, und so bescheidene Anforderungen stellen sie „an das Schicksal, daß Ruhe und Demuth bei ihnen ein„gebürgert sind. Auch bei unserer Nanny gefiel es mir „sehr, und überall gibt man ihr das Zeugniß einer braven, „wohlthätigen Frau, einer guten Mutter, einer streng sitt„lichen Hausfrau. Mit ihrer unverheirateten Schwester Toni, „welche seit zwölf Jahren dem Haushalte des alten Stai„ninger vorstand und in den letzten drei Jahren die treue „Pflegerin des erblindeten Greises, seine Vorleserin und „Stütze, sein wirklicher Trost war, steht sie in dem besten „Verständniß. In die beiden hinterlassenen Töchterchen der „verstorbenen Clara haben sie sich getheilt, Jede hat Eine

„adoptirt, und die Mädchen ſcheinen ſehr glücklich zu ſein „bei den ſieben Adoptivbrüdern. Kurz ich war ungemein be„friedigt, denn von der unausſprechlichen Freude der guten „Schwägerin kann ich Dir keine Beſchreibung machen. Sie „iſt zwar achtzig Jahre alt, aber doch noch ſo rüſtig, daß „ſie alle Tage eine Stunde weit nach der Kirche zu ſchlei„chen vermag. Aller ihrer Geiſteskräfte mächtig, iſt ihr „Geſicht zwar ſchwächer geworden, ihr Gehör aber ganz „ebenſo ſcharf wie ſonſt. Siebenunddreißig Enkel und ſech„zehn Urenkel zählt die Frau, welche von ihnen hoch in „Ehren gehalten wird. In wahrhaft rührender Weiſe dankte „ſie uns immerfort, insbeſondere aber beim Abſchiede für „die Erfüllung ihres letzten, ihres einzigen Wunſches.“

Auch meiner Tochter lieferte meine Mutter eine dem Weſen nach völlig gleiche Beſchreibung ihres Ausfluges zu der Schweſter meines Vaters. „In St. Oswald und Pre„garten,“ fügte ſie hinzu, „fanden wir noch Verwandte, „welche kamen, um uns zu begrüßen. In ihrer treuherzigen „Einfachheit gefielen ſie uns recht wohl. So zufrieden und „liebreich ſahen ſie Alle aus, daß man ſie wirklich beneiden „möchte.“

Während meine Eltern von St. Florian noch einmal nach Iſchl zurückkehrten, um dort den Reſt des Sommers zu verleben, mußten wir in Wien wieder ihre Wohnung beziehen, denn die unſerige war nicht nur in Folge des Brandes, ſondern auch wegen einer hiedurch hervorgerufenen finanziellen Unternehmung des Stiftes Melk noch immer kaum bewohnbar. Die Vernichtung des Dachſtuhles durch die Flammen hatte nämlich dem hochbejahrten Prälaten Wilhelm Eder ſogleich den Gedanken eingegeben, das weitläufige Gebäude noch ertragsfähiger zu machen. Statt, wie

man beſorgt hatte, durch die Nachricht von dem Ausbruche des Brandes aufs Aeußerſte erſchreckt zu werden, ſoll der Prälat unverzüglich ausgerufen haben: „Jetzt ſetze ich ein „viertes Stockwerk auf.“ In Folge deſſen behaupteten verleumderiſche Zungen, der Prälat ſelbſt habe den Dachſtuhl anzünden laſſen, um mit Erſparung der Koſten, welche deſſen Hinwegräumung erfordert hätte, und mit Benutzung der großen Verſicherungsprämie, die er für den abgebrannten Dachſtuhl erhielt, den Aufbau eines vierten Stockwerkes auszuführen.

Daß an dieſer Beſchuldigung kein wahres Wort war, bedarf wohl keiner beſonderen Betheuerung. Aber der gleichzeitige Aufbau des vierten Stockwerkes verſchlimmerte die üblen Wirkungen noch ſehr, welche der Brand unſeres Wohnhauſes über uns gebracht hatte, wie ich denn überhaupt damals recht unerquickliche Tage verlebte. Meine Frau war in tiefe Melancholie verſunken, meine Tochter in ihrem jugendlichen Alter trotz des beſten Willens und unermüdlichen Bemühens kaum im Stande, den für ſie hieraus hervorgehenden Aufgaben zu genügen, und ich mit Arbeiten überhäuft, welche freilich für mich auch wieder ein Glück waren, das mir über meinen häuslichen Kummer etwas leichter hinweghalf. Und die einige Wochen andauernde Anweſenheit meines Bruders, der gleichzeitig mit meinen aus Oberöſterreich zurückkehrenden Eltern nach Wien kam, gereichte mir ebenfalls zur Freude. Zwar wurde ich hiedurch genöthigt, unter recht ungünſtigen Umſtänden meine Wohnung im Melkerhofe wieder zu beziehen, aber ſo groß auch das Ungemach war, welches wir dort noch immer erdulden mußten, ſo trat es doch gegen die Wohlthat, die der ſo lang entbehrte Verkehr mit meinem Bruder uns gewährte, weit in den Hintergrund zurück.

Am tiefſten und am innigſten wurde dieſe Wohlthat freilich von meinem Vater empfunden, deſſen ausgeſprochener Liebling mein Bruder von jeher und gewiß mit dem vollſten Rechte war. „Seit ich ihn kenne," ſchreibt hierüber einmal meine Mutter, gewiß die unverdächtigſte Zeugin, „beſaß „er für Niemand eine ſo reine, ungetrübte Sympathie wie „für ſeinen älteren Sohn; Niemand iſt ihm ſo homogen." Und man kann nicht etwa ſagen, der Gegenſatz ihrer Charaktere ſei es geweſen, ſondern es war wirklich nur deren ſeltene Gleichheit, die ſie ſo innig an einander band. Dieſelbe Lauterkeit der Geſinnung, derſelbe Ernſt des Strebens, dieſelbe Milde des Urtheils, ja ſogar dieſelbe verbindliche Umgangsform war ihnen gleichmäßig eigen. Und zu jener Zeit gab ſich mein Vater um ſo rückhaltloſer der Freude des ununterbrochenen Verkehres mit meinem Bruder hin, als er in Folge der Schwäche ſeiner Augen nur mehr wenig arbeiten konnte, aber ein ſehr rüſtiger Spaziergänger war und es ungemein liebte, dabei anregende Geſpräche zu führen. „Vater läßt Dir ſagen," ſchrieb nach meines Bruders Abreiſe nach Rußland meine Mutter an ihn, „er „pflege bei ſeinen einſamen Wanderungen des Abends mit „Dir in Gedanken förmliche Unterredungen, und er ergötze „ſich wahrhaft in der Erinnerung an Deine liebe Art, mit „ihm zu verkehren, die ihm ſo wohl that."

Daß ich meine Zeit nicht in gleichem Maße wie mein Bruder bei ſeinem bloß vorübergehenden Aufenthalte in Wien unſerem Vater zu widmen vermochte, bedauerte ich tief, aber es war mir wirklich unmöglich. Zu meinen überaus gehäuften Arbeiten geſellte ſich damals auch noch die Herausgabe der von dem Freiherrn von Pillersdorff hinterlaſſenen Schriften, die ich aus Pietät für den Verewigten

und aus Freundschaft für dessen Töchter besorgte. Im November 1862 erschienen dieselben im Buchhandel; am 15. December folgte ihnen der erste Band meines Werkes über Maria Theresia, welcher mir manche warme Lobeserhebung und manche anerkennende Besprechung in den politischen wie in den fachwissenschaftlichen Blättern eintrug.

Der Schluß des Jahres 1862 brachte mir eine große, ganz unerwartete Freude. Zum Weihnachtsabende sandte mir die Frau Erzherzogin Sophie als überreiche Belohnung für mein Vorlesen im vergangenen Winter eine prachtvolle, von Fernkorn verfertigte Statuette in Bronze; sie stellte das Modell des erst in der Arbeit befindlichen Denkmals für den Prinzen Eugen dar. Das Pferd trug ein Blatt Papier um den Hals, welches von der Hand der Erzherzogin mit äußerst schmeichelhaften Worten beschrieben war, mit denen sie mir ihr kostbares Weihnachtsgeschenk überschickte. Es versteht sich von selbst, daß ich mich schon am folgenden Tage beeilte, der erlauchten Geberin persönlich meinen tief empfundenen Dank darzubringen. Allsogleich empfangen, wurde ich von ihr eines mehr als halbstündigen, höchst anregenden Gespräches gewürdigt, das sich auf Wissenschaft und Kunst wie auf das Gebiet der Politik gleichmäßig erstreckte.

1863.

Nachdem der niederösterreichiſche Landtag zwanzig Monate hindurch nicht verſammelt geweſen, wurde ſeine zweite Seſſion am 8. Januar 1863 eröffnet. Da überdies die erſte, am 20. April 1861 geſchloſſene eigentlich nicht viel Anderem als der Conſtituirung des Landtages, der Wahl der Reichsrathsabgeordneten und des Landesausſchuſſes, ſowie einer äußerſt geringen Anzahl wirklicher Geſchäfte gewidmet war, ſo kann man ſich denken, wie ſehr die letzteren für die zweite Seſſion ſich häuften. Selbſtverſtändlich trug der Landesausſchuß durch umfaſſende Vorlagen an den Landtag das Meiſte dazu bei. Da ich natürlicher Weiſe nur meine eigene Thätigkeit, inſofern ſie ſich auf meine Stellung im Landesausſchuſſe und im Landtage bezog, hier kurz ſkizziren will, ſo beſchränke ich mich, die geringfügigeren Angelegenheiten übergehend, darauf zu ſagen, daß nicht weniger als ſechs, meiſtens recht ausführliche Berichte oder motivirte Anträge aus meiner Feder dem Landtage bei ſeinem Zuſammentritte vorgelegt wurden. Sie bezogen ſich auf die Verbeſſerung des Einkommens der Volksſchullehrer, auf die Bitten mehrerer Stadtgemeinden um Errichtung von Ober- und Unterrealſchulen aus Landesmitteln, auf Erklärung der Ackerbauſchule zu Großau und

der Weinbauſchule zu Kloſterneuburg zu Landesanſtalten, auf die ehemaligen niederöſterreichiſch-ſtändiſchen Freiplätze in verſchiedenen Erziehungsanſtalten, endlich auf die Subventionirung der Gewerbeſchulen in Wien.

Der hier zuletzt erwähnte Gegenſtand kam im Landtage, und zwar aus dem Grunde früher als die übrigen zur Sprache, weil der Ausſchuß für Unterrichtsangelegenheiten, deſſen Mitglied ich war, den Anträgen des Landesausſchuſſes einfach beipflichtete und mich mit der Berichterſtattung im Landtage betraute. Der Antrag, den ich vertrat, lautete dahin, den Wiener Gewerbeſchulen eine Subvention von je dreitauſend Gulden auf drei Jahre zu bewilligen. Nach längerer Discuſſion ſtellte mein alter Widerſacher aus Frankfurt, Dr. Berger den Gegenantrag, dieſe Subvention einſtweilen nur auf ein Jahr zu beſchränken. Es war mir erfreulich, daß Berger's Antrag fiel und der meinige angenommen wurde.

Von allgemeinerem Intereſſe als dieſe war die zweite Verhandlung, an der ich im Landtage theilnahm. Sie bezog ſich auf die dem Landesausſchuſſe von Seite des Landtages zu ertheilende Inſtruction, und ein ſehr wichtiger Punkt derſelben betraf die Stellung des Landmarſchalls dem Landesausſchuſſe gegenüber. Insbeſondere handelte es ſich um die Frage, ob die Befugniß, die Geſchäfte des Landesausſchuſſes an deſſen einzelne Mitglieder zu vertheilen, dem Landesausſchuſſe als Corporation oder dem Landmarſchall perſönlich zuſtehen ſolle. Während der für dieſe Verhandlung beſtellte Berichterſtatter, der frühere Leiter der niederöſterreichiſchen Statthalterei, Freiherr von Halbhuber dieſe Befugniß dem Landmarſchall zuerkannt wiſſen wollte, trat ich dafür ein, daß ſie dem Landesausſchuſſe gebühre.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß es ſich hiebei keineswegs um die Perſönlichkeit des damaligen Landmarſchalls, ſondern nur um die mit ſeiner Stellung zu verbindenden Gerechtſame handelte. Dies ſprach ich gleich im Eingange meiner Auseinanderſetzung mit Hinzufügung der Bemerkung aus, daß wenn die Perſon des Fürſten Colloredo und nicht vielmehr der gerade zufällig von ihm bekleidete Poſten hiebei in Betracht käme, wohl ſämmtliche Mitglieder des Landesausſchuſſes mit Freude die größtmögliche Menge von Prärogativen in ſeine Hände zu legen geneigt wären. Ich für meine Perſon wenigſtens nähme keinen Anſtand, offen zu erklären, daß ich nur Wenige zu nennen wüßte, denen ich mich in Allem und Jedem lieber unterordnen würde als dem Fürſten Colloredo.

Der einmüthige und lebhafte Beifall, mit welchem dieſe Worte von der geſammten Verſammlung aufgenommen wurden, war der beſte Beweis für die ſeltene Popularität, deren der damalige Landmarſchall, einer der ſelbſtloſeſten Männer und treueſten Söhne des Vaterlandes, die mir jemals begegneten, ſich in den Reihen der Landtagsabgeordneten mit vollſtem Rechte erfreute.

Auf meine ferneren Ausführungen, welche den Unterſchied zwiſchen einer Statthalterei und einem Landesausſchuſſe und daher auch zwiſchen den Befugniſſen eines Statthalters und denen eines Landmarſchalls darzulegen und daraus die Folgerung zu ziehen ſich bemühten, daß die Gerechtſame des Letzteren dem Landesausſchuſſe gegenüber weit enger beſchränkt ſein müßten als die des Statthalters hinſichtlich der ihm untergeordneten Statthalterei, glaube ich hier nicht näher eingehen zu ſollen. Abgeſehen davon, daß die von mir vertheidigten Anſchauungen —

und ich bin auch heute noch hievon überzeugt — wirklich die richtigen waren, mußte man bei der damaligen Zusammensetzung des Landtages vorhersehen, daß dessen Majorität sich für meine Meinung und nicht für die des Freiherrn von Halbhuber aussprechen würde. Daß dies wirklich geschah, vermag ich daher auch keineswegs als ein Verdienst für mich in Anspruch zu nehmen.

Entscheidend darf ich dagegen meine Theilnahme an der Verhandlung nennen, welche über den Antrag des Landesausschusses gepflogen wurde, die Weinbauschule zu Klosterneuburg zur Landesanstalt zu erheben. Trotz der von verschiedenen Seiten erhobenen und, wie ich glaube, nicht hinreichend motivirten Bedenken focht ich diese Vorlage glücklich durch. Auch zur Zustandebringung des Beschlusses, durch welchen der Landtag eine Jahressubvention von 24.000 Gulden zur Aufbesserung des Einkommens der Volksschullehrer und von 3000 Gulden zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen bewilligte, trug ich wesentlich bei, und ich betrachtete es als einen wirklichen Gewinn, daß diese Bewilligung nicht, wie Berger und Brestel es wollten, an die Erfüllung der Bedingung geknüpft wurde, daß früher die Verwaltung des Normalschulfondes an den Landesausschuß übergehe. Da es nicht wahrscheinlich war, daß die Regierung sich sehr beeilen werde, einem solchen Begehren zu willfahren, so wäre dadurch die beabsichtigte Unterstützung der Volksschullehrer entweder ganz vereitelt oder doch wesentlich verzögert worden. Und um sie allein, sowie um die Aushilfen für die Witwen und Waisen war es mir zu thun.

Auch in Bezug auf die Ausschreibung eines Preises für ein landwirthschaftliches Lehrbuch gelang es mir, einen

Antrag durchzusetzen, der mir zweckmäßiger als der von der betreffenden Commission gestellte erschien. Dagegen unterlag ich in einer mir weit mehr am Herzen liegenden Angelegenheit, in der es sich um wichtige Interessen der Gemeinden Gloggnitz und Schottwien handelte, die bekanntlich zu meinem Wahlbezirke gehörten.

Aus Anlaß ihrer in den Jahren 1851—1854 stattgehabten Ueberbürdung mit Einquartierungs- und Vorspannsleistungen hatten diese beiden Gemeinden, auf ein ihnen seinerzeit von der Statthalterei als der hiezu competenten Behörde gegebenes Versprechen gestützt, die Bitte um eine Schadloshaltung, welche sie zur Errichtung von Armen- oder Krankenhäusern verwenden wollten, an die niederösterreichische Landesvertretung gerichtet. Nach genauer Erwägung der hiebei in Betracht kommenden Umstände beantragte der Landesausschuß bei dem Landtage die Gewährung einer Subvention von 8000 Gulden für Gloggnitz, von 4000 für Schottwien und von 2000 Gulden für das in ähnlicher Lage befindliche Neunkirchen, wogegen diese drei Gemeinden eine kleine Pension von 120 Gulden jährlich an den bisherigen Vorspannscommissär Hannbeck auszubezahlen hätten.

Daß diese Anträge des Landesausschusses wirklich im Rechte und in der Billigkeit begründet und nicht etwa bloß durch meine Einflußnahme hervorgerufen waren, dafür bürgt wohl der Umstand, daß Brestel, der gewissenhafte Referent für Alles, was den Landesfond anging, und Felder, unsere hervorragende juristische Capacität, denselben nach reiflicher Prüfung beigepflichtet hatten. Im Landtage selbst aber erstand ihnen in Mühlfeld ein mächtiger Gegner.

Ich ſage wohl nicht zu viel, wenn ich Mühlfeld als eine der hervorragendſten Geſtalten bezeichne, welche an dem parlamentariſchen Leben in Oeſterreich jemals theilnahmen.

Ein kräftig gebauter, gedrungener Mann, eher unter als über der Mittelgröße, beſaß er einen ausdrucksvollen Kopf mit napoleoniſchen Geſichtszügen; ihr Urſprung wurde in geheimnißvoller Weiſe auf die Anweſenheit des erſten Kaiſers der Franzoſen in Wien im Jahre 1809 zurückgeführt. Mit einer umfaſſenden juriſtiſchen verband er auch eine nicht ganz gewöhnliche hiſtoriſche Bildung und eine wirklich ſeltene Beredſamkeit. Obgleich er eigentlich ein ziemlich ordinär klingendes Deutſch ſprach und ſich insbeſondere bei Gegenſtänden, die ihn nicht in Affect brachten, in lang ausgeſponnene Perioden verlor, welche ſeinen Vorträgen leicht eine ermüdende Breite verliehen, ſo entwickelte er doch dort, wo er ſich angeregt fühlte, und das war ziemlich leicht der Fall, eine gewaltige oratoriſche Kraft. Dabei erörterte er die Dinge, die er beſprach, mit einem Ernſte und einem Bruſttone der Ueberzeugung, der ihn auch dann nicht verließ, wenn er ſich, und auch das kam nicht ſelten vor, in juriſtiſchen Spitzfindigkeiten erging. Blendete er dadurch häufig weniger ſcharfſinnige Zuhörer, ſo konnte er insbeſondere in Fragen, bei denen ſein Patriotismus ins Spiel kam, wahrhaft hinreißend ſein. Denn er war allzeit ein guter und treuer Oeſterreicher, und wie man ihn auch ſonſt beurtheilen mag, an ſeiner lauteren Vaterlandsliebe konnte niemals ein Zweifel erlaubt ſein.

Wäre die gleiche Lauterkeit auch in Bezug auf all die übrigen Eigenſchaften vorhanden geweſen, welche den Werth des Mannes ausmachen, ſo würde Mühlfeld mit Recht in die vorderſte Reihe derjenigen zu ſtellen geweſen ſein, auf

welche Oeſterreich ſtolz zu ſein alle Urſache beſaß. So aber, wie die Dinge ſich wirklich verhielten, konnte man nur wahrhaft bedauern, daß ſeine leuchtenden Eigenſchaften durch die ihm anklebenden Mängel wenigſtens zum Theile wieder in Schatten geſtellt wurden. Hiezu geſellte ſich das tiefe Mitleid, welches jeder nicht völlig Gefühlloſe wegen ſeiner körperlichen Gebrechen, insbeſondere aber wegen des raſchen Abnehmens ſeiner Sehkraft mit ihm empfand. Freilich traten durch das letztere ſeine ganz unglaubliche Gedächtnißſtärke, indem er ſich Alles durch bloß paſſives Vorleſenlaſſen aneignen mußte, und die ſeltene Schärfe ſeines Verſtandes nur noch bewunderungswürdiger hervor. Aber es trug doch dazu bei, daß er eigentlich den Eindruck einer ſchönen Ruine hervorbrachte; ich wenigſtens konnte ihn niemals ohne eine gewiſſe Wehmuth betrachten.

Dieſe Empfindung aufrichtiger Theilnahme wurde auch durch die für mich recht unerfreuliche Erfahrung nicht verringert, daß mir Mühlfeld gleichſam gefliſſentlich faſt bei jeder Verhandlung entgegentrat, in der ich das Wort nahm. Kaum hatte ich dasſelbe ergriffen, ſo meldete ſich auch ſchon Mühlfeld, und wenn er auch nicht allzeit das angreifen konnte, wofür ich gerade eintrat, ſo traf doch um ſo gewiſſer die Motivirung, deren ich mich bedient hatte, ſein oft recht ſcharfer, aber doch nicht immer hinreichend begründeter Tadel. Daß eine ſo anſehnliche Gegnerſchaft meine Stellung im Landtage nicht wenig erſchwerte, verſteht ſich wohl von ſelbſt, aber ich ließ mich durch ſie nicht entmuthigen, und ich darf wahrheitsgetreu ſagen, daß ich trotz ihrer und gegen ſie bisher Alles im Landtage durchzubringen vermocht hatte, was ich in demſelben verfocht. Um ſo empfindlicher war es mir daher, daß dies gerade in einer

Sache nicht gelang, welche das specielle Interesse meiner Wähler betraf.

Die Argumentation, deren sich Mühlfeld als Berichterstatter des Finanzausschusses in zwei — wie ich bereitwillig anerkenne — ganz gewaltigen Reden bediente, um den von mir vertheidigten Antrag des Landesausschusses zu Fall zu bringen, gründete sich vornehmlich darauf, daß die von der Statthalterei den Gemeinden gemachte Zusage keine für den Landesfond juristisch verbindliche sei. Und ohne eine solche Verpflichtung könnte man ihnen keine Schadloshaltung zukommen lassen, denn gar viele Gemeinden im Lande besäßen ja gleiche oder doch ähnliche Entschädigungsansprüche wie Neunkirchen, Gloggnitz und Schottwien. Die Berücksichtigung aller aber könnte dem Landesfonde unmöglich aufgebürdet werden.

Umsonst bemühte ich mich, im Vereine mit mehreren Mitstreitern, unter denen ich meinen Collegen im Landesausschusse, Alois von Czedik, und den Vertreter der Marktgemeinde Neunkirchen, Dr. Trotter besonders hervorheben muß, das Unrichtige der Ausführungen Mühlfeld's darzuthun. Wir gingen davon aus, daß eine von der Statthalterei gegebene Zusage auch für deren Rechtsnachfolgerin in der Verwaltung des Landesfondes, die Landesvertretung bindend sein müsse. Und außerdem legten wir, wie ich wenigstens glaube, bis zur Evidenz dar, daß die übrigen Gemeinden des Landes sich nicht in dem gleichen Falle befänden wie die, deren Interessen wir vertraten. Denn die Lage der letzteren an der Heerstraße nach Italien und der Umstand, daß gerade nur sie eine derartige Zusage von Seite der Statthalterei aufzuweisen hätten, zeige wohl hinreichend, daß die übrigen nicht in gleichem Maße überbürdet gewesen seien wie sie.

Aber was wir zur Unterstützung unserer Anträge auch vorbringen konnten, es blieb doch Alles fruchtlos; sie erhielten zwar zahlreiche Stimmen, jedoch nicht die Majorität. Ein so großer Antheil an der Erreichung dieses negativen Resultates auch der ganz ungewöhnlichen Beredsamkeit Mühlfeld's zuzuschreiben sein mochte, so hätte sie allein ihm vielleicht doch nicht zum Siege verholfen. Aber sie fand einen mächtigen Alliirten an der Scheelsucht, mit welcher die verschiedenen Gemeinden die Erfolge einzelner aus ihnen betrachten, und an der Besorgniß der Abgeordneten, sich bei ihren Wählern mißliebig zu machen, wenn sie für eine Ausgabe stimmen würden, die nicht auch ihren Bezirken zu Gute käme. Darum votirten sie, durch die große juristische Autorität Mühlfeld's gedeckt und in ihrem Gewissen beschwichtigt, flottweg gegen einen Antrag, dessen Gutheißung ihnen bei genauerer Prüfung wohl als im Rechte und in der Billigkeit begründet erschienen wäre.

Mit diesem Antrage fiel natürlich auch der auf Gewährung einer kleinen Pension an den Vorspannscommissär Hannbeck. Wie tief trotzdem der Eindruck dessen gewesen, was wir zu seiner Begründung hatten vorbringen können, wurde am besten durch den Erfolg der Sammlung bewiesen, welche Trotter und ich zu Gunsten dieses bedauernswerthen Mannes unter den Mitgliedern des Landtages veranstalteten. Trotz der nur geringen Anzahl derselben ergab diese Sammlung über eintausend Gulden.

Nachdem die Erklärung der Ackerbauschule in Großau zur Landesanstalt und die Genehmigung des Organisationsstatutes sowie des Lehrplanes für dieselbe erfolgt waren, traf mich die Aufgabe, in der Sitzung vom 3. März als gleichzeitiger Berichterstatter des Landesausschusses und der Unter-

richtscommiſſion über deren identiſche Anträge zu fungiren, welche ſich auf die ehemaligen ſtändiſchen Freiplätze in verſchiedenen Lehranſtalten bezogen.

Die letzteren waren vierfacher Art, und zwar Militärbildungsanſtalten, die Thereſianiſche Akademie, die beiden Mädchenpenſionate in Wien und in Hernals, endlich das Inſtitut der engliſchen Fräulein in St. Pölten.

Bei den Militärbildungsanſtalten unterſchieden die beiden Ausſchüſſe, in deren Namen ich ſprach, zwiſchen der Neuſtädter Akademie und den gewöhnlichen Erziehungshäuſern. Die zwölf Freiplätze in der erſteren wollten ſie fortbeſtehen, die ſechs in den letzteren aber in der Weiſe eingehen laſſen, daß ſie nach ihrer Erledigung nicht wieder beſetzt werden ſollten.

In Bezug auf die Thereſianiſche Akademie hatte ich den Antrag zu ſtellen, daß die ehemaligen niederöſterreichiſch-ſtändiſchen Freiplätze in derſelben nach deren regelmäßiger Erledigung nicht weiter zu verleihen ſeien.

Für die beiden Mädchenpenſionate wurde die Fortbelaſſung des bisherigen Zuſtandes, für das Inſtitut der engliſchen Fräulein in St. Pölten aber die allmälige Einziehung der dortigen Freiplätze beantragt.

Nur hinſichtlich des Punktes, der ſich auf die Thereſianiſche Akademie bezog, entſpann ſich eine lebhafte, ja man kann ſogar ſagen, eine ſehr ernſte Discuſſion, und merkwürdiger Weiſe befand ſich Mühlfeld wieder unter meinen Gegnern. Merkwürdiger Weiſe, ſage ich mit Vorbedacht, denn wenn ich auch durchaus nicht beſtreiten will, daß ſeine Argumentation lediglich ſeiner Ueberzeugung entſprach, ſo befand ſie ſich doch wenigſtens anſcheinend in entſchiedenem Gegenſatze zu ſeinen ſonſtigen Tendenzen. Und ſo ſcharfſinnig auch

seine Beweisführung sein, so schwer das Gewicht seiner Beredsamkeit in die Wagschale fallen mochte, so gelang es mir doch, seine Behauptungen zu entkräften. Wenigstens war diesmal die Reihe des Unterliegens an ihm, und auch alle übrigen von mir vertretenen Anträge fanden die Billigung des Landtages.

Ein Gleiches war auch hinsichtlich der Vorschläge der Fall, welche sich auf die Zustimmung des Landtages zur Errichtung von Oberrealschulen zu Wiener-Neustadt, St. Pölten und Krems, sowie einer Unterrealschule in Baden bezogen. Für mich waren diese Beschlüsse um so wichtiger, als sie eigentlich den Kernpunkt der mir als Mitglied des Landesausschusses von nun an obliegenden Arbeiten enthielten, welche mit dem am 31. März erfolgenden Schlusse des Landtages erst recht begannen. Denn während nach Beendigung einer Session des Reichsrathes die Minister erleichtert aufathmen und sich beeilen, wenigstens einige Zeit der ersehnten Erholung zu widmen, müssen, wenn man Kleineres mit Größerem vergleichen darf, die Mitglieder des Landesausschusses, wenn der Landtag zu Ende ist, die Beschlüsse desselben in Vollzug setzen, und dies brachte insbesondere nach jener überaus fruchtreichen Landtagssession eine sehr große Arbeitslast mit sich. Immerhin war sie noch geringer als die, welche während der Dauer des Landtages auf uns lag, und ich freute mich sehr, daß ich, wie ich meinem Bruder schrieb, wieder zu meiner „Herzensdame Maria Theresia" zurückkehren konnte. „Uebrigens war ich," fügte ich hinzu, „mit „dem Verlaufe der Verhandlungen äußerst zufrieden, und „ich glaube, daß die vielen nützlichen Resultate, welche hie„bei erzielt wurden, heilsame Wirkungen hervorbringen wer„den. Und auch ich selbst kam ganz gut dabei weg."

Schon an einer früheren Stelle dieſer Aufzeichnungen wies ich darauf hin, daß ich meine Anſtellung im Staatsarchive insbeſondere aus dem Grunde ſo ſehr erſehnt hatte, weil es mir die Grenzen meiner geiſtigen Schaffenskraft zu überſteigen ſchien, gleichzeitig ein großes, noch weit umfaſſenderes Werk als das über den Prinzen Eugen zu ſchreiben und im Miniſterium des Aeußern einer ebenfalls angeſtrengten, ganz heterogenen amtlichen Thätigkeit obliegen zu müſſen. Und jetzt war ich gleichſam unfreiwillig und bloß durch die Macht der Verhältniſſe in eine Lage gekommen, welche genau derjenigen glich, die ich zu vermeiden mich beſtrebt hatte. Denn die Menge der Arbeit, welche ich als Mitglied des Landesausſchuſſes zu verrichten verpflichtet war, blieb nicht gar weit hinter jener früheren als Miniſterialbeamter zurück.

Hiezu kam noch, daß meine ohnedies recht trübe häusliche Exiſtenz durch die Folgen der Feuersbrunſt im Melkerhofe zu einer noch unerquicklicheren geſtaltet wurde. Den ganzen Winter hindurch mußten wir knapp vor unſeren Fenſtern die Baugerüſte dulden, welche zur Aufſetzung des vierten Stockwerkes nothwendig waren. Hiedurch wurden aber unſere Zimmer bis zum Unerträglichen verfinſtert, und als endlich im April die Gerüſte entfernt wurden, machte das Anwerfen und Verputzen der neu aufgeführten Mauern das ganze Haus feucht und kalt. Lebhaft ſehnte ich mich in meinem und der Meinigen Intereſſe, dasſelbe für einige Zeit wenigſtens wieder verlaſſen zu können.

Nachdem ich die Verhandlungen mit den betreffenden Stadtgemeinden wegen Errichtung der vom Landtage bewilligten Mittelſchulen zu Ende und die Concurſe wegen der Bewerbung um die zu beſetzenden Lehrerſtellen zur Ausſchreibung gebracht hatte, blieb mir noch einige Zeit übrig,

während deren die zu beziehenden Schulgebäude adaptirt werden und die Gesuche um die Lehrerstellen einlaufen konnten. Ich benützte sie zu einem auf sechs Wochen berechneten Ausfluge, den ich von der Hälfte des Juni an mit Frau und Tochter unternahm. Die ersten zwei Wochen wollten wir in St. Florian, die letzten vier aber in Alt-Aussee in Steiermark zubringen, einem damals noch wenig besuchten, aber deshalb nur um so reizenderen Orte, dessen seltene landschaftliche Schönheit und gesunde, erfrischende Gebirgsluft mir in Gleichenberg von einem der dortigen Curgäste, Namens Diószeghy, dem Prototyp eines biederen Ungars, mit welchem wir damals ebenso häufig als gern verkehrt hatten, in wahrhaft enthusiastischen Worten gepriesen worden waren.

Diesmal führte das Verweilen in St. Florian endlich wieder eine sehr erfreuliche Aenderung in dem Befinden meiner Frau herbei, und noch vor unserer Abreise von dort gab sie meiner Mutter hievon Kunde. Wenn auch noch nicht vollkommen wohl, schrieb sie ihr am 28. Juni, so fühle sie sich doch ohne Zweifel viel besser als seit dreizehn Monaten. „Das liebe, stille St. Florian," fügte sie hinzu, „hat aufs „Günstigste auf mich gewirkt, und ich genieße dankbarst das „lang entbehrte Glück moralischer Ruhe und Erholung."

Die freudige Stimmung, in welche meine Tochter und ich hiedurch versetzt wurden, steigerte sich noch durch die freundschaftlichen Beziehungen, welche sich zwar schon im vergangenen Jahre zwischen der Ersteren und einer Anzahl höchst liebenswürdiger Altersgenossinnen angesponnen hatten, die sich jetzt aber noch viel inniger knüpften. Das Schloß Tillysburg, in unserer Jugend ein von uns ungemein bevorzugter Aufenthaltsort und daher fortwährend in bestem

Andenken bei mir, war schon vor geraumer Zeit, vor mehr als zwanzig Jahren von dem Stifte St. Florian an einen Grafen O'Hegerty verkauft worden, welcher vormals in Diensten des Königs Karl X. von Frankreich gestanden und nach dessen Vertreibung von dort in Oesterreich eine zweite Heimat gefunden hatte. Die Nähe Tillysburg's von St. Florian und der Umstand, daß die Familie O'Hegerty sehr häufig herüberkam, hatten deren erste Bekanntschaft mit uns veranlaßt. Und wenn wir ihr nur halb so wohl gefielen wie sie uns, so erklärt es sich von selbst, daß wenigstens zwischen der jüngeren Generation eine innige und bleibende Freundschaft entstand, welche zur Freude meiner Tochter auch heute noch ungeschwächt fortdauert.

Anfangs Juli in Alt-Aussee eingetroffen, verlebten wir in dem wunderschön gelegenen Oertchen, einem der entzückendsten Punkte in den österreichischen Alpen, höchst angenehme Tage. Während Alt-Aussee jetzt leider von einer Schaar von Sommergästen überfluthet wird, deren Qualität manchmal gar Vieles zu wünschen übrig läßt, befanden sich damals nur vier oder fünf nicht einheimische Familien dort, für welche die geistreiche Baronin Emilie Binzer, als belletristische Schriftstellerin unter dem Namen „Ernst Ritter" bekannt, den gern aufgesuchten Centralpunkt eines zwar anspruchslosen, aber sehr anregenden geselligen Kreises bildete. Neben der wohlthuenden ländlichen Stille und der schlichten Einfachheit aller Verhältnisse, welche eine sich von selbst ergebende Folge des spärlichen Besuches durch Sommergäste war, wirkten auch die viel häufigeren und herzlicheren Berührungen mit der ansässigen Bevölkerung anheimelnd auf uns. Bald kannte uns fast Jedermann, Alles grüßte uns und sprach freundlich mit uns, ja so Mancher trat sogar

mit irgend einem Anliegen an uns heran. Hiedurch aber wurde meiner Frau der von ihr so gern benützte Anlaß geboten, ihren ungemein regen Wohlthätigkeitssinn zu bewähren. Heute nahm sie sich eines armen Holzknechtes an, der sich bei seiner schweren Arbeit einen Arm furchtbar verstümmelt hatte. Sie ruhte nicht eher, als bis sie es zuwege gebracht hatte, daß er sich nach Wien auf die Klinik des ausgezeichneten Chirurgen Professor Pitha zu begeben vermochte. Von dort geheilt, aber zu jeder gröberen Arbeit untauglich entlassen, verschaffte sie ihm den leichter zu versehenden Posten eines Boten. Ein anderes Mal erregte ein taubstummer, kränklicher Knabe ihr innigstes Mitleid, und sie schloß mit unserer Wirthin ein Uebereinkommen ab, laut dessen derselbe auch während der Winterszeit im Gasthause kräftigere Kost erhielt. Recht lang würde die Kette der von ihr in ähnlicher Weise geübten Wohlthaten sein, wenn ich sie alle aufzählen wollte und könnte, und es war wirklich rührend für mich, wie die Leute, als ich nach dem Tode meiner Frau zum ersten Male wieder Alt-Aussee besuchte, aus ihren Häusern hervorkamen, in herzbewegenden Worten von der Verstorbenen sprachen und sich ihrer dankbarst erinnerten.

Damals aber dachte Niemand von uns auch nur von fern an einen so traurigen Ausgang. Die erfreuliche Gegenwart ließ keine Besorgniß vor einer düsteren Zukunft in uns aufkommen, wir genossen vielmehr die erstere in einer durch nichts getrübten fröhlichen Weise. Alle drei sehr gut zu Fuße, machten wir prächtige Spaziergänge und unternahmen auch größere Partien, unter denen eine Besteigung des Loser bei herrlichem Wetter uns besonders befriedigte.

Mit dem Monate Juli ging auch meine Urlaubszeit zu Ende, und gebieterisch riefen mich meine Geschäfte nach Wien. Mit meinen in Ischl verweilenden Eltern verabredete ich eine Zusammenkunft in Hallstadt; in ihrer Gesellschaft befand sich meine Schwägerin Caroline, die ich eingeladen hatte, den August hindurch mit meiner Frau und meiner Tochter in Alt-Aussee zu verweilen. Während sie sich mit ihnen dorthin begab, fuhr ich mit meinen Eltern nach Ischl und dann am folgenden Tage allein nach Wien.

So kurz damals auch die Zeit war, die ich in Ischl zubringen konnte, so reichte sie doch hin, um mich zu überzeugen, daß der Aufenthalt meiner Eltern daselbst gerade kein behaglicher war. Wenigstens erschien er mir so im Vergleiche mit den herrlichen Tagen, die ich soeben in Alt-Aussee verlebt hatte. Ich bot also all meine Beredsamkeit auf, meine Eltern zu bewegen, wenigstens für einige Wochen dorthin zu übersiedeln. Noch als sie mich zum Eilwagen begleiteten, redete ich ihnen in diesem Sinne zu und freute mich, als sie mir zusagten, meinen Wunsch zu erfüllen. Es war dies mein letztes Gespräch mit meinem theuren Vater; nur auf seinem Todtenbette sah ich ihn wieder.

Wie glücklich ist doch der Mensch, daß er nicht vorhersieht, was schon die nächste Zukunft ihm bescheert! In heiterster Stimmung brachten meine Eltern zwei Wochen in Alt-Aussee zu, wo meine Frau, meine Schwägerin und meine Tochter sich in Bestrebungen überboten, ihnen den Aufenthalt so angenehm als nur immer möglich zu machen. An ihnen fand mein Vater stets bereitwillige Vorleserinnen und unermüdliche Begleitung auf seinen Spaziergängen, meine Mutter aber allzeit heitere Gesellschaft und

freundliche Theilnehmerinnen an den bei ihr so sehr beliebten nachmittägigen Whistpartien.

Dennoch war meine Mutter im Gegensatze zu ihrem sonstigen Wesen diesmal in Alt-Aussee weniger fröhlich gelaunt als mein Vater, der sich daselbst ungemein wohl fühlte. Denn die für den 26. August bevorstehende Feier des fünfzigsten Todestages Theodor Körner's versetzte sie in eine leicht begreifliche Aufregung, welche sie in manchen Augenblicken gar nicht zu bemeistern vermochte.

Schon unter dem 27. Juli war meine Mutter von einem der wenigen noch am Leben befindlichen Waffengefährten und Mitstreiter Körner's, Herrn Friedrich Förster aus Berlin im Namen des Centralausschusses für die Körnerfeier dringend eingeladen worden, derselben, welche am Grabe Körner's bei Wöbbelin vor sich gehen sollte, persönlich beiwohnen zu wollen. In noch wärmeren Worten wurde diese Einladung am 5. August von Seite des in Hamburg gebildeten Centralausschusses wiederholt und gleichzeitig an meinen Vater gerichtet.

Eigenthümlich war es, daß während meine Mutter schon vom ersten Augenblicke an fest dazu entschlossen war, nicht nach Wöbbelin zu gehen, mein Vater große Lust hiezu bezeigte. In der Ersteren gewann von allem Anfang an die Abneigung die Oberhand, sich als hochbetagte Frau und in ihrem Schmerze um den Dahingeschiedenen den neugierigen Blicken einer großen Menschenmenge aussetzen zu sollen. Der Letztere hingegen, zu dessen liebsten Erinnerungen seine gleichfalls aus eigenem Antriebe erfolgte Theilnahme an dem Befreiungskriege gehörte, fühlte sich nicht mit Unrecht als Mitkämpfer Körner's und hätte daher durch persönliche Theilnahme an der ihm gewidmeten Feier seine warmen

Sympathien für dieſelbe gern zum Ausdrucke gebracht. Nach längerem Schwanken entſchloß ſich jedoch auch er, ihr fern zu bleiben.

Im Auftrage meiner Mutter ſandte ich von Wien aus einen mächtigen Lorbeerkranz an den Centralausſchuß in Hamburg und fügte einen Brief derſelben bei, in welchem ſie bat, den Kranz als Zeichen der Erinnerung und der Huldigung auf Theodors Grab zu legen. Gebieteriſche Rückſicht auf ihr hohes Alter und ihre ſchwankende Geſundheit, fuhr ſie fort, geſtatte ihr nicht, bei der erhebenden und rührenden Feier zu erſcheinen. „Das Bewußtſein," mit dieſen Worten ſchloß ſie ihren Brief, „an der Ruheſtätte „des theuren Freundes zu ſtehen, die laute Klage der all„gemeinen Verehrung, welche er ſo vollkommen verdiente, „in Wort und Ton ſo innig ausſprechen zu hören, würden „einen ſolchen Sturm von Schmerz, ſo wehmüthige Gefühle „in mir hervorrufen, daß ich unmöglich meine Faſſung be„wahren könnte. Denn wahrlich, Niemand fühlt wie ich, „was wir an ihm verloren."

Von den vielen hundert Kränzen, welche niedergelegt wurden, um die Gräber Theodors und ſeiner nächſten Angehörigen zu ſchmücken, wurde dem meiner Mutter der erſte Platz eingeräumt, ja ich darf ſagen, er wurde mit der meiſten Ehrfurcht behandelt. „Ihnen fühlen wir uns Alle," ſchrieb Förſter wenige Tage nach der Feier an meine Mutter, „zu „tiefſtempfundenem Danke verpflichtet. Ihre Feſtgabe und „die innigen Worte, mit welchen Sie Ihren für das Grab „Theodors gewundenen Kranz begleiteten, verliehen der „Feier erſt die wahrhafte Weihe und verſetzten uns Alle in „eine gehobene Stimmung. Niemals mögen ſo viele Thau„tropfen an dieſem Lorbeer gehangen haben, als Thränen

„aus liebevollen Augen auf ihn fielen, als ich den Kranz „den anwesenden Frauen und Jungfrauen übergab.“

„Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas,“ hat einmal ein geistreicher Franzose gesagt, und die Wahrheit seines Ausspruches bewährte sich auch diesmal. In der begeisterten, ja vielleicht allzu exaltirten Stimmung, in welche ihn die Körnerfeier versetzte, sandte Förster von dort weg das folgende Telegramm an meine Mutter: „Gruß vom „Grabe zu Wöbbelin, wo ich in Gegenwart vieler Tausende „Ihren Kranz niederlegte.“ Aber er gab dem Telegramme keine andere Adresse als: „An Toni, Körner's Braut, Wien.“ Einen ganzen Tag lang mühte sich nun der pflichteifrige, aber unbelesene Diener des Telegraphenamtes ab, den richtigen Bestellungsort für das Telegramm herauszubringen, dessen räthselhafte Aufschrift ihm eine schwer zu lösende Aufgabe zumuthete, bis er es endlich, von einer mitleidigen Seele auf die rechte Spur geleitet, mir übergab. Ich aber sandte es unverzüglich nach Karlsbad, denn den Tag der Körnerfeier selbst brachten meine Eltern schon lang nicht mehr in Alt-Aussee, sondern in Karlsbad zu.

Sehr schwer war es insbesondere meinem Vater geworden, von dem ersteren Orte zu scheiden, wo er so überaus vergnügt gewesen und von allen Seiten mit wohlthuenden Beweisen von Aufmerksamkeit überhäuft worden war. Trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für meinen Bruder und dessen Frau, trotz seiner Sehnsucht, seinen in St. Petersburg geborenen Enkel zum ersten Male zu sehen, schrak er doch vor der damals noch ziemlich unbequemen Reise nach Karlsbad zurück und hätte es vorgezogen, wenn diese Zusammenkunft in Alt-Aussee oder in Ischl, in St. Florian oder in Wien hätte stattfinden können. Das ließ sich aber

nicht so leicht einrichten, und so trafen denn meine Eltern am Abende des 24. August wohlbehalten in Karlsbad ein, wo sie mit meinem Bruder und den Seinigen in dem Hause „Austria“ eine schöne Wohnung bezogen.

Die Freude des Zusammenseins mit seinem geliebten Sohne und dessen ihm ungemein sympathischer Gattin, das innige Wohlgefallen an dem allzeit fröhlichen Enkel verscheuchten jedoch bei meinem Vater gar bald wieder die schwermüthigen Gedanken, und auch bei meiner Mutter kehrte, sobald nur die Körnertage vorüber waren, ihre sonstige heitere Stimmung allmälig zurück. Viel Vergnügen gewährte meinem Vater ein Ausflug nach dem vier starke Fahrstunden von Karlsbad entfernten Schlosse Petersburg, wohin er von dessen damaligem Besitzer, dem Grafen Eugen Czernin für einige Tage aufs Liebenswürdigste eingeladen worden war. Von dort zurückgekehrt, machte er, von dem Finanzrathe Ellmaurer, demselben, mit dem ich vor fünfundzwanzig Jahren eine längere Fußtour unternommen, in freundlichster Weise geführt, am 9. September mit meiner Mutter die schöne Partie zum Hanns Heiling-Felsen, bei der er sich trotz der günstigen Witterung tüchtig erkältete. Vom 10. an lag er zu Bett, und obgleich man im Anfang die Krankheit für keine gefahrdrohende hielt, so sollte er sie doch nicht mehr überstehen.

Während wir in Wien mit allmälig steigender Besorgniß den Nachrichten aus Karlsbad über den wechselnden Verlauf der Krankheit meines Vaters entgegensahen, trug sich in unserer nächsten Nähe ein überaus trauriges Ereigniß zu, welches für uns von ähnlicher Bedeutung wie dasjenige war, von dem wir befürchteten, daß es in Karlsbad eintreten könnte. Im Gegensatze zu meinem Vater, der

bis vor Kurzem noch so frisch und kräftig gewesen war, daß er, um nur ein Beispiel zu erwähnen, während seines Aufenthaltes in Alt-Aussee sehr häufig in dem dortigen überaus kalten Gebirgssee gebadet hatte, war mein nur um ein Jahr älterer Schwiegervater während der letzten Zeit so schwach und kraftlos geworden, daß wir für ihn die ernstlichsten Befürchtungen hegten. Aus Dresden, wo er, um Heilung seines Uebels zu finden, sich einer Cur unterzogen hatte, kam er in Mitleid erregendem Zustande nach Wien zurück, und schon wenige Wochen nachher, nachdem er noch am Abende zuvor ganz vergnügt geplaudert und sogar eine kurze Whistpartie gemacht hatte, verschied er in der Nacht vom 20. auf den 21. September leicht und schnell, umgeben von seiner über diesen unersetzlichen Verlust mit Recht untröstlichen Familie.

Die überaus traurige Stimmung, in welche der Tod meines Schwiegervaters uns versetzte, erhöhte natürlicher Weise auch unsere Besorgnisse für das Leben meines so schwer erkrankten Vaters. Aber recht lange Zeit trug man sich mit der Hoffnung, daß es gelingen werde, sein Leiden zum Besseren zu wenden. Fast täglich schrieben uns meine Mutter oder mein Bruder, welch' Letzterem die Großfürstin Helene bei ihrer lang schon erfolgten Abreise von Karlsbad gestattet hatte, bei seinem Vater zurückzubleiben und sich ganz seiner Pflege zu widmen. So genoß der Kranke das Glück, in dieser schweren Zeit die zwei Personen um sich zu haben, die er am meisten liebte, meine Mutter und meinen Bruder. Mir war es ein sehr großer Trost, ihn wenigstens in dieser Beziehung so gut versorgt zu wissen, denn ganz davon abgesehen, daß die Gegenwart meines Bruders für unseren Vater unendlich viel nützlicher war,

als die meinige es jemals hätte ſein können, wäre es mir nach kaum beendigtem Urlaube ganz unmöglich geweſen, mich neuerdings für längere Zeit von Wien zu entfernen. Und faſt den ganzen October hindurch, bis in die letzten Tage dieſes Monates lauteten die Nachrichten aus Karlsbad doch ſo, daß wir auf allmälige Beſſerung und ſchließlich auf die Möglichkeit hoffen durften, den theuren Kranken ohne Gefahr nach Wien transportiren zu können.

In den Tagen, in denen die fünfzigjährige Feier der Schlacht bei Leipzig begangen wurde, erkundigte ſich mein Vater fortwährend in theilnehmendſter Weiſe nach derſelben, und man kann ſagen, daß wie der Befreiungskampf Deutſchlands gegen Frankreich ſeine erſten politiſchen Gedanken vollſtändig ausgefüllt hatte, er auch ſein letzter war. Noch am 26. October erhielten wir einen Brief meiner Mutter vom 24., in dem ſie uns mittheilte, mein Vater habe ſelbſt erklärt, ſich beſſer zu fühlen und auf eine wenngleich nur langſame Wiedergeneſung zu hoffen. Um ſo größer war die Beſtürzung, in welche uns ein am Abende des 28. eintreffendes Telegramm verſetzte, demzufolge der Zuſtand meines Vaters ſich viel übler geſtaltet hatte, ſo daß er mit den Sterbſacramenten verſehen worden und ſein nahes Ende zu befürchten ſei.

Wie wir ſpäter erfuhren, hatte mein Vater an dieſem Tage eine ſo große Schwäche verſpürt, daß er meinem Bruder von der Möglichkeit einer nahen Auflöſung ſprach. Auf die Frage meines Bruders, ob er nicht die Tröſtungen der Religion empfangen wolle, erklärte er ſich gern hiezu bereit. Bei vollkommenem Bewußtſein legte er ſeine Beichte ab und nahm die Sterbſacramente. Dann verabſchiedete er ſich zärtlich von meiner Mutter und ſagte ihr

tausendfachen Dank für all die Liebe, die sie ihm während ihres so langen und so glücklichen Zusammenlebens erzeigt hatte. Meinem Bruder aber gab er für ihn und für mich, für unsere Frauen und unsere Kinder in innigster Weise seinen väterlichen Segen. Mit leiser, aber wohl verständlicher Stimme fügte er noch hinzu: „Auch für Heinrich“ — den Bruder meiner Mutter — „und für St. Florian.“ Dann küßte er nochmals die treue Gefährtin seines Lebens und verfiel hierauf in einen ruhigen Schlummer.

Am Abende des 28. October hatten wir das unheilverkündende Telegramm erhalten, und am frühesten Morgen des folgenden Tages traten wir, meine Frau, meine Tochter und ich die Reise an, um uns so rasch als nur immer möglich nach Karlsbad zu begeben. Mußten wir schließlich der so lange Zeit festgehaltenen Hoffnung entsagen, den theuren Kranken uns noch länger erhalten zu sehen, so sehnten wir uns wenigstens darnach, ihn noch am Leben zu finden. In Prag, wo wir gegen Abend eintrafen, erhielten wir ein Telegramm meines Bruders: „Vater fast „unverändert.“ Diese wenigen Worte verliehen uns etwas mehr Muth und Zuversicht für die Weiterreise, die wir des Nachts hindurch im Separat-Eilwagen fortsetzten. Als wir des Morgens die bergige Straße nach Karlsbad herabfuhren, fand gerade auf dem damals im Gebrauche befindlichen, nun aber aufgehobenen Friedhofe ein Leichenbegängniß statt. Obgleich wir mit voller Bestimmtheit wußten, daß es nicht das meines Vaters sein könne, erfüllte uns doch dieser traurige Anblick mit unbeschreiblicher Bangigkeit und mit einem beängstigenden Vorgefühle dessen, was ihm und uns bevorstand. In schmerzliche Gewißheit verwandelte es sich, als wir vor dem Hause ankamen, das meine Eltern

bewohnten. Zwar wurden wir mit der immerhin willkommenen Nachricht empfangen, daß mein Vater noch lebe. Aber das ernste, schmerzerfüllte Gesicht, mit welchem mein Bruder auf uns zutrat, und vollends der Anblick meiner sonst so lebensfrohen Mutter, welche, ganz vernichtet, uns nur auf ihr Mädchen gestützt einige Schritte entgegen zu kommen vermochte, dieses schreckliche Wiedersehen sagte uns nur zu deutlich, wie es um unseren geliebten Kranken stand.

Ihn selbst zu sehen, war vollends das Ergreifendste, das nur gedacht werden kann, so furchtbar und erschreckend war die Aenderung, welche die sechswöchentliche Krankheit in seinem Aeußeren hervorgebracht hatte. Und er freute sich zwar sichtlich, daß wir gekommen waren, aber die Worte, in denen er dies auszudrücken sich bemühte, waren kaum mehr verständlich. In Allem trat noch seine Liebe und Güte für uns, seine Milde und Sanftmuth in wahrhaft rührender Weise hervor. Den ganzen Tag verweilte ich, und auch dann noch bei ihm, als er mich in seiner Sorge für mich zu Bett senden wollte. „Ich möchte Euch Alle gern segnen," sagte er zu meinem Bruder und mir, „aber ich kann nicht „mehr"; das waren auch seine letzten zusammenhängenden und verständlichen Worte. Darüber brach die Nacht ein, welche mein Bruder und ich bei dem Kranken verbrachten. Grabesstill war es im Zimmer, aber draußen stürmte es und prasselnd schlug der Regen an die Fenster. Nachdem mein Vater noch einige Anfälle von Beklemmung hatte überstehen müssen, verlor er um Mitternacht das Bewußtsein und lag dann bis gegen halb fünf Uhr Morgens in den letzten Zügen, um welche Zeit ruhig und sanft das Ende eintrat. Der edle, vortreffliche Mann war verschieden!

Sonntags den 1. November Nachmittags trugen wir den geliebten Todten zu Grabe; mein Bruder und ich, sowie meine Tochter folgten tief ergriffen dem Sarge, während fast ganz Karlsbad dem Leichenbegängnisse theilnahmsvoll beiwohnte. Auf demselben Friedhofe, an welchem wir bei unserer Ankunft vorübergefahren waren und der nun des bevorstehenden Allerseelentages wegen einem reich geschmückten Garten glich, senkten wir den theuren Leichnam in die Erde.

Noch am Spätabende dieses Tages verließen wir Karlsbad und fuhren nach Prag, wo ich mich von den Meinigen trennte und nach Wien zurückeilte. Mein Bruder geleitete am folgenden Morgen unsere Mutter, meine Frau und meine Tochter gleichfalls dorthin.

1864.

In Folge der tiefen Trauer, in welche wir durch den Tod meines Vaters und meines Schwiegervaters verſetzt waren, verlebten wir den Winter von 1863 auf 1864 in ſtillſter Zurückgezogenheit. Es war ein glücklicher Zufall, daß meine Schwiegermutter eine Wohnung in dem von uns bewohnten Hauſe, gerade über uns erhielt. Mit ihrer Schweſter und ihren unverheirateten Töchtern bezog ſie dieſelbe, und ſie fühlte ſich bald recht heimiſch in ihr. Um ſo vereinſamter fand ſich dagegen meine arme Mutter, welche, von Schmerz darniedergebeugt und auch in der letzten Zeit vielfach kränkelnd, ſich in den Verluſt ihres treuen Lebensgefährten gar nicht zu finden vermochte. Mit freudiger Bereitwilligkeit erfüllten daher wir drei, meine Frau, meine Tochter und ich die uns obliegende Pflicht, ihr ſo viele Zeit zu widmen als nur möglich. Leider war mir dieſe weit ſpärlicher zugemeſſen, als ich es wünſchte, denn die Arbeiten zur Vollendung des zweiten Bandes meiner Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia, welcher im Mai 1864 erſchien und bis zum Abſchluſſe des Dresdener Friedens reichte, ſowie die Vorbereitungen zur nächſten Seſſion des niederöſterreichiſchen Landtages nahmen mich übermäßig in Anſpruch.

Am 2. März wurde der letztere wieder eröffnet und nach fast dritthalbmonatlicher Dauer am 13. Mai geschlossen. Ich gehe auf seine in diesem Jahre gepflogenen Verhandlungen nicht näher ein, weil sie so ziemlich den von mir ohnedies vielleicht schon zu ausführlich geschilderten des Vorjahres glichen und auch meine Betheiligung an ihnen keine sehr hervorragende war. Dieselbe beschränkte sich fast ausschließlich auf das, was meine Geschäftsführung als Landesausschuß anging, und es gereichte mir zur Genugthuung, daß die Beurtheilung, welche sie fand, eine zufriedenstellende war.

Den Raum, den ich durch das Hinweggehen über die ernsteren Landtagsverhandlungen erspare, will ich zur Erwähnung eines Scherzes verwenden, der die Abgeordneten damals vielfach beschäftigte und bei den Meisten sehr große Heiterkeit, bei Manchen wohl auch einige Empfindlichkeit wachrief. Einer der geistig Bedeutendsten unter unseren Collegen, Dr. Berger hatte sogenannte Photogramme, d. i. in Verse gekleidete Charakteristiken der meisten Mitglieder des Landtages drucken lassen, von denen wenige lobend, einige witzig, andere boshaft und manche auch nicht an den Ruf ihres Autors als eines sehr geistreichen Mannes heranreichend waren.

Zu den boshaften möchte das auf den Bürgermeister Zelinka zu rechnen sein, welches lautete:

„In dem Landtag schläft Zelinka,
„Grausam wär's, ihn aufzuwecken,
„In dem Lande der Azteken
„Träumt er sich als letzter Inka."

Dem Freiherrn von Hock war folgendes Photogramm gewidmet:

August, da um diese Zeit die Rückkehr nach Wien für Beide noch viel zu früh gewesen wäre, wieder nach St. Florian, wo sie nun einen ganzen Monat, und zwar unter Verhältnissen verweilten, welche unter den einmal gegebenen Umständen nicht glücklicher und ersprießlicher hätten gedacht werden können.

Daß sie dies wirklich waren, verdankten wir zunächst dem ebenso anregenden als belehrenden Umgange mit dem Prälaten Stülz, seinem verständigen Sinne und seiner nachsichtigen Denkart. Bei den gemeinsamen weiten Spaziergängen in den anmuthigen Umgebungen St. Florians kamen die Früchte des Verkehres mit ihm reichlich zur Geltung. Der Prälat schien es gar nicht zu bemerken, wenn, was leider sehr häufig der Fall war, meine Frau nur still und in sich versunken an diesen Wanderungen theilnahm. Ganz ohne Wirkung blieben sein geistvolles Gespräch, seine stets sich gleichbleibende Heiterkeit doch auch auf sie nicht, wenngleich sie zunächst meiner Tochter zu Gute kamen, welche hierin nicht nur willkommene Zerstreuung, sondern auch Trost und Stützpunkte in ihrer schwierigen Lage fand.

Neben dem Prälaten aber muß ich auch noch andere Mitglieder des Stiftes als freundliche Gesellschafter meiner Frau und meiner Tochter erwähnen. Außer dem jetzt schon lang verstorbenen, von uns innig verehrten Studiengenossen meines Vaters, Joseph Gaisberger, sei hier einiger noch Lebender, wie des Dechants Philipp Mayer, des Bibliothekars Albin Czerny und vor Allen des jetzigen Prälaten Ferdinand Moser dankbarst gedacht.

Als ich nach der Trennung von den Meinigen auf der Rückfahrt nach Wien in Enns in den Waggon stieg, fand ich dort zu meiner großen Ueberraschung einen alten

Bekannten aus Frankfurt, den berühmten Münchner Stiftspropst von Döllinger. Obgleich ich ihn seit länger als fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen, erkannte ich ihn doch augenblicklich an seinen ausdrucksvollen, wenngleich nichts weniger als einnehmenden Gesichtszügen. Ich redete ihn allsogleich an; er schien erfreut über dieses Zusammentreffen mit mir und machte mich mit seinem Begleiter, Sir John Acton bekannt, einem damals noch sehr jungen Manne von überaus gewinnendem, gleichzeitig äußerst bescheidenem und doch wieder einer gewissen Vornehmheit nicht entbehrendem Wesen.

Ich muß offen gestehen, daß mir die Erinnerung an Döllinger, die ich von Frankfurt her noch im Gedächtnisse trug, nicht gerade eine sehr sympathische war. Es hängt wohl mit den erhebenden Eindrücken zusammen, die ich schon in meiner Jugend von dem milden und duldsamen Sinne frommer, zugleich aber auch hochgebildeter Priester in mich aufnahm, daß ich allzeit gegen das Zelotenthum in der Kirche sehr große Abneigung empfand. Und obwohl ich sagen muß, daß Döllinger in den Reden, die er in kirchlichen Fragen in der Paulskirche hielt, sich vieler Mäßigung befliß, so wußte ich doch, daß er damals als das Haupt der ultramontanen Partei in Süddeutschland galt, und ich hielt mich deshalb von ihm während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Frankfurt ziemlich entfernt.

Als einer der Führer der clericalen Abgeordneten in der Paulskirche war Döllinger auch einer der heftigsten Gegner der Einsetzung des preußischen Erbkaiserthums. „Wir Baiern „und Oesterreicher," schrieb er wenige Tage vor meinem Austritte aus der Nationalversammlung in mein Album, „bluts„verwandte Stammesbrüder, in Allem auf einander an„gewiesen, sollen nun von einander gerissen werden, damit

„ein Anderer wachſe und herrſche. Möge wenigſtens die „tröſtliche Erinnerung uns bleiben, daß wir gemeinſchaft„lich und mannhaft bis zum letzten Augenblicke wider„ſtanden."

Dieſe Worte hatten mich, als ſie niedergeſchrieben wurden, etwas verletzt, denn gerade damals ging ich ja daran, meiner Ueberzeugung ein mir unendlich ſchwer fallendes Opfer zu bringen und freiwillig aus der Paulskirche zu ſcheiden. Da Döllinger dieſe Abſicht kaum unbekannt geblieben war, konnte ich nicht anders als in ſeinen Worten einen bewußten Tadel jenes Schrittes erblicken, den ich nur mit äußerſter Selbſtverleugnung that, und daher kamen ſie mir auch allſogleich wieder in den Sinn, als ich ſeiner anſichtig wurde. Wenn mich alſo auch das Zuſammentreffen mit Döllinger im erſten Augenblicke nicht gerade beſonders erfreute, ſo war es mir doch hauptſächlich aus einem anderen Grunde ſehr intereſſant. Denn wir Beide waren noch von dem im März 1864 verſtorbenen Könige Maximilian II. von Baiern, und zwar nicht lang vor ſeinem Tode auf Grund einer Wahl der bei der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften beſtehenden hiſtoriſchen Commiſſion zu wirklichen Mitgliedern der letzteren ernannt worden, und ich wollte ihren Sitzungen im kommenden Herbſte zum erſten Male perſönlich beiwohnen.

Durch die Gründung der hiſtoriſchen Commiſſion hatte König Max einen ſeiner Lieblingsgedanken verwirklicht. Von dem Wunſche beſeelt, für den Aufſchwung der Wiſſenſchaften Aehnliches zu leiſten, wie es ſein Vater Ludwig I. für den der bildenden Künſte gethan, wollte er in der hiſtoriſchen Commiſſion einen Centralpunkt für die Vereinigung der hervorragendſten Hiſtoriker Deutſchlands ſchaffen. Dort ſollten

sie sich alljährlich wiedersehen, sich über die von ihnen beabsichtigten Publicationen besprechen und verständigen, hauptsächlich aber gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen berathen und ausführen.

Keinen Augenblick täuschte ich mich darüber, daß ich meine Berufung in diesen Kreis der höchsten Sommitäten meines Faches, wie ich es ja später durch eine Aeußerung Ranke's in einem seiner seither gedruckt erschienenen Briefe bestätigt fand, hauptsächlich meiner Stellung am Staatsarchive verdankte, indem meiner Wahl die Absicht zu Grunde lag, dasselbe durch meine Vermittlung den geschichtlichen Forschungen allmälig zugänglicher zu machen. Aber für ganz unwürdig, einen Platz einzunehmen in ihrer Mitte, hatten mich jene Männer doch nicht ansehen können, denn sonst hätten sie mich gewiß nicht gewählt, und daß sie dies überhaupt thaten, darin erblickte ich schon eine sehr große Auszeichnung für mich.

Da war es denn nicht anders als natürlich, daß meine bevorstehende Reise nach München und unsere gemeinschaftliche Theilnahme an den Sitzungen der historischen Commission den Gegenstand häufiger Gespräche mit Döllinger bildete, der überhaupt an dem Verkehre mit mir mehr und mehr Gefallen zu finden schien; wenigstens suchte er meine Gesellschaft auch bei Anlässen, wo er derselben eigentlich gar nicht bedurfte. So drang er recht angelegentlich in mich, ich möge ihn und Acton in dem Stifte Klosterneuburg einführen, das ich damals nicht selten besuchte, weil die dortige Weinbauschule zu meinem Referate im Landesausschusse gehörte und der ehrwürdige Prälat Adam Schreck mir besonders wohlwollte. Vergebens versicherte ich Döllinger, sein berühmter Name gewährleiste ihm eine weit bessere Auf-

nahme in jedem österreichischen Stifte, als meine Dazwischenkunft dies jemals vermöchte. Er blieb bei seinem Willen, und so unternahmen wir denn gemeinschaftlich diesen Ausflug.

Wie ich es vorhergesagt, war der Empfang, welchen Döllinger in Klosterneuburg fand, der beste, der nur immer gedacht werden konnte. Nicht weniger freundlich als gegen ihn war man auch gegen seinen Begleiter, aber der gute Prälat wußte nicht recht, was er aus ihm machen, und noch weniger, wie er ihn anreden solle. Auf seine vertrauliche Frage erwiederte ich, in England sage man Sir John, und ich wisse nichts Besseres, als auch in Oesterreich ein Gleiches zu thun. „Das wäre gerade," entgegnete der Prälat, „als wenn Sie zu mir „„Herr Adam"" sagen „wollten; ich bringe das nicht heraus, und da bleibt mir „nichts übrig, als ihn „„Herr Doctor"" zu nennen."

Bei der Stiftstafel, bei der es recht fröhlich zuging, erregte diese Bezeichnung, so oft der Prälat sich ihrer bediente, jedesmal sehr große Heiterkeit, und insbesondere war es Döllinger selbst, den dies höchlich belustigte. Hiedurch in die Enge getrieben, sagte der Prälat von nun an zu Acton immer nur mehr: „Mein liebes Mitglied des Parlaments."

Einige Stunden vor seiner Abreise von Wien schrieb mir Döllinger einen Brief, in welchem er mich in den freundlichsten Worten einlud, während meines bevorstehenden Aufenthaltes in München bei ihm zu wohnen.

Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Aufforderung in einige Verlegenheit setzte. Konnte ich einerseits für die wohlwollende Absicht, die ihr zu Grunde lag, nicht anders als dankbar und durch Döllinger's sichtliches Bestreben, mich näher an sich zu ziehen, wirklich nur geehrt sein, so hätte ich es andererseits aus gleichfalls nicht un-

wichtigen Gründen bei Weitem vorgezogen, mir ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Ganz abgeſehen von dem Wunſche, mich in München freier bewegen zu können, als mir das Beziehen einer Wohnung in dem Hauſe eines Geiſtlichen vorausſichtlich geſtatten würde, war es mir nichts weniger als gleichgiltig, ob ich in der hiſtoriſchen Commiſſion, in der mich noch faſt Niemand kannte, als auf eigenen Füßen ſtehend erſcheinen, oder gleichſam nur als der Begleiter eines Mannes von ſo ausgeſprochenen Meinungen auftreten würde, wie diejenigen Döllinger's waren, welche ſich ja von meinen eigenen gar ſehr unterſchieden. Dennoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, einen Mann wie Döllinger durch Ablehnung eines ſo zuvorkommenden Anerbietens zu verletzen, und mit ſchwerem Herzen, aber in verbindlichſter Form ging ich auf dasſelbe ein.

Am 27. September legte ich die Fahrt von Wien nach München zurück, wo ich erſt um halb elf Uhr eintraf. Mit einer einſpännigen Droſchke, die an längſt vergangene Zeiten erinnerte, fuhr ich der damaligen Frühlings-, jetzt von der Tannſtraße zu, in welcher Döllinger wohnte. Obgleich meine ſo ſehr ſpäte Ankunft einen gewaltigen Strich durch ſeine ſonſtigen Lebensgewohnheiten machte, ſtreckte er doch, als ich vor ſeinem Hauſe hielt, Kopf und Lampe zum Fenſter heraus, empfing mich mit ungemein freundlichen Worten und einem ſehr guten Nachtmal. Erſt gegen Mitternacht trennten wir uns und gingen Jeder zu Bett.

Am nächſten Morgen verfügte ich mich mit Döllinger zur erſten Sitzung der hiſtoriſchen Commiſſion, welche unter dem Präſidium Ranke's abgehalten wurde. Außer ihm waren noch Pertz aus Berlin, Waitz aus Göttingen, Lappenberg aus Hamburg, Staelin aus Stuttgart, Hegel aus Erlangen,

Maurer, Gieſebrecht und Cornelius aus München, endlich eine Anzahl anderer Mitglieder, ſämmtlich namhafte Männer da. Nicht ohne innere Befangenheit trat ich in dieſen Kreis, denn noch niemals hatte ich ſo viele Koryphäen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft beiſammen geſehen, und der überaus zuvorkommende Empfang, der mir von ihnen zu Theil wurde, erfreute mich wahrhaft.

Denjenigen, auf welchen meine Aufmerkſamkeit vor Allem gerichtet war, Leopold Ranke ſah ich allerdings nicht zum erſten Male. Schon im October des vergangenen Jahres, bald nach meiner Wahl zum Mitgliede der hiſtoriſchen Commiſſion hatte er mir aus Venedig geſchrieben und mich gebeten, ihn bei ſeiner bevorſtehenden Durchreiſe durch Wien in die Berichte des kaiſerlichen Geſandten in Paris, Grafen Georg Starhemberg aus dem Jahre 1756, welche ſich auf den Abſchluß des Bündniſſes von Verſailles zwiſchen Oeſterreich und Frankreich bezogen, Einſicht nehmen zu laſſen. Ranke überſchätzte offenbar meinen Einfluß auf die Adminiſtration des Staatsarchives, welcher damals, obgleich ich dort die Stelle eines Vicedirectors bekleidete, gleich Null war. Ich konnte nichts Anderes thun, als Ranke's Brief dem Director des Staatsarchives, Hofrath von Erb vorlegen, und dieſer war nichts weniger als geneigt, dem geſtellten Anſuchen zu willfahren. Er berichtete in dieſem Sinne an das Miniſterium des Aeußern, welches ſeiner Anſchauung zuſtimmte. Ehe ich aber noch Ranke hievon ſchriftlich verſtändigen konnte, war er ſchon in Wien, ſuchte mich im Staatsarchive auf und verlangte haſtig die von ihm bezeichneten Actenſtücke zu ſehen.

Ranke's zahlreiche Verehrer, denen auch ich mich unbedingt anreihe, mögen mir das offene Geſtändniß verzeihen,

daß der erste Eindruck, den sein Aeußeres und sein Auftreten auf mich hervorbrachten, kein durchwegs günstiger war. Dazu war der ungewöhnlich kleine, unscheinbare Mann mit seinen lebhaften, eigenthümlich linkischen Bewegungen, welche bei Jemand, der so viel in hoher Gesellschaft verkehrt hatte, in Verwunderung setzten, mit seinem mächtigen Kopfe, der durch einen Wald grauer Haare fast unförmlich groß erschien, mit unschönen, wie durch Blatternarben verwischten Gesichtszügen wirklich nicht angethan. Nur der sprühende Blick seiner kleinen, aber ungemein sprechenden Augen verrieth, daß man es mit einem ungewöhnlichen Manne zu thun habe.

So peinlich es mir war, ihm davon Mittheilung machen zu müssen, daß seinem Wunsche nicht willfahrt worden sei, so sehr zeigte er selbst sich hiedurch geärgert und bestürzt. Er ließ sich beim Archivsdirector melden, um vielleicht doch noch einen Versuch zu dessen Umstimmung zu machen, aber ein solcher mußte natürlich erfolglos bleiben, da ja schon die negative Entscheidung des Ministeriums vorlag.

Das für ihn so unerfreuliche Scheitern seiner Wünsche, an welchem ich allerdings nicht die entfernteste Schuld trug, ließ mich Ranke bei unserem Wiedersehen in München in gar keiner Weise entgelten. Aber so angenehm mich das auch berührte, so machte ich doch neuerdings wieder die Erfahrung, daß nicht leicht etwas mehr dazu geeignet ist, Enttäuschung hervorzurufen und sogar zu ungerechter Beurtheilung zu verleiten, als wenn man Jemand, dessen Größe auf einem bestimmten Gebiete eine allgemein anerkannte ist, auf einem anderen eine Thätigkeit entfalten sieht, welche selbst bescheidenen Erwartungen kaum genügt, und

als eine ſolche erſchien mir die Art und Weiſe, in welcher Ranke in der hiſtoriſchen Commiſſion das Präſidium führte. Allerdings enthielt die ſehr lange Rede, mit der er die Sitzung eröffnete, ungemein viel Intereſſantes, und insbeſondere waren die Worte, welche ſich auf den Gründer der Commiſſion, den verſtorbenen König Max bezogen, tief empfunden und darum auch wahrhaft ergreifend zu nennen. Aber der mir wenigſtens ſchwer verſtändliche und manierirt erſcheinende Vortrag, mit dem er die Rede ablas, beraubte ſie für den Hörer eines großen Theiles der günſtigen Wirkung, die ſie ſpäter auf den Leſer mit Recht hervorbringen mußte.

Eigenthümlicher noch erſchien mir die Art, in welcher Ranke bei den oft recht lebhaften Verhandlungen den Vorſitz führte. Manchmal ſich eifrig an ihnen betheiligend und ſie dann wieder ganz außer Acht laſſend, wendete er ſich, von einer Art innerer Raſtloſigkeit getrieben, welche freilich auch für die Regſamkeit ſeines geiſtigen Lebens Zeugniß ablegte, bald hierhin, bald dorthin, oder er ſtand auch nicht ſelten plötzlich auf, zog einen Collegen ans Fenſter und vertiefte ſich mit ihm in ein recht laut und eifrig geführtes Geſpräch. Wie arg hiebei manchmal die Verhandlungen ſelbſt aus dem Geleiſe kamen, läßt ſich unſchwer errathen.

Aber freilich war die Verſammlung nicht arm an Männern, welche ganz dazu geeignet erſchienen, dieſe Mängel in der Leitung der Berathungen minder fühlbar zu machen, ja ſie vollſtändig auszugleichen. In erſter Linie müſſen hiebei der Secretär der hiſtoriſchen Commiſſion, Wilhelm Gieſebrecht, und insbeſondere Georg Waitz genannt werden, welch' Letzteren ich in der langen Reihe von Jahren, während deren ich dieſen Sitzungen beiwohnte,

als die festeste Stütze der Commission erkannte. Allzeit mit ganzer und ungetheilter Aufmerksamkeit bei der Sache, mit raschester Auffassung und ruhigem, scharf unterscheidendem Urtheil begabt, ein Meister der klaren, zutreffenden Rede, war Waitz ein unersetzliches, und leider muß ich heute, nach seinem Tode auch sagen, ein unersetztes Mitglied der historischen Commission. Mir war er noch von Frankfurt her, obgleich wir uns damals im entgegengesetzten, er im preußisch-erbkaiserlichen und ich im österreichischen parlamentarischen Lager befanden, ungemein freundschaftlich gesinnt. Von Jahr zu Jahr knüpften diese Bande zwischen uns sich fester, bis sie endlich durch seinen Tod in schmerzlicher Weise zerrissen wurden.

Außer Waitz kamen mir von den Mitgliedern der historischen Commission noch Georg Heinrich Pertz, der berühmte Herausgeber der Monumenta Germaniae, der Geschichtschreiber Englands, Johann Lappenberg, der biedere und treuherzige Schwabe Staelin, Verfasser einer musterhaften Geschichte seiner württembergischen Heimat, und mein alter Frankfurter College Cornelius mit ganz besonderer Freundlichkeit entgegen.

Von den Verhandlungen der Commission, an denen ich mich lebhaft betheiligte, will ich nur diejenige erwähnen, welche über ziemlich identische Anträge Ranke's und Döllinger's stattfand, ein biographisches Lexikon der berühmtesten und bemerkenswerthesten Persönlichkeiten Deutschlands herauszugeben. Mit verschiedenen Modificationen wurden diese Anträge zu einem Beschlusse erhoben, welchem Deutschland ein schon bis zum dreiunddreißigsten Bande gediehenes, also sehr umfangreiches, aber auch gediegenes Werk verdankt, das ihm wahrhaft zur Ehre gereicht.

Die ungemein behagliche Stimmung, in die mich der für mich so erfreuliche und interessante Verkehr mit meinen Collegen in der historischen Commission versetzte, wurde nicht wenig durch die liebenswürdige Zuvorkommenheit erhöht, welche der österreichische Gesandte in München, Graf Gustav Blome für mich an den Tag legte. Schon viele Jahre zuvor hatte er die Bekanntschaft meines Bruders in St. Petersburg gemacht, war dann während meines kurzen Aufenthaltes in Paris sehr freundlich für mich und ein Jahr später überaus zuvorkommend für meine Mutter gewesen. Nun traf ich ihn als Gesandten in München wieder, und er bezeigte sich neuerdings ungemein gefällig gegen mich. Insbesondere erwies er mir dadurch, daß er mich für den 1. October, an welchem Tage das bekannte Volksfest auf der Theresienwiese gefeiert wurde, und der junge König Ludwig II. sowohl dort als Abends im Hoftheater zum ersten Male nach seiner Thronbesteigung inmitten seiner Unterthanen erscheinen sollte, durch Einladung in seine Loge eine Freundlichkeit, für die ich ihm nur dankbar sein konnte.

Da es mir erwünscht war, Augenzeuge dieser Festlichkeiten zu sein, schloß ich mich meinen Collegen nicht an, von denen die Mehrzahl an jenem Tage einen größeren Ausflug unternahm, sondern blieb in München zurück. Wer kennt nicht, der jemals dort war, die weit sich hindehnende grüne Fläche zu den Füßen der Bavaria; sie und die Abhänge des Hügels, auf denen die Ruhmeshalle steht, waren mit Tausenden von Menschen bedeckt, unter denen auch manche, meistens aber recht scheußliche Volkstrachten der Weiber meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Inmitten der Wiese befand sich auf einem erhöhten Platze das königs-

liche Zelt, in welchem ſich nach und nach das diplomatiſche Corps, die Generale und ſonſtigen Würdenträger, ſämmtlich in Uniform einfanden. Bald darauf erſchien in einem vierſpännigen Wagen, von einer Cavallerie-Escorte begleitet, mit lebhaften Jubelrufen begrüßt, der junge König, eine ſchlanke, hochaufgeſchoſſene Geſtalt mit nicht nur ſchönen, ſondern auch einnehmenden Geſichtszügen, welche mich ſehr an die unſerer Kaiſerin erinnerten. Während er oben von Einem zum Anderen ging und mit Jedem freundlich ſprach, trieb ich mich unten unter den Allgäuer Stieren und Kühen, dann unter den Pferden umher, denn nach einer Stunde begann das Wettrennen, welches, als von gewöhnlichen Stallburſchen geritten, in einer für meine Augen etwas rohen Weiſe verlief.

Hierauf eilte ich nach Hauſe, mich in Gala zu werfen, denn es war hoch an der Zeit, mich in Blome's Loge zu begeben, um das erſte Erſcheinen des Königs im Hoftheater mit anzuſehen. Außer Blome ſelbſt waren noch der ruſſiſche und der preußiſche Geſandte, die Herren von Ozeroff und Heinrich von Arnim in der Loge, ſo daß die alte heilige Allianz in derſelben vollſtändig repräſentirt war. Insbeſondere gefiel mir Arnim ungemein wohl, und ſo oft ich Jahre nachher die Nachrichten über die unglaublichen Schläge des Schickſals las, die ihn, wie ich meine, ziemlich unverſchuldet trafen, ſo gedachte ich mitleidsvoll des feinen und geiſtreichen Mannes, den ich im Münchener Hoftheater zum erſten und einzigen Male ſah und ſprach.

Etwas nach halb ſieben Uhr erſchien der König in ſeiner Loge, in ſchwarzem Frack und mit ſtrahlendem Ordensſtern. Wieder begann das Hochrufen, für welches er mit graziöſen, faſt mädchenhaften Verneigungen dankte. Außer

ſeinem jüngeren Bruder Otto, der klein und unſcheinbar ausſah und ſich in einem Winkel der Loge faſt verſteckt hielt, war Niemand bei ihm.

Hatte ich bis dahin den König nur aus der Ferne geſehen, ſo ſollte mir binnen Kurzem die Freude zu Theil werden, mich ihm vorſtellen und ihn ſprechen zu können.

Alsbald nach dem Zuſammentreten der hiſtoriſchen Commiſſion hatte das Präſidium derſelben hievon dem Könige die Anzeige erſtattet und ſich angefragt, ob er etwa ihre Mitglieder in Audienz zu empfangen gedenke. Hierauf erfolgte die Antwort, der König ſei bereit, die nicht baieriſchen Commiſſionsglieder bei ſich zu ſehen; die baieriſchen aber behalte er ſich vor, gelegentlich kennen zu lernen. In Folge deſſen meldete eine Anzahl von uns ſich zur Audienz, die denn auch bereitwilligſt zugeſtanden wurde. Vor mir ging Lappenberg hinein, welcher, als er wieder heraustrat, mir die Worte zuflüſterte: „Er iſt reizend.“ Und ſo fand ich den König denn auch wirklich. Vielleicht niemals ſah ich bei einem Jünglinge, der er ja damals noch war, ſo ſchöne Geſichtszüge mit einem ſo einnehmenden, herzgewinnenden Ausdrucke gepaart. Das ſchwarze lockige Haar und der dunkle Teint verliehen ſeiner Phyſiognomie etwas an Italien Erinnerndes, das ja uns Nordländern gewöhnlich ſo ſehr gefällt. Und ſeine Art zu ſprechen, in welcher das ſichtliche Beſtreben, zuvorkommend zu ſein, mit jugendlicher Schüchternheit gar ſeltſam zuſammentraf, gab ſeinem ganzen Weſen einen eigenthümlichen Reiz. Nachdem er mir einige ſehr verbindliche Worte über meine hiſtoriſchen Schriften geſagt, über welche er, wie er behauptete, viel Lobendes gehört habe, fügte er mit freundlichem Lächeln hinzu: „Sie „begreifen, daß ich bei meinem jugendlichen Alter noch nicht

„dazu kam, Ihre Bücher zu leſen, aber ich hoffe dies bald „nachholen zu können und freue mich im voraus auf den „Genuß, den ich mir von ihnen verſpreche.“ Und nachdem er meine Antwort wohlwollend mit angehört, unterbrach er mich plötzlich mit der etwas naiven Frage: „Sagen Sie „mir, intereſſirt ſich Ihr Kaiſer für Ihre Werke?“

Mir ſchien es eben ſo unpaſſend, dieſe Frage bejahend als ſie verneinend zu beantworten. Ohne mich lang zu beſinnen, erwiederte ich daher: „Ich muß es glauben, weil „Seine Majeſtät mich an einen Platz geſtellt hat, auf dem „ich ſie zu ſchreiben vermag.“

Meine raſche Replik ſchien dem Könige zu gefallen, und er entließ mich mit huldvollen Worten. Daß ſie ihm wirklich vom Herzen kamen, dafür empfing ich dreizehn Jahre ſpäter einen für mich ſchmeichelhaften Beweis. Im Sommer 1877 hielt ich mich vorübergehend in Partenkirchen auf, und der König befand ſich zu gleicher Zeit in ſeinem nahe von dort gelegenen Landhauſe auf dem Schachen. „Arneth iſt in Partenkirchen,“ ſagte er zu einem der wenigen Menſchen, welche dort Zutritt bei ihm fanden. „Ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl und hätte ihn „gern einmal wiedergeſehen. Aber ich kann um ſeinetwillen „nicht abweichen von meinem Grundſatze, hier keinen Frem„den zu empfangen.“

Es war ein erfreulicher Abſchluß meines für mich ſo angenehmen Aufenthaltes in München, daß am letzten Abende desſelben die Frau meines Bruders mit ihrem damals etwas mehr als dritthalbjährigen Söhnlein dort eintraf, um ſich von Baden-Baden, wo ſie einen Theil des Sommers verlebt hatte, nach Wien zu begeben. Denn nach elfjähriger Dienſtleiſtung bei der Großfürſtin Helene hatte

mein Bruder, welcher, weit davon entfernt, sich ganz zu expatriiren, immer von dem Wunsche beseelt war, wenigstens die letzten Lebensjahre unserer Eltern gemeinsam mit ihnen zu verbringen, sich durch den Tod unseres Vaters veranlaßt gesehen, die Ausführung seines Entschlusses, seine Beziehungen zur Großfürstin zu lösen und sich bleibend in Wien niederzulassen, nicht noch länger hinauszuschieben. Er wollte sich nicht in die Gefahr begeben, in Bezug auf unsere Mutter Aehnliches zu erleben, wie es im vergangenen Jahre mit unserem Vater geschehen war. Diese Betrachtung erleichterte ihm einen Schritt, der ihm der Großfürstin gegenüber schwer genug wurde. Denn wie er sie aufrichtig verehrte und ihr wirklich anhänglich gesinnt war, so hatte sie sich ihm allzeit voll Huld und Vertrauen erwiesen und ließ ihn daher nicht leicht von sich ziehen.

Den besten Beweis hiefür liefern die Zeilen, welche sie am 1. November aus Berlin an meinen Bruder eigenhändig schrieb. „Ich übersende Ihnen hier, lieber Doctor," so lauten sie, „ein Zeichen der Anerkennung des Kaisers „für Ihre mir bewiesene treue Sorgfalt. Erlauben Sie „mir aber auch, meinem herzlichen Danke Ausdruck zu „geben und Ihnen zu sagen, wie sehr ich es beklage, „daß Ihre Familienbeziehungen Sie meinem Hause entführen, wo ich durch so lange Jahre ebensosehr Ihre „wissenschaftlichen Bestrebungen wie die Gediegenheit Ihres „Charakters zu schätzen wußte. Bleiben Sie uns ein treuer „Freund und zählen Sie stets auf meine dankbare Erinnerung und meine herzliche Theilnahme an Allem, was „Sie und die Ihrigen betrifft."

In Gesellschaft meiner Schwägerin und meines Neffen, eines sehr hübschen, fröhlichen und zuthulichen Kindes, legte

ich, größtentheils in luſtigem Geplauder und Spiele mit ihm die Heimfahrt von München nach Wien zurück. Etwa zwei Monate ſpäter trat ich mit einer Publication hervor, welche ziemlich weit abwich von den Bahnen, in denen ich mich bisher bewegt hatte.

1865.

Wer ſich mit einer biographiſchen Arbeit über eine der Vergangenheit angehörende hervorragende Perſönlichkeit beſchäftigt, wird vor Allem darnach trachten müſſen, möglichſt vieler eigenhändiger Aufzeichnungen derſelben, insbeſondere von ihr ſelbſt geſchriebener oder dictirter Briefe habhaft zu werden. Denn aus ihnen wird er ihre innerſten Gedanken und Anſchauungen, die eigentlichen Beweggründe zu ihren Handlungen am eheſten und ſicherſten zu erforſchen im Stande ſein.

Es war alſo nur natürlich, daß ich ſchon bei meinen Vorarbeiten zu einer Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia mich bemühte, mir Zutritt zu möglichſt vielen Privatarchiven zu erwirken, in denen ich hoffen durfte, Briefe der Kaiſerin an Perſonen zu finden, welche ſie mit ihrem Vertrauen beehrte. Denn daß ſie ihnen gegenüber mit Mittheilungen nicht kargte, auf welche ihr Biograph den höchſten Werth legen mußte, das ließ ſich aus dem einzigen Beiſpiele, welches damals vorlag, dem ungemein intereſſanten Briefwechſel zwiſchen Maria Thereſia und dem Grafen Sylva-Tarouca entnehmen, der ſchon im Jahre 1849 durch Karajan veröffentlicht worden war.

Ich kann nicht ſagen, daß meine Nachſuchung nach ſolchen Privatbriefen ganz erfolglos geblieben wäre, aber

eigentlich Wichtiges wurde mir doch nur aus den Archiven der Grafen Enzenberg zu Tratzberg in Tirol und Thurn zu Bleiburg in Kärnten mitgetheilt. Auch von Seite des Fürsten Kinsky geschah dies, doch wurden die in seinem Besitze befindlichen Briefe der Kaiserin an den Grafen Philipp Kinsky, Obersten Kanzler von Böhmen, nachdem ich sie sorgfältig copirt hatte, noch vor dem Erscheinen meines ersten Bandes von dem fürstlichen Archivar Folkmann publicirt.

Es war eine für mich äußerst erfreuliche Wirkung der günstigen Beurtheilung, welche dieser erste Band in der Oeffentlichkeit fand, daß ich von befreundeter Seite, und zwar durch den noch jetzt lebenden Geheimen Rath Freiherrn von Ransonnet darauf aufmerksam gemacht wurde, in der Privatbibliothek Sr. Majestät des Kaisers befänden sich sehr große Schränke, ganz mit handschriftlichen Aufzeichnungen gefüllt, unter denen Correspondenzen österreichischer Monarchen mit Mitgliedern ihres Hauses, von Karl VI. bis auf seinen Urenkel Franz I. herab, einen ansehnlichen Raum einnähmen.

Durch einen Mann, der mir bis zum Ende seines Lebens stets gleichmäßig ein ungemein wohlwollender Gönner und Freund war, den damaligen Feldmarschall-Lieutenant Grafen Franz Crenneville, welcher zu jener Zeit als erster General-Adjutant des Kaisers eine sehr einflußreiche Stellung einnahm, erwirkte ich mir schon im Jahre 1862 die Erlaubniß, diese Correspondenzen einsehen und sie für meine historische Arbeit verwerthen zu dürfen. Da zog denn vor Allem ein Cahier meine Aufmerksamkeit auf sich, welches die Aufschrift trug: „1770—1780. Correspondance „de S. M. l'Impératrice-Reine avec la Reine de France.“

Die ganze Sammlung bestand und besteht noch heute aus dreiundneunzig Schreiben Marie Antoinettens an ihre Mutter, wovon siebenunddreißig im Original, die übrigen aber in Abschriften vorhanden sind, welche offenbar auf Maria Theresia's Geheiß von ihrem vertrauten Cabinetssecretär Karl Joseph Freiherrn von Pichler mit großer Sorgfalt angefertigt wurden. Von den siebzig Antworten der Kaiserin finden sich, wie es in der Natur der Sache gelegen ist, nur die gleichfalls von Pichler geschriebenen Copien vor. Denn die Originale gingen ja nach Frankreich und wurden dort, sei es durch die Königin selbst oder während der Revolution vernichtet.

Hocherfreut über den Schatz, welchen zu heben mir vergönnt war, copirte ich jedes einzelne Stück mit jener peinlichen Genauigkeit, welche in derlei Dingen unerläßliche Pflicht ist. Die ganze Sammlung meiner Abschriften aber bewahrte ich sorgfältig auf, um ihren Inhalt dereinst zu benutzen, wenn ich in meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia bis zu dem letzten Jahrzehnt ihrer Regierungszeit würde gekommen sein.

Ein ganz außer meiner Berechnung liegendes Ereigniß brachte mich jedoch auf andere Gedanken. In Frankreich, dem Heimatlande der Moden, hatte die große Tonangeberin derselben, die Kaiserin Eugenie endlich einmal einen ernsteren und edleren Gegenstand als Hutformen, Crinolinen oder dergleichen, und zwar den Cultus der Königin Marie Antoinette in die Mode gebracht. So erzählte mir einmal der bekannte baierische General von der Tann, er sei wiederholt dabei gewesen, als in den Salons der Kaiserin Briefe, angeblich von Marie Antoinette herrührend, die Runde machten und allerseits ebensoviel Be-

wunderung der unglücklichen Fürſtin als Mitleid mit ihrem ſchrecklichen Schickſale hervorriefen. Wahrſcheinlich waren es dieſelben Briefe, welche im Juni 1864 ein lothringiſcher Edelmann, Graf Paul Vogt von Hunolſtein in einer eigenen Sammlung, und wie er in der Vorrede ſelbſt ſagte, nach den in ſeinen Händen befindlichen Originalen in Druck erſcheinen ließ. Von etwa hundertundfünfzig Briefen der Königin waren neunzehn an die Kaiſerin Maria Thereſia, und was beſonders auffallen mußte, nicht weniger als fünfundvierzig an die Erzherzogin Marie Chriſtine gerichtet.

Außerordentlich groß war das Aufſehen, welches dieſe allgemein für authentiſch gehaltenen Briefe in Frankreich, ja man kann wohl ſagen in Europa erregten. Raſch war nicht nur die erſte, ſondern auch die zweite, binnen Monatsfriſt erſchienene Auflage vergriffen, aber ehe noch die dritte, obwohl ſie gleichfalls nicht lang auf ſich warten ließ, auf den Markt gebracht werden konnte, trat ein Mann, der im franzöſiſchen Miniſterium des Aeußern eine höhere Stellung bekleidete, Herr Feuillet de Conches mit zwei Bänden einer vorausſichtlich ſehr umfangreich angelegten Sammlung von Schriftſtücken hervor, in denen ebenfalls eine Anzahl von Briefen der Königin Marie Antoinette an ihre Mutter und an ihre Schweſter Marie Chriſtine enthalten war.

Die phraſenhaften Tiraden, von denen die in dieſen beiden Sammelwerken abgedruckten Briefe der Königin erfüllt waren, ſagten dem Geſchmacke des großen Publicums, und zwar nicht bloß des franzöſiſchen, ſondern auch des deutſchen und des öſterreichiſchen ganz außerordentlich zu. Unſere Zeitungen begannen ſich lebhaft mit den in Paris erſchienenen Briefen der Königin zu beſchäftigen, und ein großes Wiener Journal, die „Preſſe“, brachte am 15. December

1864 aus der Feder eines ungenannten Autors, der sich mir gegenüber später als der Polizeirath Gentz, ein Sohn des berühmten Publicisten entpuppte, einen fast leidenschaftlich geschriebenen Artikel über sie. „Wir zweifeln," so hieß es darin, „keinen Augenblick an der Echtheit des Inhaltes „dieser Briefe. Wie ein göttlicher Stempel ist ihnen das „Merkmal der Wahrheit aufgeprägt! Schlafen denn," fuhr der Autor des Artikels später fort, „die Geschichtsforscher „Oesterreichs, oder sind die Nibelungen die äußerste Grenze „ihrer eifrigen Forschungen? Die hochherzige Tochter der „großen Kaiserin wäre wohl noch einiger Bemühungen „werth."

Für mich hatte es nicht erst dieser etwas drastischen Ausfälle bedurft, um mich zur Führung des Beweises zu veranlassen, daß wenigstens Einer der österreichischen Historiker nicht in den ihnen von Herrn Gentz zugemutheten lethargischen Schlaf versunken sei. Gleich nach dem Erscheinen der von dem Grafen Hunolstein und Herrn Feuillet de Conches veröffentlichten Sammlungen vermeintlicher Briefe der Königin an ihre Mutter und ihre Schwester stand meine Ueberzeugung fest, daß dieselben, wenn nicht insgesammt, so doch zum größten Theile gefälscht seien. Dies klar zu erkennen, konnte ich mir keineswegs zum Verdienste anrechnen, denn ohne Uebertreibung darf ich wohl sagen, daß ich damals vielleicht der einzige Mensch in der Welt war, der einen authentischen Brief der Königin an ihre Mutter jemals gesehen hatte. Der alte Herr von Khlopber, der schon unter Kaiser Franz in dessen Privatbibliothek gedient hatte und im Laufe der Zeit zu ihrem Vorstande heraufgerückt war, lebte zwar noch, aber er hatte sich wohl schwerlich jemals näher mit diesen Schriftstücken befaßt, sondern sie nur als eine streng

geheim zu haltende Sache vor jedem profanen Auge sorgsam behütet. Aus langverschlossenem Schranke und mit Staub bedeckt waren sie mir von ihm hervorgeholt worden, wie er sie denn auch, nachdem ich sie copirt, persönlich wieder von mir in Empfang nahm.

Neben diesen Briefen, deren unbedingte Echtheit schon im Hinblick auf die Art ihrer Provenienz von Niemand in Zweifel gezogen werden konnte und auch in dem späteren erbitterten Streite, der sich über die Authenticität der in Frankreich publicirten Briefe entspann, von keiner Seite bestritten wurde, konnten die letzteren durchaus nicht bestehen. Ihre Unechtheit darzuthun und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, mußte ich als meine nächstliegende Aufgabe erkennen, und darum zögerte ich auch keinen Augenblick, die in der Privatbibliothek des Kaisers befindliche authentische Correspondenz der Königin mit ihrer Mutter in Druck legen zu lassen. Aber es schien mir würdiger, und man gestatte mir den Ausdruck, edler zu sein, dies ohne irgendwelche Polemik gegen die französischen Briefsammlungen und deren Herausgeber zu thun. Nur zu leicht hätte ich den häßlichen Schein auf mich laden können, als ob ich meinem Buche durch Herabsetzung derer, die ihm vorangegangen waren, den Weg ebnen wolle. Früher oder später werde es sich schon selbst, dessen war ich gewiß, die Bahn brechen und die Wahrheit ans Licht bringen.

Diese meine Vermuthung ging denn auch nach beiden Richtungen hin in wirklich glänzender Weise in Erfüllung. Nicht nur in Oesterreich und in Deutschland, sondern vor Allem in Frankreich fand mein Buch, obgleich es unter deutschem Titel und mit einer deutsch geschriebenen Vorrede, deutschen Anmerkungen und ebensolchem Inhaltsverzeichnisse

erſchien, doch eine ſehr gute Aufnahme. Die erſten Federn dieſes Landes, ich nenne nur Sainte-Beuve, Cuvillier-Fleury, Niſard beſchäftigten ſich eingehend mit ihm und widmeten ihm lange und überaus wohlwollende Beſprechungen, wobei dem Berühmteſten unter ihnen, Sainte-Beuve, ein komiſcher, echt franzöſiſcher Irrthum widerfuhr. Er hielt nämlich die meinem Namen vorangehende, in Oeſterreich ſo gewöhnliche Adelsbezeichnung für meinen Namen ſelbſt und nannte mein Buch nur immer das des Monſieur Ritter. Als ihn aber ein anderer franzöſiſcher Schriftſteller, Herr Depping, welcher, weil deutſchen Urſprunges, die Sache richtiger verſtand, eines Beſſeren belehrte, da wurde Sainte-Beuve hiedurch keinen Augenblick aus der Faſſung gebracht. In einem zweiten Aufſatze ſchob er einfach das Verſchulden ſeines Irrthums mir zu; „car en France“, ſagte er wörtlich, „il faut se présenter à la française“. Das hinderte übrigens nicht, daß er ſelbſt gleich anderen namhaften Franzoſen nur in anerkennendſter Weiſe über mein Buch ſchrieb. Alle bezeichneten dasſelbe als einen unſchätzbaren Beitrag zu beſſerer Würdigung der großartigen Geſtalt der Kaiſerin Maria Thereſia und zu näherer Charakteriſtik der, wie Cuvillier-Fleury ſich mir gegenüber ausdrückte, einerſeits heroiſchen und andererſeits herzgewinnenden Perſönlichkeit ihrer Tochter Marie Antoinette.

Die zweite aus meinem Buche ſich ergebende Folgerung, welche in der Erkenntniß der Unechtheit der franzöſiſchen Publicationen beſtehen mußte, ſcheuten ſie ſich freilich noch zu ziehen. Gar Mancher unter ihnen, welcher Zutritt zu den ſchöngeiſtigen Zirkeln der Kaiſerin Eugenie genoß, mochte dort ſchon die ſogenannten Originale dieſer Briefe geſehen, geleſen und bewundert, dann aber gleich ſeinen

übrigen Landsleuten die Bücher der Herren Hunolstein und Feuillet de Conches mit Freude begrüßt und ihren Inhalt auch nicht von fern für zweifelhaft gehalten haben. Da war es nicht leicht, so rasch schon sich selbst zu widersprechen, und wenn auch in ernsteren Beurtheilern schon damals ein schwerwiegender Verdacht aufgestiegen sein mochte, so wurde er wenigstens vorläufig noch landsmannschaftlich verschwiegen.

Da kam von Seite eines deutschen Gelehrten, der keine solchen Rücksichten zu beobachten hatte, der erste und kräftigste Anstoß zur Entscheidung der Frage, ob die in Frankreich publicirten Briefe der Königin Marie Antoinette an ihre Mutter und ihre Schwester als authentisch zu betrachten oder ob sie nicht vielmehr als eine grobe Fälschung anzusehen seien.

Herrn Heinrich von Sybel, damals Professor in Bonn, gebührt das Verdienst, zuerst in einer allen Anforderungen strenger historischer Kritik entsprechenden Abhandlung den, ich darf wohl sagen unwiderleglichen Nachweis der Unechtheit jener Briefe geliefert zu haben. Obwohl er seine Beweisführung auf nicht viel Anderes als auf die Vergleichung derselben mit den von mir veröffentlichten Briefen zu gründen vermochte, so gelang sie ihm doch vollständig, und sie machte daher auch in Frankreich sehr großes Aufsehen. Wenn ich nicht irre, war es Herr Edmond Scherer, der zuerst im „Temps“ für die Sybel'sche Anschauung in die Schranken trat, und er fand bald an August Geffroy sowie später an George Gandy eifrige Genossen. Ihre Ausführungen blieben auch in Frankreich nicht ohne Wirkung, und so schmerzlich dies für das in jenem Lande so empfindliche Nationalgefühl sein mochte, so wurde doch auch dort der Kreis derer immer

größer, welche einzusehen begannen, daß man durch die einheimischen Publicationen getäuscht worden sei.

Daß auch Sainte-Beuve dieser Anschauung nicht fern stand, deutete er in einem Briefe, den er mir am 23. Februar 1866 schrieb, ziemlich unverhüllt an. „Die Erörterungen," sagte er darin, „welche durch die letzten Publicationen über Marie Antoinette angeregt wurden, haben uns in große Verlegenheit und wahre Bestürzung versetzt. Einerseits will man sich nicht irreführen lassen und andererseits nicht bis an ihr letztes Ende Folgerungen ziehen, welche Unredlichkeit bei Leuten aufdecken würden, die man bisher aus so vielen Gründen geschätzt hat."

Ganz verschieden war das Verfahren, welches dem gegenüber die beiden französischen Herausgeber der Briefe der Königin beobachteten. Während Graf Hunolstein ein vornehmes Stillschweigen beobachtete und sich so ruhig verhielt, als ob der Streit ihn nichts angienge, nahm Herr Feuillet de Conches den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh mit einer Herzhaftigkeit auf, welcher nur eine bessere Sache als Vertheidigungsobject zu wünschen gewesen wäre. In der „Indépendance belge", im „Journal des Débats", im „Temps" endlich erschienen langathmige Artikel aus seiner Feder, die er in der Vorrede zu dem dritten Bande seines Sammelwerkes wiederholte und noch umständlicher ausführte. Aber er war damit nicht glücklicher als mit seiner Publication selbst. Ueber einen der Punkte, auf welche es hauptsächlich ankam, wie er denn zu den von ihm reproducirten Autographen gekommen sei, wußte er eben so wenig glaubwürdigen Aufschluß zu geben als die grellen Widersprüche irgendwie zu erklären, in denen sich der Inhalt der von ihm publicirten Briefe der Königin mit dem der echten befand.

Auch ein Herr Jakob Charavay, welcher, wie es scheint, bei dem Ankaufe der gefälschten Briefe der Königin durch den Grafen Hunolstein intervenirt hatte, griff nun zur Feder, um für die Echtheit derselben und der von Herrn Feuillet de Conches veröffentlichten zu kämpfen, aber er war dabei nicht mehr als der Letztere vom Glücke begünstigt. Obwohl Autographenkenner von Fach, scheint doch auch er durch die theilweise sehr geschickt gemachten Falsificationen getäuscht worden zu sein, denn an seinem guten Glauben zu zweifeln, dazu wurde mir niemals ein Anlaß geboten. Und mit Vorbedacht rede ich von einer theilweise sehr geschickten Fälschung, denn die Schriftzüge der Königin waren denjenigen täuschend nachgeahmt, in welchen sie während der späteren und bei Weitem längeren Zeit ihres Aufenthaltes in Frankreich schrieb. Aber das wußte der Fälscher nicht und ließ es daher auch ganz außer Acht, daß die Schriftzüge Antoinettens als Dauphine mit denen der späteren Jahre fast gar keine Aehnlichkeit besaßen. Waren sie früher recht unförmliche, spitzige und eckige gewesen, so nahmen sie etwa um die Zeit der Thronbesteigung Antoinettens einen gewandteren, gerundeteren Charakter an, und Niemand, der die Schrift vom Jahre 1770 mit der von 1780 vergleicht, wird glauben, daß sie von einer und derselben Person herrührt.

Dieser Thatsache gegenüber blieb der declamatorische Ton, in welchem Herr Charavay ausrief, wie könne man nur annehmen, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, eine Dauphine von Frankreich habe eine so unglaublich schlechte Handschrift besessen, als welche sie auf den meinem Buche vorsichtiger Weise beigegebenen Facsimile's erschien, vollkommen wirkungslos. Gewiß ist es besonders für uns

Oesterreicher nicht gerade erfreulich, daß die Schrift der Erzherzogin dem Unterrichte, den sie in Wien genossen, so wenig zur Ehre gereichte. Aber es war nun einmal so, und die unbestreitbare Richtigkeit dieses Umstandes wurde gerade in Frankreich in überzeugender Weise dargethan. Um die Wahrheit zu ergründen, suchte man eifrig nach Schriftzügen der Königin aus der frühesten Zeit ihres Aufenthaltes in Frankreich, und man fand sie an verschiedenen Orten, insbesondere in der Mairie von Versailles, und zwar auf ihrem eigenen Trauungsacte und dem ihres Schwagers, des Grafen von Provence, sowie auf anderen ähnlichen Documenten. Man fand sie auch in Parma auf einem Briefe Antoinettens an ihre ältere Schwester, die Infantin Amalie, und siehe da, die Schriftzüge der Dauphine zeigten genau denselben Charakter und ihre Unterschrift glich vollkommen der, welche auf den von mir veröffentlichten Facsimile's wiedergegeben war.

Dieser auf den ersten Blick in die Augen fallende Umstand kam mir zu Gute, als Graf Hunolstein bei einem, sei es bloß zufälligen, sei es von ihm absichtlich herbeigeführten Zusammentreffen die in seinem Besitze befindlichen vermeintlichen Autographen der Königin mir zur Beurtheilung vorlegte. Zu Ende des September 1865, und zwar in München geschah dies, wohin ich neuerdings zu den Sitzungen der historischen Commission, Hunolstein aber aus dem Grunde gekommen war, weil er die ihm damals gehörende Insel Herrenchiemsee besuchen wollte, auf welcher jetzt das viel besprochene und viel begaffte Schloß des unglücklichen Königs Ludwig II. von Baiern steht. Als mir Graf Hunolstein seine sogenannten Autographen zeigte, konnte ich sie, insofern sie aus den Jahren 1770—1774 datirt waren,

gleich auf den ersten Blick unbedenklich als gefälscht erklären, denn sie waren insgesammt in der Handschrift aus der späteren und nicht in der aus der früheren Zeit der Königin geschrieben. Je mehr aber die Briefe sich jener späteren Zeit näherten und zur Beurtheilung ihrer Echtheit auch noch andere Momente als bloß ihre Schriftzüge in Betracht kamen, mußte ich mit meinem Urtheile vorsichtiger sein. Ich schlug also dem Grafen Hunolstein vor, er möge mit den Briefen nach Wien kommen, sie dort ruhig und ungestört mit den wirklichen Autographen vergleichen und sich dann selbst sein Urtheil bilden.

Hievon wollte jedoch Hunolstein wenigstens mir gegenüber nichts hören. Herr von Sybel, der im vergangenen Jahre bei meinem ersten Besuche der Sitzungen der historischen Commission denselben nicht beigewohnt hatte und mit dem ich nun zum ersten Male zusammentraf, erzählt in einer zweiten Abhandlung, die er über diesen Gegenstand schrieb, Graf Hunolstein habe auch ihm seine Autographen zur Ansicht vorgelegt und seinen festen Entschluß ausgesprochen, dies in Wien gleichfalls zu thun. Gegen mich äußerte er sich jedoch anders, und daß das, was er mir sagte, doch eigentlich sein wirklicher Entschluß war, wird dadurch bewiesen, daß die Vorlegung seiner Autographen in Wien niemals erfolgte. Ja als im Jahre 1873 Graf Hunolstein in Begleitung eines Vetters, des baierischen Generalmajors Freiherrn von Hunolstein nach Wien kam, um die Weltausstellung zu sehen, hatten beide Herren die Freundlichkeit, mich zu besuchen. Selbstverständlich machte ich ihnen sogleich den Vorschlag, ihnen im Staatsarchive die echten Autographen der Königin zu zeigen. Aber sie ließen sich durchaus nicht bewegen, dorthin zu kommen und von denselben Einsicht zu nehmen.

Heutzutage zweifelt wohl auch in Frankreich kein einsichtsvoller Mensch mehr, daß die daselbst vor fast dreißig Jahren publicirten Briefe der Königin an ihre Mutter und an ihre Schwester Marie Christine, mit welch' Letzterer übrigens Marie Antoinette, den einen oder den anderen vereinzelten Brief abgerechnet, in gar keiner Correspondenz stand, nichts als Fälschungen waren. Ja ich habe sogar Ursache, zu glauben, daß diese Erkenntniß sich seither auch in der Familie Hunolstein Bahn brach.

Ich aber wurde durch meine Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette, welcher noch im Jahre 1865 eine zweite Auflage erlebte, gleichsam dazu verpflichtet, auch den der Königin mit ihren Brüdern Joseph II. und Leopold II. zu publiciren. Und angeregt durch die ganz ungewöhnliche Theilnahme, welche diese Briefsammlungen fanden, sowie von der Ueberzeugung geleitet, hiedurch der historischen Wissenschaft und insbesondere der Geschichte Oesterreichs und seines Kaiserhauses einen nicht gering anzuschlagenden Dienst zu erweisen, ließ ich im Jahre 1867 auch die Correspondenz zwischen Maria Theresia und Joseph II., im Jahre 1869 aber die des Letzteren mit der Kaiserin Katharina von Rußland erscheinen. Aus dem russischen Reichsarchive wurden mir hiezu Copien der daselbst befindlichen Briefe Kaiser Josephs, von denen in Wien keine Abschriften zurückbehalten worden waren, bereitwilligst mitgetheilt.

Die Herausgabe dieser Correspondenzen wurde mir dadurch wesentlich erleichtert, daß sie mir noch im Sommer des Jahres 1865 in Folge eines durch Vermittlung des Grafen Crenneville erwirkten kaiserlichen Befehls aus der Privatbibliothek Seiner Majestät sammt einer sehr großen

Menge ähnlicher Schriften mit dem Auftrage zugewiesen wurden, Vorschläge über ihre künftige Aufbewahrung zu erstatten. Ich sortirte sie mit Sorgfalt, und in Folge meiner Anträge wurden mehr als siebenhundert Cahiers dem Staatsarchive und etwa dreihundert den verschiedenen Ministerien zugewiesen, deren Geschäftskreis ihr Inhalt betraf.

Diese mühselige Arbeit, verbunden mit denen, die mir als Mitglied des Landesausschusses oblagen, die Anstrengung endlich, welche mir die gleichfalls im Sommer 1865 geschehende Vollendung des dritten Bandes meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia verursachte, der mit dem Aachener Frieden von 1748 endigte und die erste Gruppe meines beabsichtigten Gesammtwerkes abschloß, Alles dies legte mir die Pflicht auf, Ausgiebiges für meine Erholung zu thun. Gebieterischer noch drängten hiezu die Rücksicht auf den nun schon seit länger als Jahresfrist andauernden traurigen Gemüthszustand meiner Frau und der Wunsch, auch meiner Tochter wieder einmal Freude und Zerstreuung zu bereiten.

Von St. Florian aus, wo meine Frau und meine Tochter schon durch fast sechs Wochen die für uns wirklich unerschöpfliche Gastfreundschaft des Stiftes, den herzerfreuenden Umgang mit dem Prälaten Stülz und den heiteren Verkehr mit einigen seiner Conventualen genossen hatten, traten wir am Abende des 15. Juli eine Reise nach der Schweiz an. Natürlich darf ich mich hier nicht auf eine ausführliche Beschreibung derselben einlassen, zu welcher ein mit Sorgfalt geführtes Tagebuch meiner Tochter genug Anhaltspunkte darböte. Aber ich kann doch auch wieder der Versuchung nicht ganz widerstehen, wenigstens Einiges nicht unerwähnt zu lassen, was mir für unsere Art zu reisen und

für die Eindrücke, welche wir während unserer Wanderungen empfingen, charakteristisch zu sein scheint.

Ueber München und Augsburg fuhren wir in Einem Zuge nach Lindau und von da mit einem kurzen Abstecher nach Bregenz über Constanz nach Schaffhausen, in dessen Nähe wir zuerst noch in prächtiger Sonnenbeleuchtung und dann bei herrlichem Mondschein den entzückenden Anblick des Rheinfalls genossen. Am nächsten Tage kamen wir nach Zürich, von wo aus wir den Uetli besuchten, dessen Höhepunkt wir gleichwie am folgenden Tage den des Rigi ganz bequem auf Saumpferden erreichten.

Das wenig anmuthende Treiben der Touristenschaar auf Rigi-Kulm vertrieb uns bald nach Sonnenaufgang von dort. Zu Fuße traten wir den Marsch an dem wunderbar schön gelegenen Rigi-Kaltbad vorbei nach Wäggis an, von wo wir mit dem Dampfschiffe nach Luzern fuhren. Hier kehrten wir in dem seither schon längst wieder von anderen Gasthöfen überflügelten Hotel „zum Schwan" ein, weil ich mich fast mit Rührung des Augenblickes erinnerte, in welchem mein Bruder und ich vor achtundzwanzig Jahren als reisende Studenten vor diesem Hause stehen blieben, sehnsüchtige Blicke in sein Inneres warfen, dann aber aus Furcht vor den für uns wahrscheinlich unerschwinglichen Preisen der Stimme der Vernunft folgten und uns mit einem Imbiß in der nichts weniger als einladend aussehenden Herberge „zum Schimmel" begnügten.

Von Luzern, wo das erste Mal unsere Wanderungen in der Schweiz ein Ende gefunden hatten, fuhren wir jetzt weiter, zunächst über den Vierwaldstätterse bis Flüelen und dann in sehr gutem Wagen die wunderbare Gotthardstraße hinan bis Hospenthal. Der Ausblick von der Teufelsbrücke

und der merkwürdige Contraſt, der ſich dem Auge darbietet, wenn man von dort binnen wenigen Minuten durch das finſtere Urnerloch das weite, grüne, friedliche Thal von Andermatt betritt, laſſen ſich kaum beſchreiben. Zu bedauern iſt es aber, daß in Folge des Tunnels, der durch den Gotthard getrieben wurde, die Straße über denſelben einer Vereinſamung anheimfallen wird, welche die Bewohner der an ihr liegenden Orte der Verarmung preisgibt. Und die Schaar der Reiſenden wird dadurch halb gezwungen und halb freiwillig um eine Reihe der großartigſten Scenerien gebracht, die es überhaupt gibt.

Noch impoſanter waren freilich diejenigen, die uns am nächſten Tage zu Geſicht kamen. Am früheſten Morgen brachen wir auf, und wir ſaßen ſchon auf unſeren Pferden, als die Sonne gleichſam verſpätet in ſtrahlendem Glanze hinter den Bergen hervorkam. Bei dem elenden Dörfchen Realp wichen wir rechts von der Gotthardſtraße ab, und nach mehr als vierſtündigem Ritte durch die einſamſte und unbewohnteſte Gegend erreichten wir endlich die Paßhöhe der Furka, von wo wir die impoſante Gruppe des Finſteraarhorns in täuſchender Nähe und unbeſchreiblicher Pracht vor uns ſahen. Vor und in dem Furkahauſe machten wir halb freiwillige, halb gezwungene Raſt, denn der großen Sprengungen wegen, welche bei Anlegung der gerade im Bau begriffenen Militärſtraße nach dem Canton Wallis vorgenommen wurden, war es zwiſchen zwölf und zwei Uhr verboten, die Strecke zwiſchen dem Furkahauſe und dem Rhonegletſcher zu betreten. Gleich nach Ablauf dieſer Friſt ſetzten wir unſeren Weg fort, zuerſt ein ſteil abfallendes Wieſenthal hinunter, dann über eine Stunde den großartigen Gletſcher entlang und endlich die ſteile Maien-

wand hinauf, welch' Letztere meine Tochter und ich, weil unsere erbärmlichen Pferde dienstuntauglich geworden waren, zu Fuß hinanstiegen, bis wir endlich das damals recht unwirthlich aussehende Grimselhospiz erreichten, wo wir die Nacht über blieben.

Hatten wir uns schon am Abend darauf gefreut, dieses verwahrloste Haus mit seinen unfreundlichen Wirthsleuten und die traurige Oede, in der es lag, am frühesten Morgen wieder verlassen zu können, so wurden wir gar bald durch lautes Geplätscher bitter enttäuscht. So dicht und so anhaltend strömte der Regen herab, daß an baldigen Aufbruch fürwahr nicht gedacht werden konnte. Aber kaum minder schrecklich war die Aussicht, in unserer ungastlichen Behausung einen ganzen Tag und eine zweite Nacht zubringen zu müssen. Etwa um halb zwölf Uhr entschlossen wir uns zum Aufbruch, und nicht lange waren wir trotz Regen, Nebel und Nässe rüstig vorwärts marschirt, denn wir wollten den Weg bis Meiringen schon aus dem Grunde zu Fuß zurücklegen, weil er zum Abwärtsreiten zu steil war, so hörte wenigstens der Regen auf, und wir kamen weit besser weg, als wir es zu hoffen gewagt hatten. Nach etwa zweistündigem Marsche gelangten wir zu dem prächtigen Handeckfalle, der damals der argen Regengüsse wegen ungemein wasserreich war, aber freilich fehlte die Beleuchtung, denn der Himmel blieb grau und trüb. Gegen Abend klärte er sich jedoch auf, und beim hellen Scheine der Sonne durchzogen wir das liebliche Haslithal, welches reizend abstach gegen die wilden und öden Gegenden, aus denen wir kamen. Und ebenso war das Nachtlager in Meiringen ein ungleich wirthlicheres als das auf der Grimsel.

Wer kennt nicht, der jemals die Schweiz beſuchte, den wundervollen Weg, der von Meiringen am Reichenbachfall und am Roſenlauigletſcher vorüberführt und den nur die unzähligen Betteleien, mit welchen man unter allerlei Formen behelligt wird, ein klein wenig vergällen. Hier muß man einen gewiſſen Zoll entrichten, um zu dem Platze gelangen zu können, von welchem aus man den Reichenbachfall am beſten ſieht. Dann ſtößt man auf eine Hütte, deren Beſitzer die Vorübergehenden faſt zwingt, die gefangene Gemſe zu betrachten, die er in derſelben verwahrt hält. Dort in der Nähe der Felswand ſteht ein Alphornbläſer, der bei Deiner Annäherung gehörerſchütternde Töne hervorſtößt und durch ſie ein allerdings merkwürdiges Echo wachruft. Und nun paſſirſt Du eine Brücke, von welcher ein kleiner Junge große Steine in den tiefen Abgrund hinabwirft und dadurch ein donnerndes Getöſe hervorbringt.

Schließlich kann man ſich über all die Brandſchatzungen nur ärgern oder ihnen eine humoriſtiſche Seite abzugewinnen ſuchen. Meine Tochter und ich waren weit mehr zu dem Letzteren als zu dem Erſteren geneigt, und durch den Muthwillen, der uns beſeelte, ließen wir uns bald zu einem Stücklein verleiten, das zwar nicht gerade von unſerer Freigebigkeit zeugte, uns aber höchlich beluſtigte.

In der Nähe des Roſenlauigletſchers ſtand bei einem geladenen Pöller ein Mann, der mit lebhaften Worten den ganz unerhörten Effect pries, welchen ein Schuß aus demſelben auf das in der gegenüberliegenden Felswand ſchlummernde Echo hervorbringe. Lachend entgegnete ich ihm, wir hätten die Tage her und erſt vor wenig Minuten ſo viele Echo's gehört, daß wir für jetzt deſſen ſatt wären; unſertwegen möge er nur ja den Pöller nicht losſchießen. Zornig

entgegnete der Mann, wir wüßten eben nicht, welchen Genusses wir uns beraubten; aber während wir so lebhafte Worte austauschten, er erbost und ich hiedurch nicht aus meiner heiteren Stimmung gebracht, kam uns von anderer Seite her eine Schaar englischer Touristen, Herren und Damen entgegen. „Nun warten wir ein wenig," sagte ich zu meiner Tochter, „er wird sich schrecklich ärgern, wenn „wir, ohne dafür zu bezahlen, das Echo hören."

Gesagt, gethan. Die Engländer zahlten allsogleich für den Schuß und hielten still, um dessen Wirkungen zu vernehmen. Der Mann aber zögerte unter allerlei Vorwänden, um abzuwarten, bis wir uns entfernt hätten. Als ich dies gewahr wurde, setzte ich mich ruhig auf ein Felsstück, und es blieb ihm schließlich nichts übrig als loszubrennen. Nun entfernten wir uns, und er schoß uns, wenn auch keinen Pöller, so doch zornige Blicke genug nach. Wir aber erheiterten uns noch mehr an dem erhebenden Gefühle, einen auf die fremden Reisenden speculirenden Schweizer geprellt zu haben.

Vielleicht war es eine gerechte Strafe für diese Frevelthat, daß gegen Ende des herrlichen Weges, den wir verfolgten, die Nebel sich immer mehr und mehr verdichteten und uns schließlich jeden Ausblick benahmen. Als wir die große Scheideck erreichten, war von der entzückenden Fernsicht, die man sonst dort genießt, absolut nichts zu sehen und das Hochgebirg gerade so wie das zu unseren Füßen liegende Grindelwaldthal in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Verließen wir schon jetzt diesen Höhepunkt, so war es ebenso gut, als ob wir dort niemals gewesen wären. Trotz der sehr primitiven Unterkunft, die wir daselbst fanden, beschlossen wir die Nacht dazubleiben und abzuwarten,

ob uns nicht der künftige Morgen günſtigeres Wetter gewähre.

Aber dieſe Hoffnung wurde ſehr empfindlich getäuſcht. Die ganze Nacht hindurch goß es in Strömen, und auch der Morgen brachte keine Aenderung mit ſich. Die Umgebung unſeres Unterkunftshauſes, das ſchon an und für ſich recht unerquicklich war, hatte ſich in ein Kothmeer verwandelt, und es blieb nichts Anderes übrig, als Alles aufzubieten, um dieſer unerfreulichen Situation möglichſt bald zu entrinnen. Ich miethete alſo zwei Tragſeſſel, einen für meine Frau und den zweiten für meine Tochter; ich aber eilte ihnen trotz andauernden Regenguſſes und tief durchweichter Wege nach Grindelwald voran, wo ich lang vor ihnen in dem Gaſthofe zum „Bären“ eintraf.

Als wir nach gründlicher Reinigung und vollſtändigem Kleiderwechſel den Speiſeſaal betraten, fanden wir dort die „Berner Zeitung“ und in ihr die Nachricht, halb Iſchl ſei von einer ſehr ſtarken Feuersbrunſt in Aſche gelegt worden. Heftig erſchraken wir hierüber, denn meine Mutter, welche, ſchon hochbetagt, ſeit dem Tode meines Vaters nie mehr zu recht befriedigendem Geſundheitszuſtande gelangt war, und mein bereits achtzigjähriger Onkel Heinrich Adamberger befanden ſich ja in Iſchl, und wir waren natürlich ebenſo unklar als in Beſorgniß über ihr etwaiges Schickſal. Allſogleich telegraphirte ich um nähere Auskunft nach Iſchl, wir erhielten jedoch ſowohl an dieſem Tage als auch am nächſten Morgen keine Antwort, und wir geriethen deßhalb ſowie über das ſchlechte Wetter, das fortwährend herrſchte, in eine recht trübſelige Stimmung. Auf der Terraſſe unter uns ging es jedoch echt wieneriſch luſtig zu; die Herren Baumeiſter, Fricke und Schöne von unſerem

Burgtheater, welche, wenn ich nicht irre, von einem Gastspiele in Zürich kamen, verzehrten dort ein Gabelfrühstück in heiterster Laune. Auch Fröhlichkeit wirkt ansteckend; so wurden wir denn allmälig ebenfalls guten Muthes und fuhren des Nachmittags, da ein längerer Aufenthalt mitten im Hochgebirge wegen Ungunst des Wetters nicht sehr erfreulich war, nach Interlaken, wo wir endlich am nächsten Tage ein uns ziemlich beruhigendes Telegramm aus Ischl erhielten.

Bald wurde es durch einen ausführlichen Brief meiner Mutter ergänzt, die in ihrer anschaulichen Weise das peinliche Ereigniß gleichsam dramatisch schilderte. Außer dem furchtbaren Schrecken, den sie ausgestanden, war ihr kein Nachtheil widerfahren, da das Haus, welches sie bewohnte, von den Flammen verschont blieb. Schlimmer erging es meinem Onkel, dem es zwar gelang, sich selbst zu retten, der aber, ein eifriger Sammler von Kunstsachen und Antiquitäten, Alles verlor, was er im Laufe mehrerer Jahre in Ischl aufgehäuft hatte und woran wirklich sein Herz hing.

Obwohl wir dies aufrichtig beklagten, mußten wir doch die Nachrichten aus Ischl im Vergleiche zu dem, was dort hätte geschehen können, als tröstliche ansehen. In vergnügter Stimmung brachten wir daher die Tage zu, während deren wir in Interlaken ausruhend verweilten. Und da das Wetter sich allmälig besserte, unternahmen wir einige Ausflüge von dort, zuerst nach dem Gießbach am Brienzer See und dann nach Lauterbrunnen und auf die Wengernalpe bis zur kleinen Scheideck, am folgenden Tage aber nach Mürren. Insbesondere waren es die beiden letzteren, wahrhaft herrlichen Partien, welche uns vollauf ent-

schädigten für das Ungemach, das wir im Grimselhospiz und auf der großen Scheideck auszustehen gehabt hatten.

Thun, Bern, Freiburg, Vevey bildeten nun die Hauptpunkte unserer ferneren Schweizertour. Ueberall verweilten wir wenigstens einige Zeit, um an dem Sehenswürdigsten nicht achtlos vorüberzueilen. So besichtigten wir eingehend Chillon und gedachten der Leiden des Abbé Bonnivard und ihrer ergreifenden Schilderung durch Lord Byron. Bewundernd erkannten wir hiebei die wahrhaft zauberische Macht der Poesie. Was wäre Chillon ohne Byron, ja man darf wohl sogar sagen, was wären die schweizerischen Urcantone ohne Friedrich Schiller!

Wenn wir für diesen Tag Saint-Maurice als den Zielpunkt unserer Fahrt erkoren, so war es nicht die in der Nähe dieser Stadt befindliche malerische Rhonebrücke, welche schon in Kremsmünster unter unseren Zeichnungsvorlagen figurirt hatte, sondern unsere so tief eingewurzelte Vorliebe für St. Florian, die uns hiezu veranlaßte. Denn wir wünschten in Saint-Maurice die dort befindliche älteste Augustiner-Abtei diesseits der Alpen zu besuchen, um dereinst in St. Florian über sie berichten zu können. Darum nahmen wir das elende Nachtquartier in dem düsteren und schmutzigen Städtchen gern in den Kauf und begannen das Unwirthliche desselben erst dann in recht unerfreulicher Weise zu verspüren, als unsere eigentliche Absicht so ziemlich gescheitert war. Meine Frau und meine Tochter durften nur die Kirche betreten, welche bunt und überladen, im Ganzen recht geschmacklos ausgestattet ist. Das Stiftsgebäude, ein Wohnhaus der schlichtesten Art, blieb ihnen der strengen Clausur wegen verschlossen, während mir wenigstens am nächsten Morgen von einem höflichen Geistlichen die Schatz-

kammer und die Bibliothek gezeigt wurden, welche einzelnes Schöne und Intereſſante enthalten.

In unſeren Erwartungen diesmal getäuſcht, dehnten wir unſere Fahrt rhoneaufwärts bis nach Sion aus, deſſen merkwürdiges altes Schloß wir eingehend beſichtigten. Hierauf kehrten wir wieder nach Martigny zurück, wo wir übernachteten, um am nächſten Morgen den Ritt über den Col de Balme nach Chamouny zu unternehmen. Er ging ohne einen anderen Zwiſchenfall vor ſich, als daß ein alter Engländer, der ſich mit einigen ſeiner Landsleute uns angeſchloſſen hatte, auf ſeinem Mauleſel, der nach Art dieſer Thiere hart am Abgrunde ruhig ſeinen Pfad verfolgte, aus Angſt vor der ſchwindelnden Tiefe ſich ſo weit nach der anderen Seite hinüberneigte, bis er endlich von ſeinem Reitthiere herabfiel. Da das Letztere gelaſſen ſtehen blieb und auch der Engländer raſch wieder auf den Beinen war, paſſirte ihm weiter nichts, nur ließ er ſich durch kein Zureden bewegen, neuerdings aufzuſteigen, und rannte ſo raſch und zugleich ſo athemlos keuchend vor uns her, daß wir ernſtlich beſorgten, der Schlag könnte ihn treffen oder er ſich eine Lungenentzündung zuziehen. Als gar keine Vernunftgründe verfingen, ſagte einer unſerer Führer mit gleichgiltigem Lächeln: „Les Anglais sont plus obstinés que les „mulets.“

Trotzdem waren unſere Gefährten doch ganz angenehme Reiſekameraden, und ſowohl während der Raſtzeit auf dem Col de Balme als bei dem raſchen und ich möchte faſt ſagen elaſtiſchen Abwärtsgehen von dort nach Chamouny trugen die fröhlichen Geſpräche mit ihnen nicht wenig dazu bei, uns in die heiterſte Stimmung zu verſetzen. Chamouny war der erſte Ort, den wir betraten, der

mir noch von meiner Kinderzeit her aus den Erzählungen meiner Mutter wohlbekannt war, aber uns erſchien er weit anziehender, als meine Mutter ihn geſchildert. Nichts glich, da das Wetter uns begünſtigte, der Herrlichkeit des Montblanc, wie er des Abends in blendender Weiße und doch von roſigem Lichte übergoſſen, in ſtrahlender Glorie vor uns ſtand.

Den nächſten Tag blieben wir in Chamouny, und zwei Ausflüge machten wir an demſelben, Vormittags einen auf die Flégère und Nachmittags einen anderen nach dem Montanvert und dem Mer de glace. Hiebei unterhielt es uns nicht wenig, ſowohl mit unſeren Führern als mit anderen Mitgliedern der bäuerlichen Bevölkerung, welche ſich ſehr zu ihrem Vortheile von der des ſchweizeriſchen Rhonethales unterſchied, uns ins Geſpräch einzulaſſen. In gutem Franzöſiſch erzählten ſie gar Manches, insbeſondere über ihren Uebertritt unter die Herrſchaft Frankreichs und über den Beſuch des Kaiſers Napoleon, von dem ſie noch immer wie von einem fremden Monarchen redeten. Sehr übel waren ſie auf Victor Emanuel zu ſprechen, weil er, wie ſie ſagten, das Land ſeiner Väter wie ein Krämer verkauft habe.

So ungern ich mich auch von dem majeſtätiſchen Hochgebirge trennte, ſo betrat ich doch mit dem lebhafteſten Intereſſe Genf, wo meine Eltern anderthalb Jahre hindurch gewohnt hatten und mein Bruder zur Welt gekommen war. Aber wir ſahen doch eigentlich nicht viel, was an ihren ſchon fünfundvierzig Jahre hinter uns liegenden Aufenthalt erinnerte, als ein Haus in der Stadt, von welchem ich meinte, meine Eltern hätten es damals bewohnt, und die ihnen ſo lieb gewordene Villa in Chougny, von der ſie uns ſo oft und ſo viel erzählten.

Meinem urſprünglichen Plane zufolge ſollten wir vier Wochen in der Schweiz umherſtreifen und zwei an einem hiezu geeigneten Orte, als welchen ich Ragatz ins Auge gefaßt hatte, ſtillſitzen und ausruhen. Es muthete uns daher ganz ſo an, als ob wir, indem wir Genf am Frühmorgen des 9. Auguſt verließen, uns ſchon auf den Heimweg begäben. Um halb neun Uhr erreichten wir die Station Rolle, und hier verließen wir den Waggon, weil ich gar zu große Luſt verſpürte, wieder einmal etwas zu unternehmen, deſſen Unvernunft freilich gar ſehr an meine doch ſchon lang hinter mir liegende Studentenzeit erinnerte. Es beſtand darin, von Rolle aus das wohl recht hoch gelegene, aber doch vielleicht ſo raſch zu erreichende Signal de Bougy, einen berühmten Ausſichtspunkt zu erſteigen, daß wir mit dem um elf Uhr eintreffenden Train wieder weiterzufahren vermöchten. Im Bahnhofe zu Rolle ſchüttelte man wohl den Kopf zu dieſem Projecte und meinte, drei Stunden bedürfe man mindeſtens zu ſeiner Verwirklichung. Aber ich ließ mich hiedurch nicht abſchrecken; meine Frau, der ich eine ſolche Anſtrengung nicht zumuthen durfte, blieb wartend und mit Briefſchreiben beſchäftigt im Bahnhofe zurück. Auf die Gehkraft meiner Tochter aber konnte ich ſo wie auf meine eigene zählen, und ſo flogen wir denn, wenn ich ſo ſagen darf, den ſteilen und größtentheils ſonnigen Weg aufwärts mehr als wir ihn gingen, ſo daß wir ſchon nach einer Stunde unſer Ziel erreicht hatten. Leider war die Ausſicht durch dichte Wolkengebilde verdeckt und daher bei Weitem nicht ſo ſchön, als ich gehofft hatte. Nur der Montblanc ſtand vollkommen rein über einer Nebelſchicht, ein herrliches Bild, das uns einen Ausruf ſtaunender Bewunderung entlockte und uns für die harte Mühe, die wir uns auferlegt, doch einigermaßen entſchädigte.

Da wir so rasch heraufgekommen waren, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, wenn wir ebenso hinabeilten, könnten wir vielleicht noch das Dampfschiff erreichen, denn es wäre doch viel schöner, zu Wasser als zu Lande nach dem hart am See gelegenen Ouchy zu kommen. Also erneuerter Wettlauf nach abwärts; unser Führer konnte nicht gleichen Schritt mit uns halten, überließ uns unserem Schicksale und humpelte langsam nach. Fast wäre auch mein zweiter Plan gelungen, aber die ziemlich weite Entfernung des Bahnhofes vom Landungsplatze vereitelte ihn dennoch; wir waren schon in nächster Nähe desselben, als der Dampfer abfuhr. Wir mußten uns also doch der Eisenbahn bedienen, um nach Ouchy zu gelangen, wo wir in dem prachtvollen Hotel „Beaurivage" mitten unter einem hocheleganten, meist aus Russen und ihren Damen bestehenden Publicum in unseren hart mitgenommenen Reisekleidern gerade keine glänzende Figur spielten.

Ueber Lausanne, Interlaken und den Brünig kehrten wir vorerst an den Vierwaldstättersee zurück, der uns von Neuem entzückte. In Brunnen verließen wir ihn wieder, und da meine Frau und meine Tochter sehr große Lust bezeigten, Einsiedeln zu sehen, legten wir den Weg dorthin durch eine Gegend zurück, so traurig und öde, daß man gar nicht in der Schweiz zu sein meint. Erst als wir die reizvollen Ufer des Zürichersees erblickten, fühlten wir uns zurückversetzt in die Pracht ihrer Natur. Von Rapperswyl, wohin wir auf der langen, schmalen und damals wenigstens geländerlosen Brücke eine etwas unheimliche Fahrt zurückzulegen hatten, führte uns die Eisenbahn nach Ragatz, wo wir nun für vierzehn Tage unseren Wohnsitz aufschlugen.

Ich will weder Ragatz noch die verschiedenen Ausflüge schildern, die wir von dort aus unternahmen. Erfreut und geehrt war ich dadurch, daß die Großfürstin Helene von Rußland, welche wenige Tage nach uns zu einem längeren Verweilen nach Ragatz kam, in freundlicher Erinnerung an meinen Bruder mich in wohlwollendster Weise in ihren Kreis zog. Der anregende Verkehr mit der geistvollen Frau verschaffte mir manche genußreiche Stunde.

Außerdem pflog ich noch einen anderen Umgang in Ragatz, und zwar mit einem Manne, dessen Name dereinst in Oesterreich sehr oft, wenngleich nicht gerade in schmeichelhafter Weise genannt worden war, mit dem Feldzeugmeister Grafen von Gyulay.

Ich weiß nicht, ist es aus Widerspruchsgeist oder einer anderen etwas lobenswertheren Empfindung, daß gefallene Größen allzeit eine ganz besondere Anziehungskraft auf mich ausüben. So lang irgend Jemand sich im Zenith seines Ansehens, seiner Macht und seines Glanzes, inmitten von Huldigungen befindet, die ihm von allen Seiten dargebracht werden, fühle ich mich sehr selten hingezogen zu ihm und halte mich meistens grundsätzlich von ihm entfernt. Ist es aber, sei es mit, sei es ohne sein Verschulden, vorüber mit seiner Größe, dann erst erwacht meine Sympathie für ihn, und dann erst ist es mir erwünscht, mich ihm nähern zu können, denn dann erst kann ich voraussetzen, daß diese Annäherung ihm wohlthun, ja ihm vielleicht sogar Freude bereiten wird. So hielt ich es mit Pillersdorff in Mauer zu einer Zeit, in der es zum guten Tone zu gehören schien, den einst so hochgepriesenen Mann zu meiden, ihm entweder aus dem Wege zu gehen oder ihm sogar Mißachtung zu bezeigen. Und nicht ganz un-

ähnlich mit dem Schicksale Pillersdorff's, ja vielleicht auch ebensowenig verdient war dasjenige Gyulay's.

Ich hatte den Letzteren manchmal, wenn auch nur selten bei meinem Taufpathen, dem Fürsten Dietrichstein gesehen, dessen Schwager er war. Bei den militärischen und aristokratischen Anschauungen Gyulay's wunderte es mich nicht, daß er mich, den Bürgerlichen in kleiner Civilanstellung wenig beachtete, und ich ging ihm daher lieber ganz aus dem Wege. Wie aber hatte sich das Alles geändert, als ich ihn sechs Jahre nach dem für ihn und für Oesterreich so unglücklichen Feldzuge von 1859 wieder sah! Aus dem kraftvollen Manne, dem vielfach umschmeichelten commandirenden General der Armee in Italien, aus dem Nachfolger Radetzky's war ein recht hinfälliger Greis geworden, um welchen Wenige sich kümmerten, und der, nur von einem Arzte begleitet, an der Heilquelle von Ragatz zwar nicht Wiedergenesung, auf welche er kaum mehr hoffte, aber doch Erleichterung suchte. Da war es nur natürlich, daß, als ich ihn wiedersah, als er mich erkannte und mir den lebhaften Wunsch zeigte, mit mir öfter zu verkehren, ich demselben bereitwilligst nachkam. Und es berührte mich wohlthuend, durch meine Mutter, welche mit der verwitweten Fürstin Dietrichstein gleichzeitig in Ischl verweilte und von ihr fortwährend wirklich rührende Beweise unveränderter Freundschaft und Anhänglichkeit erhielt, zu erfahren, Gyulay habe sich über meine Besuche gefreut und Gefallen an ihnen gefunden.

Noch während meiner Abwesenheit von Wien und bald nach meiner Rückkehr dorthin wurden mir zwei ehrenvolle Auszeichnungen zu Theil. Die erste bestand darin, daß mich aus Anlaß der Festlichkeiten, mit denen der fünf-

hundertjährige Beſtand der Wiener Univerſität gefeiert wurde, die philoſophiſche Facultät zu ihrem Ehrendoctor ernannte. Und bei der am 18. October ſtattfindenden Enthüllung des Denkmals für den Prinzen Eugen von Savoyen erhielt ich den Orden der eiſernen Krone. Ich freute mich deſſen als eines Beweiſes der Erkenntniß, daß ich mir um die hiſtoriſche Perſönlichkeit, die man durch Errichtung eines Monumentes verherrlichte, auf wiſſenſchaftlichem Gebiete ein doch nicht ganz belangloſes Verdienſt erworben hatte. In einem ſpäteren, noch viel eclatanteren Falle wurde dies vollſtändig ignorirt.

1866.

— —

Seit dem Augenblicke meines Ausscheidens aus der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, also seit dem März 1849 hatte ich mich, die kurze Adreßdebatte in der ersten Session des niederösterreichischen Landtages vielleicht ausgenommen, bis zu dessen Zusammentreten am Ende des November 1865, somit seit mehr als sechzehn Jahren an keiner politischen Verhandlung mehr persönlich betheiligt, ja ich hatte durch meine Verzichtleistung auf eine Wahl in den Reichsrath mich von jeder Thätigkeit auf politischem Gebiete gleichsam freiwillig ausgeschlossen. Aber freilich hinderte dies nicht, daß ich alle Vorkommnisse auf demselben mit regem Interesse und leider auch mit wachsender Besorgniß verfolgte. Die letztere gründete sich hauptsächlich darauf, daß sich nur allzubald ein Zwiespalt zwischen dem Ministerium und insbesondere dessen markantestem Mitgliede, Herrn von Schmerling, und der deutschliberalen Partei im Abgeordnetenhause ergab, von dem ich nur unheilvolle Wirkungen vorhersehen konnte.

Ich bin weit davon entfernt, für mich größeren politischen Scharfblick in Anspruch nehmen zu wollen, als ich ihn wirklich besitze und als er vielleicht manchem Anderen, der damals im Abgeordnetenhause saß, eigen sein mochte.

Aber ich kann doch nicht unterlassen, zu sagen, daß mir die deutschliberale Partei die Lage, in der sie selbst und mit ihr das Verfassungsleben in Oesterreich sich befanden, ganz unrichtig zu beurtheilen und demgemäß auch recht unzweckmäßig zu handeln schien. Nach meiner Meinung, die ich auch in vielfachem Verkehre mit Mitgliedern des Abgeordnetenhauses rückhaltlos kundgab, bestand die erste Aufgabe der deutschliberalen Partei darin, den Minister zu stützen, der als der vornehmste Träger des Constitutionalismus in Oesterreich erschien, und sich zu diesem Ende ganz offen als ministerielle Partei zu erklären und zu benehmen. Hätte sie dies gethan, so konnte sie auch weit leichter, als wenn sie zu dem Ministerium Schmerling in einen immer schroffer sich gestaltenden Gegensatz trat, auf dasselbe in dem Sinne einwirken, daß es sich gegen eine freiheitliche Fortbildung der Verfassung nicht ablehnend verhalte, sondern willig mit Hand anlege zur Herbeiführung einer solchen.

Aber Alles, was man in dieser Beziehung etwa sagen mochte, war tauben Ohren gepredigt. Für die unermeßlichen Schwierigkeiten, mit denen Schmerling nach allen Richtungen hin zu kämpfen hatte, schienen die hervorragenderen Mitglieder der deutschliberalen Partei, die Führer, wie man zu sagen pflegt, geradezu blind zu sein. Wie sich Ungarn gegen ihn stellte, in Galizien ein förmlicher Aufstand ausbrach, die Czechen gegen eine Unterordnung unter die deutsche Centralregierung Oesterreichs sich auflehnten, die feudale und die clerikale Partei endlich die kaum erst ins Leben getretene constitutionelle Regierungsform wieder zu beseitigen sich abmühten, war für Jedermann sichtbar. Statt aber im Kampfe gegen all diese widerstrebenden Elemente dem Ministerium thatkräftig zur Seite zu stehen und darin

ihre allerwichtigste Aufgabe zu erkennen, Meinungsverschiedenheiten von relativ geringerer Wichtigkeit aber einer späteren Austragung vorzubehalten, arbeitete die deutschliberale, die Verfassungspartei nicht minder eifrig als die grundsätzlichen Gegner Schmerling's an der Untergrabung seiner Stellung.

„Bei Euch in Oesterreich bedarf es wahrhaftig," hatte mir schon im April 1862 einer meiner Frankfurter Freunde, Adolf von Zerzog aus seinem damaligen Aufenthaltsorte Hairitz bei Bayreuth in seiner kernigen, nachdrucksvollen Weise geschrieben, „eines so kieselharten Kopfes und einer „so kupferdrahtzähen Seele, womit — Gott sei Dank — „Schmerling versehen ist, um nicht in Fetzen zu gehen. Ich „habe Respect vor ihm, habe aber auch nie das Vertrauen „auf seine damascirte Natur verloren. Wenn er nur gesund „bleibt! Donnerwetter!"

So urtheilte über Schmerling ein reifer und einsichtsvoller Mann, der ihn gleich mir in schweren und gefahrvollen Tagen in Frankfurt am Werke gesehen. Mußte es mich da nicht peinlich berühren, wenn sogar Männer, welche mit Recht in der Verfassungspartei eine angesehene Stellung einnahmen, über Schmerling schmähten und ihn, dessen Vermittlung sie die Zusammenberufung einer repräsentativen Versammlung und die Möglichkeit verdankten, einen Sitz in ihr einzunehmen, fast wie einen Abtrünnigen, wie einen Gegner hinstellten, den die Freunde der Verfassung bekämpfen müßten?

Von dem ersten Augenblicke angefangen, in welchem ich durch meine Wahl in das Frankfurter Parlament zur Entfaltung einer politischen Thätigkeit berufen wurde, bis auf den heutigen Tag, also fast schon ein halbes Jahrhundert

hindurch betrachtete ich mich allzeit als ein Mitglied und einen treuen Anhänger der deutschliberalen Verfassungspartei und bin gewiß, dies auch bis zum Ende meiner Tage unverändert zu bleiben. Ich habe mich zu dieser Fahne vereidigt, weil ich durch Geburt und Abstammung ein Deutschösterreicher bin und mir jede Verleugnung meiner Nationalität, jede Hintansetzung ihrer berechtigten Interessen oder gar ein Bündniß mit ihren Gegnern als eine so verwerfliche Handlung erscheint, daß ich mich ihrer niemals schuldig machen werde. Den Reihen der gemäßigten Liberalen, der aufrichtig constitutionell Gesinnten aber gesellte ich mich zu und werde immerdar in ihnen verbleiben, weil ich der Meinung bin, der gleichzeitig ernste und redliche Politiker müsse sich allzeit zu dem System bekennen, welches er nach bestem Wissen und Gewissen als das heilbringendste für den Staat und dessen Bevölkerung betrachtet. Aus welchen Gründen ich hiefür trotz so mancher Auswüchse, welche sich bei demselben in recht bedauerlicher Weise bemerkbar machen, doch noch immer das constitutionelle System ansehe, brauche ich wohl nicht erst besonders darzuthun. Es genügt, auf die Thatsache hinzuweisen, daß in der jetzigen Zeit ausnahmslos jeder europäische Culturstaat, wenn er eine Monarchie ist, und als solche allein ist Oesterreich überhaupt denkbar, nur auf der Basis constitutioneller Grundsätze regiert werden kann.

Eine gleich ausschließliche Berechtigung, die Grundlage des Staatslebens in Oesterreich zu bilden, wie eine maßvoll gehandhabte constitutionelle Regierungsweise scheint mir aber auch ein ebensolcher Centralismus zu besitzen. Wo die Bevölkerungen so in Hader und Zank mit einander liegen, wie es leider in Oesterreich der Fall ist, da müssen

dem stärksten Bindemittel, welches die Monarchie zusammenhält, der Dynastie auch eine kräftige, ausgiebiger Macht sich erfreuende Regierung und eine ebensolche Volksvertretung zur Seite stehen. Alles, was zu ihrer Stärkung dient, wird dem Staate zum Heile, Alles, was darauf abzielt, das politische Schwergewicht aus dem Centrum in die Theile zu verlegen, muß ihm zum Schaden, ja zum Verderben gereichen.

Obgleich sich nun einerseits Schmerling und andererseits auch die Mitglieder der deutschliberalen Verfassungspartei im Abgeordnetenhause theoretisch so ziemlich zu den gleichen Grundsätzen bekannten, so wurde doch bei der Bethätigung derselben der Zwiespalt zwischen ihnen immer größer. Je mehr sich der Erstere auf Erhaltung und Vertheidigung des einmal Erreichten beschränken wollte, um so ungeduldiger drängten die Letzteren auf ausgiebige Vermehrung ihres politischen Besitzstandes, und sie übersahen hiebei ganz, daß sie denselben hiedurch aufs Höchste gefährdeten. Kann also die Verfassungspartei von der Anklage nicht freigesprochen werden, daß sie recht unbedachter Weise zum Sturze Schmerling's nicht wenig beitrug, indem sie sich nicht nur von ihm abwandte, sondern ihn sogar ernstlich befehdete, so wurde dieser Sturz doch eigentlich nicht durch sie, sondern durch das Zusammenwirken anderer Factoren herbeigeführt, unter welchen der im Juni 1865 erfolgende energische Vorstoß der Ungarn wohl der mächtigste gewesen sein mag. Dennoch war es für die Deutschliberalen gerade so wie für die Ungarn eine recht unerfreuliche Ueberraschung, daß ein Mann zum Nachfolger Schmerling's ernannt wurde, in welchem weder die Einen noch die Anderen einen Förderer ihrer Pläne erblicken durften, Graf Richard Belcredi. Allzuspät und nicht ohne Bestürzung sahen die Mitglieder der

Verfassungspartei ein, daß sie es von nun an nicht mehr wie bisher mit einem ihnen allzu lauen Genossen wie Schmerling, und noch viel weniger, wie sie sich geschmeichelt haben mochten, mit einem der Ihrigen, sondern mit einem offenen Gegner zu thun haben würden.

Die wichtigste und einschneidendste Maßregel, durch die Graf Belcredi diese Gegnerschaft kundthat, war das Patent vom 20. September 1865, welches den Reichsrath für so lange Zeit sistirte, bis „die Regierung durch die „mit Ungarn und Croatien einzuleitenden Verhandlungen „Resultate gewonnen haben würde, die sie für geeignet „halte, den legalen Vertretern der anderen Königreiche und „Länder zur Vernehmung ihres gleichgewichtigen Ausspru„ches vorgelegt zu werden". Bis dahin wurde die Regierung durch das Patent ermächtigt, alle unaufschiebbaren Maßregeln, welche das finanzielle und volkswirthschaftliche Interesse des Reiches beträfen, aus eigener Machtvollkommenheit zu ergreifen. Welche Verhandlungsresultate erwartet, wer unter den legalen Vertretern der Königreiche und Länder verstanden wurde, wie deren gleichgewichtiger Ausspruch kundgegeben werden sollte, das waren jedoch ebensoviele Räthsel, über deren Auflösung sich den Kopf zu zerbrechen Jedermann freistand.

Unermeßlich war der Eindruck, welchen das Septemberpatent in ganz Oesterreich, insbesondere aber in den deutschen Provinzen hervorbrachte. Man erblickte trotz aller von der Regierung und ihren Organen ausgehenden Versicherungen des Gegentheils in demselben nichts Anderes als eine verblümte Zurücknahme der Verfassung, als eine Aufopferung derselben, einerseits an die Anforderungen der Ungarn, und andererseits an die föderalistisch gesinnten Vertretungen

der vorwiegend slavischen Königreiche und Länder. Da aber fast gleichzeitig mit dem Septemberpatente die Einberufung der verschiedenen Landtage erfolgt war, rüstete man sich in den Centralprovinzen des Reiches, in diesen Versammlungen gegen das Septemberpatent energisch zu protestiren. An mich als Mitglied des niederösterreichischen Landtages trat nun die Pflicht heran, in dem bevorstehenden Conflicte zwischen Regierung und Landesvertretung Partei zu ergreifen und Farbe zu bekennen.

Von dem ersten Augenblicke an war ich fest dazu entschlossen, meine Schuldigkeit zu thun, und welche auch die sich etwa hieraus ergebenden persönlichen Folgen für mich sein mochten, meiner Ueberzeugung getreu mich gegen das Septemberpatent zu erklären und mit einzustimmen in das Begehren um Zurücknahme desselben. Darf ich nun auch heute mit einiger Genugthuung zurückblicken auf diesen Entschluß, so muß ich doch mit nicht geringerer Aufrichtigkeit gestehen, daß die Art und Weise, in der ich ihn ausführte, nicht gerade Lob, sondern eher Tadel verdiente. Ich verfiel hiebei in den Fehler, welchen wir Deutsche so oft begehen, und der vielleicht unserer Gewissenhaftigkeit und unserem persönlichen Charakter, nicht aber auch unserer politischen Einsicht zur Ehre gereicht. Nichts fällt uns schwerer, nichts kostet uns ein größeres Opfer als die blinde Unterordnung unter die strenge Parteidisciplin, und doch ist sie die unerläßliche Vorbedingung zur Erreichung von Erfolgen auf politischem Gebiete. Auch mir ging es nicht anders; zu viel hatte ich gegen meine sonstigen Parteigenossen auf dem Herzen, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, dem nicht auch offenen Ausdruck zu verleihen. So bot ich also dem Landtage das eigenthümliche, mir nicht gerade

zum Vortheil gereichende Schauspiel dar, daß ich wider diejenigen polemisirte, denen ich mich in den Conclusionen doch eigentlich anschloß. Gegen ihre bisherige Haltung waren die meisten meiner Ausführungen gerichtet, aber schließlich stimmte ich doch mit ihnen für den Entwurf einer an den Kaiser zu richtenden, sich gegen die Sistirung der Verfassung kehrenden Adresse, die denn auch mit sechsundvierzig gegen zehn Stimmen, welch letztere fast ausschließlich der clerikalen Partei angehörten, angenommen wurde.

Wenn ich mir vorher zu sagen erlaubte, ich that dies, „welche auch die sich hieraus etwa ergebenden persönlichen „Folgen für mich sein mochten," so lag Grund genug dazu vor, deren gewärtig zu sein. Es war damals nicht nur das Gerücht verbreitet, die Regierung beabsichtige diejenigen activen Staatsbeamten, welche sich in den verschiedenen Landtagen an einer gegen sie gerichteten Demonstration betheiligen würden, zu strenger Rechenschaft zu ziehen, sondern hiezu auch schon ein erster, unter den Beamten und den Abgeordneten ungemeines Aufsehen erregender Schritt geschehen. Am Morgen des 6. December, an welchem Tage die Abstimmung über die Adresse im niederösterreichischen Landtage stattfinden sollte, erschien in dem officiellen Theile der „Wiener Zeitung" die Kundmachung, daß der Oberstaatsanwalt in Graz, Dr. von Waser, jetzt dort Oberlandesgerichtspräsident, seines Amtes enthoben worden sei. Jedermann erkannte die Ursache dieser auffallenden Maßregel darin, daß Waser sich im steiermärkischen Landtage gegen die Sistirung der Verfassung erklärt hatte. Und so groß war der Schrecken, den diese Verfügung der Regierung unter den Beamten verbreitete, welche im niederösterreichischen Landtage saßen, daß außer mir nur noch ein einziger,

der Bezirksvorsteher von Neulengbach, Ernst Schneider, ein überaus tüchtiger, ehrenwerther Mann, der später dem Landesausschusse angehörte und jetzt leider schon lang nicht mehr lebt, für die Adresse des Landtages stimmte. Alle Uebrigen, unter ihnen Männer wie Hock und Kalchberg hatten sich während der Abstimmung entfernt, und sogar mein Freund Sommaruga, dem man doch wahrhaftig weder Mangel an Ueberzeugungstreue noch übertriebene Rücksicht auf sein eigenes Wohl zum Vorwurfe machen konnte, erklärte, sich seines Votums zu enthalten.

Freilich lag darin, daß mit Ausnahme des fungirenden sowie des früheren Leiters der Statthalterei kein Beamter gegen die Adresse stimmte, ein deutlicher Fingerzeig, welcher über ihre eigentliche Meinung auch nicht den entferntesten Zweifel zuließ. Die Gerechtigkeit fordert übrigens, es nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß mir wegen meiner Abstimmung zu Gunsten der gegen sie gerichteten Landtagsadresse von Seite der Regierung nie auch nur das Geringste in den Weg gelegt wurde. Und für meinen Collegen Schneider zog dieselbe, wie ich wenigstens glaube, gleichfalls keine unangenehmen Folgen nach sich.

„Wählt keine Beamten mehr," das war der Ruf, der in Folge der Haltung der Regierung und der Verlegenheit, in welche hiedurch die in den Landtagen sitzenden Staatsdiener gebracht wurden, sich überall, und gewiß nicht mit Unrecht erhob. Niemand bedachte jedoch, welche Fülle von praktischen Kenntnissen, insbesondere auf den verschiedenen Gebieten der Legislative und der Administration dem Reichsrathe und den Landtagen durch eine principielle Ausschließung der Beamten entzogen würde. Dadurch aber, daß die Regierung den Bogen allzu straff spannte und die Mithilfe

der Beamten bei Dingen beanſpruchte, bei welchen ſie ſich durch eine ſolche in flagranten Widerſpruch mit ihren Wählern gebracht hätten, beraubte ſie ſich ſelbſt des Beiſtandes, den ſie bei ſo vielen wichtigen Angelegenheiten ſich von den in den Vertretungskörpern befindlichen Staatsdienern hätte verſprechen dürfen.

Mit dem Abſchluſſe der Adreßdebatte und der Abſtimmung über ſie beendigte der niederöſterreichiſche Landtag wenigſtens für dieſe Seſſion ſeine politiſche Thätigkeit und wendete ſich wieder ausſchließlich den Gegenſtänden zu, die ſeiner eigenen Entſcheidung harrten. Am 21. Februar 1866 gedieh ſeine vierte Seſſion zum Schluſſe, und ich kehrte zu meinen gewöhnlichen Arbeiten zurück, in welchen ich freilich durch die bald aufs Höchſte geſteigerte Spannung, mit der man die ſich immer verwickelter geſtaltenden Verhältniſſe in Europa beobachtete, fortwährend recht empfindlich geſtört wurde.

Ehe aber die immer drängender werdende Frage, ob Krieg, ob Frieden, zu einer wirklichen Entſcheidung gereift war, hatte ich in meinem Geſchäftskreiſe als Mitglied des Landesausſchuſſes noch einen Conflict beizulegen, welcher freilich vor den großen Weltereigniſſen in ein Nichts zuſammenſchrumpfte, mir aber doch nicht wenig zu ſchaffen machte.

Am Morgen des 14. Juni kam plötzlich von dem Oberleiter der Landes-Ackerbauſchule zu Großau, Freiherrn von Villaſecca, der zugleich Eigenthümer des dortigen Gutsbeſitzes war, an den Landesausſchuß die unerfreuliche Botſchaft, in der Schule zu Großau ſei ein förmlicher Aufſtand ausgebrochen, indem alle Studenten einmüthig jede Arbeit, ſowie die fernere Theilnahme am Unterrichte verweigerten. Dringend ließ Villaſecca mich bitten, mich ſchleunigſt

nach Großau zu verfügen, um dort Ruhe und Ordnung zu ſtiften.

So unangenehm mir die Sache auch war, ſo konnte ich mich doch der Erfüllung dieſer Aufgabe nicht entziehen. Noch denſelben Abend reiſte ich in alleiniger Begleitung eines Concipiſten ab und kam am nächſten Vormittage nach Großau. Die leidenſchaftliche Agitation, die dort herrſchte, die totale Verwirrung, welche in Folge derſelben eingeriſſen war, die einander direct widerſprechenden Begehren, welche geſtellt wurden, die gänzliche Auflöſung der Disciplin zu ſchildern, welche eingeriſſen war, würde hier viel zu weit führen. Villaſecca wollte gegen die unbotmäßigen Schüler Gewaltmaßregeln ergriffen ſehen und ließ hiebei ganz außer Acht, daß hiedurch bei der großen Anzahl und der hieraus hervorgehenden phyſiſchen Ueberlegenheit der jungen Leute, bei dem gänzlichen Mangel an Zwangsmitteln nur Oel ins Feuer gegoſſen worden wäre. Die Studenten hingegen drangen auf allſogleiche Enthebung Villaſecca's von dem Amte eines Oberleiters, widrigenfalls ſie insgeſammt die Anſtalt verlaſſen würden.

Da ich zwar genaue Unterſuchung ihrer Beſchwerden und Abſtellung der vielleicht wirklich vorhandenen Uebelſtände zuſagte, die Suspendirung Villaſecca's aber entſchieden verweigerte, erklärten ſämmtliche Zöglinge ihren Austritt aus der Anſtalt. Ich erwiederte ihnen, daß es hiebei denn auch hinſichtlich Aller, welche mir nicht bis zum Augenblicke meiner Abreiſe von Großau ihre Reue und Unterwerfung angezeigt haben würden, ſein Bewenden haben ſolle. Während über fünfzig Schüler renitent blieben, kehrten doch ſechsunddreißig zum Gehorſam zurück; hiedurch aber war der zweifache Vortheil erreicht, daß einerſeits die

Schule fortbestehen konnte und sie sich andererseits durch den freiwilligen Austritt der Unzufriedenen gleichsam von selbst purifizirte.

Groß war die Anzahl der Reden, die ich halten, der Protokolle, welche ich aufnehmen, der Erklärungen, die ich mit anhören mußte, und ich kann nicht leugnen, daß ich durch das Ereigniß selbst und durch die Verantwortung, die auf mir lag, mich ziemlich aufgeregt fühlte. Um so lebhafter erfreute mich aber auch die glückliche Beilegung der Sache, denn schon als ich Großau verließ, mehrten sich die Anzeichen, daß die meisten der jungen Leute ihre Aufregung bereuten und sehnlich wünschten, wieder an der Anstalt zu verbleiben. Nach meiner Rückkehr nach Wien wurde ich mit hierauf gerichteten schriftlichen Gesuchen und mündlichen Bitten wahrhaft überschwemmt. In fast allen Fällen ließ sich der Landesausschuß auf meinen Vorschlag nachgiebig finden, und schließlich blieben, wenn ich nicht irre, höchstens drei oder vier übrig, welche nicht mehr an die Anstalt zurückkehren wollten oder deren hierauf gerichtetes Ansuchen nicht bewilligt werden konnte.

An dem Tage meiner Heimkehr aus Großau, am 17. Juni war das kaiserliche Kriegsmanifest ergangen, welches keinen Zweifel übrig ließ, daß Oesterreich den ihm aufgenöthigten Doppelkampf im Norden wie im Süden der Monarchie auch wirklich aufzunehmen entschlossen sei. So sehr sonst jede muthige That das Selbstvertrauen erhöht und zu gesteigerten Hoffnungen anregt, so wenig war dies jedoch damals der Fall. Denn man konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß die österreichischen Streitkräfte, so zahlreich, so tapfer und so gut geschult sie auch sein mochsen, denjenigen zweier großen Mächte zusammengenommen

doch nicht gewachsen sein dürften. Und die tiefe Verstimmung über die trostlosen Zustände im Innern der Monarchie ließ auch kein rechtes Vertrauen dazu aufkommen, daß es ihr beschieden sein werde, in dem ihr bevorstehenden gewaltsamen Zusammenstoße Siegerin zu bleiben.

Auch ich gehörte im Widerspruche zu meiner sonstigen Naturanlage, welche mich allzeit dazu antreibt, von den Menschen wie von der Gestaltung der Verhältnisse das Bessere zu hoffen und zu erwarten, diesmal zu denen, in welchen die düstersten Besorgnisse die Oberhand gewannen. Die Briefe, die ich damals an meine Frau und meine Tochter richtete, sind heute noch Zeugen der ganz unbeschreiblichen Unruhe, die mich ergriffen hatte. Unter diesen Umständen war es für mich ein Glück, daß ich mich neuerdings dem patriotischen Hilfsvereine zur Unterstützung verwundeter Kriegsleute zugesellen konnte, der wieder unter der schon im Jahre 1859 erprobten Führung des Fürsten Colloredo zusammentrat. Mit solchem Eifer und solcher Hingebung widmete ich mich den mir daselbst zufallenden Pflichten, daß ich bald einstimmig zu einem der Vicepräsidenten des Vereines erwählt wurde.

Das Eintreffen glücklicher Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Italien erfreute mich zwar lebhaft, beruhigte mich aber auch nicht von fern über das, was uns im Norden der Monarchie bevorstand. „Der Sieg in Italien," schrieb ich am 26. Juni — also zwei Tage nach der Schlacht von Custozza — meiner Frau, „ist ein wahres „Labsal für die durch die Kriegführung in Böhmen dar„niedergedrückten Gemüther. Es mag sein, daß glänzende „Kriegsereignisse Alles wieder gut machen können, einst„weilen aber vermag ich mich des Verdachtes nicht zu

„erwehren, daß das, was von unserer Seite in Böhmen „geschieht oder vielmehr nicht geschieht, keineswegs das Er„gebniß eines tief angelegten strategischen Planes, sondern „die Folge von Unkenntniß und Ungeschicklichkeit ist. Daß „man die Industriebezirke Böhmens, daß man die han„nover'schen Truppen dem Feinde preisgibt, ist gewiß nichts „weniger als weise gehandelt. Das Kriegführen ist eben „auch eine Wissenschaft geworden, welche gelernt sein will „wie jede andere, und ob es bei allen Führern des Heeres „mit dem Lernen gerade gut bestellt war, will ich nicht „verbürgen."

Ueber Benedek, den ich nicht anders als vom Sehen her kannte, durfte ich mir natürlich kein Urtheil erlauben, das nur einigen Anspruch auf Beachtung verdiente, und noch weniger will ich heute das Andenken des damals Besiegten mit Steinen bewerfen. Aber das darf ich sagen, daß mich Alles, was ich von ihm seit dem Feldzuge von 1859 gesehen und gehört, nicht zu der Meinung bewog, seine Wahl zum Commandanten der Nordarmee sei eine glückliche gewesen.

Kannte ich Benedek nicht näher, so war in Bezug auf seinen Chef des Generalstabes, den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Henikstein das Gegentheil der Fall. Schon in meiner Kindheit sah ich ihn als ganz jungen Officier manchmal im Hause seiner älteren Schwester, der Gemalin des berühmten Orientalisten Hammer, und obgleich er später fast immer in Italien diente, so entschwand er doch nicht völlig meinen Augen. Und da muß ich sagen, daß ich dem allerdings nicht nur elegant, sondern auch intelligent aussehenden General niemals jenen Ernst und jene Tiefe der Studien zutraute, welche meines Erachtens

ein Mann gemacht haben mußte, der einer so unendlich schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen sein sollte.

Zur Kennzeichnung meiner damaligen Stimmung, in welcher ich einerseits den traurigsten Befürchtungen anheimfiel und andererseits doch auch wieder der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang nicht vollständig entsagte, möge mir gestattet sein, noch einige Stellen aus einem Briefe hier anzuführen, den ich an jenem unglückseligen 3. Juli, dem Tage der Schlacht von Königgrätz, von deren Ausgang ich natürlich noch nichts wußte, an meine Frau schrieb. „Der „Mann," sagte ich darin im Hinblick auf Benedek, „der „sich stets seiner eisernen Willenskraft gerühmt hat, scheint „dieselbe in der Stunde der Prüfung nicht zu bewähren. „Ich für meine Person, obgleich weit davon entfernt, ein „sachverständiges Urtheil abgeben zu können, sehe doch noch „keinen Grund zu so vollständiger Muthlosigkeit, wie sie „hier in immer weiteren Kreisen um sich greift und auch „im Hauptquartier zu herrschen scheint. Mit zweimalhundert„tausend Mann, mit drei noch völlig intacten Armeecorps „hat man wahrhaftig nicht Ursache, sich schon als besiegt „zu erkennen. Man sehe nur die begangenen Fehler ein, „lasse ab von dem angewohnten Dünkel und Hochmuth, „von der, ich möchte sagen, brutalen Auffassung der Krieg„führung, welche Alles mit dem Bajonnet erstürmen will „und nichts auf verständige Dispositionen, auf vorsichtige „Schonung der Mannschaft hält. Man fahre nicht fort, „sich in Gegenden zu schlagen, wo unsere zweifache Haupt„stärke, die Artillerie und die Cavallerie, kaum zur Ver„wendung kommen kann, man erwarte endlich einmal den „Angriff des Feindes, statt ihn mit unerhörten Opfern aus „fast uneinnehmbaren Positionen vertreiben zu wollen, in

„erwehren, daß das, was von unſerer Seite in Böhmen „geſchieht oder vielmehr nicht geſchieht, keineswegs das Er„gebniß eines tief angelegten ſtrategiſchen Planes, ſondern „die Folge von Unkenntniß und Ungeſchicklichkeit iſt. Daß „man die Induſtriebezirke Böhmens, daß man die han„nover'ſchen Truppen dem Feinde preisgibt, iſt gewiß nichts „weniger als weiſe gehandelt. Das Kriegführen iſt eben „auch eine Wiſſenſchaft geworden, welche gelernt ſein will „wie jede andere, und ob es bei allen Führern des Heeres „mit dem Lernen gerade gut beſtellt war, will ich nicht „verbürgen."

Ueber Benedek, den ich nicht anders als vom Sehen her kannte, durfte ich mir natürlich kein Urtheil erlauben, das nur einigen Anſpruch auf Beachtung verdiente, und noch weniger will ich heute das Andenken des damals Beſiegten mit Steinen bewerfen. Aber das darf ich ſagen, daß mich Alles, was ich von ihm ſeit dem Feldzuge von 1859 geſehen und gehört, nicht zu der Meinung bewog, ſeine Wahl zum Commandanten der Nordarmee ſei eine glückliche geweſen.

Kannte ich Benedek nicht näher, ſo war in Bezug auf ſeinen Chef des Generalſtabes, den Feldmarſchall-Lieutenant Freiherrn von Henikſtein das Gegentheil der Fall. Schon in meiner Kindheit ſah ich ihn als ganz jungen Officier manchmal im Hauſe ſeiner älteren Schweſter, der Gemalin des berühmten Orientaliſten Hammer, und obgleich er ſpäter faſt immer in Italien diente, ſo entſchwand er doch nicht völlig meinen Augen. Und da muß ich ſagen, daß ich dem allerdings nicht nur elegant, ſondern auch intelligent ausſehenden General niemals jenen Ernſt und jene Tiefe der Studien zutraute, welche meines Erachtens

ergingen uns nun in tiefempfundenen Klagen über das schwere Mißgeschick, von welchem Oesterreich betroffen worden war.

„Meine ganze Zeit bringe ich jetzt," schrieb ich am 5. Juli meiner Frau, „im Hilfsvereine zu, und Du brauchst „nicht zu befürchten, daß ich mich zu sehr anstrenge, denn „ich arbeite sonst fast gar nichts mehr, im Archive absolut „nichts und im Landesausschusse nicht viel; die öffentlichen „Angelegenheiten absorbiren eben jegliches Interesse. Heute „verkündet man sogenannte günstige Nachrichten; sie bestehen „darin, daß der Kaiser sich mit Frankreich über die Ab„tretung Venedigs geeinigt hat, wogegen Napoleon die Ver„mittlung zwischen Oesterreich und Preußen übernimmt; ja „es soll sogar schon der Waffenstillstand zwischen diesen „letzteren Mächten abgeschlossen sein. Wie weit ist es mit uns „gekommen, daß man solche Nachrichten günstige nennen „kann! Ganz abgesehen von der Schmach der Niederlage, „ist es mit der Machtstellung Oesterreichs in Deutschland „und in Europa für lange Jahre vorbei, und wir können „nun, wie mir scheint, nichts thun, als mit Sorgfalt arbeiten „an unserer inneren Regenerirung."

Das Gerücht von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes erwies sich bekanntlich als falsch, die Feindseligkeiten dauerten ununterbrochen fort und damit leider auch der Vormarsch des preußischen Heeres gegen Niederösterreich und Wien. Außer dem niederschlagenden Eindrucke, den dies um der harten Bedrängung willen, welche hieraus für Oesterreich hervorging, auf mich machte, war es auch in meiner doppelten Stellung als Archivsbeamter und als Mitglied des Landesausschusses von großer Bedeutung für mich. Als Archivsbeamter, denn der damalige Director, Hofrath

„welche man ihn früher ganz ungestört einrücken ließ. Man „beobachte Alles dies und manches Aehnliche, und das Er„gebniß des Kampfes kann noch immer ein uns günstiges „sein.“

Noch an demselben Tage, an welchem ich mich in solchen Hoffnungen wiegte, sollte ich aus ihnen grausam aufgescheucht werden. Die Abendblätter enthielten Telegramme, denen zufolge zwischen Pardubitz und Josephstadt eine große Schlacht geschlagen wurde, von der man behauptete, sie habe eine für uns Oesterreicher günstige Wendung genommen. Von quälender Unruhe gefoltert, konnte ich es allein in meiner Wohnung nicht mehr aushalten, sondern verließ sie gegen zehn Uhr Abends, um Nachrichten einzuholen. Da begegnete ich einem meiner jüngeren Bekannten, dem damaligen Redacteur der „Wiener Zeitung“, Herrn Ernst von Teschenberg, welcher später im Ministerium des Aeußern eine hervorragende Stellung einnahm. In fliegender Hast theilte er mir die Nachricht von dem gänzlichen Verluste der Schlacht, und zwar mit so schrecklichen Details mit, daß, wenn sie sich bewahrheiteten, jede Hoffnung dahinschwinden mußte. Niederschmetternd war die Wirkung dieser Mittheilung auf mich, und zum ersten Male seit drei Jahren kam mir der Gedanke: „Gott sei gepriesen, daß mein „Vater nicht mehr lebt, wie hätte er das zu ertragen ver„mocht!“

Von tiefstem Schmerze durchdrungen, konnte ich es nicht über mich gewinnen, in meine vereinsamte Wohnung zurückzukehren, sondern ein reges Bedürfniß nach Mittheilung trieb mich trotz der späten Stunde zu Tinti, der damals mein eifriger Mitarbeiter im Patriotischen Hilfsverein war. Ich traf ihn gleichfalls allein, und wir Beide

ergingen uns nun in tiefempfundenen Klagen über das ſchwere Mißgeſchick, von welchem Oeſterreich betroffen worden war.

„Meine ganze Zeit bringe ich jetzt," ſchrieb ich am 5. Juli meiner Frau, „im Hilfsvereine zu, und Du brauchſt „nicht zu befürchten, daß ich mich zu ſehr anſtrenge, denn „ich arbeite ſonſt faſt gar nichts mehr, im Archive abſolut „nichts und im Landesausſchuſſe nicht viel; die öffentlichen „Angelegenheiten abſorbiren eben jegliches Intereſſe. Heute „verkündet man ſogenannte günſtige Nachrichten; ſie beſtehen „darin, daß der Kaiſer ſich mit Frankreich über die Ab„tretung Venedigs geeinigt hat, wogegen Napoleon die Ver„mittlung zwiſchen Oeſterreich und Preußen übernimmt; ja „es ſoll ſogar ſchon der Waffenſtillſtand zwiſchen dieſen „letzteren Mächten abgeſchloſſen ſein. Wie weit iſt es mit uns „gekommen, daß man ſolche Nachrichten günſtige nennen „kann! Ganz abgeſehen von der Schmach der Niederlage, „iſt es mit der Machtſtellung Oeſterreichs in Deutſchland „und in Europa für lange Jahre vorbei, und wir können „nun, wie mir ſcheint, nichts thun, als mit Sorgfalt arbeiten „an unſerer inneren Regenerirung."

Das Gerücht von dem Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes erwies ſich bekanntlich als falſch, die Feindſeligkeiten dauerten ununterbrochen fort und damit leider auch der Vormarſch des preußiſchen Heeres gegen Niederöſterreich und Wien. Außer dem niederſchlagenden Eindrucke, den dies um der harten Bedrängung willen, welche hieraus für Oeſterreich hervorging, auf mich machte, war es auch in meiner doppelten Stellung als Archivsbeamter und als Mitglied des Landesausſchuſſes von großer Bedeutung für mich. Als Archivsbeamter, denn der damalige Director, Hofrath

von Erb hatte die Anregung dazu gegeben, daß ihm der Auftrag ertheilt wurde, die wichtigsten Bestandtheile des Staatsarchives verpacken und zur Hinwegsendung von Wien bereitstellen zu lassen.

Schon damals hielt ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge, daß mir diese Maßregel überflüssig erscheine. Aus einem fast hunderttausend Faszikel enthaltenden Archive etwa den hundertsten Theil davon in ein paar Tagen als besonders wichtig auszuscheiden und bei Seite zu schaffen, schien mir ein Ding der Unmöglichkeit, und noch heute kann ich mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich die Liste dessen überblicke, was zur Verpackung bestimmt wurde, und es mit dem vergleiche, was unter allen Umständen zurückbleiben mußte. Meines Erachtens hätte die Versendung sich auf die verhältnißmäßig nur geringe Anzahl von Stücken beschränken sollen, hinsichtlich deren es für Oesterreich demüthigend gewesen wäre, sie in die Hände Preußens fallen zu lassen. Allzeit hätte ich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, es als einen Schimpf empfunden, wenn man in Berlin die pragmatische Sanction als Symbol des über uns errungenen Triumphes besessen und gezeigt hätte.

Da übrigens aus der Hinwegsendung eines Theiles des Staatsarchives demselben kein Schaden erwuchs, erhob ich keinen lebhafteren Widerspruch dagegen und überwachte nicht nur die Verpackung, sondern übernahm es auch, die hundertzwanzig Kisten, welche den zu versendenden Theil des Staatsarchives enthielten, an das Donauufer nächst den Kaisermühlen zu geleiten, wo das zum Weitertransporte bestimmte Dampfschiff vor Anker lag. In der Nacht vom 11. zum 12. Juli, etwa um zwei Uhr Morgens trat ich meine

Expedition an, und nie werde ich den schrecklichen Eindruck vergessen, den es auf mich hervorbrachte, als zwischen die mir voranfahrenden Wagen, die mit den Archivskisten beladen waren, und meinen eigenen ein ungeheures, tiefschwarzes Ungethüm sich einschob, dessen Umrisse ich bei dem ersten Grauen des Tages noch gar nicht zu unterscheiden vermochte. Es war mir, als ob der Sarkophag Oesterreichs vor mir hergeführt würde, und ich schäme mich nicht es einzugestehen, daß ich, einsam in meinem Wagen, in bittere Thränen ausbrach. Erst als es heller wurde, sah und erfuhr ich, was das Ding war, das so unwiderstehlich auf meine Einbildungskraft wirkte. Es war der noch von der Kaiserin Maria Theresia herrührende kostbare Prachtwagen, den man wohl ebenfalls in der richtigen Absicht, ihn nicht als willkommenes Schaustück der Berliner in die Hände der Preußen fallen zu lassen, von Wien hinwegschaffen ließ. Ganz mit schwarzem Tuche überzogen, wurde auch er zur Einschiffung auf der Donau nach den Kaisermühlen gebracht.

Um sechs Uhr Morgens hatte ich unsere Kisten, welche der überaus tüchtige und verläßliche Archivskanzlist Wilhelm Klemm nach Ofen begleitete, dem mit der Ueberwachung des ganzen Transportes betrauten Beamten des Obersthofmeisteramtes, Hofsecretär von Raymond übergeben und eilte nach der Stadt zurück, wo meiner eine wichtige Aufgabe harrte.

Ein eigenes Mißgeschick war es, daß gerade damals unser Landmarschall Fürst Colloredo von einem Unfalle betroffen worden war, der ihn verhinderte, bei Erfüllung der ihm in dieser Stellung obliegenden Geschäfte so thätig zu sein, als er es bei seiner sonstigen Pflichttreue sicher

gewesen wäre. Um sich nach Wien zu begeben, war er vor einigen Wochen von seinem Gute Sierndorf nach Stockerau als dem damaligen Endpunkte der Eisenbahn geritten. Er stürzte mit dem Pferde, bestieg jedoch dasselbe trotz des Schmerzes, den er im rechten Beine empfand, nochmals, ritt vollends bis Stockerau und fuhr dann nicht nur in diesem Zustande von dort nach Wien, sondern wollte sogar seiner Gewohnheit nach vom Nordbahnhofe zu Fuße nach seiner in der Praterstraße gelegenen Wohnung gehen, aber an der Ecke dieser Straße brach er zusammen; er hatte sich, wie erst jetzt constatirt wurde, das Wadenbein gebrochen. Nachdem man ihm die erste Hilfe geleistet, wurde er nach Sierndorf zurückgebracht, und erst am 12. Juli konnte er wieder nach Wien kommen. Noch an diesem Tage versammelten sich an dem Ruhebette, auf welchem er lag, die Mitglieder des Landesausschusses und die sonst in Wien anwesenden niederösterreichischen Landtagsabgeordneten, um zu berathen, was bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Feindes gegen die Grenze Niederösterreichs im Interesse des Landes etwa vorzukehren wäre.

Dasjenige, worauf es eigentlich in erster Linie ankam, ausgiebige Vertheidigungsmittel standen uns freilich nicht zu Gebot. Wir mußten uns also, auf die in Böhmen und in Mähren gemachten Erfahrungen gestützt, darauf beschränken, diejenigen Maßregeln in Erwägung zu ziehen, welche sich nach den uns zugegangenen Mittheilungen als dem Interesse der Bevölkerung besonders nachtheilig erwiesen hatten, und um deren Vermeidung in Bezug auf Niederösterreich zu bitten.

Nachtheilig schien uns vor Allem die den kaiserlichen Behörden, insbesondere den Bezirks- und Steuerämtern, ja

ſogar den Poſtämtern und dergleichen untergeordneten Organen vorgeſchriebene Richtſchnur zu ſein, bei der Annäherung des Feindes ihre Wirkſamkeit einzuſtellen und die Orte zu verlaſſen, an denen ſie ſich bisher befanden.

Das Schädliche dieſer Verfügung lag auf der Hand und machte auch in Böhmen und in Mähren ſich augenſcheinlich geltend. Durch die Entfernung der politiſchen Bezirksämter wurden die Landgemeinden der ihnen ſo nöthigen Leitung gerade in einem Zeitpunkte beraubt, in welchem ſie derſelben am dringendſten bedurften. Die Auflöſung der Steuerämter machte es unmöglich, unausweichlich gebotene Leiſtungen nach dem allein richtigen Maßſtabe, dem Steuergulden, auf die Contribuenten umzulegen. Durch den plötzlichen Mangel an Poſtämtern aber wurde dem Verkehre, der doch auch zur Zeit eines feindlichen Einfalles wenigſtens in gewiſſem Maße fortbeſtehen ſollte, eine höchſt peinliche und durch nichts zu rechtfertigende Feſſel angelegt.

Endlich gab dieſe Maßregel dem Feinde den von ihm häufig ergriffenen Anlaß, an Stelle der ſich abſentirenden kaiſerlichen Behörden ſolche aus der Mitte ſeiner eigenen Staatsdiener einzuſetzen. Ja dieſer Schritt, ſo beklagenswerth er auch im öſterreichiſchen Intereſſe ſein mochte, erwies ſich doch als ſo nothwendig, daß er ſogar von denen, welche unerſchütterlich in ihrer treuen Anhänglichkeit an den Kaiſer verharrten, und das waren eigentlich Alle, als wohlthätig erkannt und willkommen geheißen wurde. Aber auf den Geiſt der Bevölkerung im Allgemeinen mußte er doch einen ſehr ungünſtigen Eindruck hervorbringen, denn ſie fühlte ſich nunmehr nicht allein in die militäriſche Gewalt des Feindes gegeben, ſondern auch unter deſſen Admini-

stration gestellt und konnte hieraus nur allzuleicht die mißliebigsten Folgerungen ziehen.

So einleuchtend, ja so unwiderleglich schienen diese Betrachtungen zu sein, daß der Landesausschuß, gestärkt durch die Zustimmung der anwesenden Landtagsabgeordneten, den einmüthigen Beschluß faßte, sie in die Form einer Petition zu kleiden und dieselbe unverzüglich Seiner Majestät dem Kaiser zu überbringen. Ich wurde mit der Abfassung dieser Eingabe betraut, welche dadurch wohl ein besonderes Gewicht erhielt, daß ich darin den Entschluß des Landesausschusses erwähnen durfte, nicht nur selbst unerschütterlich auszuharren auf dem ihm durch das Vertrauen der Landesvertretung angewiesenen Posten, sondern auch die ihm untergeordneten Aemter ihre Functionen ungestört fortsetzen zu lassen.

Am Nachmittage des 12. Juli arbeitete ich diese Petition aus, an deren Schlusse ich zur Unterstützung unserer Bitte an das Verfahren zu erinnern mir erlaubte, welches in nicht ganz unähnlicher Lage der Großvater Seiner Majestät, Kaiser Franz in den Invasionsjahren 1805 und 1809 beobachtet hatte. Am Abende war die Eingabe fertig, in der Nacht wurde sie copirt und schon am nächsten Morgen um zehn Uhr nahm sie der Kaiser von der Deputation des Landesausschusses, als welche in Verhinderung des Landmarschalls mein College Karl von Suttner und ich uns zu ihm begaben, huldvoll entgegen. Seine Majestät ließ sich mit uns in eine nähere Erörterung des Gegenstandes unserer Bitte ein, bei welcher ich, aus dessen Feder die Eingabe geflossen und der ganz von ihrem Inhalte erfüllt war — Freiherr von Suttner wird mir dieses Zeugniß gewiß nicht versagen — als der eigentliche Sprecher

fungirte. Meine lebhafte Vorstellung, von welcher der Kaiser wohl empfinden mochte, daß sie nur der Ausfluß einer gut österreichischen Gesinnung war, wurde wohlwollend angehört und dann vor dem Grafen Belcredi, zu welchem Seine Majestät uns sandte, mit nur noch größerem Nachdrucke wiederholt. Darum gereichte es mir auch zu wirklicher Freude, daß noch an demselben Tage, dem 13. Juli die niederösterreichische Statthalterei den Befehl erhielt, den Landesausschuß mit Beziehung auf das von ihm überreichte Majestätsgesuch zu verständigen, daß sämmtliche landesfürstliche Behörden in den von einer unmittelbaren Kriegsgefahr bedrohten Orten angewiesen worden seien, so lang als nur immer möglich auf ihren Posten zu verharren. Wäre aber ein Bezirksvorsteher im Falle einer feindlichen Invasion dazu genöthigt, seinen Amtssitz zu verlassen, so habe das an demselben zurückbleibende Personal nicht nur die gerichtlichen Functionen fortzusetzen, sondern auch hinsichtlich seiner übrigen Thätigkeit ein Gleiches zu thun.

Neben dem Archive und dem Landesausschusse — denn meine schriftstellerische Thätigkeit lag ja zu jener Zeit völlig darnieder — hatte ich, und zwar eigentlich bei Weitem am meisten im Hilfsverein zu thun, dessen Wirksamkeit mich damals ganz außerordentlich in Anspruch nahm. Den größten Theil meiner Zeit brachte ich in dessen Centrallocale zu, das im Rittersaale des Landhauses aufgeschlagen war. Dort fanden die regelmäßigen Sitzungen statt, dorthin kamen alle Geldsendungen, die in Empfang genommen, alle Anfragen, die beantwortet, alle Begehren, welche entschieden werden mußten. Von dort gingen alle die zahllosen Sendungen aus, welche der Hilfsverein, sei es nach den vom Feinde besetzten Provinzen, sei es nach den intact gebliebenen ab-

ſchickte, in welch' letztere die ungeheure Menge Verwundeter zu ihrer Verpflegung vertheilt wurde. Die ganz unbeſchreibliche Regſamkeit, die in unſerem Centrallocale herrſchte, fand ihre Ergänzung durch den Empfang der Verwundeten auf dem Nordbahnhofe und durch den regelmäßigen Beſuch der vielen Spitäler, welche in Wien zu ihrer Aufnahme errichtet und vom Hilfsvereine mit den erforderlichen Utenſilien verſorgt wurden.

Hatte der glorreiche Tag von Liſſa — 20. Juli — die tief darniedergedrückten Gemüther wieder etwas erhoben, ſo brachte der ſechs Tage ſpäter erfolgende Abſchluß der Friedenspräliminarien mit Preußen allmälig größere Beruhigung und nach und nach Alles in das frühere Geleiſe zurück. Mir wurde dadurch die Gelegenheit geboten, mich von der überſtandenen furchtbaren Aufregung bei meiner Frau und meiner Tochter wieder etwas zu erholen. Sie befanden ſich in dieſem Sommer nicht mehr in Alt-Auſſee, weil jede Fahrt dorthin, da die Eiſenbahn nur bis Gmunden reichte, allzuviel Zeit in Anſpruch genommen hätte, während unter den damaligen Umſtänden eine raſchere Verbindung mit Wien ganz unerläßlich erſchien. Sie verweilten daher in dem ſo reizend gelegenen Traunkirchen am Gmundnerſee, wo ich denn auch zweimal, im Auguſt und im September, jedesmal einige Wochen bei ihnen verlebte.

Nachdem in Folge des Abſchluſſes des Prager Friedens der Feind die von ihm beſetzten Provinzen allmälig wieder geräumt hatte, faßte der Kaiſer den hochherzigen Entſchluß, dieſelben in eigener Perſon zu beſuchen, ſich von ihrem Zuſtande zu überzeugen, ihre bedauernswerthen Bewohner, welche ſo viele Drangſale hatten erdulden müſſen, durch ſeine Gegenwart aufzurichten, ihnen möglichſt Troſt und

Hilfe zu bringen. In Mähren begann diese Rundfahrt, von da aus sollte sie sich nach Schlesien und Böhmen erstrecken, nur Niederösterreich war dabei fast ganz übergangen worden, indem nach der officiell bekanntgegebenen Reiseroute der Kaiser lediglich von Znaim aus auf dem nächsten Wege über Oberhollabrunn und Stockerau nach Wien zurückkehren sollte.

Ich kann nicht leugnen, daß diese letztere Verfügung im Schooße des niederösterreichischen Landesausschusses eine sehr große Verstimmung hervorrief. Man schrieb sie den Eingebungen des Grafen Belcredi zu und erblickte hierin einen neuen Beweis für seine wirkliche oder vermeintliche Feindseligkeit gegen die deutschen Provinzen. Ich wurde von meinen Collegen ersucht, eine eindringliche Vorstellung zu entwerfen, durch welche der Staatsminister vermocht werden sollte, den Kaiser zu bitten, seinen Rückweg von Znaim nach Wien nicht auf dem directen und daher kürzesten Wege zu nehmen, sondern das ganze Viertel unter dem Manhartsberge zu durchqueren und dabei gerade diejenigen Ortschaften zu berühren, welche vom Feinde am längsten und am stärksten besetzt gewesen waren.

Indem ich mich meiner Aufgabe so gut als möglich zu entledigen suchte, betonte ich besonders, daß, wie der Besuch Schlesiens beweise, die Reise des Kaisers nicht allein den Reichstheilen, welche, wie Böhmen und Mähren der Schauplatz der Feindseligkeiten gewesen, sondern auch solchen gelte, in denen sich überhaupt preußische Truppen befunden hatten. Nirgends aber sei diese Occupation länger und drückender gewesen als gerade in dem niederösterreichischen Viertel unter dem Manhartsberge.

Nicht meiner Arbeit, wohl aber der Stärke der in derselben ins Treffen geführten Argumente mußte es zu-

geschrieben werden, daß der von dem Landesausschusse gestellten Bitte allsogleich willfahrt wurde. Umgehend kam von dem Grafen Belcredi die Antwort, Seine Majestät würde am frühesten Morgen des 9. November von Znaim her an der Landesgrenze eintreffen, von da die Fahrt bis Gänserndorf im Wagen zurücklegen und hierauf mit der Eisenbahn nach Wien fahren.

Selbstverständlich ging hieraus für uns die Verpflichtung hervor, den Kaiser an der Grenze zu empfangen; alle sechs Mitglieder des Landesausschusses begaben sich somit am 8. November dorthin, und im Vorbeifahren holten wir den Fürsten Colloredo in Sierndorf ab. Bevor sie ihn mit uns ziehen ließ, forderte ihm die Fürstin das Versprechen ab, daß er sich, um der von ihr der Cholera wegen befürchteten Ansteckungsgefahr zu entgehen, in kein Gasthausbett legen werde. In Jetzelsdorf hatte uns der Landtagsabgeordnete der dortigen Gegend, Herr Thomas, in einem weitläufigen, aber recht unappetitlich aussehenden Einkehrwirthshause, das wohl vorzugsweise nur von Fuhrleuten besucht werden mochte, Unterkunft bestellt. In einem sehr großen Raume, der einem Tanzsaale glich, hatte man unsere Betten aufgeschlagen, und es war komisch zu sehen, wie in der Mitte des Zimmers unser Landmarschall auf einigen Strohgarben schlief, während wir rings um ihn her in den Betten lagen.

So schlecht waren dieselben, daß uns, obgleich der Tag noch lang nicht graute, doch die Trennung von ihnen nicht schwer wurde. Noch war es stockfinster, als wir gegen sechs Uhr Früh, schnappernd vor Kälte an der Landesgrenze standen, um den Monarchen zu erwarten. Mit gewohnter Pünktlichkeit kam er, richtete an den Landmarschall einige

freundliche Worte, begrüßte uns huldvoll und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Wagen. Wir aber beeilten uns, die unſerigen zu beſteigen; der Landmarſchall und Czedik fuhren dem Kaiſer voraus, Suttner und ich aber fügten uns in die Reihe der nachfolgenden Wagen ein. Die drei anderen Mitglieder des Landesausſchuſſes, Breſtel, Felder und Dück blieben ein wenig zurück und fuhren dann direct nach Wien.

Die Fahrt quer durch das Land war, man geſtatte mir das offen zu ſagen, nicht gerade erquicklich. Ich befand mich etwa im achten Wagen, und vielleicht ebenſoviele mochten noch hinter mir ſein. Daß ich bald mit einer fingerdicken Staubkruſte bedeckt war, die ſich allmälig noch mehr verdichtete, war gewiß nicht angenehm, aber doch viel weniger zu beklagen, als daß ich zu weit zurück war, um die treuherzigen Anſprachen der Gemeindevertreter, mit denen ſie den Kaiſer begrüßten, und die gütigen, troſtſpendenden Antworten desſelben zu vernehmen. Nur daran ergötzte ich mich, im langſamen Vorüberfahren die vergnügten Mienen der Leute, mit denen der Kaiſer geſprochen, und den Eifer zu beobachten, mit welchem ſie die Worte desſelben denjenigen mittheilten, die nicht nahe genug geſtanden waren, um ſie ſelbſt zu vernehmen.

In Ziſtersdorf, wohin wir über Haugsdorf, Laa und Poisdorf gefahren waren, wurden wir zur Tafel des Kaiſers gezogen, von Gänſerndorf aber kehrten wir insgeſammt mit der Eiſenbahn nach Wien zurück.

Das Jahr 1866 war, wenn ich mich recht erinnere, wenigſtens ſo lang ich dem niederöſterreichiſchen Landtage angehörte, das einzige, in welchem zwei Seſſionen desſelben ſtattfanden. Allerdings reichte die erſte, welche zu Ende des Februar geſchloſſen wurde, noch aus dem Vorjahre herüber,

in das sie eigentlich gehörte. Aber es war doch nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum von neun Monaten verflossen, als der Landtag von Neuem zusammentrat.

Daß ich trotz der Meinungsverschiedenheit, welche in so manchen nicht unwichtigen Dingen zwischen mir und der Majorität des Landtages obwaltete, doch in demselben eine geachtete Stellung einnahm, wurde mir gleich zu Anfang der Session durch meine Wahl in die zwei wichtigsten Ausschüsse, denjenigen, der zur Entwerfung einer an den Kaiser zu richtenden Adresse, und den, welcher zur Berathung der in das Gebiet der Verfassung gehörigen Fragen niedergesetzt wurde, hinreichend dargethan. An der in der Plenarversammlung stattfindenden Discussion über den Adreßentwurf betheiligte ich mich nicht, denn wenn ich auch gleich meinen Collegen die Sistirungspolitik als verderblich verurtheilte und mit ihnen für die Adresse stimmte, so gingen doch einzelne der Reden, die zu Gunsten der letzteren gehalten wurden, so sehr über das Maß hinaus, welches nach meiner Meinung in parlamentarischen Versammlungen immer beobachtet werden sollte, daß ich mich dem unmöglich anschließen konnte. Daher will ich diese Verhandlungen hier nicht näher besprechen und nur diejenigen erwähnen, welche über einige Fragen principieller Natur stattfanden, und an denen ich eifrig theilnahm.

Die erste dieser Verhandlungen betraf den Conflict, in welchen der Landesausschuß, ich darf es wohl sagen, ganz ohne sein Verschulden, wohl aber durch das der Statthalterei und der beiden bischöflichen Ordinariate Niederösterreichs über die Frage des täglichen Kirchenbesuches durch die Schüler an den Landesmittelschulen gerathen war. Seit drei Jahren waren diese Schulen in ersprießlicher Thätigkeit, und

der Landesausschuß ließ sich ihre sorgfältige Ueberwachung aufs Ernstlichste angelegen sein. Von keiner Seite wurde irgendeine Einmischung in die Leitung dieser Schulen versucht; da erhielt der Landesausschuß plötzlich die amtliche Benachrichtigung, daß das Staatsministerium die von der Statthalterei im Einvernehmen mit dem Bischofe von St. Pölten beschlossene Einführung des täglichen Gottesdienstes an den Landes-Oberrealschulen in Krems und St. Pölten genehmigt habe. Und der Direction des Landes-Oberrealgymnasiums in Oberhollabrunn wurde sogar von dem dortigen Pfarramte der Auftrag des Wiener fürsterzbischöflichen Consistoriums zur Darnachachtung mitgetheilt, die Gymnasialschüler vom 22. Mai angefangen täglich zum Besuche der Schulmesse anzuhalten.

Der Landesausschuß hatte vorerst gegen diese Eingriffe in seine ihm ganz unbezweifelt erscheinenden Rechte lebhafte Vorstellungen erhoben, und nachdem sie fruchtlos geblieben waren, den betreffenden Schuldirectionen verboten, von einer anderen Seite als von ihm Aufträge anzunehmen und zu befolgen. Die Streitfrage selbst legte er dem Landtage zur Entscheidung vor.

Um in dieser Sache den richtigen Standpunkt herauszufinden und zu behaupten, mußte natürlich vollkommen leidenschaftslos vorgegangen und zwischen dem Kernpunkte der Frage, dem täglichen Kirchenbesuche der Schüler, und dem Competenzconflicte des Landesausschusses mit der Statthalterei und den bischöflichen Ordinariaten streng unterschieden werden.

Was den ersten Punkt angeht, so scheue ich mich nicht, es offen zu gestehen, daß ich, auf langjährige Erfahrungen gestützt, niemals ein Freund der zwangsweisen An-

haltung der Schüler an Volks- und Mittelschulen zum täglichen Kirchenbesuche war. Mir erschien derselbe nie als das geeignete Mittel, die Entwicklung religiösen Sinnes in der Jugend zu fördern, sondern ich war stets überzeugt, daß er in den allermeisten Fällen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringe, indem gerade mit dem täglichen Kirchenbesuche auch das Gefühl der Alltäglichkeit und der Gleichgiltigkeit wachgerufen, ja eine gewisse Gedankenlosigkeit in religiösen Dingen großgezogen wird.

Ich brauche wohl nicht erst besonders zu betonen, daß sowohl ich selbst als mit mir der gesammte Landesausschuß nur gegen die zwangsweise Einführung des täglichen Kirchenbesuches war. In Fällen, in denen die Eltern oder Vormünder ihre Pflegebefohlenen hiezu verhalten oder die letzteren sich ihn freiwillig auferlegen wollten, hätten wir natürlich nicht das Mindeste dagegen gehabt.

Was den zweiten Punkt, auf den es ankam, den Competenzconflict anging, in welchen der Landesausschuß gerathen war, so betraf derselbe eigentlich weit mehr die Statthalterei als die Ordinariate. Hätte die erstere nicht den Versuch gemacht, sich ganz unberechtigter Weise an die Stelle des Landesausschusses zu setzen und sich in Bezug auf die vom Landtage gegründeten Mittelschulen eine Machtvollkommenheit anzumaßen, die ihr nicht zustand, hätte sie vielmehr die Ordinariate aufgefordert, eine Verständigung mit dem Landesausschusse anzustreben, statt denselben ganz zu umgehen, so wäre eine solche wohl auch noch zu erreichen gewesen. So aber blieb dem Landesausschusse nichts übrig, als die Behauptung seiner eigenen Competenz aufrecht zu erhalten, und es wurde ihm nicht allzu schwer, dieselbe auch schlagend zu beweisen.

Selbſtverſtändlich war es, daß der Landesausſchuß bei Ausübung dieſer Competenz an die beſtehenden Geſetze gebunden war. Aber leicht ließ ſich nachweiſen, daß keines exiſtirte, welches den täglichen Kirchenbeſuch für Mittelſchüler anordnete, und eine einfache Hindeutung auf die Gepflogenheit, welche an den analogen Lehranſtalten in Wien herrſchte, die mit weltlichen Lehrkräften verſehen waren, genügte, um dies einleuchtend darzuthun.

Der von mir vertheidigte Standpunkt wurde denn auch von der Majorität des Landtages als der richtige anerkannt; die Statthalterei ſowohl als die biſchöflichen Ordinariate mußten ſich in den Beſchluß des Landtages fügen, die Competenz des Landesausſchuſſes aber zur wirklichen Leitung der von dem Landtage gegründeten Mittelſchulen wurde, ſo viel ich weiß, ſpäter von keiner Seite mehr beſtritten. Sie bildet daher auch heute noch die Baſis, auf welcher dieſelben zum Wohle der Bevölkerung erſprießlich wirken.

Eine zweite principielle Frage, welche damals im Landtage zur Erörterung gelangte, wurde durch den eingebrachten Antrag aufgeworfen, den bisherigen Cenſus für die Landtagswahlen in Wien von zwanzig auf zehn Gulden herabzuſetzen. Die Majorität des betreffenden Ausſchuſſes, der auch ich angehörte, war für Verwerfung dieſes Antrages, und kein Geringerer als Breſtel war es, der hiebei für ſie als Berichterſtatter fungirte. Der entgegengeſetzte Standpunkt wurde von einem der Abgeordneten von Wien, Dr. Hoffer vertreten, einem überaus ehrenwerthen, etwas idealiſtiſch angehauchten Manne, der ſeine Anſicht mit den Argumenten vertheidigte, mit denen man gewöhnlich die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes befürwortet. So

unpopulär es auch sein mochte, für die Beibehaltung der bisherigen Beschränkungen zu sprechen, so unterzog ich mich doch bereitwillig dieser wenig dankbaren Aufgabe. Denn allzeit hielt ich und halte es auch jetzt noch für einen der größten Fehler der liberalen Partei, daß sie, um nur ja nicht freiheitsfeindlich zu erscheinen, zu immer weitergehender Ausdehnung des Wahlrechtes die Hand bietet und dadurch den Boden selbst untergraben hilft, auf dem sie sich noch mühsam genug behauptet. Wer überhaupt festhält an der constitutionellen Regierungsform, der soll auf nichts so viel Werth legen, als daß in die gewählten Vertretungskörper eine möglichst große Anzahl nicht nur persönlich ehrenwerther, sondern auch politisch gebildeter und sonst wohlunterrichteter, urtheilsfähiger, ihrem Charakter und ihrer Stellung nach unabhängiger Männer gelange. In Bezug auf die Ehrenhaftigkeit werden sich die untersten Stände von den mittleren und oberen gewiß nicht unterscheiden, ihre Unbemitteltheit macht es ihnen jedoch unmöglich, für sich und die Ihrigen jene höhere Ausbildung zu erlangen, welche sie befähigt, sei es selbst in den Vertretungskörpern zu sitzen oder die richtigen Männer zu wählen, um die ihrer dort harrenden schwierigen Aufgaben mit Verständniß, mit Ruhe und Besonnenheit zu erfüllen. Wie weit es mit Vertretungskörpern kommen kann, in denen eine größere Anzahl von Männern tagt, welchen diese Eigenschaften mangeln, wie sehr hierunter das constitutionelle System, ja das allgemeine Wohl leidet, dafür liegen die schmerzlichen Beispiele zu nahe, als daß noch besonders auf sie hingewiesen zu werden braucht.

Mir schien es ein Beweis der politischen Reife zu sein, welche damals noch im niederösterreichischen Landtage

das Uebergewicht beſaß, daß der Antrag, den Landtagswahlcenſus für Wien ſtatt wie bisher mit zwanzig, nur mit zehn Gulden zu bemeſſen, mit ſämmtlichen gegen elf Stimmen verworfen wurde. Aufrichtig freute ich mich dieſes Ergebniſſes, und Angriffe, welche von vorgeſchrittenen Journalen gegen mich gerichtet wurden, machten mich darin nicht irre. Ja es beluſtigte mich wirklich, als eines unſerer Witzblätter mein arg carrikirtes Bildniß mit der Umſchrift brachte:

„Herr Arneth ſagt es uns ganz ſteif:
„Zehnguldenmänner ſind nicht reif."

Auf die lange und mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit geführte Debatte über die Abänderungen der Landesordnung und der Landtagswahlordnung, in der ich als Berichterſtatter fungirte, will ich hier nicht näher eingehen, weil wir hiebei keine ſtärker ins Gewicht fallenden Reſultate als die Vermehrung der Anzahl der Landtagsabgeordneten der Stadt Wien und der niederöſterreichiſchen Landgemeinden um je Einen erzielten. Am 30. December wurde der Landtag geſchloſſen, und damit hatte die erſte ſechsjährige Wahlperiode desſelben ihr Ende erreicht.

Als zu den Ereigniſſen des Jahres 1866 gehörig muß ich noch erwähnen, daß mir mit kaiſerlichem Handſchreiben vom 3. December als einem der Vicepräſidenten des Patriotiſchen Hilfsvereines das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen wurde. Insbeſondere deshalb freute mich dieſe Auszeichnung, weil ſie eine höhere war, als ſie denjenigen gewöhnlich zu Theil wird, welche ſich in meinem damaligen Dienſtrange befinden. Aber ich kann doch auch nicht ungeſagt laſſen, daß ich grundſätzlich nicht für Ordensverleihungen an Mitglieder von Wohlthätigkeitsvereinen —

und der Patriotiſche Hilfsverein war wenigſtens damals noch ein ſolcher im eminenteſten Sinne des Wortes — als Belohnung für ihr Wirken in denſelben bin. Sie verlieren ja ohnedies nur allzuleicht die ethiſche Baſis ihrer Exiſtenz, den reinen, ſelbſtaufopfernden Wohlthätigkeitsſinn aus den Augen und wiſſen ſich nicht vollſtändig frei zu halten von Leuten, deren eigentliche Triebfeder doch nur die Befriedigung ihrer Eitelkeit iſt. Dadurch aber büßen ſie in den Augen der Bevölkerung jene ſympathiſche Hochachtung ein, deren ſie dringend bedürfen, um ihre eigentliche Beſtimmung in einer Weiſe erfüllen zu können, die nicht allzuweit abſchweift von dem Geiſte, in dem ſie gegründet wurden.

1867.

Der leidenschaftliche Ansturm aller Landtage, in welchen die liberale Partei die Oberhand besaß, gegen die Verfassungssistirung und deren Urheber, den Grafen Belcredi, machte denselben nicht mürbe. Gerade das Gegentheil hievon ging aus dem kaiserlichen Patente hervor, welches unmittelbar nach Schluß der Landtage erlassen wurde und, vom 2. Januar 1867 datirt, am folgenden Tage in der „Wiener Zeitung" erschien. Es ordnete die Auflösung der Landtage und die unverzügliche Veranstaltung der Neuwahlen an, indem gleichzeitig die neuen Landtage auf den 11. Februar einberufen wurden. Als ihre einzige Aufgabe zeichnete ihnen das kaiserliche Patent vor, die Wahlen zu einer außerordentlichen Reichsversammlung, und zwar derart vorzunehmen, daß sie wohl die gleiche Anzahl von Abgeordneten wie bisher entsenden, aber nicht mehr an die Wahl aus den einzelnen Gruppen gebunden sein sollten. Der Beginn des außerordentlichen Reichsrathes wurde schon für den 25. Februar festgesetzt und als einziger Gegenstand seiner Berathungen die Verfassungsfrage bezeichnet.

Augenblicklich gewann die Meinung, daß durch dieses Patent die frühere Sistirung der Verfassung in eine völlige Beseitigung derselben umgewandelt werde, die Oberhand.

Hatte man in den Kreisen der verfassungstreuen Partei bereits gegen die Sistirung protestiren zu müssen geglaubt, so trat man jetzt mit gesteigertem Nachdrucke gegen die Beschickung des außerordentlichen Reichsrathes in die Schranken und einigte sich dahin, zwar die Wahlen für die Landtage vorzunehmen, nach ihrem Zusammentreten aber diejenigen für den außerordentlichen Reichsrath zu verweigern und nur die für die Landesausschüsse sowie für den legalen Reichsrath ordnungsmäßig zu vollziehen.

Dem gegenüber bot auch Graf Belcredi mit großer Energie all' die Macht auf, welche seine hohe Stellung ihm einräumte. Noch an dem Tage, an welchem das Januarpatent erlassen worden war, erging an die Statthalter der gemessene Auftrag, die Executivbeamten streng dazu anzuhalten, bei den Wahlen das Beispiel treuester Pflichterfüllung zu geben, ja selbst nur ein rath- und thatloses Zusehen nicht zu dulden. Und da zeigte es sich denn recht deutlich, welche Chefs der Landesbehörden in ihrem Inneren den Anschauungen Belcredi's huldigten und welche nicht. Jene traten mit allem Nachdrucke für die Intentionen des Staatsministers ein, während diese sich trotz aller Abmahnung doch auf das verpönte „thatlose Zusehen" beschränkten. Und weil der damalige Statthalter von Niederösterreich, Graf Chorinsky, zu den Ersteren gehörte, so wurden, um der Sache des Grafen Belcredi zum Siege zu verhelfen, wenigstens in einem im Landtage zur Sprache gebrachten Falle Mittel angewendet, welche zur Annullirung der Wahl führen mußten. Es mag jedoch sein, daß ihre Anwendung nicht so sehr vom Statthalter selbst als von einem unter ihm stehenden übereifrigen Beamten ausging.

Was mich betraf, so schien mir eine erneuerte Bewerbung um das Landtagsmandat als ein Gebot der Ehre und der Pflicht, denn ich hätte es für einen Act der Feigheit gehalten, der Stimme der Vorsicht allein zu folgen und meiner bisherigen Stellung in der Landesvertretung freiwillig zu entsagen. Auch meinen Wählern glaubte ich dies schuldig zu sein, denn von allen Seiten kamen mir ihre Aufforderungen, mich nur ja wieder um ihr Mandat zu bewerben, und die Zusicherungen zu, daß sie mir treu bleiben würden. Auch der Umstand, daß nun meist andere Wahlmänner an die Stelle derjenigen traten, die mir vor sechs Jahren ihre Stimmen gegeben hatten, änderte hieran nichts. In der zweiten Hälfte des Januar unterzog ich mich der Mühsal einer bei der kältesten Jahreszeit und dem ungünstigsten Wetter, unter Regen und Schnee unternommenen Bereisung meines Wahlbezirkes. Ueberall wurde ich freundlichst bewillkommt, von einer gegen mich gerichteten Agitation der einzelnen Bezirksvorsteher, die sich, wie mir scheint, vollkommen theilnahmslos verhielten, konnte ich nichts wahrnehmen, und am 31. Januar wurde ich in Neunkirchen mit hundertundzwanzig gegen drei Stimmen wiedergewählt.

Aber schon wenige Tage nachdem überall die Landtagswahlen vollzogen worden waren, trat eine gänzliche Veränderung der politischen Constellation ein, indem mit Handbillet des Kaisers vom 7. Februar der Staatsminister Graf Belcredi auf sein Ansuchen seiner Functionen enthoben und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Beust zum Präsidenten des Ministerrathes ernannt, sowie zur einstweiligen Leitung des Staats- und des Polizeiministeriums berufen wurde.

Da meine gegenwärtigen Aufzeichnungen nicht eine Geschichte meiner Zeit, sondern nichts Anderes als eine Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse enthalten sollen, fand ich bisher noch keinen Anlaß, zu erwähnen, daß schon im October 1864 Graf Rechberg in seinem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten durch den Grafen Alexander Mensdorff ersetzt worden war. Für mich ging aus diesem Wechsel in der Person meines Chefs weder Nutzen noch Schaden hervor, aber ich sah doch den Grafen Rechberg ungern scheiden, denn ich war ihm allzeit dafür dankbar, daß ich auf seinen Vorschlag die Stelle eines Vicedirectors des Staatsarchives erhalten hatte, wie er sich denn auch sonst stets nur theilnehmend gegen mich bewies. Sah er sich aber durch Rücksichten, deren Beurtheilung mir nicht zustand, genöthigt, seinen Platz zu verlassen, so konnte ich mir keinen willkommeneren Ersatzmann für ihn als den Grafen Mensdorff denken.

Ich hatte Mensdorff in früherer Zeit manchmal flüchtig, aber nur äußerst selten bei seinem Schwiegervater, dem Fürsten Dietrichstein gesehen, und er hatte mir allzeit einen ungemein sympathischen Eindruck gemacht. Obwohl er nicht nur persönlich einer der vornehmsten Familien Oesterreichs angehörte und durch seine mütterliche Verwandtschaft in das herzoglich Coburg'sche Haus, ja durch dasselbe bis an die Königsthrone von Belgien, England und Portugal hinanreichte, so war doch nicht ein Schatten von Hochmuth im Verkehre mit Anderen an ihm bemerkbar. Immer gleich freundlich und zuvorkommend, gab er sich stets wahr und natürlich, ohne besonderen Aufwand an Worten, aber was er sprach, zeugte von seinem klaren Verstande, seinem richtigen und vorurtheilslosen Blicke. Gleich bei der ersten

Begegnung mit ihm war man davon durchdrungen, er sei nicht blos ein kluger, sondern auch ein wohlwollender Mensch, voll Billigkeit in der Beurtheilung Anderer.

Obwohl er nun mein Chef war, so hatte ich doch eigentlich mit ihm gar nichts amtlich zu thun, denn die geschäftliche Verbindung des Staatsarchives mit dem Ministerium des Aeußern wurde natürlich ausschließlich von dem damaligen Archivsdirector besorgt, und ich beschränkte mich darauf, hie und da einmal die Güte des Grafen Mensdorff für einen meiner jüngeren Archivscollegen in Anspruch zu nehmen, worauf denn auch allzeit von seiner Seite die freundlichste Willfahrung erfolgte.

Von Mensdorff's Aufforderung, seinen Salon zu besuchen, machte ich nur in der allerbescheidensten Weise Gebrauch, nie aber ging ich von dort weg, ohne von ihm den angenehmsten Eindruck in mich aufgenommen zu haben. Von dem, was man bei seinen Standesgenossen und fast mehr noch von Seite der Frauen als der Männer manchmal in ziemlich verletzender Weise erfährt, daß wenn sie unter sich sind, sie an einem ihnen sonst ganz gut Bekannten, den sie nicht zu den Ihrigen zählen, gleichsam vorbeisehen und es vermeiden, mit ihm zu reden, davor war man bei Mensdorff jederzeit sicher. Die Liebenswürdigkeit war ihm eben zur zweiten Natur geworden, und daher konnte er gar nicht anders als sie überall, in jedem Augenblicke und gegen Jedermann gleichmäßig bewähren.

Obwohl nun mein persönlicher Verkehr mit dem Grafen Mensdorff nicht weit über ziemlich seltene gesellige Berührungen hinausging, so weiß ich doch mit voller Bestimmtheit, daß er ein Gegner der Sistirungspolitik, des Doppel-

krieges gegen Preußen und Italien, sowie der Abtretung Venedigs an den Kaiser Napoleon war. Und wenn, was die letztere angeht, einer derjenigen, welche ihre Erinnerungen aus jenen Tagen durch den Druck allgemein zugänglich machten, Karl Friedrich Graf Vitzthum in seinem vielgelesenen Buche: „London, Gastein und Sadowa“ seinen Lesern erzählt, er habe durch einen Zufall mit eigenen Augen den Grafen Mensdorff an dem Rathstische sitzen gesehen, an welchem diese Abtretung beschlossen wurde, so befindet er sich in einem vollständigen Irrthum. Denn Mensdorff war ja in dem Augenblicke, in welchem zunächst auf den Rath des Grafen Moriz Esterházy jener beklagenswerthe Beschluß gefaßt wurde, nicht in Wien, sondern auf kurze Zeit bei der Armee in Böhmen. Hätte Vitzthum nur die zwei Jahre vor seinem Buche erschienenen Memoiren seines Gönners Beust mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, so würde er denselben*) entnommen haben, daß Mensdorff bei jener Conferenz, bei der er ihn angeblich sitzen sah, gar nicht anwesend, sondern schon früher ins Hauptquartier geeilt war.

Mir scheint diese Probe genügend, um die Stärke des Erinnerungsvermögens des Grafen Vitzthum und daher auch die Genauigkeit seiner Aufzeichnungen und die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen nicht gerade in glänzendem Lichte zu zeigen. Dennoch möchte ich, da ich eben von Mensdorff rede, noch jenes vertrauliche Gespräch nicht unerwähnt lassen, das Vitzthum mehrere Jahre später mit ihm gehabt haben will und in welchem sich Mensdorff zu der bei seiner sonstigen Verschlossenheit ganz unglaublichen Erklärung verirrt haben soll, „er habe von der auswärtigen Politik

*) Band II, Seite 7.

„gar nichts verſtanden.“ So groß auch die Beſcheidenheit war, deren Mensdorff ſich allzeit befliß, ſo beſtand ſie doch niemals in einem Mangel an Selbſtbewußtſein und in völliger Verkennung ſeines eigenen Werthes. Darum verleitete ſie ihn aber auch ganz gewiß nie zu einem Ausſpruche über ſeine eigene Perſon, durch welchen er ſich ſelbſt ſchreiendes Unrecht gethan haben würde.

Ich erinnere mich recht gut, wie man ſchon im Jahre 1846, da ich noch als ganz junger Mann im Miniſterium des Aeußern diente, dort voll des wärmſten Lobes von den Mittheilungen Mensdorff's über die vertrauliche Miſſion ſprach, mit der er zu jener Zeit an den Hof von Liſſabon betraut worden war. Und ebenſo haben auch ſeine ſpäteren Sendungen nach Holſtein und nach St. Petersburg ihm nur volle Anerkennung ſeiner diplomatiſchen Fähigkeiten gebracht, wie er ſie für ſeine militäriſchen ſchon längſt beſaß. Ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch, von 1846 bis 1871 dauerte ſeine Thätigkeit in der Politik und ſeine warme Theilnahme an ihr ununterbrochen fort, und er ſoll ſehr intereſſante Aufzeichnungen über ſie zurückgelaſſen haben.

Allerdings machten auch Unparteiiſche, welche die Klarheit und die Schärfe ſeines politiſchen Blickes niemals bezweifelten, es Mensdorff zum Vorwurfe, daß er trotz ſeines Widerſtrebens gegen die Beſchlüſſe, welche gefaßt und ausgeführt wurden, in ſeinem Amte verblieb, und vom rein conſtitutionellen Standpunkte aus wird man ihnen kaum Unrecht geben können. Aber der letztere ſcheint mir doch nicht der richtige zu ſein, um Mensdorff's damaliges Verhalten gerecht zu beurtheilen. Auch die ſo oft wiederholte Behauptung von dem militäriſchen Gehorſam, zu dem er ſich verpflichtet fühlte, vermag ich kaum als ſtichhältig zu

erkennen. Er war eben nicht nur des Kaisers getreuer Diener, sondern auch sein ihm unbedingt ergebener Freund, und er konnte es daher nicht über das Herz bringen, ihn in der Lage zu verlassen, in welcher er sich damals befand. Wer kann sich da unterfangen, ihn darob zu tadeln?

Als der Krieg beendet, der Friede geschlossen und wenigstens keine unmittelbar drohende Gefahr mehr vorhanden war, brachte auch Mensdorff seinen lang schon gehegten Rücktrittsgedanken zur Ausführung. Ich sah ihn mit ebenso lebhaftem Bedauern scheiden als seinen Nachfolger, den Freiherrn von Beust an seinen Platz treten.

Ich kann nicht sagen, daß ich ein grundsätzlicher Gegner der Berufung Fremder in den österreichischen Staatsdienst bin. Aber solche Berufungen scheinen mir doch nur dann eine Berechtigung zu besitzen, wenn in Oesterreich selbst Niemand zur Hand ist, der die zur Ausfüllung des betreffenden Postens erforderlichen Eigenschaften in hinreichendem Maße besitzt. Ich kann mir kein Urtheil darüber erlauben, ob denn wirklich in der ganzen österreichischen Diplomatie gar Niemand existirte, der geeigneter gewesen wäre, an die Spitze des auswärtigen Amtes eines zwar momentan darniedergebeugten, aber glücklicher Weise noch immer großen und mächtigen Staates zu treten, als der Minister eines Duodezlandes, der zwar ein ebenso gebildeter und unterrichteter Mann als ein sehr geschickter Redacteur war, der jedoch noch niemals Gelegenheit gehabt hatte, seinen politischen Blick und sein Urtheil in großstaatlichen Verhältnissen zu erproben.

Aber selbst wenn dies der Fall und Beust wirklich die geeignetste Acquisition für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs gewesen sein sollte, so kam es

auf dieſe, man geſtatte mir die vielleicht paradox klingende Behauptung, in den Verhältniſſen, in denen ſich Oeſterreich damals befand, in erſter Linie gar nicht an. Die auswärtige Kriſis war — allerdings unglücklich genug — wenigſtens vor der Hand überſtanden; die innere aber dauerte mit unverminderter, ja mit ſo ſehr geſteigerter Heftigkeit fort, daß ſie die lebhafteſten Beſorgniſſe wachrief. War es da nicht wahrhaft zu bedauern, daß ein Mann in das Miniſterium berufen wurde, der nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe den inneren Verhältniſſen Oeſterreichs vollkommen fremd gegenüberſtand? Und dieſes Bedauern vermehrte ſich noch, als jener Mann nach dem plötzlichen Rücktritte des Grafen Belcredi mit dem Vorſitze im Miniſterrathe und der Leitung zweier höchſt wichtiger Centralſtellen betraut wurde.

Schon ehe dies geſchah, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, mich dem Freiherrn von Beuſt als meinem nunmehrigen Chef vorzuſtellen, und ich wurde von ihm alſogleich in ein langes und intereſſantes politiſches Geſpräch verwickelt. Auf ſeine Bitte, ihm ganz rückhaltslos meine Meinung über dasjenige zu ſagen, was vor Allem Noth thue, um Ordnung in die ſo verwickelten Zuſtände Oeſterreichs zu bringen, bezeichnete ich mit gleicher Offenheit zwei Punkte, an welche ohne Zeitverluſt Hand angelegt werden müſſe. Der erſte beſtand in der entſchiedenen und aufrichtigen Beſeitigung der Siſtirungspolitik, in der Wiedereinführung verfaſſungsmäßiger Zuſtände und in treuem Feſthalten an denſelben; der zweite aber in dem ernſten und unausgeſetzten Beſtreben, mit Ungarn einen dauernden Ausgleich auf der Grundlage von Beſtimmungen zu Stande zu bringen, welche dem Geſammtſtaate Oeſterreich weſentlich

günſtiger wären als diejenigen, die in den verſchiedenen, größtentheils von Deák herrührenden Staatsſchriften enthalten ſeien.

Hinſichtlich des erſten Punktes erklärte ſich Beuſt mit mir einverſtanden, wir wendeten uns alſo raſch dem zweiten zu.

Es iſt mir immer als Thorheit erſchienen, wenn man die Meinung über den Umfang der Zugeſtändniſſe an Ungarn und über den Grad der dieſem Königreiche einzuräumenden Selbſtſtändigkeit mit einer vermeintlichen Vorliebe für Ungarn oder einer etwaigen Abneigung gegen dasſelbe in irgendwelche Verbindung gebracht hat. Ich ſelbſt habe ſehr vergnügte Zeiten in Ungarn verlebt, hiebei das Land und ſeine Bewohner trotz deren etwas barbariſcher Derbheit um ihrer Geradheit und Offenheit willen recht lieb gewonnen, ihre rege Vaterlandsliebe aber wirklich bewundert. Hiedurch konnte ich jedoch mein Urtheil über die zukünftige Stellung, welche Ungarn innerhalb des öſterreichiſchen Geſammtſtaates — und an dieſem war meines Erachtens unbedingt feſtzuhalten — einnehmen ſollte, in gar keiner Weiſe beeinfluſſen laſſen.

Lang ſchon mußte Jeder, der überhaupt auf den Namen eines Politikers Anſpruch erheben durfte, mit ſich darüber ins Reine gekommen ſein, daß die centraliſtiſche Verfaſſung vom 26. Februar 1861 dem Widerſtande der Ungarn gegenüber, den gemeinſchaftlichen Reichsrath zu beſchicken, unausführbar erſcheine, und daß, ſelbſt wenn die Ungarn in denſelben gekommen wären, die centrifugalen Elemente darin erſt recht ein ſo großes Uebergewicht erlangt haben würden, daß ſie allein ſchon hingereicht hätten, den Reichsrath zu ſprengen. Die Theorie von der Rechtsverwirkung aber ließ ſich nicht hinreichend begründen und noch weniger durch-

führen. Es konnte also fürwahr kein anderer Weg eingeschlagen werden als der, den man in der letzten Zeit thatsächlich betreten hatte, um zu einer friedlichen Verständigung über die Ungarn einzuräumende Stellung, sei es in, sei es neben Oesterreich zu gelangen.

In diesen beiden anscheinend unbedeutenden Vorwörtern schien mir der ganze Kern der Frage zu liegen. Ich stand auf Seite derer, welche auch für die Zukunft einen Gesammtstaat Oesterreich erhalten wissen wollten, innerhalb dessen Ungarn eine abgesonderte Stellung einnehmen könne, während die Ungarn und Diejenigen, welche in Oesterreich für die Vertheidigung ihrer Forderungen eintraten, für Ungarn eine selbstständige Stellung als gleichberechtigter Staat neben Oesterreich verlangten.

Die Discussion hierüber, welche meistens mit sehr großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde, bewegte sich gleichmäßig auf historischem wie auf politischem Gebiete. Und da wurde denn, insofern es das erstere anging, die Behauptung aufgestellt, die dualistische Zweitheilung des Reiches, die man in Ungarn begehre, sei nichts Anderes als die Rückkehr zu der früheren Gestaltung, welche Jahrhunderte lang in Bezug auf Oesterreich und Ungarn bestanden habe. Auch Beust schien sich zu dieser Meinung zu bekennen, ich aber bestritt sie in lebhaftester Weise, wie ich sie denn auch heute noch bei ruhigstem Blute nur als eine irrthümliche ansehen kann.

Wenn man an die Wiederherstellung ehemaliger Einrichtungen denkt, sollte man doch füglich nicht bis in eine Zeit zurückgreifen wollen, in welcher die hiebei in Betracht zu ziehenden Verhältnisse so ganz andere waren, daß ihnen die gegenwärtig bestehenden in gar keiner Weise mehr gleichen.

Wer von der Erneuerung des früheren Verhältnisses Ungarns zu Oesterreich spricht, kann daher meines Erachtens kaum noch weiter zurückgehen als um mehr als anderthalb Jahrhunderte, bis zum Jahre 1711, dem Zeitpunkte des Szathmárer Friedens, durch welchen erst die Periode der bewaffneten Auflehnungen Ungarns gegen seine habsburgischen Könige zum Abschlusse gedieh. Schon unter Karl VI. und während der langen Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia war aber von einer so selbstständigen Stellung Ungarns, wie sie jetzt angestrebt wurde, auch nicht von fern die Rede. Um dies zu beweisen, durfte ich nur daran erinnern, daß die ungarische Kammer eine der allgemeinen Hofkammer in Wien untergeordnete Behörde war, verpflichtet, ihren Anordnungen zu gehorchen. Die in Wien tagende Hofkammer im Münz- und Bergwesen war nicht weniger die Oberbehörde für Schemnitz und Kremnitz als für Joachimsthal und Przibram, von dem im Jahre 1760, also gleichfalls schon vor mehr als einem Jahrhundert gegründeten Staatsrathe wurden ebensowohl die inneren Angelegenheiten Ungarns als diejenigen der übrigen österreichischen Länder seinen Begutachtungen unterzogen.

Von dem historischen auf das politische und somit von dem theoretischen auf das eigentlich praktische Gebiet übergehend, warf sich die Discussion zwischen Beust und mir ohne lange Umschweife auf die Frage, was denn eigentlich in Zukunft als gemeinsame Angelegenheit zu betrachten sein werde und was nicht. Ich meinte hiefür die auswärtigen Angelegenheiten, das Heerwesen, die Finanzverwaltung und die Handelssachen, und zwar auch diese in der Weise in Anspruch nehmen zu müssen, daß die drei letzteren Ressorts, die Armee, die Finanzen und der Handel gleich dem der aus-

wärtigen Angelegenheiten einem zwar gemeinſamen, aber doch einheitlichen Miniſterium untergeordnet würden. Denn wenn, glaubte ich vorherſagen zu dürfen, neben demſelben auch noch ſpecielle Miniſterien in Wien und in Peſt errichtet werden ſollten, ſo würden ſie gar bald alle eigentliche Wirkſamkeit an ſich ziehen und das betreffende gemeinſame Miniſterium zu einem Schattenbilde machen. Bei dem der Finanzen traf dieſe Vorherſagung buchſtäblich ein, und wäre ihm nicht faſt anderthalb Jahrzehnte ſpäter die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina zugewieſen worden, die es jetzt in ſo ausgezeichneter Weiſe führt, ſo wäre vielleicht ſogar ſeine Exiſtenzberechtigung in Frage zu ſtellen. Daß aber kein gemeinſames, mit wirklichen Machtattributen ausgerüſtetes Handelsminiſterium, ſo wie es jetzt die Miniſterien des Aeußern und des Kriegsweſens ſind, zu Stande kam, mag ſeither wohl von gar manchem Einſichtsvollen im Intereſſe Oeſterreichs wie Ungarns recht bitter beklagt worden ſein.

Je eifriger ich mich in mein Thema hineinredete, deſto ſchweigſamer wurde Beuſt, und ich merkte ihm wohl an, daß ihm meine Auseinanderſetzungen nicht zuſagten. Aber in ſeiner echt ſächſiſchen Höflichkeit unterbrach er mich nicht, und das Geſpräch, das zuletzt eigentlich nur mehr von meiner Seite geführt worden war, endete erſt, als ich merkte, daß ich ſeine Geduld nicht länger in Anſpruch nehmen dürfe. Er lud mich zwar noch ein- oder zweimal zu politiſchen Abendgeſellſchaften, zu denen er zumeiſt hervorragende Reichsrathsabgeordnete wie Pratobevera, Berger, Giskra, Breſtel, Herbſt und Andere, aber auch einen oder zwei Landtagsabgeordnete berief. In ein eingehenderes politiſches Geſpräch zog er mich jedoch nicht mehr, und wie ich deutlich

ſah, hatte ich es bei ihm, wie man in Wien ſagt, ſo ziemlich verſchüttet.

Trotz dieſer Meinungsverſchiedenheit mit meinem nunmehrigen Chef freute ich mich doch aufrichtig über ſein erſtes Auftreten als Leiter des Staatsminiſteriums, und es wurden hiedurch meine freilich nicht hochgeſpannten Erwartungen weit übertroffen. Unverzüglich ſetzte er ſeine mir gegenüber ausgeſprochene Mißbilligung der Belcredi'ſchen Siſtirungspolitik praktiſch ins Werk. Schon am Tage nach der Ernennung Beuſt's wurde die Verſchiebung der Eröffnung der Landtage vom 11. auf den 18. Februar angeordnet, und als dieſe an dem letzteren Tage wirklich zuſammentraten, legte ihnen die Regierung ein Reſcript vor, kraft deſſen die Siſtirungspolitik und mit ihr die Einberufung eines außerordentlichen Reichsrathes vollſtändig fallen gelaſſen wurde. An die Landtage erging vielmehr die Aufforderung, die Wahlen für den verfaſſungsmäßigen Reichsrath vorzunehmen, der ſich ſchon am 18. März verſammeln ſollte.

Die Freude, welche im niederöſterreichiſchen Landtage über dieſe Rückkehr zu verfaſſungsmäßigen Zuſtänden herrſchte, wurde für die Mehrzahl ſeiner Mitglieder und ganz beſonders für mich durch die Ernennung des Freiherrn Adolf von Pratobevera zum Landmarſchall von Niederöſterreich noch weſentlich erhöht. Am liebſten wäre es mir freilich geweſen, wenn Fürſt Colloredo, der ſechs Jahre hindurch unſer Landmarſchall war, auf dieſem Poſten verblieben wäre. Da er ſich jedoch hiezu durchaus nicht bewegen ließ, trat die Frage der Neubeſetzung dieſes Poſtens recht drohend vor unſere Augen. Am wichtigſten war ſie für die bisherigen Mitglieder des Landesausſchuſſes, welche Ausſicht

beſaßen, neuerdings in denſelben entſendet zu werden. Denn es handelte ſich ja für ſie nicht um eine manchmal recht kurze Landtagsſeſſion, ſondern um die das ganze Jahr hindurch andauernde enge Geſchäftsverbindung mit dem Landmarſchall, der den Sitzungen des Ausſchuſſes regelmäßig präſidirte und daher auf deſſen Verhandlungen einen ſehr fühlbaren Einfluß nahm. Da war es denn äußerſt wohlthätig für uns geweſen, daß Colloredo ſich wenigſtens in den Hauptgrundſätzen mit uns auf dem gleichen Standpunkte befand und daher unſere Berathungen und Beſchlüſſe allzeit nur förderte und niemals hemmte. Daß dies in Hinkunft ganz anders ſein werde, mußten wir jedoch während der Dauer des Siſtirungsregimentes befürchten, und nicht ſelten wurde der Name des einen oder des anderen, der clericalen Partei angehörigen Großgrundbeſitzers genannt, der für den Poſten eines Landmarſchalls beſtimmt ſein ſollte. Von dieſer Beſorgniß wurden wir jedoch durch Pratobevera's Ernennung wieder befreit, und zu unſerer höchſten Befriedigung ſahen wir hiedurch die bisherige und für ein gedeihliches Wirken des Landesausſchuſſes ſo erſprießliche Einigkeit desſelben auch für die Zukunft gewahrt.

Schon ſeit meiner Jugendzeit war ich mit Pratobevera gut bekannt, denn ſeine ebenſo ſchöne als intelligente und charaktervolle Frau war die zweitgeborne Tochter jenes Dr. Wagner, in deſſen gaſtlichem Hauſe in Steyr ich mich noch als Student oft ſo köſtlich unterhielt. Pratobevera war jedoch um dreizehn Jahre älter als ich und verheiratet; ich ſah alſo damals noch mit jener Art ſcheuen Reſpectes zu ihm auf, welchen beſcheidene Jünglinge ſo gern gegen ſchon gereiftere Männer hegen. Und daß ſich derſelbe auch ſpäter nicht noch mehr verwiſchte, als dies ja ohnehin immer

geſchieht, hiezu mochte die raſche Laufbahn Pratobevera's Einiges beitragen, während die meinige bekanntlich nur ſehr langſam vor ſich ging. Im Februar 1861 zum Juſtizminiſter ernannt, hatte er ſchon im December 1862 dieſes Amt wegen eines überhandnehmenden Augenübels niederlegen müſſen. Hierauf war er eine Reihe von Jahren hindurch mein College im Landtage, und da erſt kamen wir uns eigentlich näher. Denn war ſeine Perſönlichkeit ſchon wegen ſeiner ſeltenen allgemeinen Bildung, ſeines urbanen Weſens und ſeines tüchtigen Charakters ungemein anziehend, ſo befand er ſich in politiſcher Beziehung ſo ziemlich auf dem gleichen Standpunkte wie ich, dem der gemäßigt liberalen Geſinnung. Ueberall, wo es ſich darum handelte, denſelben mit Ruhe und Beſonnenheit, aber auch mit Unerſchütterlichkeit vertreten zu ſehen, konnte man auf Pratobevera zählen.

Ruhe und Beſonnenheit waren übrigens nicht mehr in ganz gleichem Maße die charakteriſtiſchen Merkmale des niederöſterreichiſchen Landtages wie in ſeiner erſten Seſſion, denn in Folge der während der Periode Belcredi vorgenommenen Neuwahlen beſaßen nun nach beiden Seiten hin die extremen Richtungen eine ſtärkere Vertretung als früher. Nach der einen, weil unter dem Hochdrucke des Siſtirungsregimentes der Großgrundbeſitz faſt nur mehr clericale Abgeordnete gewählt hatte, und nach der anderen, weil in Folge der erbitterten Stimmung, welche die Siſtirung in den weiteſten Kreiſen hervorgebracht, wenigſtens hie und da ein Radicaler ſtatt eines Gemäßigten gewählt worden war. Eine Aenderung in den über mich herrſchenden Anſchauungen machte ſich jedoch in keiner Weiſe bemerkbar. Ja, hatte ich vor ſechs Jahren bei der Wahl in den Landesausſchuß

zweiundvierzig Stimmen erhalten, so wurde ich jetzt sogar mit sechsundfünfzig, also mit vierzehn Stimmen mehr als früher, neuerdings in denselben entsendet.

Auf die Agenden dieser sehr kurzen Landtagssession will ich hier ebensowenig näher eingehen als auf die darauf folgenden Verhandlungen des Reichsrathes über den Ausgleich mit Ungarn. Denn an den letzteren war ich ja persönlich in gar keiner Weise betheiligt, was freilich nicht hinderte, daß ich sie mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte. Ich kann nicht leugnen, daß ich gewünscht hätte, Regierung und Reichsrath wären etwas weniger nachgiebig gegen die Anforderungen der Ungarn gewesen, als dies wirklich der Fall war. Nachdem aber einmal der Ausgleich auf der Basis des Dualismus und der staatlichen Selbstständigkeit Ungarns in gesetzlicher Weise zu Stande kam, darf man meines Erachtens auf beiden Seiten nichts Anderes thun, als gewissenhaft an ihm festhalten.

Was mich betrifft, so kehrte ich während dieser Verhandlungen mit verdoppeltem Eifer zu meinen historischen Studien und Arbeiten und insbesondere zu meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia zurück. Dem gleichen Gebiete gehörte auch ein Vortrag an, welchen ich, um einen Collegen, den die Reihe traf, auf seinen Wunsch dieser Verpflichtung zu entheben, in der am Gründungstage der Akademie der Wissenschaften stattfindenden feierlichen Sitzung hielt. Er galt der Königin Marie Antoinette und war auf ihre von mir veröffentlichten Briefe gegründet.

Mitten in diesen Beschäftigungen traf mich zu meiner größten Bestürzung die Nachricht von dem unglücklichen Ende des Erzherzogs Ferdinand Max, Kaisers von Mexico.

geschieht, hiezu mochte die rasche Laufbahn Pratobevera's Einiges beitragen, während die meinige bekanntlich nur sehr langsam vor sich ging. Im Februar 1861 zum Justizminister ernannt, hatte er schon im December 1862 dieses Amt wegen eines überhandnehmenden Augenübels niederlegen müssen. Hierauf war er eine Reihe von Jahren hindurch mein College im Landtage, und da erst kamen wir uns eigentlich näher. Denn war seine Persönlichkeit schon wegen seiner seltenen allgemeinen Bildung, seines urbanen Wesens und seines tüchtigen Charakters ungemein anziehend, so befand er sich in politischer Beziehung so ziemlich auf dem gleichen Standpunkte wie ich, dem der gemäßigt liberalen Gesinnung. Ueberall, wo es sich darum handelte, denselben mit Ruhe und Besonnenheit, aber auch mit Unerschütterlichkeit vertreten zu sehen, konnte man auf Pratobevera zählen.

Ruhe und Besonnenheit waren übrigens nicht mehr in ganz gleichem Maße die charakteristischen Merkmale des niederösterreichischen Landtages wie in seiner ersten Session, denn in Folge der während der Periode Belcredi vorgenommenen Neuwahlen besaßen nun nach beiden Seiten hin die extremen Richtungen eine stärkere Vertretung als früher. Nach der einen, weil unter dem Hochdrucke des Sistirungsregimentes der Großgrundbesitz fast nur mehr clericale Abgeordnete gewählt hatte, und nach der anderen, weil in Folge der erbitterten Stimmung, welche die Sistirung in den weitesten Kreisen hervorgebracht, wenigstens hie und da ein Radicaler statt eines Gemäßigten gewählt worden war. Eine Aenderung in den über mich herrschenden Anschauungen machte sich jedoch in keiner Weise bemerkbar. Ja, hatte ich vor sechs Jahren bei der Wahl in den Landesausschuß

geben, wo ich Aufträge vollziehen ſollte, welche mich aufs Höchſte intereſſirten.

Nicht ganz drei Wochen nach der verhängnißvollen Abtretung Venedigs an den Kaiſer der Franzoſen und nur einen Tag nach der glorreichen Seeſchlacht bei Liſſa hatte ſich in der Stadt der Lagunen ein Vorfall ereignet, der dort ſehr große Aufregung hervorrief.

Im Gefolge des Höchſtcommandirenden der öſterreichiſchen Armee in Italien, des Erzherzogs Albrecht befand ſich damals ein Benedictinerprieſter des mähriſchen Stiftes Raigern, P. Beda Dudik, ein Mann, der auf dem Gebiete der Geſchichtsforſchung durch Eifer und unermüdlichen Fleiß nicht Unerhebliches geleiſtet hatte, der aber, von unruhigem Ehrgeize beſeelt, ſich durch denſelben nicht ſelten zu Schritten verleiten ließ, welche, gelinde geſagt, Verwunderung hervorrufen mußten. So erſchien er am 21. Juli 1866 in Begleitung eines öſterreichiſchen Artillerie-Officiers in dem venetianiſchen Generalarchive ai Frari und verlangte von den dortigen Beamten, man möge ihm die Repertorien vorlegen, weil er nach denſelben die Auswahl derjenigen Archivalien vornehmen wolle, welche er nach Wien bringen zu laſſen ermächtigt ſei. Und als der Archivsdirector Graf Dandolo ſich weigerte, dieſem Begehren zu willfahren, kam Dudik am nächſten Tage mit einer Compagnie Genieſoldaten wieder und nahm nun eine ſehr große Menge von Archivalien, unter ihnen auch jene „Dispacci di Germania“ mit, von denen ich bereits einen Theil mit ſo großem Nutzen für meine Geſchichte der Kaiſerin Maria Thereſia hatte verwerthen können. Alles, was er wegnahm, wurde, in achtzehn große Kiſten verpackt, mit einer neunzehnten Kiſte, welche gegen hundert von Dudik der

Marcianischen Bibliothek entnommene Handschriften enthielt, an Bord eines bei Malamocco vor Anker liegenden österreichischen Dampfers und durch ihn nach Triest geschafft. Dorthin wurde auch einer der Archivsbeamten, Namens Cecchetti, der später selbst Director des Generalarchives ward, als Gefangener geführt. Denn er hatte sich mit größerer Leidenschaftlichkeit als die Anderen dem Begehren Dudik's widersetzt, und um dessen Ausführung zu vereiteln, die Dazwischenkunft der venetianischen Municipalcongregation in Anspruch genommen.

Aber nicht nur bei der letzteren wurde bittere, wenngleich vorläufig noch fruchtlos bleibende Beschwerde erhoben. Ein angesehener Venetianer Namens Lorenzo Seguso eilte nach Ferrara, wo sich damals der italienische Minister des Aeußern, der Marchese Visconti-Venosta befand. Seguso erwirkte von ihm die Erklärung, daß er das Archiv ai Frari als unantastbares Eigenthum der Municipalität von Venedig betrachte und demgemäß vorgehen werde. Eine ähnliche Zusicherung wurde, so scheint es wenigstens, auch in Bezug auf die zahlreichen Gemälde, welche aus der Libreria antica, dem Palazzo Reale und der Zecca stammten, sowie hinsichtlich der Gegenstände gegeben, die freilich nicht durch Dudik, sondern erst etwas später aus dem Museum des Arsenals hinweggeführt worden waren. Diese wurden nach Pola, die Gemälde aber nach Wien geschafft.

Kaum erschien daher der Bevollmächtigte Italiens, General Menabrea zur Eröffnung der Friedensverhandlungen in Wien, so trat er auch schon mit der kategorischen Forderung hervor, daß Alles, was an Archivalien, Kunstschätzen oder früher im Arsenal befindlichen Gegenständen nicht nur in der allerletzten Zeit, sondern seit der ersten

Occupation Venedigs durch die Oesterreicher, also seit nahezu siebzig Jahren von dort nach Oesterreich gebracht worden sei, an Italien zurückgegeben werde.

Das Demüthigende dieser Forderung lag auf der Hand, und wenn Italien die Schlachten bei Custozza und bei Lissa gewonnen hätte, statt daß es sie verlor, so würde es nicht begehrlicher haben auftreten können. In dem Stadium, in welchem die Sache sich damals befand, ging sie mich eigentlich gar nichts an. Da ich aber, und wie die Folge zeigte, mit Recht besorgte, im Ministerium des Aeußern werde auf diesen Gegenstand kein sehr großer Werth gelegt werden, so arbeitete ich unaufgefordert, ja ich muß es gestehen, ganz unberufener Weise eine Denkschrift aus und übergab sie — vom 30. August datirt — dem österreichischen Unterhändler, Grafen Felix Wimpffen. Ich entwickelte in derselben eine Reihe von Vorschlägen, deren Annahme meines Erachtens dahin geführt haben würde, die Streitfrage in einer für beide Staaten annehmbaren Weise zu schlichten.

Den Grafen Wimpffen kannte ich schon seit nahezu zwanzig Jahren, seit seinem Eintritte in die diplomatische Laufbahn. Obgleich ich ihn selten sah, da er immer im Auslande diente, stand ich doch zu ihm allzeit in den besten Beziehungen, was auch einem so liebenswürdigen und zuvorkommenden Manne gegenüber, wie er es war, gar nicht anders sein konnte. Aber so sehr ich auch diese gewiß vorzüglichen Eigenschaften an ihm anerkenne, so glaube ich doch nicht, daß er jenen Ernst, jene Klugheit und jene Kenntnisse besaß, deren er bedurft hätte, um zu der schwierigen Stellung eines Bevollmächtigten Oesterreichs bei den Friedensverhandlungen mit Italien die geeignete Persönlich-

keit zu sein. Diese Sorge beschlich mich schon, als ich ihm meine Denkschrift, natürlich nicht in officieller Weise, wozu ich gar kein Recht gehabt hätte, sondern nur gleichsam freundschaftlich einhändigte. Er nahm sie in ebensolcher Art dankend entgegen, aber Berücksichtigung fand sie durchaus nicht, indem der 18. Artikel des Friedensvertrages vom 3. October 1866 die unbedingte Zurückstellung sämmtlicher jemals aus Venedig hinweggeführter, in eine der drei genannten Kategorien gehöriger Gegenstände ganz so festsetzte, wie sie Menabrea verlangt hatte.

Erst als von italienischer Seite Schritte geschahen, um die Durchführung dieses Friedensartikels und die Auslieferung der darin erwähnten Objecte zu erwirken, erkannte man allmälig auch in Wien, daß man hinsichtlich dieses Punktes die Nachgiebigkeit denn doch zu weit getrieben habe. Die aus dem Arsenal weggenommenen Gegenstände und die Archivalien, von denen schon zu Anfang des Jahrhunderts eine sehr große Menge theils überaus wichtigen, theils wenig bedeutenden Inhalts nach Wien gebracht worden war, fanden zwar Niemand, der für ihre wenigstens theilweise Zurückbehaltung in die Schranken getreten wäre. Aber etwas größere Theilnahme erregte doch die Frage, ob denn wirklich Gemälde, welche schon seit fast dreißig Jahren öffentlichen Sammlungen in Wien einverleibt waren, denselben wieder entzogen werden sollten. Man hatte sie ja nicht etwa, wie man vielleicht meint, in Venedig gewaltsam geraubt, sondern sie waren von den namhaften Malern Engerth und Führich, welche im Jahre 1838 in Folge der Krönungsreise des Kaisers Ferdinand nach Italien gekommen waren, in dem Magazine des Palazzo Ducale, in welchem sie unbeachtet lagen, hervorgesucht und nach

Wien geſchafft worden. Hier hatte man ſie auf Koſten der Gemäldeſammlungen, denen man ſie einverleibte, einer oft mühevollen Reſtaurirung unterzogen, für welche die Auslagen den urſprünglichen Schätzungswerth der Bilder faſt ſchon überſtiegen, und nun hingen ſie da, wenige im Belvedere und weit mehr in der Galerie der Akademie der bildenden Künſte, den ſtändigen Beſuchern dieſer Sammlungen ſehr wohl bekannt. Nicht ſo ſehr ihr materieller Werth und der künſtleriſche Verluſt, den man durch ihre Zurückſtellung erlitten hätte, als die Schmach, welche darin lag, daß dieſe Gemälde nach faſt dreißigjährigem Beſitze gleichſam als unrechtmäßig erworbenes Eigenthum herabgenommen und nicht dem ſiegenden, ſondern dem von uns beſiegten Italien zurückgegeben werden ſollten, zeitigten ſchließlich den Gedanken, daß der 18. Artikel des Friedensvertrages denn doch nicht ganz ſo ausgeführt werden könne, wie er auf dem Papiere ſtand, ſondern daß er einer gewiſſen Modification unterzogen werden müſſe.

Die italieniſche Regierung, welche von dem lebhaften Wunſche durchdrungen war, baldigſt in den Beſitz der von ihr in Anſpruch genommenen Gegenſtände zu gelangen, ſtellte das förmliche Begehren, daß die Verhandlung hierüber in Italien, am beſten in Venedig ſelbſt geführt werde und der von öſterreichiſcher Seite hiezu abzuordnende Bevollmächtigte ſich dorthin begebe. Dieſe Miſſion wurde dem Freiherrn von Burger, der ehemals Statthalter der Lombardie und durch kurze Zeit Marineminiſter geweſen war, übertragen, und ich wurde zu ſeinem techniſchen Beirathe erkoren.

Burger ſchien nicht nur den Anlaß, ſich in officieller Sendung nach Italien begeben zu können, mit vieler Leb-

haftigkeit zu ergreifen; er brachte auch der Sache, um die es ſich handelte, ein nicht gewöhnliches Intereſſe entgegen. Für mich war er von der größten Zuvorkommenheit, und er legte auf meine Worte ſo großes Gewicht, daß es mir, obgleich in der Inſtruction, welche das Miniſterium ihm ertheilte, von den Archivalien gar nicht die Rede war, leicht gelang, ihn meinen Wünſchen günſtig zu ſtimmen. Ihnen zufolge ſollten wir von dem Verfahren Dudik's, nachdem es einmal geſchehen war, auch den möglichſten Vortheil zu ziehen und es dahin zu bringen trachten, daß nicht nur die den Galerien des Belvedere und der Akademie der bildenden Künſte einverleibten Gemälde, von welchen allein man im Miniſterium des Aeußern fortwährend ſprach, ſondern aus der ſehr großen Menge zurückzuſtellender Archivalien doch wenigſtens die „Dispacci di Germania“ wegen ihres ganz beſonderen Werthes für unſere Geſchichte bei Oeſterreich blieben.

Im letzten Augenblicke wurde nicht Venedig, ſondern Mailand als Verhandlungsort beſtimmt, weil der italieniſche Hauptbevollmächtigte, Conte Cibrario, Werth hierauf legte und es für uns nothwendig erſchien, ihn von vorneherein in guter Stimmung zu erhalten. Auch mir war dieſe Aenderung willkommen, denn in Venedig fürchtete ich auf Schritt und Tritt auf die dortigen Archivsbeamten zu ſtoßen, welche einerſeits das eigene Archiv unendlich viel beſſer kannten als ich, und von denen ich andererſeits beſorgen mußte, daß ſie jedem Begehren einer Abtretung aus demſelben hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzen würden. Bevor ich aber die Reiſe nach Mailand antrat, begab ich mich nach St. Florian, wo meine Frau, leider wieder in ihren bedauernswerthen melancholiſchen Gemüthszuſtand

verfallen, mit unſerer Tochter ſchon ſeit den letzten Tagen des Mai verweilte, auch diesmal wieder, wie ſo oft ſchon, freundlichſte Aufnahme und wohlthuendſten Umgang daſelbſt findend. Ich geleitete ſie von da nach Traunkirchen, wo ſie neuerdings die eigentlichen Sommermonate zubringen ſollte. Sehr ſchwer wurde ihr der Abſchied von mir, und in ſchmerzlichſtem Tone wiederholte ſie die Verſicherung ihrer Ueberzeugung, daß ſie mich niemals wiederſehen werde. Ich ſuchte ſie aufzurichten und zu tröſten, denn ich glaubte auch nicht von fern daran, daß dieſe traurigen Worte, die ich ſchon ſo oft von ihr gehört, ohne daß ſie ſich bewahrheitet hätten, diesmal binnen kürzeſter Friſt in Erfüllung gehen würden.

Aus Traunkirchen nach Wien zurückgekehrt, fuhr ich am Morgen des 12. Juli von hier weg. Auf dem Train der Südbahn, den ich benützte, befand ſich auch die Königin der Belgier, welche ſich nach Miramar begab, um ihre Schwägerin, die unglückliche Kaiſerin Charlotte nach Belgien abzuholen. Darum erſchienen in Wien der Kaiſer, in Baden Erzherzog Albrecht im Bahnhofe, um Abſchied von ihr zu nehmen. Ueberall fanden ſich die Civil- und Militär-Autoritäten in Uniform ein, die Königin zu begrüßen. Dennoch ging die Fahrt ungemein ſchnell und für mich ſehr angenehm von Statten, denn ich theilte den Waggon mit dem Grafen Karl Bombelles, dem ſpäteren Oberſthofmeiſter unſeres Kronprinzen, und dem bekannten Irrenarzte Riedl, welche Beide mit der Königin nach Miramar gingen. Sie waren überaus gebildete Männer, welche viel geſehen und erlebt hatten, und daher verfloß die Zeit in ihrer anregenden Geſellſchaft ungemein raſch.

Spät Abends verließ ich in Nabreſina den Train und erwartete den, der von Trieſt kommen und mich nach

haftigkeit zu ergreifen; er brachte auch der Sache, um die es ſich handelte, ein nicht gewöhnliches Intereſſe entgegen. Für mich war er von der größten Zuvorkommenheit, und er legte auf meine Worte ſo großes Gewicht, daß es mir, obgleich in der Inſtruction, welche das Miniſterium ihm ertheilte, von den Archivalien gar nicht die Rede war, leicht gelang, ihn meinen Wünſchen günſtig zu ſtimmen. Ihnen zufolge ſollten wir von dem Verfahren Dudik's, nachdem es einmal geſchehen war, auch den möglichſten Vortheil zu ziehen und es dahin zu bringen trachten, daß nicht nur die den Galerien des Belvedere und der Akademie der bildenden Künſte einverleibten Gemälde, von welchen allein man im Miniſterium des Aeußern fortwährend ſprach, ſondern aus der ſehr großen Menge zurückzuſtellender Archivalien doch wenigſtens die „Dispacci di Germania“ wegen ihres ganz beſonderen Werthes für unſere Geſchichte bei Oeſterreich blieben.

Im letzten Augenblicke wurde nicht Venedig, ſondern Mailand als Verhandlungsort beſtimmt, weil der italieniſche Hauptbevollmächtigte, Conte Cibrario, Werth hierauf legte und es für uns nothwendig erſchien, ihn von vorneherein in guter Stimmung zu erhalten. Auch mir war dieſe Aenderung willkommen, denn in Venedig fürchtete ich auf Schritt und Tritt auf die dortigen Archivsbeamten zu ſtoßen, welche einerſeits das eigene Archiv unendlich viel beſſer kannten als ich, und von denen ich andererſeits beſorgen mußte, daß ſie jedem Begehren einer Abtretung aus demſelben hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzen würden. Bevor ich aber die Reiſe nach Mailand antrat, begab ich mich nach St. Florian, wo meine Frau, leider wieder in ihren bedauernswerthen melancholiſchen Gemüthszuſtand

verfallen, mit unſerer Tochter ſchon ſeit den letzten Tagen des Mai verweilte, auch diesmal wieder, wie ſo oft ſchon, freundlichſte Aufnahme und wohlthuendſten Umgang daſelbſt findend. Ich geleitete ſie von da nach Traunkirchen, wo ſie neuerdings die eigentlichen Sommermonate zubringen ſollte. Sehr ſchwer wurde ihr der Abſchied von mir, und in ſchmerzlichſtem Tone wiederholte ſie die Verſicherung ihrer Ueberzeugung, daß ſie mich niemals wiederſehen werde. Ich ſuchte ſie aufzurichten und zu tröſten, denn ich glaubte auch nicht von fern daran, daß dieſe traurigen Worte, die ich ſchon ſo oft von ihr gehört, ohne daß ſie ſich bewahrheitet hätten, diesmal binnen kürzeſter Friſt in Erfüllung gehen würden.

Aus Traunkirchen nach Wien zurückgekehrt, fuhr ich am Morgen des 12. Juli von hier weg. Auf dem Train der Südbahn, den ich benützte, befand ſich auch die Königin der Belgier, welche ſich nach Miramar begab, um ihre Schwägerin, die unglückliche Kaiſerin Charlotte nach Belgien abzuholen. Darum erſchienen in Wien der Kaiſer, in Baden Erzherzog Albrecht im Bahnhofe, um Abſchied von ihr zu nehmen. Ueberall fanden ſich die Civil- und Militär-Autoritäten in Uniform ein, die Königin zu begrüßen. Dennoch ging die Fahrt ungemein ſchnell und für mich ſehr angenehm von Statten, denn ich theilte den Waggon mit dem Grafen Karl Bombelles, dem ſpäteren Oberſthofmeiſter unſeres Kronprinzen, und dem bekannten Irrenarzte Riedl, welche Beide mit der Königin nach Miramar gingen. Sie waren überaus gebildete Männer, welche viel geſehen und erlebt hatten, und daher verfloß die Zeit in ihrer anregenden Geſellſchaft ungemein raſch.

Spät Abends verließ ich in Nabreſina den Train und erwartete den, der von Trieſt kommen und mich nach

Meſtre bringen ſollte, um von da bis Deſenzano weiter zu fahren. Hier machte ich für einige Stunden Halt und erfreute mich der herrlichen Ausſicht über den Gardaſee. Am Abende des 13. Juli erreichte ich Mailand.

Durch den ſchon vor mir dort eingetroffenen Freiherrn von Burger wurde ich gleich nach meiner Ankunft wenigſtens mit einem kleinen Theile der Mailänder ariſtokratiſchen Kreiſe bekannt gemacht, und insbeſondere war es das Haus des Fürſten Porcia, wo Burger beſonders intim war und man auch mich mit größter Freundlichkeit aufnahm. Ein Graf Torriani, den ich dort kennen lernte, lud mich in den Club dell'unione, wo ich meine mir leider ziemlich reichlich zugemeſſene Zeit zubringen und die Zeitungen leſen konnte. Ein Marcheſe d'Adda, Herausgeber der im Mailänder Archive befindlichen Briefe des Chriſtoph Columbus, ſchwärmte mir von der Zeit vor, die er in Wien im Thereſianum zugebracht hatte, wobei ich es unentſchieden laſſen will, ob es die Erinnerung an ſeine Jugendjahre oder ein Reſt der Anhänglichkeit an Oeſterreich war, was ihn ſo weich ſtimmte. Ein Cavaliere Piazza aber trug ſich an, mich zu dem berühmten Geſchichtſchreiber Ceſare Cantù zu führen, der übrigens, ſobald er von dieſem Vorſatze hörte, eiligſt zu mir kam, freilich in der leider getäuſchten Hoffnung, er finde meinen Vater, den er aus früherer Zeit kannte, deſſen Tod aber nicht zu ſeiner Kenntniß gelangt war. Niemand konnte es inniger bedauern als ich, daß ſeine Vorausſetzung auf einem Irrthume beruhte.

Cantù, noch heute am Leben, war damals, obgleich ſchon ziemlich vorgerückt in Jahren, doch ein äußerſt beweglicher Mann, voll Feuer und Leben. Er kam gerade von Paris zurück und erzählte mir viel von dem großen Auf-

ſehen, welches die Angelegenheit der Briefe der Königin Marie Antoinette dort noch immer erregte, und von der Leidenſchaftlichkeit, mit der man dieſes Thema zu erörtern nicht nachließ. Mit Wehmuth ſprach er mir von dem unglücklichen Ende des Kaiſers Maximilian von Mexico, mit welchem er zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Mailand in naher Verbindung geſtanden hatte. Er zeigte mir das Großofficierskreuz des Guadeloupe-Ordens, welches ihm Maximilian zur Erinnerung hieran verliehen, und ſchien es zu bedauern, daß der Plan einer föderativen Geſtaltung Italiens, mit welchem man ſich zu jener Zeit getragen, und der Oeſterreich den Fortbeſitz des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches möglich gemacht hätte, nicht zur Durchführung gelangt war.

Daß ich die alte Freundin meiner Mutter, Frau Bingler gleich wieder beſuchte, welche vor faſt elf Jahren ſich ihr und mir in Mailand ſo hilfreich erwieſen hatte, verſtand ſich wohl von ſelbſt. Sie zerfloß gleichſam in Rührung, mich wiederzuſehen, und wollte mich gar nicht mehr fortlaſſen. Unaufhörlich ging ſie darauf aus, mir irgend ein Vergnügen zu bereiten, und es war recht undankbar von mir, daß mir das ſchließlich ſchon faſt zu viel wurde.

Weit mehr als Alles dies intereſſirte mich jedoch die Verhandlung, um derentwillen ich nach Mailand gekommen war. Nachdem ich alle einzelnen Punkte mit Burger noch einmal durchgeſprochen und er mir neuerdings zugeſagt, meinen Plan wegen Erlangung der „Dispacci di Germania“ für Oeſterreich nachdrücklich unterſtützen zu wollen, begab ich mich zu Cibrario, der mich mit großer Liebenswürdigkeit empfing und zu dem zweiten italieniſchen Bevollmächtigten,

dem berühmten Florentiner Archivsdirector Francesco Bonaini führte. Um das Gleichgewicht herzustellen, wurde beschlossen, mich ebenfalls nicht bloß als Beirath, sondern als zweiten Bevollmächtigten anzusehen und als solchen zu den Conferenzen heranzuziehen.

Der Staatsminister und Senator Conte Cibrario, damals etwa fünfundsechzig Jahre alt, hatte sich durch eine Reihe historischer und anderer wissenschaftlicher Werke einen guten schriftstellerischen Namen erworben; er erschien mir als das Prototyp eines klugen, geistig gewandten und dabei doch auch behäbigen Italieners. So vorsichtig und wohlüberlegt war er im Reden, daß man es ihm ansah, er habe lange Zeit am Hofe gelebt und sich dort eine vortreffliche Stellung zu schaffen gewußt. Ein Vertrauter des Königs Carlo Alberto, war er demselben im Jahre 1849 nach Oporto gefolgt und hatte ihn, wenngleich fruchtlos zur Rückkehr nach Turin zu bewegen gesucht. Nun stand er auch bei dem Nachfolger in hoher Gunst, und wer ihn kannte, begriff wohl, wie ein Haudegen gleich Victor Emanuel an einem Manne der Wissenschaft wie Cibrario soviel Gefallen finden konnte.

Den entschiedensten Gegensatz zu Cibrario bildete Bonaini. Ausgezeichnet als Archivsdirector, war er zum Unterhändler nichts weniger als geeignet. In den Conferenzen brachte er fast niemals auch nur ein Wort hervor, wozu freilich beitragen mochte, daß die Verhandlungen französisch geführt wurden, das er nicht fließend sprach.

In zwei sehr langen Sitzungen wurde zwar zwischen Cibrario einer-, Burger und mir andererseits recht lebhaft gestritten, aber keine Einigung erzielt. In Bezug auf die aus dem Arsenal weggeführten Gegenstände, welche wir sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen, schon seit längerer

Zeit in Wien aufgestellten Rüstung zurückgeben zu wollen erklärten, und die Gemälde, die seit einer Reihe von Jahren den Galerien im Belvedere und in der Akademie der bildenden Künste einverleibt waren, bestand eigentlich keine Differenz, denn die Italiener willigten ein, uns ebensowohl jene Rüstung als diese Bilder zu überlassen. Nur unser Begehren, nicht auch alle Archivalien zurückstellen zu müssen, sondern wenigstens die „Dispacci di Germania“ behalten zu dürfen, bildete den Stein des Anstoßes, denn Cibrario konnte sich nicht recht dazu entschließen, uns dasselbe zuzugestehen. Zwar verhielt er sich nicht von vorneherein ablehnend, denn die meiner tiefsten Ueberzeugung entsprechende Nachweisung des Satzes, historische Documente erhielten oft durch den Ort ihrer Aufbewahrung einen sehr gesteigerten Werth, konnte auf einen wissenschaftlich so hochgebildeten Mann wie Cibrario ihre Wirkung nicht verfehlen. Künftighin in Wien untergebracht, würden die „Dispacci“, wagte ich vorherzusagen, eine unablässig benützte Fundgrube für die neuere Geschichte Oesterreichs bilden, hingegen nach wie vor in Venedig verwahrt, auch wie bisher unter der dortigen Masse gesandtschaftlicher Berichte vollständig verschwinden. Endlich wurde Cibrario doch so weit gebracht, daß er erklärte, um neue Verhaltungsbefehle an seine Regierung nach Florenz schreiben zu wollen.

Nach mehrtägigem Warten, durch welches meine Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde, kamen endlich die ersehnten Instructionen, und wir wurden von unseren italienischen Collegen zu einer dritten Conferenz berufen. Es erfüllte mich mit aufrichtiger Freude, als Cibrario uns erklärte, auch in Bezug auf die „Dispacci di Germania“ sei seine Regierung zur Nachgiebigkeit bereit, und wir könnten

nunmehr an die Styliſirung der abzuſchließenden Convention ſchreiten, was wir denn auch allſogleich thaten.

Burger und ich verfaßten nun ein aus hundertundfünfzehn Worten beſtehendes Telegramm an unſere Regierung, die wir um die Ermächtigung baten, das Uebereinkommen, durch welches uns ein gerechter und billiger Ausgleich erreicht ſchien, unterzeichnen zu dürfen. Cibrario behauptete jedoch, daß er nach Florenz einen ausführlichen Bericht abſenden müſſe und erſt nach dem Empfange einer genehmigenden Antwort auf denſelben die Convention zu unterſchreiben vermöge. Da dies nicht ſchon für die allernächſten Tage in Ausſicht ſtand, machte ich in der Zwiſchenzeit zwei Ausflüge, den einen nach der Certoſa und nach Pavia, einen zweiten, ein klein wenig längeren aber an den Lago maggiore und von da über Lugano und Como nach Mailand zurück.

Daß bei meiner Ankunft daſelbſt die Antwort aus Florenz auf den Bericht Cibrario's noch nicht eingetroffen ſein würde, hatte ich im Voraus beſorgt. Daß aber auch aus Wien die vor fünf Tagen angeſuchte Ermächtigung zur Unterzeichnung der Convention noch nicht da war, ärgerte mich wirklich, und wir baten in einem zweiten Telegramm neuerdings darum, worauf ſie denn auch endlich kam.

Ich wendete die Zwiſchenzeit dazu an, einen ausführlichen, von Burger und mir nach Wien zu erſtattenden Rechenſchaftsbericht zu verfaſſen. Der 30. Juli aber wurde zur Unterzeichnung der Convention beſtimmt, denn auch Cibrario erwartete ſtündlich die Ermächtigung hiezu. Da ſie jedoch ſogar an dieſem Tage noch nicht eingetroffen war, unterſchrieb ich unſer Uebereinkommen einſtweilen allein.

Nach der Ankunft seiner Gutheißung durch das italienische Cabinet sollte es auch von den anderen drei Bevollmächtigten unterzeichnet werden. Käme diese Ermächtigung aber wider Erwarten nicht, dann wäre ja ohnedies, so dachte ich, die ganze Sache gescheitert. Am 31. Juli trat ich mit Zustimmung Burger's die Rückreise an.

Schon lange war es meine Absicht, diese Gelegenheit zu benutzen, um einen Theil der Schweiz, den ich noch nicht kannte, das Engadin zu sehen. Den Comersee fuhr ich bis Colico hinauf, dann zu Wagen nach Chiavenna und von da über den Malojapaß, Silvaplana und St. Moriz nach Samaden. Hier fand ich einen Brief meiner Tochter mit ziemlich beruhigenden Nachrichten aus Traunkirchen. Wahrhaft hierüber erfreut, verwendete ich einen Theil des für das Engadin bestimmten Tages zu einem Ausfluge nach Pontresina und an den Morteratschgletscher. Am folgenden Tage wollte ich über Martinsbruck nach Innsbruck fahren und von da auf der Bahn mit einem eintägigen Besuche in Traunkirchen nach Wien zurückkehren.

Wer aber beschreibt den Todesschrecken, den ich empfand, als ich des Abends in Samaden ein Telegramm meines damals in Gmunden wohnenden Bruders vorfand, durch welches er mich von dem an demselben Tage nach ganz kurzer Krankheit erfolgten Hinscheiden meiner armen Frau unterrichtete. Allsogleich stürzte ich zur Post und bestellte mir einen Wagen, in welchem ich schon nach wenigen Minuten saß, um auf dem kürzesten Wege, über den Julier und Chur nach Traunkirchen zu eilen.

Die verzweifelte Stimmung, in der ich mich befand, als ich in finsterer Nacht, bei Sturm und Unwetter, von der Höhe des Julier nach Tiefenkasten hinabjagte, werde

ich niemals vergeſſen; es war mir gerade ſo, als ob ich mich ſelbſt auf der Fahrt zur Unterwelt befände. Unabläſſig trieb ich zur Eile an, weil ich den Zug noch erreichen wollte, der um fünf Uhr Morgens von Chur in nördlicher Richtung abging. Glücklich gelang dies, und über den Bodenſee, München und Salzburg kam ich am nächſten Morgen um drei Uhr nach Lambach, wo mein Bruder, mir auch in dieſer ſchweren Zeit ſeine alte Liebe und Treue bewährend, mich mit einem Wagen erwartete. Etwa drei Stunden ſpäter traf ich in Traunkirchen ein, wo am folgenden Morgen die kirchliche Einſegnung der theuren Leiche vorgenommen wurde.

Dringend hatte ich meine Mutter um ihres Alters und ihres keineswegs befriedigenden Geſundheitszuſtandes willen gebeten, nicht zu dieſer traurigen Handlung von Iſchl nach Traunkirchen zu kommen. Aber in der tiefen Gemüthsbewegung, in der ich mich befand, drängte es mich wahrhaft, noch an dieſem Tage meine Mutter zu ſehen, denn auch ſie hatte die theure Verſtorbene innigſt geliebt. Ich fuhr alſo noch an demſelben Nachmittage mit meiner Tochter nach Iſchl, und es wurde ſchon dunkel, als wir den Rückweg von dort antraten. Noch in der Nähe von Iſchl ſagte mir meine Tochter, welche weit ſchärfere Augen beſitzt als ich, ſie ſehe uns entgegenkommend die Frau Erzherzogin Sophie. Kaum hatte ich dieſe Worte vernommen, als ſchon mein Wagen an der hohen, ganz ſchwarzgekleideten Geſtalt der Erzherzogin vorüberfuhr, welche mit ihren zwei jüngeren Söhnen auf der Straße ſpazieren ging. Ohne recht zu bedenken, was ich that, befahl ich dem Kutſcher zu halten, ſtürzte aus dem Wagen und auf die Erzherzogin zu, deren Hände ich küßte; die Größe

ihres und meines Verluſtes hatte mich eben ganz überwältigt.

Unbeſchreiblich war die Güte, mit welcher die Erzherzogin meine etwas zudringliche Beileidsbezeigung aufnahm. Sie trat an den Wagen heran, aus welchem meine Tochter gleichfalls geſtiegen war, umarmte und küßte ſie und ſprach uns Beiden in den herzlichſten Worten ihre Theilnahme an dem ſo ſchweren Verluſte aus, der uns betroffen.

Bei der Fortſetzung unſerer Fahrt gab meine Tochter, ruhigeren Blutes als ich, einen leiſen Zweifel darüber kund, ob denn mein Benehmen gegen die Erzherzogin auch in jeder Beziehung paſſend geweſen ſei. Ich ſtimmte ihr vollſtändig bei, als ich aber einige Zeit ſpäter der Erzherzogin hievon ſprach und mich bei ihr entſchuldigte, da erwiederte ſie mir, ſie hätte ſich ſehr über unſere Begegnung gefreut. „Sie redeten zu mir," ſagte ſie, „in der Sprache eines über„vollen Herzens, und wir bekommen ſie leider ſo ſelten zu „hören."

Zwei Tage darauf fuhren wir, meine Tochter und ich, nach Wien, um die dahin gebrachte Leiche meiner theuren Frau im Währinger Ortsfriedhofe an der Seite ihres ihr ſchon vor achtzehn Jahren vorangegangenen, von ihr ſo heiß geliebten und ſo ſchmerzlich beweinten Knäbleins ins Grab zu ſenken.

Mit nicht geringem Erſtaunen vernahm ich in Wien, daß unſere Verhandlung in Mailand ſchließlich doch reſultatlos geblieben ſei, weil man Cibrario die von ihm ſo zuverſichtlich erwartete Ermächtigung zur Unterzeichnung der Convention in letzter Stunde verweigerte. Der Widerſpruch in dem von italieniſcher Seite beobachteten Verfahren läßt ſich nur dadurch erklären, daß Cibrario während der Dauer

der Verhandlungen ſtets nur mit dem Miniſter des Aeußern correſpondirte und dieſer die Anträge Cibrario's und die von ihm gemachten Zugeſtändniſſe guthieß. Bevor es aber dazu kam, zu definitivem Abſchluſſe zu ſchreiten, wurde die Sache im italieniſchen Miniſterrathe zur Sprache gebracht, und hier erhob der Unterrichtsminiſter Coppino ſo lebhafte Einwendungen gegen die Abtretung der „Dispacci di Germania“ an Oeſterreich, daß Cibrario auf ſein Begehren, die Convention endgiltig unterzeichnen zu dürfen, eine abſchlägige Antwort erhielt. Wie ich es ſchon früher gethan, verließ jetzt auch Burger Mailand, aber er blieb in ſchriftlicher Verbindung mit Cibrario und erklärte ihm, daß er unſere Verhandlungen nicht als abgebrochen, ſondern nur als unterbrochen betrachte.

Aufs Tiefſte war Cibrario durch den Vorwurf verletzt, den man ihm machte, er habe ſeine Inſtructionen überſchritten. Ich weiß nicht, ob er dieſen Tadel verdiente oder nicht; gegen uns aber wäre derſelbe nicht ungerecht geweſen, nur hatten wir uns über dieſe Inſtructionen nicht in Zugeſtändniſſen, ſondern in Forderungen hinauszugehen erlaubt. Darum wurde ich in Wien allerdings nicht mit tadelnden Worten, aber doch mit jenen ſüßſauren Mienen empfangen, die man demjenigen zeigt, deſſen Verfahren man nicht geradezu verurtheilen, aber auch nicht gutheißen will.

In Italien wurde das Scheitern unſerer Convention keineswegs gebilligt. Die hervorragendſten Mailänder Blätter beklagten das Verfahren der italieniſchen Regierung, und Coppino ſelbſt ſprach in einem Briefe an Cibrario ſein tiefes Bedauern über den Abbruch der Verhandlungen und ſeine Hoffnung auf deren baldige Wiederaufnahme aus.

Während ich in Wien die verſchiedenen Arbeiten, welche meiner im Archive und im Landesausſchuſſe harrten, mit um ſo größerem Eifer wieder aufnahm, weil ich ja nur in ihnen einigen Troſt in meinem tiefen Leidweſen fand, drang ich darauf, daß meine Tochter wieder nach Traunkirchen zurückkehre, um dort noch den Reſt des Sommers unter dem Schutze ihrer Tante, Frau Auguſte von Roretz zu verweilen. Und äußerſt willkommen war es mir, daß auch meine gute Mutter bereitwilligſt der Einladung folgte, ſich von Iſchl nach Traunkirchen zu begeben und dort einige Wochen mit meiner Tochter zu verleben. Ungemein freute ſich die alte Frau, zu ſehen, welch' großen Werth ihre Enkelin auf ihre Anweſenheit legte, meiner Tochter aber konnte der ununterbrochene Verkehr mit meiner Mutter gleichfalls nur wohlthun. Denn wenn dieſelbe auch von den körperlichen Gebrechen ihres hohen Alters leider nicht verſchont war, ſo hatte ſie ſich doch für den Umgang mit Anderen die frühere geiſtige Friſche und jenes unvergleichliche Talent, das ſie beſaß, die Menſchen, mit denen ſie ſprach, ebenſo lebhaft anzuregen, als ſie ſelbſt gleichſam unwillkürlich hiedurch angeregt wurde, ungeſchmälert bewahrt.

Wie erſchrak aber meine Tochter, als ſie von Iſchl her, wohin meine Mutter lang ſchon zurückgekehrt war, etwa am 20. September die Nachricht erhielt, dieſelbe ſei von einem heftigen Fieberanfalle betroffen worden und in Folge deſſen ungemein leidend. Allſogleich fuhr meine Tochter mit meinem Bruder, der von Gmunden herbeikam, nach Iſchl und blieb dort durch fünf Tage bei ihrer Großmutter, deren Zuſtand ſich ſo raſch und ſo ausgiebig beſſerte, daß ſie ſchon in den letzten Septembertagen die Rückreiſe nach

Wien antreten konnte. Am 1. October folgte ihr meine Tochter dorthin nach, und am 5. kam ich von einem kurzen Ausfluge nach München gleichfalls zurück.

Dringend hatte Döllinger mich gebeten, den Sitzungen der hiſtoriſchen Commiſſion dies Jahr nur ja nicht fernbleiben zu wollen. „Die Unterbrechung," ſchrieb er mir am 12. September, „war eine lange und traurige, und die „Nachwehen werden ſich vielleicht, wenn auch nur leiſe, „ſelbſt in unſeren Commiſſionsberathungen etwas fühlbar „machen. Inzwiſchen iſt es unſere Aufgabe, alle Fäden, „welche Deutſchöſterreich mit dem übrigen Deutſchland ver„knüpfen, ſorgfältig zu erhalten und zu ſtärken; dazu ſoll „uns auch die hiſtoriſche Commiſſion dienen. Laſſen Sie „ſich alſo durch keine Rückſichten abhalten, nach München „zu kommen und das ſüddeutſche Element im Gremium zu „verſtärken."

Nach meiner Rückkehr nach Wien waren wir nun wieder daſelbſt vereinigt. Aber freilich fehlte Diejenige in unſerem Kreiſe, welche demſelben, ſo lang ſie wohl war, erſt das rechte Leben, die rechte Heiterkeit verlieh, während ſie in den ſo häufig eintretenden und ſo lang dauernden Zeiträumen, in denen ihr peinliches Leiden ſie heimſuchte, für uns der Gegenſtand der liebevollſten Sorgfalt und des innigſten Mitgefühls war.

Ungemein ſchmerzlich berührte es uns, als wir gewahr wurden, daß auch die Hoffnungen, welche wir auf die Beſſerung des Zuſtandes meiner Mutter geſetzt, trügeriſche waren. Die an und für ſich ſo wenig beſchwerliche Rückreiſe von Iſchl nach Wien griff ſie ganz übermäßig an, und obwohl ſie ſich hierauf wieder ein klein wenig erholte und ſogar einen Abend bei meiner Schwiegermutter zu-

brachte, ſo war dies doch leider ihr letzter Ausgang. Am 8. October begann ihre eigentliche Krankheit, und obgleich wir noch von der Beſorgniß ziemlich entfernt waren, daß ſie auch ihre letzte ſein werde, ſo ſahen wir doch die Sache als ernſt genug an. Unſerer Pflicht gemäß widmeten wir drei ihr am nächſten Stehenden, mein Bruder, meine Tochter und ich ihr ſo viele Zeit, als wir nur immer vermochten, und um ſie möglichſt wenig allein zu laſſen, vertheilten wir unſere Anweſenheit bei ihr auf die verſchiedenen Zeiten des Tages. Meine Tochter war faſt den ganzen Vormittag da, ich kam zeitlich des Nachmittags und blieb auch den Abend bis gegen neun Uhr, mein Bruder aber verweilte die Nacht hindurch in der Wohnung unſerer Mutter, wo er auch ſchlief, um allzeit bei der Hand zu ſein, wenn ſie ſeiner bedürfen ſollte. Und natürlich war auch die Frau meines Bruders eine eifrige Beſucherin unſerer Mutter.

Meiner Tochter und meine Hauptaufgabe beſtand hauptſächlich darin, der geliebten Kranken durch Vorleſen die Zeit zu vertreiben, und es war wirklich erſtaunlich, mit welch' geſpannter Aufmerkſamkeit ſie dem Geleſenen folgte, mit welch' lebhafter Theilnahme und richtigem Urtheil ſie über dasſelbe ſprach, ja wie ſie manchmal, wenn etwa ihr Bruder Heinrich oder mein Vetter Alois Moſer zu ihr eingelaſſen worden waren, lachte und ſcherzte wie in ihren geſunden Tagen. Dann gab ſie ſich den beſten Hoffnungen hin und redete vom Aufſtehen ſowie von gar Manchem, das ſie zu unternehmen geſonnen ſei. Waren wir auch bei Weitem weniger ſanguiniſch als ſie, ſo konnten wir doch nicht leugnen, daß die Kräfte zuzunehmen, Schlaf und Appetit ſich wieder zu beſſern, Leſe- und Sprechluſt ſich zu ſteigern ſchienen, und insbeſondere

meiner Tochter wurde gar manche Stunde heiteren und anregenden Gespräches und damit eines geistigen Genusses zu Theil, der ihr wohl von Niemand mehr in gleich bezaubernder Weise dargeboten werden wird. Aber kaum hatten wir uns hiedurch verleiten lassen, selbst wieder Hoffnungen zu schöpfen, als wir auch schon neuerdings an ihrer Erfüllung zu zweifeln begannen, denn allmälig sanken doch die Kräfte der theuren Kranken wieder mehr und mehr. Als sie endlich schon zwei Monate hindurch bettlägerig gewesen und es, wenigstens in den letzten Wochen, mit ihr ununterbrochen abwärts gegangen war, mußten wir, durch die Aerzte hierin bestärkt, aller Hoffnung völlig entsagen. Ja wir vermochten zuletzt nichts mehr zu wünschen, als daß ihr die Qual eines langen und schweren Todeskampfes erspart werden möge.

Aber leider sollte sich dieser Wunsch in gar keiner Weise erfüllen. Nachdem die Gefahr immer drohender geworden war, trat mein Bruder mit dem Vorschlage an unsere Mutter heran, sie möge sich mit den Sterbsacramenten versehen lassen. Ohne jede Scheu, mit ebensoviel Ruhe als Innigkeit kam sie dieser Pflicht nach, aber sie gab darum doch die Hoffnung auf Wiedergenesung nicht auf, an der sie noch in einem Augenblicke festhielt, in welchem wir ihr längst schon entsagt hatten.

Nach etwa siebzigtägiger Krankheit, am 18. December nahmen wir die ersten Symptome wahr, daß das Bewußtsein der theuren Kranken etwas getrübt und sie nicht immer völlig bei sich sei. Als ihr Arzt Dr. Marenzeller bei ihr eintrat, empfing sie ihn mit dem freudigen Ausrufe, nun sei Alles wieder gut, sie fühle deutlich die Besserung ihres Zustandes und sei von der Ueberzeugung durchdrungen,

daß ſie ihrer Geneſung entgegengehe. Und dabei war ſie ſo ſchwach, daß der Arzt meinte, es könne kaum mehr vierundzwanzig Stunden mit ihr dauern. Ja noch als ihr mühſames Sprechen ſchon recht ſchwer verſtändlich geworden war, ließ ſie ſich wieder vorleſen und machte über das Geleſene Bemerkungen von wunderbarer Klarheit.

Von dieſem Tage an brachte auch ich die Nächte in der Wohnung meiner Mutter zu. Am 20. December ſchloß ſich uns Brüdern auch meine Tochter an, und dieſes nächtliche Zuſammenſchaaren der drei Nächſtſtehenden um das Sterbelager Derjenigen, welche der Glanz- und Centralpunkt unſeres Familienlebens geweſen war, hatte gleichzeitig etwas Schauerliches und doch auch wieder Troſtvolles an ſich. Am 21. December ſchien uns ſchon die Agonie eingetreten zu ſein, aber weiß Gott in Folge welcher Regung machte die Kranke plötzlich eine Bewegung des Segnens und dann feſt und deutlich, mit ernſter Miene, als wir nacheinander zu ihr hintraten, das Zeichen des Kreuzes über uns. Oft war ihr Blick durch lange Zeit auf das Bild unſeres Vaters gerichtet, oft zeigte ſie wieder heiter lächelnd wie ein Kind darauf hin. Ja manchmal überflog faſt ein ſchelmiſcher Ausdruck ihre noch immer ſchönen Geſichtszüge, und als meine Tochter ſich dicht zu ihr hinneigte, um ein leiſe geſprochenes Wort zu verſtehen, gab ſie ihr raſch einen Kuß. Aber auch dieſe Zeichen momentaner Wiederkehr des Bewußtſeins ſchwanden raſch, und etwa vom 22. an begann der langdauernde, furchtbar anzuſchauende und für die geliebte Kranke offenbar ungemein qualvolle Todeskampf, dem ſie erſt am Morgen des Weihnachtstages, und zwar um fünf Uhr erlag.

Zwei Tage ſpäter begruben wir im Währinger Ortsfriedhofe an der Seite meiner Frau und meines Söhnleins nun auch meine Mutter, die ich wohl eine der einnehmendſten Frauengeſtalten nennen darf, welche vielleicht jemals auf Erden gewandelt ſind.

1868.

Mit den beiden tiefſchmerzlichen Ereigniſſen, welche im Laufe der zweiten Hälfte des Jahres 1867 über mich kamen, ſchien die Reihe derſelben für längere Zeit erſchöpft, und das Jahr 1868 brachte mir in ſtrictem Gegenſatze hiezu eine nicht karg bemeſſene Menge von Begebenheiten, die entweder ſehr erfreulich oder doch wenigſtens von großem Intereſſe für mich waren. Zu den letzteren gehörte es, daß ſchon im Januar 1868 eine ſtattliche Anzahl von wirklichen Mitgliedern der Akademie, vorzugsweiſe der naturhiſtoriſchen Claſſe angehörig, mit dem Antrage auf Einführung von Reformen hervortrat, von denen ſie ſich die Entfaltung regeren wiſſenſchaftlichen Lebens in der Akademie und die Herſtellung einer intenſiveren Verbindung derſelben mit der Außenwelt verſprachen.

Die erſte Anregung zu dieſem Schritte ging eigentlich von den Geologen in der Akademie aus, welche ſich ſämmtlich, ihren Altmeiſter Haidinger an der Spitze, an demſelben betheiligten. Aber auch neben dieſen ſchloſſen ſich ihnen in ihrer Claſſe noch mehrere an, ich nenne nur Hyrtl und Petzval, in unſerer Claſſe aber fünf, unter ihnen Bergmann und Sacken. Im Ganzen waren wir vierzehn, alſo ungefähr der dritte Theil der in Wien anweſenden Mitglieder der Akademie.

Meine Unterschrift unter diesen Antrag zu setzen, dazu wurde ich nicht so sehr dadurch, daß mir die darin enthaltenen Vorschläge von sehr hohem Werthe zu sein schienen, als durch die Ansicht vermocht, daß die Einrichtungen der Akademie, insbesondere nach den beiden angedeuteten Richtungen hin vielleicht wirklich als einer Verbesserung bedürftig erkannt werden könnten. Am allerwenigsten aber schien es mir angezeigt zu sein, durch Zurückweisung eines solchen Antrages von vorneherein die Erklärung abzugeben, die Zustände in der Akademie seien so vortrefflich, daß sie nicht nur gar nicht verbessert, sondern nicht einmal geprüft zu werden brauchten. Ich war aufrichtig der Meinung, daß der Standpunkt, die Einrichtungen der Akademie einer aufmerksamen Prüfung zu unterziehen und dabei das, was sich als einer Verbesserung bedürftig herausstellen sollte, einer solchen entgegenzuführen, auch von der Mehrzahl der Akademiker getheilt werden würde. Darum erstaunte ich höchlich, als dieser Antrag bei seiner Einbringung von einigen hervorragenden Mitgliedern, welche bisher eine Art führender Rolle in der Akademie gespielt hatten, nicht nur heftigen Widerspruch, sondern eine fast leidenschaftliche Verdammung erfuhr.

Gern will ich zugeben, daß zu dieser Gereiztheit, in so übertriebener Weise sie sich auch kundgab, durch einen von unserer Seite begangenen Fehler einiger Anlaß gegeben worden war. Derselbe bestand meines Erachtens darin, daß in dem Bestreben, die Nothwendigkeit der Einführung von Reformen in der Akademie darzuthun, die in derselben herrschenden Zustände in der Motivirung unseres Antrages vielleicht mit etwas schwärzeren Farben geschildert wurden, als es der Wirklichkeit entsprach. So stellte man uns, ob-

gleich wir nichts Anderes als das Beſte der Akademie wollten, gewiſſermaßen als Ankläger derſelben hin, und wir wurden als ſolche nicht ohne Erbitterung bekämpft. Vor der Hand blieb freilich auch den Gegnern nichts übrig, als unſeren Antrag, da er die erforderliche Unterſtützung beſaß, der Geſchäftsordnung gemäß einer Commiſſion zuzuweiſen, welche aus zehn Mitgliedern zuſammengeſetzt wurde. Von dieſen gehörten ſechs den heftigſten Widerſachern des Antrages an, während vier, Hauer und Sueß von der naturwiſſenſchaftlichen, Sacken und ich von der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der Reihe der Antragſteller entnommen wurden.

Daß mein Standpunkt, demzufolge vorerſt an eine Prüfung der Einrichtungen der Akademie und dann je nach ihrem Ergebniſſe an eine Aenderung des wirklich Verbeſſerungsbedürftigen geſchritten werden ſollte, der richtige war, dafür erhielt ich binnen Kurzem einen, wie mir ſcheint, ſchlagenden Beweis. Denn ſämmtliche nicht in Wien anweſende wirkliche Mitglieder der Akademie, unter ihnen Männer wie Palacky und Purkyně, Höfler und Stein in Prag, Ficker in Innsbruck, ja ſogar Freiherr von Hügel in Brüſſel erklärten ſich ſchriftlich mit dem von unſerer Seite geſtellten Antrage auf Vornahme von Aenderungen in der Organiſation der Akademie wenigſtens im Allgemeinen einverſtanden. Sie baten nur, daß die endgiltige Berathung und Beſchlußfaſſung über dieſen Antrag bis zur Einberufung der außerhalb Wien wohnhaften Mitglieder der Akademie vertagt werden möge.

Von der Ruhe und Billigkeit der Anſchauung, welche dieſer Erklärung und dem ſie begleitenden Begehren der nicht in Wien wohnhaften Akademiker zu Grunde lag, war

jedoch bei denen, welche für die unſerem Antrage widerſtrebenden Mitglieder der Commiſſion bei deren Berathungen das Wort führten, nicht das Geringſte zu verſpüren. Natürlich konnte uns das in unſerem Widerſtande nicht wankend machen, und auch ich hielt an demſelben feſt. Ich that dies, weil ich es mir ſelbſt und meinen Meinungsgenoſſen ſchuldig zu ſein glaubte, aber ich zweifelte doch keinen Augenblick mehr daran, daß bei der ungünſtigen Stimmung, auf welche unſere Vorſchläge geſtoßen waren, dieſelben auch dann als geſcheitert zu betrachten ſein würden, wenn ſie nicht in der Minorität bleiben, ſondern mit einer kleinen Majorität angenommen werden ſollten. Denn die Reform einer gelehrten Geſellſchaft wie der Akademie läßt ſich ja, wenigſtens von Innen heraus, nicht mit der Annahme einer Reihe von Paragraphen vollziehen, und ſie iſt von vorneherein lahmgelegt, wenn nicht Alles einmüthig zuſammenhilft zu ihrer Verwirklichung, ſondern ein ſehr großer Theil der Mitglieder ihr grundſätzlich widerſtrebt.

Es war alſo eigentlich nur mehr für die Ehre der Fahne und nicht für den wirklichen Erfolg, daß ich in der allgemeinen Sitzung der Akademie vom 28. Mai für unſere Anträge eintrat. Aber ich kämpfte darum doch mit nicht geringerer Ausdauer für ſie, und ich freute mich, als ich von einem unſerer Parteigenoſſen einige Tage nach der Sitzung einen Brief erhielt, in welchem er mich in allzu ſchmeichelhafter Weiſe mit Ajax verglich,

„Der ein Thurm war in der Schlacht."

Zum Mindeſten dasſelbe Lob hätten meine Mitſtreiter Hauer und Sueß verdient, welch' Letzterer als Berichterſtatter der Minorität fungirte, aber auch ſie konnten den Ausgang

der Sache nicht ändern, welcher darin bestand, daß unsere Anträge bei der Abstimmung mit fünfzehn gegen siebenundzwanzig Stimmen in der Minorität blieben.

So unbestreitbar unsere Niederlage auch war, so gewährte es uns doch einen Schimmer von Genugthuung, daß wenigstens ein Antrag auf Revision der Geschäftsordnung, von einem aus unserer Partei, dem Mineralogen Professor Reuß gestellt, mit fast dem gleichen Stimmenverhältnisse, mit welchem unsere Reformanträge gefallen waren, angenommen wurde. Da sich unter den gegen uns Votirenden alle unsere gar so leidenschaftlichen Gegner aus der Commission befanden, wurde ihnen von uns dieser wenn auch kleine Mißerfolg von Herzen gegönnt. Ja wir meinten darin sogar ein leises Anzeichen erblicken zu dürfen, daß ihnen die Majorität der Akademie doch nicht so ganz unbedingt Heeresfolge leiste, als es einen Augenblick den Anschein gewann und sie selbst es geglaubt haben mochten.

An dem Tage, an welchem dieser Beschluß in der Akademie gefaßt wurde, trug sich ein Ereigniß zu, welches mein Interesse völlig absorbirte, indem durch dasselbe meine ganze amtliche Thätigkeit in eine Bahn gelenkt wurde, die ich mit aufrichtiger Freude und mit hochgespannten Hoffnungen betrat. Am 28. Mai wurde ich zum Director des Haus-, Hof- und Staatsarchives ernannt.

Diese für mich so äußerst erfreuliche Maßregel traf mich übrigens nicht unvorbereitet, sondern sie war mir schon früher als nahe bevorstehend von meinem ehemaligen Collegen im Ministerium des Aeußern, Leopold von Hofmann angekündigt worden.

Als Beust das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, fand er daselbst die Freiherren Otto

von Meyſenbug als Unterſtaatsſecretär, Ludwig von Biegeleben und Max von Gagern aber als die einflußreichſten Referenten vor. Meyſenbug kannte ich ſchon ſeit dem Jahre 1839, in welchem wir ihn als Legationscommis in Turin trafen und von ihm freundliches Wohlwollen erfuhren. Biegeleben diente im Vormärz als großherzoglich heſſiſcher Legationsſecretär in Wien und beſuchte damals ziemlich häufig das Haus meiner Eltern. Später ſah ich ihn in Frankfurt wieder, wo er die Stelle eines Unterſtaatsſecretärs im Miniſterium Schmerling bekleidete, und ich verkehrte nicht ganz ſelten mit ihm und ſeiner liebenswürdigen Frau, einer Tochter des öſterreichiſchen Staatsrathes Freiherrn von Buol. Und auf der Tribüne des Frankfurter Parlamentes ſah ich auch zum erſten Male Max von Gagern, als er, von ſeiner Miſſion nach Holſtein zurückkehrend, vor der leidenſchaftlich aufgeregten Verſammlung hierüber Bericht erſtattete und ſein Bruder Heinrich ſeine mächtige Hand gleichſam ſchützend über ihn hinwegſtreckte.

Alle drei, Meyſenbug, Biegeleben und Gagern waren mir daher ſchon ſeit langen Jahren, und zwar nicht nur als außerordentlich ehrenwerthe, ſondern auch als hochbegabte und ſehr unterrichtete Männer bekannt, von denen insbeſondere die beiden Erſteren die Feder gar trefflich zu handhaben wußten. Oft hatte ich, ſo lang ich noch im Miniſterium des Aeußern diente, Gelegenheit gehabt, Staatsſchriften zu bewundern, welche von dem Einen oder dem Anderen herrührten. Aber ich begriff doch auch wieder, daß die ſeltene Geſchicklichkeit dieſer Männer durch die Einſeitigkeit, der ſie anheimgefallen waren, wieder zum Theile wenigſtens lahmgelegt wurde. Meyſenbug war ein ſo ausgeſprochener Ultramontaner und Biegeleben ein ſo leidenſchaftlicher

Preußenfeind, daß hiedurch ihr ganzes Denken und Sinnen vollständig beherrscht wurde. In dem Augenblicke, in welchem in Folge der unglücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1866 die Politik Oesterreichs ganz neue Bahnen einzuschlagen genöthigt war, stellte es sich gleichsam als selbstverständlich heraus, daß die vornehmsten Werkzeuge der früheren nicht mehr auch diejenigen der nun an ihre Stelle tretenden Geschäftsleitung sein konnten.

Hiezu kam noch ein ganz besonderer, in der Eigenschaft des Freiherrn von Beust als Fremder begründeter Umstand. Derselbe kannte eigentlich fast Niemand in Wien und bedurfte dringend einer Vertrauensperson, welche ihm über diesen Mangel thunlichst hinweghelfen sollte. Sowohl Meysenbug als Biegeleben vermochten dies nicht, denn auch sie wurzelten nicht im österreichischen Boden, hatten nur wenig Familienverbindungen hier und einen sehr engen, fast ausschließlich aus clericalen Elementen bestehenden Kreis von Bekannten. Was ihnen in dieser Beziehung abging, das besaß hingegen ein anderer Beamter des Ministeriums des Aeußern, Leopold von Hofmann in reichlichem Maße.

In einer altösterreichischen Wiener Familie geboren und erzogen, hatte Hofmann, schon frühzeitig von lebhafter Sehnsucht nach raschem Emporkommen getrieben, bald nachdem er durch sehr kurze Zeit im Justizwesen gedient, eine Anstellung im Ministerium des Aeußern erhalten. Ich kannte ihn schon von unserer Studienzeit her, und zwar aus einem traurigen Anlasse. Während ich an der Universität im zweiten Jahre die Rechte studirte, starb sein älterer Bruder, der mein Classengenoß war. Damals herrschte noch die leider seither verschwundene Sitte, daß die Studenten nach dem Tode eines ihrer Kameraden den Sarg mit

dem Leichnam in der Wohnung abholten und ihn auf ihren Schultern nach der Kirche und dann in derſelben umher zur Einſegnung trugen. So lernte ich Hofmann's Mutter und ihn ſelbſt zuerſt kennen, eine Bekanntſchaft, welche dadurch, daß meine Frau mit dieſer Familie entfernt verwandt war, ſowie durch unſer collegiales Verhältniß im Miniſterium aus einer Anfangs nur flüchtigen bald eine dauernde und vertrauliche wurde.

Als ich im Jahre 1850 aus dem deutſchen Bureau des Miniſteriums des Aeußern in deſſen juridiſches Departement kam, wurde Hofmann in dem erſteren mein Nachfolger, und mehr als anderthalb Jahrzehnte hindurch verblieb er in dieſer Stellung. In derſelben war ihm bald die Gelegenheit zu perſönlicher Bekanntſchaft mit dem Freiherrn von Beuſt geboten, welcher damals noch an der Spitze des königlich ſächſiſchen Miniſteriums ſtand. Nach Oeſterreich gekommen, fand Beuſt in Hofmann das, was er ſuchte, nicht nur einen durch und durch geſchäftsgewandten, ſondern noch überdies einen Mann, welcher eine ganz ungewöhnlich große Menge von Menſchen in Wien, und nicht bloß in den bürgerlichen, ſondern auch in den höheren Ständen kannte. Denn er war nicht umſonſt mehrere Jahre hindurch Schriftführer im Herrenhauſe geweſen, wobei er ſich ſogar das Anſehen zu geben gewußt hatte, als ob er auf den Gang der Verhandlungen desſelben einen weit über ſeine eigentliche Stellung hinausreichenden Einfluß übe.

Im Mai 1868 wurde Meyſenbug mit der Miſſion nach Rom geſendet, Modificationen des Concordates zu erwirken, aber man kann ſich kaum denken, daß es denen, die ſie ihm übertrugen, Ernſt damit war. Freilich mußte er dem heiligen Stuhle die willkommenſte Perſönlichkeit ſein,

aber von ihm ließ sich von vorneherein nicht erwarten, daß er auch nur mit einigem Nachdrucke bestrebt sein werde, die Abänderung von Bestimmungen durchzusetzen, an deren Zustandebringung er seinerzeit so eifrigen Antheil genommen und welche ihm wohl auch jetzt noch nicht als überspannte, sondern eher als zu wenig weitgehende erschienen. Darum glaube ich immer, Meysenbug's Mission sollte eher dazu dienen, ihn von Wien wegzubringen, als durch ihn wesentliche Zugeständnisse in Rom zu erwirken. Kaum war er abgereist, so wurde Hofmann, schon seit Juli 1867 Sectionschef, nun auch nach Beust die erste Person im Ministerium des Aeußern.

Daß sein Einfluß auf den Minister ein sehr weitreichender war, ist wohl kaum zu bezweifeln, obgleich Beust dies hinterher wieder etwas in Abrede stellte. Am meisten war dies bei einer ganzen Reihe von Geschäftszweigen der Fall, um welche Beust sich nur sehr wenig kümmerte und die er fast ausschließlich seinem Sectionschef überließ; zu diesen aber darf ich getrost das Staatsarchiv zählen. Oft und oft hatte ich schon früher gegen Hofmann, lang ehe derselbe eine einflußreiche Stellung einnahm, sowie gegen manchen anderen Beamten des Ministeriums des Aeußern Klage über die Engherzigkeit geführt, welche in Bezug auf die Zulassung zu wissenschaftlicher Verwerthung der im Staatsarchive befindlichen Schätze obwaltete. In einer, wie ich glaube, überzeugenden Weise hatte ich den sehr großen Gewinn dargethan, welchen nicht nur der Aufschwung der geschichtlichen Studien in Oesterreich, sondern auch das Ansehen des Staates und die Beurtheilung seiner Vergangenheit aus einem freisinnigeren Verfahren in Bezug auf die Mittheilbarkeit archivalischer Geschichtsquellen zu

schöpfen vermöchten. Allen denjenigen, bei denen ich Verständniß hiefür voraussetzen durfte, suchte ich klar zu machen, daß selbst in Fällen, in denen Oesterreichs Staatspolitik sich nicht glücklich erwiesen, man die Handlungsweise ihrer Leiter gerechter und billiger beurtheilen werde, wenn man aus ihren eigenen Worten die Beweggründe kennen zu lernen im Stande sei, durch welche sie hiezu vermocht wurden. Ich versäumte aber auch nicht, den Nachweis zu liefern, daß an der bisherigen Geheimnißkrämerei vielleicht weniger noch der damalige Archivsdirector als das Ministerium selbst die Schuld trage. Denn würde derselbe nur gewahr werden, daß das letztere freisinnigeren Anschauungen Raum gebe, so würde er als pflichttreuer Beamter, der er im vollsten Sinne dieses Wortes war, sich wohl auch allmälig zu solchen bekennen.

Leicht begriff Hofmann, daß sich hier ein geeigneter Punkt zur Einführung von Reformen darbiete, deren Ersprießlichkeit nach allen Seiten hin einleuchtend sein würde. Aber er ging über meine eigenen Anschauungen insofern noch hinaus, als er die Ansicht vertrat, derjenige, welcher seit fast zwei Jahrzehnten die alte engherzige Praxis geübt und sich gleichsam mit ihr identificirt habe, könne nimmermehr das geeignete Werkzeug dazu sein, dem gerade entgegengesetzten Verfahren die Pfade zu ebnen. Mir war es nur darum zu thun, mein Gewissen zu beruhigen und nicht Anlaß zu der Beschuldigung zu geben, ich wolle einen Anderen von seinem Platze verdrängen, um mich selbst an dessen Stelle zu setzen. Als mir aber das förmliche Anerbieten gemacht wurde, mir die Stelle eines Archivsdirectors zu verleihen, da konnte ich hierauf nur erwiedern, ich sei mit Freuden, jedoch auch nur unter der ausdrücklichen

Bedingung bereit, dieſen Poſten zu übernehmen, daß den von mir zu erſtattenden Reformvorſchlägen die höhere Genehmigung nicht verſagt werde.

Binnen einer kürzeren Friſt als der von zwei Wochen, ſeitdem ich zum Archivsdirector ernannt worden, gingen meine Anträge an das Miniſterium ab. Sie zielten darauf hin, aus dem Staatsarchive unbeſchadet der genaueſten Erfüllung ſeiner eigentlichen Amtspflichten und der ſtrengſten Geheimhaltung wirklich nicht mittheilbarer Schriftſtücke ein vorwiegend wiſſenſchaftliches Inſtitut zu machen und zu dieſem Ende nicht nur den Archivsbeamten ſelbſt die Verwerthung der archivaliſchen Schätze zu hiſtoriſchen Arbeiten, ſondern auch fremden Forſchern den Zutritt zu denſelben weſentlich zu erleichtern. Während früher die Zulaſſung eine Ausnahme und die Abweiſung die Regel war, ſollte künftighin gerade das Umgekehrte der Fall ſein. Um dies beſſer durchführen zu können, trug ich auf eine anſehnliche Erweiterung der Befugniſſe des Archivsdirectors an und erlebte die Freude, nicht nur alle meine Vorſchläge vollſtändig genehmigt, ſondern auch über ſie hinaus noch das Recht, Privatperſonen die Erlaubniß zur Ausbeutung des Archives zu geben, ausſchließlich in meine Hand gelegt zu ſehen. „Denn," ſo heißt es in dem betreffenden Erlaſſe, „Niemand erſcheint ja beſſer befähigt als gerade Sie, dies„falls ein maßgebendes Urtheil zu fällen."

Eigenthümlich war es, daß es nicht mir ſelbſt, ſondern meinem Stellvertreter im Amte, dem überaus tüchtigen Staatsarchivar Andreas von Meiller gegönnt war, von dieſer ſo ganz außergewöhnlichen Erweiterung der Befugniſſe des Archivsdirectors zuerſt Gebrauch zu machen. Denn als der betreffende Erlaß des Miniſteriums des Aeußern

ſpät Abends in Bologna ein, welcher Stadt wir den nächſten Tag widmeten. Abends waren wir in Florenz, wo verabredeter Maßen am 1. Juli unſere Verhandlungen wieder, und zwar zwiſchen denſelben vier Bevollmächtigten hätten beginnen ſollen, welche ſie im vergangenen Jahre in Mailand gepflogen hatten. Allein Burger konnte wegen Unwohlſeins den feſtgeſetzten Ankunftstermin nicht einhalten, und ſelbſt als er endlich gekommen und der Anfang mit den Verhandlungen gemacht worden war, kann ich nicht behaupten, daß wir mit denſelben beſonders raſch vorwärts gekommen wären. Je weniger Zwieſpalt zwiſchen uns über den eigentlichen Kernpunkt der Frage beſtand, hinſichtlich deſſen von beiden Seiten an dem vorjährigen Entwurfe feſtgehalten wurde, um ſo peinlicher und kleinlicher war man in Bezug auf geringfügige Conceſſionen, die man noch erlangen wollte, ja ſogar auf verſchiedene Styliſirungen, welche Cibrario vorſchlug — denn Bonaini ließ ſich auch diesmal an der Rolle eines ſtummen Beiſitzers genügen — um die Sache dem dortigen Publicum mundgerechter zu machen. So erinnere ich mich, daß wir über ein einziges Wort ſtundenlang ſtritten und ich mich hinſichtlich desſelben faſt ſogar mit Burger überwarf. In dem Protokolle, welches als Beigabe zur Convention den eigentlichen Gegenſtand unſerer Verhandlungen bildete, war auch von der Nachſuchung nach den Acten die Rede, welche von der proviſoriſchen Regierung herrühren ſollten, die in den Jahren 1848 und 1849 während der Vertheidigung Venedigs gegen die Oeſterreicher an der Spitze der ſogenannten Republik ſtand. Für den Fall ihrer Auffindung wurde deren Auslieferung an Italien verſprochen. Cibrario aber wollte nach dem dort gebräuchlich gewordenen Ausdrucke dieſe

worfenen Convention ſchritt. Es wünſchte vielmehr eine neue Verhandlung, nach deren Beendigung die ſchon in Mailand zu Stande gekommene Uebereinkunft unter unveränderter Belaſſung ihrer Principien, aber mit gleichzeitiger Hinzufügung ſo manchen erläuternden Beiwerkes beiderſeits definitiv acceptirt werden ſollte.

Wie man ſieht, brauchte ich mich diesmal nicht von der Beſorgniß vor einem erneuerten Mißlingen des mir bevorſtehenden diplomatiſchen Feldzuges quälen zu laſſen, indem ich mich nicht mehr als techniſcher Beirath, ſondern gleich von Anfang an als wirklicher Bevollmächtigter, und nicht allein, ſondern in Begleitung meiner Tochter nach Italien begab. In Venedig machte ich kurzen Halt und wurde dort, wo man von dem Zwecke meiner Reiſe ſchon wußte, ſo zuvorkommend wie Einer begrüßt, von dem man ſich etwas ſehr Angenehmes verſpricht. Ich verkehrte dort mit dem hochbetagten Abbate Valentinelli, dem Vorſtande der Marcusbibliothek, der mit meinem Vater befreundet geweſen war, und ſich unendlich auf die Zurückſtellung der ihm von Dudik weggenommenen Handſchriften freute, weit mehr aber noch mit Tommaſo Gar, dem Nachfolger Dandolo's als Director des Archives. Bereitwillig fügte er ſich darein, daß die „Dispacci di Germania“ nun nicht mehr in dasſelbe zurückkehren ſollten, und einen überreichen Erſatz für ſie fand er in der unendlich viel größeren Menge anderer Archivalien, deren Wiedereinreihung in das venetianiſche Archiv binnen Kurzem bevorſtand.

Am früheſten Morgen des 29. Juni brachen meine Tochter und ich von Venedig auf, theilten den Tag zwiſchen Padua und Ferrara, wo wir überall doch hinreichend lang verweilten, um das Merkwürdigſte zu ſehen, und trafen

spät Abends in Bologna ein, welcher Stadt wir den nächsten Tag widmeten. Abends waren wir in Florenz, wo verabredeter Maßen am 1. Juli unsere Verhandlungen wieder, und zwar zwischen denselben vier Bevollmächtigten hätten beginnen sollen, welche sie im vergangenen Jahre in Mailand gepflogen hatten. Allein Burger konnte wegen Unwohlseins den festgesetzten Ankunftstermin nicht einhalten, und selbst als er endlich gekommen und der Anfang mit den Verhandlungen gemacht worden war, kann ich nicht behaupten, daß wir mit denselben besonders rasch vorwärts gekommen wären. Je weniger Zwiespalt zwischen uns über den eigentlichen Kernpunkt der Frage bestand, hinsichtlich dessen von beiden Seiten an dem vorjährigen Entwurfe festgehalten wurde, um so peinlicher und kleinlicher war man in Bezug auf geringfügige Concessionen, die man noch erlangen wollte, ja sogar auf verschiedene Stylisirungen, welche Cibrario vorschlug — denn Bonaini ließ sich auch diesmal an der Rolle eines stummen Beisitzers genügen — um die Sache dem dortigen Publicum mundgerechter zu machen. So erinnere ich mich, daß wir über ein einziges Wort stundenlang stritten und ich mich hinsichtlich desselben fast sogar mit Burger überwarf. In dem Protokolle, welches als Beigabe zur Convention den eigentlichen Gegenstand unserer Verhandlungen bildete, war auch von der Nachsuchung nach den Acten die Rede, welche von der provisorischen Regierung herrühren sollten, die in den Jahren 1848 und 1849 während der Vertheidigung Venedigs gegen die Oesterreicher an der Spitze der sogenannten Republik stand. Für den Fall ihrer Auffindung wurde deren Auslieferung an Italien versprochen. Cibrario aber wollte nach dem dort gebräuchlich gewordenen Ausdrucke diese

Vertheidigung „die glorreiche — la glorieuse“ — genannt wiſſen, während ich mich aus Leibeskräften dagegen wehrte.

Ich könne kein Urtheil darüber fällen, erklärte ich, und daher auch nicht beſtreiten, ob die Vertheidigung Venedigs, vom militäriſchen Standpunkte aus betrachtet, die ehrenvolle Bezeichnung einer glorreichen verdiene. Aber Niemand werde in Abrede ſtellen, daß die Herrſchaft Oeſterreichs in Venedig eine rechtmäßige geweſen ſei; eine bewaffnete Auflehnung gegen eine ſolche könne man jedoch nie anders als einen Aufſtand, eine Rebellion nennen. Man dürfe daher einem Oeſterreicher nicht zumuthen, in einem officiellen, im Namen ſeiner Regierung auszuſtellenden Actenſtücke einen Aufſtand gegen ſie, er möge mit noch ſo viel Tapferkeit durchgeführt worden ſein, als eine glorreiche Handlung zu bezeichnen.

Daß Cibrario gegen meine Auseinanderſetzung lebhafte Einſprache erhob, verſteht ſich wohl von ſelbſt, aber auch Burger ſtimmte meiner ſtrengeren Auffaſſung Anfangs nicht zu. Sichtlich von dem auch an und für ſich nicht ungerechtfertigten Beſtreben geleitet, ſich gegen Cibrario, deſſen Willfährigkeit wir uns nach jeder Richtung hin nur zu beloben hatten, gleichfalls nachgiebig zu erweiſen, hätte er ſich ihm gern in einer Sache gefällig gezeigt, auf welche derſelbe übergroßes Gewicht legte. Aber ich war, und ich glaube mit Recht, hiezu durchaus nicht zu bewegen. In deutſcher Sprache, von welcher Cibrario und Bonaini kein Wort verſtanden, führte ich dem Freiherrn von Burger mit lebhaften Worten den ungünſtigen Eindruck zu Gemüth, welchen die Zulaſſung eines gerade in unſerem Munde ſo übel angebrachten Wortes in Wien ohne Zweifel hervorbringen müſſe. Ja es ſei ſogar die Befürchtung nicht voll-

ständig ausgeschlossen, daß dieselbe ein erneuertes Scheitern der Convention herbeiführen könnte, wovon diesmal die Schuld ausschließlich auf uns fallen würde. Er möge nur seinen Widerspruch mit dem meinigen vereinen, und die Italiener würden sicherlich nachgeben. So geschah es denn auch wirklich, und am 14. Juli wurde unsere Convention, diesmal von allen vier Bevollmächtigten unterschrieben.

So eifrig ich mich nun auch während des zweiten Theiles meines Aufenthaltes in Florenz mit unseren Verhandlungen beschäftigt hatte, so blieb mir doch hinreichend Zeit übrig, die dortigen reichen Kunstschätze eingehend zu betrachten und zu bewundern. Selbstverständlich wurde ich hiebei stets von meiner Tochter begleitet, welche sich diesem Studium mit noch viel größerem Eifer und mit mehr Erfolg widmete als ich selbst. Denn einerseits war ihre Aufmerksamkeit durch nichts Anderes hievon abgezogen, und andererseits hatte sie noch mehr Zeit darauf zu verwenden als ich. Jeden Tag begannen wir mit dem Besuche einer oder mehrerer Kirchen; dann aber führte ich meine Tochter, so oft ich mich zu meinen Verhandlungen begab, zu den Ufficien, in denen sie ebenso wie in der mit ihnen zusammenhängenden Galerie des Palazzo Pitti halbe Tage lang verweilte; nach Beendigung unserer Besprechungen holte ich sie wieder von dort ab.

Von dem geselligen Leben in Florenz lernten wir eigentlich fast gar nichts kennen. Wer es nur überhaupt zu thun vermochte, floh um diese Zeit der Sommerhitze wegen die Stadt. Auch der österreichische Gesandte, Freiherr Alois von Kübeck, den ich schon seit unserer gemeinsamen Studienzeit kannte und zu welchem ich immer in guten Beziehungen stand, war damals nicht bleibend in Florenz, sondern, wenn ich nicht irre, in den Bädern von Lucca, und er kam

nur nach Florenz, wenn ein besonderer Anlaß hiezu vorlag, wie denn der Abschluß unserer Convention ihm einen solchen darbot.

In geselliger Beziehung somit vollständig ungebunden, richteten wir auch hiernach unsere Lebensweise in Florenz ein. Die steife Table d'hôte in unserem Hotel langweilte uns sehr, und zudem durchkreuzte die späte Stunde, zu der sie abgehalten wurde, unsere besten Projecte. Wir aßen also, da um drei Uhr alle Kunstsammlungen geschlossen wurden, um diese Stunde ganz einfach in einer Trattoria, in der fröhlichen Gesellschaft deutscher und österreichischer Maler; unter den letzteren befand sich auch Gustav Gaul aus Wien, welcher im Auftrage unseres Landsmannes Nicolaus Dumba die Venus von Titian in der Tribuna copirte. Auch der bekannte Kunstkenner Liebhart, von welchem seither Lenbach ein so prächtiges Bildniß gemalt hat, damals, wie ich meine, Intendant des der Großfürstin Marie von Rußland, vermälten Gräfin Strogonow gehörigen Schlosses in Quarto, war unser täglicher Tischgenoß. Des Nachmittags unternahmen wir Ausflüge nach der näheren Umgebung von Florenz, wie nach Fiesole, der Certosa und der Villa Palmieri, die wir in zahlreicher Malergesellschaft besuchten.

Zwei entferntere Ausflüge glaube ich noch erwähnen zu dürfen, von denen der erste, im Beginne unseres Aufenthaltes in Florenz, während wir auf Burger warteten, den Städten Pisa und Livorno galt, während der zweite uns in den letzten Tagen unseres Verweilens in Florenz, welche zur Ausfertigung der Convention verwendet wurden, nach prächtigen, von dem gewöhnlichen Strome der Reisenden nur selten besuchten Waldgegenden führte.

Von dem Freiherrn von Kübeck mit einem Empfehlungsbriefe an Herrn Simony, Verwalter eines zum Privateigenthume des Großherzogs Ferdinand von Toscana gehörigen Gütercomplexes versehen, verließen wir zur Mittagsstunde des 12. Juli Florenz und legten etwa drei Stationen bis Pontassieve mit der Bahn zurück. Von diesem alten und düsteren Neste weg fuhren wir in einem uns erwartenden sehr guten Wagen in fünf Viertelstunden nach Pelago, wo Reitpferde für uns bereitstanden. Nun ritten wir auf steinigem Wege, steil aufwärts, Anfangs mit schöner Aussicht und dann wieder durch prächtigen, an unsere österreichische Heimat erinnernden Fichtenwald nach Vallombrosa, einem aufgehobenen Kloster in einer Gegend, die ihrem Namen wirklich vollständig entspricht.

Auch hier sahen wir wieder recht deutlich, wie es schon auf der einsamen Insel San Michele, auf der sich der Friedhof der Venetianer befindet, und in der Certosa bei Florenz der Fall gewesen, die Wirkungen der allgemeinen Klosteraufhebung in Italien von ihrer unerfreulichen Seite. Schon in der Marcusbibliothek war mir ein junger Kapuziner mit bleichen, ausdrucksvollen Gesichtszügen aufgefallen, der dort eifrig seinen Studien oblag. Als ich ihn auf dem Friedhofe wieder traf und ein Gespräch mit ihm begann, klagte er mir in schlichten, aber tief empfundenen Worten, wie sehr jetzt seine Einsamkeit durch die mit der Aufhebung gleichzeitig eingetretene Confiscation der Klosterbibliotheken verbittert worden sei. Das Buch, das ihm früher in seiner eigenen Stube zur Verfügung gestanden, müsse er nun in einer entfernten und nur zu bestimmten Stunden zugänglichen Bibliothek mühselig aufsuchen.

Auch von den Mönchen in der Certoſa bei Florenz wurde die gleiche Klage erhoben. Und wie nah hatten doch ſie und auch mein junger Kapuziner in Venedig zu einer Bibliothek im Vergleiche zu den wenigen in Vallombroſa vereinſamt lebenden Prieſtern, welche nach der nächſten größeren Stadt, nach Florenz eine wahre Reiſe zurücklegen mußten. Vergleicht man mit der Entbehrung, welche den bedauernswerthen Mönchen durch die Confiscation ihrer Bücher auferlegt wurde, den doch nur ſehr geringen finanziellen Nutzen, welchen die italieniſche Regierung aus der Beſchlagnahme der Kloſterbibliotheken zu ziehen vermochte, ſo ſieht man, daß dort, wo fiscaliſche Intereſſen mit in das Spiel kommen, die Rückſichtsloſigkeit doch überall gleich iſt.

Von Vallombroſa ritten wir wieder etwa zwei Stunden, Anfangs durch Wald und dann einen öden, ſteinigen Weg bis Conſuma, wo uns wieder der Wagen erwartete. Er brachte uns nach Pratovecchio, und hier begrüßte uns Herr Simony in freundlichſter Weiſe an der Thüre ſeines gaſtlichen Hauſes. Der böhmiſch-deutſche Accent, mit dem er dies that, berührte uns anheimelnd inmitten lauter nur italieniſch redender Perſonen. Und hier konnte man wieder mit Bedauern gewahr werden, wie leicht und wie raſch der Deutſche ſich ſeiner Nationalität entkleidet. Während der Vater ſichtlich erfreut war, mit uns in ſeiner Mutterſprache verkehren zu können, verſtanden die ſchon erwachſenen Söhne nur wenig und ſprachen noch weniger deutſch. Der Tochter aber, einem friſchen, etwa achtzehnjährigen Mädchen, welches eben aus einer Erziehungsanſtalt in Florenz zurückgekommen war, ſchien die Sprache ihrer Eltern ſchon vollkommen fremd geworden zu ſein.

Um uns zu feiern, hatte Simony für den Abend die Honoratioren von Pratovecchio zu einer Gesellschaft vereinigt: zwei Hauptleute der Carabinieri, wie dort die Gendarmen heißen, mit ihren Frauen, ein wohlhabender Grundbesitzer und einige andere Personen. Es schmeichelte meinem österreichischen Gefühle, von den Hauptleuten die Versicherung zu hören, die Verläßlichsten, Verwendbarsten und Muthigsten in ihrer Mannschaft seien die alten lombardischen Soldaten, welche noch unter der schwarzgelben Fahne gedient hatten. Von dem Grundbesitzer aber wurde ganz ungescheut erzählt, er verwende sein Geld am liebsten dazu, dem Gesetze über die Aufhebung der Klöster wenigstens insofern ein Schnippchen zu schlagen, als er vertriebenen Mönchen die Mittel gewähre, wenn auch nicht in einem Kloster, aber doch an einem bestimmten Vereinigungsorte ungefähr so weiter zu leben, wie sie es früher gethan.

Von Pratovecchio aus unternahmen wir am nächsten Morgen, dem 13. Juli einen zweiten Ausflug, und zwar wieder zu Pferde. Einen ungemein steilen und völlig baumlosen Weg, der uns manche sehr schöne Aussichtspunkte darbot, ritten wir durch eine Gegend von vulcanischem Charakter fortwährend aufwärts, bis wir endlich einen Höhenzug überschritten. Von da ging es im Walde abwärts bis Camaldoli, einem in eine enge Schlucht eingeklemmten häßlichen Gebäude, dem eigentlichen Stammsitze der Camaldulenser, das wir nach einem etwa dreistündigen Ritte erreichten. Meiner Tochter wurde nur der Eintritt in die kleine restaurirte Kirche und in ein Art Gastgebäude gestattet, in welchem uns einer der vier noch im Kloster zurückgebliebenen Mönche in zuvorkommendster Weise bewillkommte, ein lebhaftes Gespräch mit uns unterhielt und

endlich für das reichliche Mittageſſen, das er uns auftragen ließ, durchaus keine Bezahlung annahm.

Reizende Landſchaftsbilder bot der Weg zum oberen Kloſter, welches — Sacr' Eremo genannt — aus vielen einzelnen Zellen innerhalb ſehr hoher Mauern beſteht. Meiner Tochter war natürlich auch dorthin der Eintritt unterſagt.

Nachdem wir auf einem anderen Wege, nicht ohne ein paarmal von tüchtigen Gewitterſchauern heimgeſucht zu werden, nach Pratovecchio zurückgekehrt waren und dort wieder die Nacht zugebracht hatten, fuhren wir am Morgen des 14. Juli nach Florenz, an welchem Tage die Unterzeichnung unſerer Convention ſtattfand. Ihr folgte ein elegantes Diner bei Kübeck, welchem auch einige hervorragende italieniſche Staatsbeamte und Deputirte beigezogen wurden. Aber unter all den, freilich nicht gerade zahlreichen Italienern, die ich kennen lernte, zog der Miniſterpräſident Graf Menabrea am meiſten meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Auch an ihm fand ich wieder beſtätigt, was ich ſo oft ſchon erfahren, daß hochgeſtellte Militärs recht häufig die liebenswürdigſten und zuvorkommendſten Diplomaten ſind. So wie Graf Mensdorff gerade hinſichtlich dieſer Eigenſchaften alle meine früheren Chefs übertraf, ſo erinnere ich mich auch heute noch mit Vorliebe an die Generale Schweinitz und Robilant, welche gewiß zu den ſympathiſcheſten Perſönlichkeiten gehörten, die das Wiener diplomatiſche Corps jemals beſaß.

Nachdem auch bei Menabrea das übliche, nicht minder glänzende Diner als bei Kübeck ſtattgefunden hatte, ſtand mir in Florenz nur noch eine Begegnung, und zwar die intereſſanteſte bevor, welche es dort überhaupt für mich geben konnte, die mit dem Könige ſelbſt.

ſtreuen befliſſen ſei. „Ich verſichere Sie," rief er mir mit fort-
während ſich ſteigernder Lebhaftigkeit zu, „es gibt dreißig-
„tauſend Menſchen in Italien, welche entweder verjagt oder
„zermalmt werden müſſen, um uns Ruhe zu ſchaffen. Und
„ich werde ſie verjagen oder ſie zermalmen." *)

Sich allmälig wieder beruhigend, vertiefte ſich der König in das undankbare Geſchäft, mir die neue Conſtruction einer Art von Gebirgskanone zu erklären, von der er ſich große Wirkungen verſprach. Ob er ſich derſelben zu der von ihm ſoeben ſehr emphatiſch beſprochenen Vertreibung der Revolutionäre aus ihren Schlupfwinkeln, oder etwa gar bei einer Erneuerung des Kampfes in den Bergen Tirols bedienen wolle, ließ er unbeſprochen, doch glaube ich, daß ihm damals eher das Erſtere als das Letztere im Sinne gelegen ſein mag.

Aus den wenigen, und ehrlich geſtanden, nichtsſagenden Antworten, die ich ihm über das Thema der neuen Gebirgskanonen gab, mochte der König erkennen, daß er ſich mit mir auf ein Gebiet verirrt habe, auf dem ich nicht recht zu Hauſe war. Vielleicht erinnerte er ſich auch, daß Frau Merelli ſchon lang genug im Vorzimmer warte; er beendete die Audienz mit der in freundlichſtem Tone vorgebrachten Frage, ob ich nun wieder nach Oeſterreich zurückkehre. Und als ich ihm wahrheitsgemäß antwortete, ich beabſichtige vorerſt nach Rom zu gehen, da ſagte er mit einer gutmüthigen Naivetät ohne Gleichen: „Wie beneide
„ich Sie darum; wie ſehne ich mich darnach, gleichfalls
„nach Rom zu kommen!"

*) „Je vous assure, il y a trente mille hommes en Italie,
„qu'il faut chasser ou écraser, pour nous procurer du repos. Et
„je les chasserai ou les écraserai."

Dieſer letzte Punkt des Geſpräches mit dem Könige, meine bevorſtehende Reiſe nach Rom, hatte ſchon ſeit einiger Zeit den Gegenſtand eifriger Erörterungen für mich gebildet. Meine Tochter hegte den lebhaften Wunſch, dorthin zu gehen, und ich theilte denſelben; mein Bruder aber, der längere Zeit hindurch in Rom gelebt hatte, hielt es unſerer Geſundheit wegen kaum für räthlich, uns in der allerheißeſten Zeit, in der zweiten Hälfte des Juli dorthin zu begeben. Den eigentlichen Entſchluß hierüber aber ſollten wir, ſo meinte er, von dem Gutachten des ihm beſonders befreundeten, ſehr tüchtigen Arztes Erhardt abhängig machen, welcher, ſeit langen Jahren in Rom anſäſſig, ſicher auch mir den beſten Rath geben würde.

Auf meine Anfrage antwortete Erhardt, wir ſollten nur die Vorſicht nicht außer Acht laſſen, uns in einem gut und geſund gelegenen Gaſthofe einzuquartieren, jede arge Erhitzung und jeden allzu grellen Temperaturswechſel aber möglichſt zu vermeiden. Darum ſollten wir es uns zum Geſetz machen, nach jeder Kirche, jedem Palaſte und jeder Sammlung von Kunſtgegenſtänden allzeit nur zu fahren. Würden wir dies beobachten und trachten, uns zwiſchen unſerer Ankunft vor einer ſehr kalten Localität und dem wirklichen Betreten derſelben ein klein wenig abzukühlen, dann dürften wir von üblen Folgen eines Sommeraufenthaltes in Rom ſo ziemlich verſchont bleiben.

Ohnedies nichts weniger als zu einer übertriebenen Beſorgniß für unſere Geſundheit geneigt, traten meine Tochter und ich in der wahrhaft entzückenden Mondnacht vom 16. auf den 17. Juli die Fahrt nach Rom an, keinem anderen trüben Gedanken als dem an unſere theuren Entſchlafenen Raum gebend. Wie glücklich hätte meine Frau ſich gefühlt,

mit uns Rom beſuchen zu können, wie ſehr hätten meine Eltern ſich gefreut, ihren gerade vor zehn Jahren gemachten Aufenthalt daſelbſt wenigſtens brieflich neuerdings mit uns zu durchleben!

— ———

Der Tag war angebrochen und glänzend ſtrahlte die Morgenſonne, als wir Perugia links von der Bahn in etwas erhöhter, impoſanter Lage erblickten. Gern hätten wir dieſe Stadt, gern auch Foligno und Spoleto beſucht, aber die Zeit war uns ſo kurz bemeſſen, daß wir die Tage, die uns noch zur Verfügung ſtanden, auf die beiden Hauptpunkte Rom und Neapel aufſparen zu müſſen glaubten. Waren wir ja hiedurch auch gezwungen, zwei der wichtigſten Städte, die wir unendlich gern geſehen hätten, Ravenna und Siena gar nicht in den Kreis der von uns zurückzulegenden Rundreiſe zu ziehen.

Ich kann nicht ſagen, daß damals wenigſtens die Ankunft in Rom einen erhebenden Eindruck hervorzubringen geeignet geweſen wäre. Schon das, was man zuerſt ſieht und was zwar nicht Rom ſelbſt, aber doch ein integrirender Theil davon iſt und von Jedermann in innige Verbindung mit Rom gebracht wird, der Tiber kann nur bittere Enttäuſchung hervorrufen. Ein ſchmutziger, gelbbrauner, ſchläfrig dahinrinnender, nicht allzu mächtiger Waſſerſtreif, ſo präſentirte er ſich uns gleich dem „ſilbernen“ Arno und eigentlich der Mehrzahl der mittel- und ſüditalieniſchen Flüſſe zur Sommerszeit. Je ſtärker unſere Ungeduld wurde, endlich Rom zu erreichen, um ſo langſamer fuhr der Zug, um ſo länger dauerte der durch nichts motivirte Aufenthalt in Corte, in Correſe, in Cività-

Caſtellana. Endlich fuhren wir bei dem in die weit ausgedehnten Reſte der diocletianiſchen Thermen eingezwängten Bahnhofe vor, denn von einer gedeckten Halle war keine Spur. Auf einem langen Damme ſtieg man aus, kein Träger war weit und breit zu ſehen, man mußte ſich eben forthelfen, ſo gut es ging, und wir waren froh, uns ſchließlich in dem Albergo Minerva, das man uns ſeiner geſunden Lage wegen beſonders empfohlen hatte, erträglich untergebracht zu ſehen.

Wir fühlten uns übrigens ſo glücklich, den Zielpunkt unſerer Sehnſucht erreicht zu haben und endlich in Rom zu ſein, daß wir leicht über den etwas ernüchternden Eindruck hinwegkamen, den die Ankunft in der Tiberſtadt auf uns machte. Und um nur ja unſere für Rom reſervirte Zeit ſo gut als möglich zu verwerthen, begannen wir allſogleich, ſobald wir nur etwas zu Athem gekommen waren, nach zwei Richtungen hin unſere Thätigkeit zu entfalten. Die erſte beſtand in dem Beſuche der wichtigſten unter den zahlloſen Merkwürdigkeiten Roms, die zweite in der Anknüpfung der wenigen geſelligen Verbindungen, die uns daſelbſt bevorſtanden.

Nichts war leichter als die Erfüllung der Vorſchrift, die man uns ertheilt hatte, nirgendshin zu Fuße zu gehen, ſondern allzeit nur zu fahren. Kaum zeigten wir uns am Thore unſeres Hotels, ſo ſetzten ſich wie auf ein gegebenes Zeichen alle die zahlreichen Wagen und Wägelchen, welche den Platz vor demſelben bedeckten, mit gehörigem Lärm in Bewegung. Meiſtens trug der Kutſcher, der zuerſt an uns herankam, auch den Sieg davon, die Uebrigen zogen ſich gutmüthig lachend zurück, und bei jedem Ausgange erneuerte ſich gleichmäßig dieſes komiſche Manöver.

Mit dem Beſuche des Domes von St. Peter begannen wir unſere Rundfahrten durch Rom, dann aber begaben wir uns zu Erhardt, dem deutſchen Arzte, an den wir empfohlen waren. In ſeinem Hauſe, ſowie in dem der hochgebildeten Gattin des bekannten Landſchaftsmalers Lindemann fanden wir die zuvorkommendſte Aufnahme. Er ſelbſt befand ſich gerade in Neapel, um dort Studien zu machen.

Beſuchten wir Erhardt's und Frau Lindemann wegen der freundſchaftlichen Verbindung, welche zwiſchen ihnen und meinen Eltern ſowie meinem Bruder während ihres Aufenthaltes in Rom geherrſcht hatte, ſo galt einer meiner erſten Gänge einem Manne, den ich von ſeinen und meinen Anfangsjahren in der amtlichen Laufbahn her kannte und der mir bei meinem letzten Aufenthalte in Paris den Beweis geliefert hatte, daß er die alten Zeiten noch nicht vergeſſen, dem Freiherrn Moriz von Ottenfels.

Derſelbe ſtand damals als Geſchäftsträger an der Spitze der öſterreichiſchen Miſſion beim heiligen Stuhle, denn der Botſchafter Graf Crivelli war erſt vor wenigen Monaten an einem Sturze von ſeinem Pferde in der Campagna verunglückt und die vorübergehende Sendung des Freiherrn von Meyſenbug ganz reſultatlos geblieben. Ottenfels hatte ſich mit einer franzöſiſchen Schweizerin aus Freiburg, einer Gräfin d'Affry vermält, welche insbeſondere für meine Tochter von gewinnendſter Liebenswürdigkeit war. Beide bemühten ſich, uns den Aufenthalt in Rom möglichſt angenehm zu geſtalten; ſie machten Ausfahrten mit uns und zogen uns auch manchmal in ihr gaſtliches Haus.

Noch öfter als bei Ottenfels, und zwar eigentlich regelmäßig beſchloſſen wir den Tag bei Erhardt oder Frau Lindemann. Dort berichteten wir über das, was wir Tags

über geſehen, und ernteten Lobſprüche für den Fleiß, ja der herrſchenden großen Hitze wegen darf man wohl ſagen für die Ausdauer, die wir bei dem Beſuche und der eingehenden Betrachtung der Merkwürdigkeiten Roms bewieſen. Aber freilich war es der theils erhebende und theils entzückende Anblick derſelben, der uns für unſere nicht gerade gering anzuſchlagenden Anſtrengungen die ſchönſte Belohnung darbot.

So wie es bei Venedig und bei Florenz der Fall war, ſo muß ich auch bei den Aufzeichnungen über unſeren Aufenthalt in Rom der Verſuchung widerſtehen, dasjenige hier namentlich anzuführen, was wir daſelbſt an Ueberreſten des Alterthums, an Kirchen und Paläſten, an Kunſtwerken der Plaſtik, ſie mochten der antiken oder einer ſpäteren Zeit angehören, an Gemälden ſahen. Auch den überwältigenden Eindruck will ich nicht ſchildern, welchen Alles dies auf uns Beide hervorbrachte, die wir hiefür vielleicht nicht die hinreichende artiſtiſche Schulung, wohl aber einen offenen Blick und einen überaus empfänglichen Sinn mit nach Rom brachten. Allerdings mußten wir trotzdem an uns ſelbſt wieder erfahren, wie ſchwach die Receptionsfähigkeit der menſchlichen Natur ſich auch den edelſten und köſtlichſten Genüſſen gegenüber erweiſet, wenn ſie ihr in einer ſo überwältigenden Anzahl dargeboten werden, daß ſie zu der Kürze der Zeit, in der ſie dieſelben in ſich aufzunehmen gezwungen iſt, in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Gar manchmal wurden wir von einer Art unwiderſtehlicher Sehnſucht nach friſcher Luft, nach grünen Wieſen, nach kühlendem Waldesſchatten ergriffen, und eine Spazierfahrt nach den prächtigen Gärten der Villa Borgheſe oder der Villa Pamphili, nach dem Giardino Colonna, endlich

nach den freilich sehr verwahrlosten, aber am nördlichen Ausläufer des Janiculus reizend gelegenen Anlagen der Villa Mellini half dem wenigstens für einige Zeit wieder ab.

Zu den herrlichsten Naturgenüssen, die wir in Rom erlebten, gehört auch jener unvergleichliche Sonnenuntergang, den wir von Sant'Onofrio aus mit ansehen durften. Schon am Eingange macht die eigenthümliche Poesie dieses Klösterleins sich geltend, denn es ist nur ein niederes und dürftiges Gebäude, welches ein kleiner Säulengang umgibt; von der Terrasse aber bietet sich eine herrliche Aussicht über Rom dar. Alles war still, nur ein Mönch mit seinem Brevier schritt die Terrasse auf und ab, und ein paar Gassenjungen spielten vor der Brüstung. Nachdem ich die ärmlichen Räumlichkeiten besichtigt, in denen Tasso sein bewegtes und so trauriges Leben beschlossen, saßen meine Tochter und ich lange Zeit ungestört und uns selbst überlassen, in den herrlichen Anblick der vor uns ausgebreitet daliegenden Stadt versunken, unter der Eiche, welche heute noch Tasso's Namen trägt.

Alle die Thürme und Zinnen glänzten feurig, die alten düsteren Mauern gewannen einen fast rosigen Schimmer, und nirgends kann man sich täuschender in das mittelalterliche Rom hineindenken und sich über die Hauptmassen, namentlich über die alte sprichwörtliche Siebenhügelformation besser orientiren als von Sant'Onofrio aus. Links ragt St. Peter hervor als äußerster Grenzposten, als „riesiger Anfangsbuchstabe", wie irgendwo gesagt wurde; der grüne Monte Mario mit seinen Villen gibt den Rahmen zu diesem Hauptobjecte und bildet den Uebergang zur eigentlichen Stadt, welche, mit der Engelsburg beginnend, in

unzähligen Kuppeln und Thürmen ſich fortbaut in maleriſcher Abwechslung bis zu den Bäumen und Gebäuden des Pincio, einer Oaſe in den Steinmaſſen. Die Pantheonskuppel, der Palazzo Farneſe ragen freier ſtehend aus dem Chaos hervor. Wunderſchön aber heben ſich dahinter vom hell erleuchteten Abendhimmel ab die Kirche Trinità dei Monti und der ſanfte Hügelrücken, welchen die Villen Medici und Ludoviſi krönen. Zwiſchen hohen Cypreſſen ragen etwas undeutlich die Gebäude auf dem Quirinal hervor, ſehr charakteriſtiſch die Baſilica Santa Maria Maggiore. Unſchön zwar, aber höchſt eigenthümlich folgen nun auf dem capitoliniſchen wie auf dem aventiniſchen Hügel zuſammengedrängt Kirchen und Thürme, unterbrochen von einzelnen Palmen, dann die großen Ruinen, dunkelroth glühend, dazwiſchen der luftige, weithin ſichtbare Lateran und der dichtbelaubte palatiniſche Hügel mit ſeinen großartigen Trümmern; der Monte Teſtaccio mit den Thermen des Caracalla und der Ceſtiuspyramide, untermengt mit dunklen Cypreſſen, ſchließt das Ganze. Darüber zittern die hellen Linien der Campagna in ſtrahlendem Lichte, und von roſigem Dufte angehaucht ſchimmern die claſſiſch ſchönen Umriſſe der Berge, von denen unzählige weiße Häuſer, Punkten gleich, und am höchſten gelegen das Kloſter von Monte Cavo in die weite Ebene herabblicken. Das letzte Roth ſchimmerte zwiſchen den ſchlanken Stämmen der Pinien, als wir ungern aufbrachen, unſer Wägelchen wieder aufſuchten und uns in weitem Umwege, den Tiber entlang und an den Ruinen vorüber zurückbegaben nach der Stadt.

Einen etwas weiteren und umſtändlicheren Ausflug möchte ich noch erwähnen, zu welchem wir durch einen unſerer Tiſchnachbarn an der Table d'hôte, Dr. Alfred

nach den freilich sehr verwahrlosten, aber am nördlichen Ausläufer des Janiculus reizend gelegenen Anlagen der Villa Mellini half dem wenigstens für einige Zeit wieder ab.

Zu den herrlichsten Naturgenüssen, die wir in Rom erlebten, gehört auch jener unvergleichliche Sonnenuntergang, den wir von Sant'Onofrio aus mit ansehen durften. Schon am Eingange macht die eigenthümliche Poesie dieses Klösterleins sich geltend, denn es ist nur ein niederes und dürftiges Gebäude, welches ein kleiner Säulengang umgibt; von der Terrasse aber bietet sich eine herrliche Aussicht über Rom dar. Alles war still, nur ein Mönch mit seinem Brevier schritt die Terrasse auf und ab, und ein paar Gassenjungen spielten vor der Brüstung. Nachdem ich die ärmlichen Räumlichkeiten besichtigt, in denen Tasso sein bewegtes und so trauriges Leben beschlossen, saßen meine Tochter und ich lange Zeit ungestört und uns selbst überlassen, in den herrlichen Anblick der vor uns ausgebreitet daliegenden Stadt versunken, unter der Eiche, welche heute noch Tasso's Namen trägt.

Alle die Thürme und Zinnen glänzten feurig, die alten düsteren Mauern gewannen einen fast rosigen Schimmer, und nirgends kann man sich täuschender in das mittelalterliche Rom hineindenken und sich über die Hauptmassen, namentlich über die alte sprichwörtliche Siebenhügelformation besser orientiren als von Sant'Onofrio aus. Links ragt St. Peter hervor als äußerster Grenzposten, als „riesiger Anfangsbuchstabe", wie irgendwo gesagt wurde; der grüne Monte Mario mit seinen Villen gibt den Rahmen zu diesem Hauptobjecte und bildet den Uebergang zur eigentlichen Stadt, welche, mit der Engelsburg beginnend, in

unzähligen Kuppeln und Thürmen ſich fortbaut in maleriſcher Abwechslung bis zu den Bäumen und Gebäuden des Pincio, einer Oaſe in den Steinmaſſen. Die Pantheonskuppel, der Palazzo Farneſe ragen freier ſtehend aus dem Chaos hervor. Wunderſchön aber heben ſich dahinter vom hell erleuchteten Abendhimmel ab die Kirche Trinità dei Monti und der ſanfte Hügelrücken, welchen die Villen Medici und Ludoviſi krönen. Zwiſchen hohen Cypreſſen ragen etwas undeutlich die Gebäude auf dem Quirinal hervor, ſehr charakteriſtiſch die Baſilica Santa Maria Maggiore. Unſchön zwar, aber höchſt eigenthümlich folgen nun auf dem capitoliniſchen wie auf dem aventiniſchen Hügel zuſammengedrängt Kirchen und Thürme, unterbrochen von einzelnen Palmen, dann die großen Ruinen, dunkelroth glühend, dazwiſchen der luftige, weithin ſichtbare Lateran und der dichtbelaubte palatiniſche Hügel mit ſeinen großartigen Trümmern; der Monte Teſtaccio mit den Thermen des Caracalla und der Ceſtiuspyramide, untermengt mit dunklen Cypreſſen, ſchließt das Ganze. Darüber zittern die hellen Linien der Campagna in ſtrahlendem Lichte, und von roſigem Dufte angehaucht ſchimmern die claſſiſch ſchönen Umriſſe der Berge, von denen unzählige weiße Häuſer, Punkten gleich, und am höchſten gelegen das Kloſter von Monte Cavo in die weite Ebene herabblicken. Das letzte Roth ſchimmerte zwiſchen den ſchlanken Stämmen der Pinien, als wir ungern aufbrachen, unſer Wägelchen wieder aufſuchten und uns in weitem Umwege, den Tiber entlang und an den Ruinen vorüber zurückbegaben nach der Stadt.

Einen etwas weiteren und umſtändlicheren Ausflug möchte ich noch erwähnen, zu welchem wir durch einen unſerer Tiſchnachbarn an der Table d'hôte, Dr. Alfred

Dove, einen Sohn des berühmten Physikers, einen jungen, heiteren, kenntnißreichen Mann, mit welchem wir manche Stunde angenehm verplauderten, veranlaßt wurden. Ueberhaupt hatten wir Glück mit unseren Tischnachbarn in Rom, von denen ich außer Dove nur noch einen einzigen, den baierischen Gesandten Sigmund hier mit Namen anführen möchte. Auch er schien Geschmack an uns gefunden zu haben, wenigstens forderte er, da er Wagen und Pferde besaß, uns nicht selten zu Spazierfahrten auf, zu denen wir uns gern bereit finden ließen und an welchen wir nur auszusetzen hatten, daß sie uns manchmal zur Zeit des Sonnenunterganges an recht feuchte und daher fiebergefährliche Stellen der Campagna führten.

Gewagter noch war die Partie, zu welcher wir durch Dove vermocht wurden.

Eines Abends spät, es ging schon gegen Mitternacht, von Ottensels heimgekehrt, wurden wir durch ein leises Pochen an unserer Thüre überrascht. Es war Dove, der uns einlud, mit ihm gemeinschaftlich am nächsten Morgen von einem Einlaßscheine in die Katakomben des heiligen Calixtus, den er sich nicht ohne Mühe erwirkt hatte, Gebrauch zu machen und so einen überaus sehenswürdigen Theil des alten Rom nicht unbesucht zu lassen.

Da Dove am zweitnächsten Tage abreisen wollte und der sehr großen Hitze wegen die ganze Expedition nur in frühester Stunde unternommen werden konnte, sagten wir rasch zu, verabredeten noch das Nothwendigste und waren am nächsten Morgen um sechs Uhr zur Abfahrt bereit. Allerdings waren uns in der Zwischenzeit einige Bedenklichkeiten gekommen, denn Erhardt hatte uns ernstlich vor diesem Unternehmen gewarnt, das eigentlich im Hochsommer

wegen des geradezu unglaublichen Unterſchiedes zwiſchen der Temperatur über der Erde und der in den tief unterirdiſchen Grabgewölben völlig verpönt iſt. Aber es hätte uns zu leid gethan, an einer der größten Merkwürdigkeiten Roms vorübergehen zu müſſen, ohne ſie irgendwie zu beachten.

Das lebhafte Intereſſe, welches uns der Beſuch der Katakomben darbot, wurde freilich dadurch nicht wenig beeinträchtigt, daß wir ihn ſtatt unter der Leitung eines ſeiner Aufgabe auch nur einigermaßen gewachſenen Führers unter derjenigen eines alten, halbtauben, zerlumpten Mannes antreten mußten, mit welchem eine Verſtändigung faſt unmöglich erſchien. Wurden wir leider ſchon durch dieſe eklige, gnomenhafte Geſtalt, die unwillkürlich zur Lachluſt reizte, in eine Stimmung verſetzt, die nur wenig paßte zu dem Ernſte der Stätten, welche zu beſuchen wir uns anſchickten, ſo trugen die äußeren Umſtände, unter denen wir unſer Unternehmen ins Werk ſetzten, gleichfalls Einiges hiezu bei. Alle wärmeren Kleidungsſtücke, die wir nur immer aus Wien mitgenommen hatten, wurden angelegt, ehe wir unſere unterirdiſche Wanderung antraten. Nur unſer jugendlich leichtfertiger Begleiter, der ſich etwas luſtig machte über unſere Vermummung, hatte bloß einen dünnen Ueberzieher mit ſich, aber ſchon als die langen Wachskerzen angezündet wurden und uns beim Hinabſteigen über die ſteile Treppe der naßkalte Luftzug durchfröſtelnd entgegenſchlug, wurde wohl auch er gewahr, daß wir mit unſerer Vorſicht doch den beſſeren Theil erwählt hatten. Wenigſtens war er der Erſte unter uns, welcher trotz augenſcheinlichen Intereſſe's an der Sache ſelbſt dem Führer bald verſtändlich zu machen ſich abmühte, daß er genug von den Kata-

komben geſehen habe und wieder auf die Oberfläche der Erde zurückgeführt zu werden wünſche, Zurufe, welche unſer Cicerone offenbar gar nicht verſtand und nur mit einer Art blödſinnigen Grinſens beantwortete.

Unter dieſen Umſtänden mußte denn auch Dove ſich in Geduld faſſen und während mehr als zwei Stunden durch die weit ausgedehnten Grabgewölbe mit fortſchleppen laſſen, welche freilich denn auch des Ernſten, des Rührenden und Bewunderungswürdigen genug darbieten, um einen überaus tiefen Eindruck hervorzubringen. Nachdem wir wohl an vielen hundert der ſich im Ganzen ſo ziemlich gleichenden Gräber vorübergekommen, geräumige Hallen und niedrige Gänge durchwandert, zuletzt aber noch um ein Stockwerk tiefer hinabgeſtiegen waren, da wurde endlich die Sehnſucht nach Wärme, nach Luft und nach Licht ſo rege, das fröſtelnde unbehagliche Gefühl ſo ſtark in uns, daß wir dem Führer entſchieden die Beendigung unſeres Rundganges anbefahlen. Wirklich waren wir ſchon, ohne es zu wiſſen, dem Ausgange ganz nahe gekommen; einem ſchönen, trefflich erhaltenen Bilde der heiligen Jungfrau mit dem Kinde verdankten wir noch einen anmuthigen Abſchiedseindruck, und ſo verließen wir wieder das Innere der Erde. Wie immer war auch hier trotz des großen Intereſſe's, das uns hinuntergezogen, die Rückkehr zum Sonnenlichte einem Wiederaufleben gleich, der Abſtand der Temperatur aber ein ſo greller, daß im erſten Augenblicke wenigſtens von einer Annehmlichkeit kaum die Rede ſein konnte. Nicht wie Sonnenwärme, nein, wie eine künſtlich erzeugte Gluthhitze ſchlug uns die äußere Luft faſt unerträglich beklemmend entgegen. Vollends draußen angelangt, warfen wir unſere dichten Umhüllungen von uns und freuten uns der magi-

ſchen Färbung, in welcher einerſeits Rom und andererſeits die weite, endloſe Campagna vor uns ausgebreitet dalagen. Eine in angeregter Stimmung zurückgelegte Fahrt die Via Appia entlang und bis weit in die Campagna hinaus endigte in heiter verſöhnender Weiſe unſere Expedition zu den Grabſtätten der erſten römiſchen Chriſten.

Nachdem ich ſo viel von den Gräbern derer geſprochen, welche vor etwa anderthalb Jahrtauſenden in den Katakomben Roms zur Erde beſtattet wurden, dürfte hier der Ort ſein, wenigſtens ein tief empfundenes Wort liebevoller Erinnerung einem Manne zu weihen, nach deſſen Hinſcheiden in Rom bei unſerer Ankunft daſelbſt noch nicht ganz ein Jahrzehnt verſtrichen war. Ich meine unſeren theuren Freund, den Prälaten von St. Florian, Friedrich Mayer, deſſen Grab in San Pietro in vincoli wir gleich am zweiten Tage unſerer Ankunft in Rom beſuchten. Und das Andenken an ihn, ſowie an meine erſt vor ſo kurzer Zeit verſtorbene Frau wußten wir nicht beſſer zu ehren, als indem wir am 26. Juli, ihrem Namenstage, dem erſten nach ihrem Tode, einer Seelenmeſſe beiwohnten, welche auf unſere Veranlaſſung an dem Altare geleſen wurde, vor welchem Mayer begraben iſt.

Für den Abend dieſes Tages ſtand uns das bei Weitem wichtigſte und denkwürdigſte Ereigniß bevor, welches wir während unſeres ganzen Aufenthaltes in Rom erleben ſollten, die Audienz bei dem Papſte Pius IX.

Ich muß geſtehen, daß ich mich auch diesmal wieder zu dem Schritte, um ſie anzuſuchen, nicht ganz leicht entſchloß. Der Beweggrund, der mir ihn erſchwerte, lag darin, daß bekanntlich erſt wenige Monate früher, im Mai 1868, jene Geſetze im öſterreichiſchen Reichsrathe beſchloſſen worden

waren, welche eine ſo ſcharfe Mißbilligung von Seite des heiligen Vaters erfuhren. Obgleich ich dem Reichsrathe nicht angehörte und alſo auch beim Zuſtandekommen dieſer Geſetze nicht mitgewirkt hatte, ſo ſtimmte ich ihnen doch wenigſtens im Ganzen und Großen bei und fühlte mich daher in meinem Gewiſſen verpflichtet, ſie nirgends und vor Niemand zu verleugnen. Andererſeits aber war meine Ehrfurcht vor dem Papſte eine viel zu tiefe und aufrichtig empfundene, als daß ich es mir hätte beikommen laſſen können, ihm in einer Audienz, die ich mir bei ihm erbat, etwa Dinge zu ſagen, die ihn zu verletzen oder auch nur unangenehm zu berühren vermöchten.

Um mich dieſem Dilemma zu entziehen, hätte ich am liebſten gar keine Audienz begehrt, aber ich wußte wohl, daß hiedurch meiner Tochter eine ſehr große Freude verdorben werden würde, und bei der erſten Aeußerung hierüber, die ich gegen ſie machte, wurde meine Vermuthung vollauf beſtätigt. Ich unterordnete daher meine Beſorgniſſe ihrem lebhaften Wunſche, und nachdem wir eine Weile auf die Beantwortung meines durch die öſterreichiſche Botſchaft eingebrachten Anſuchens gewartet, erhielten wir für den 26. Juli um ſechs Uhr Abends die Berufung zur Audienz.

Lang vor der anberaumten Stunde machten wir uns auf den Weg, ſowohl meine Tochter als ich ſelbſt ganz ſchwarz gekleidet, die Erſtere ohne Hut, aber mit einem Schleier und ohne Handſchuhe, ſo wollte es die Vorſchrift. Um uns auch äußerlich ein feierlicheres Anſehen zu geben, hatte ich ſtatt eines gewöhnlichen Miethwagens eine hübſche Equipage beſtellt, und nun ging es, ſtatt wie gewöhnlich an den Colonnaden zu halten, um die Peterskirche herum in weitem Umwege durch zahlloſe Höfe des Vaticans an

die zu den Gemächern des Papſtes führende Treppe. Hatte ſchon die Art der Auffahrt etwas Imponirendes an ſich, ſo war dies in noch höherem Maße bei dem Eintritte in die Loggien und Stanzen der Fall, gewiß den würdigſten Zugang zu dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche. Nachdem wir noch mehrere Räume paſſirt hatten, machten wir endlich in einem einfachen Vorzimmer mit Bänken längs den Wänden Halt, wo ſchon einige Familien, offenbar Franzoſen wartend ſaßen. Nachdem wir dies in großer Spannung eine gute Weile gethan, öffnete endlich ein junger, fein ausſehender päpſtlicher Kämmerer in hellviolettem Talare die Eingangsthüre zu dem Zimmer des Papſtes und rief mit halblauter Stimme: „Il Signor Ca„valiere di Arneth.“ Raſch traten wir in ein mittelgroßes Zimmer, in welchem wir nur Eines vor uns ſahen, die uns aus unzähligen Bildniſſen wohlbekannte, ſchneeweiß gekleidete Geſtalt des Papſtes, an einem Tiſche ſtehend, auf welchem ein Crucifix ſich befand. Als wir noch am Eingange die Kniee beugten, winkte er uns lebhaft zu ſich, und als wir vor ihm niederknieten, reichte er uns mit einem wirklich bezaubernden Ausdrucke von Herzlichkeit und Güte die Hand zum Kuſſe, indem er uns gleichzeitig mit einer freundlichen Geberde zum Aufſtehen einlud. Die erſte Frage in wohlklingendſtem Italieniſch war die, ob wir dieſer Sprache auch mächtig ſeien, und als ich dies für meine Perſon bejahte und nur um die Vergünſtigung bat, daß ſich meine Tochter des Franzöſiſchen bediene, ſetzte er nach einer uns ergötzenden, gleichſam erſtaunten Zwiſchenfrage: „Ah, la figlia?“ das Geſpräch italieniſch fort. Mit einem Wohlwollen im Tone und in der Haltung geſchah dies, und ſo liebevoll war gleichzeitig der Blick aus ſeinen

hellen, lebhaften Augen, daß es den Eindruck auf uns hervorbringen mußte, sein Herz schlage uns wirklich väterlich entgegen, so daß jede Befangenheit verschwand und durch die Empfindung unbegrenzten, hingebungsvollsten Zutrauens ersetzt wurde. Mir war es immer, als spräche ich mit meinem Onkel, dem Prälaten von St. Florian, welchem der Papst zwar nicht gerade hinsichtlich der Gesichtszüge, wohl aber der Gestalt, der Haltung und des herzgewinnenden Ausdruckes glich. Auch sein Blick war mild und kindlich klar, der Ton seiner Stimme aber weich und klangvoll zugleich.

Nach einigen Bemerkungen über gleichgiltige Dinge, über den Zweck unserer Reise, den Unterschied zwischen Rom und Neapel, die klimatischen Verhältnisse in beiden Städten entspann sich bald ein sehr lebhaftes Gespräch. Denn mit einer raschen Wendung lenkte es der Papst plötzlich auf Oesterreich und erwähnte, daß er zu der bevorstehenden ersten Communion des Kronprinzen Rudolf ein kleines Geschenk nach Wien gesendet habe. Er freue sich, fuhr der Papst fort, über die eifrig katholische Gesinnung des Kaiserhauses, und daß wenigstens die kaiserliche Familie allen antikirchlichen Umtrieben vollkommen fernstehe. Sie sei dabei, wagte ich dagegen zu bemerken, nicht isolirt und auch das Volk in Oesterreich dem ererbten katholischen Glauben aufrichtig ergeben. Wie hätte es aber dann, wenn dem wirklich so wäre, meinte der Papst, durch seine Vertreter so verwerfliche, so verabscheuungswürdige Gesetze — abominabili leggi — beschließen können, wie dies thatsächlich geschehen sei. In ehrfurchtsvollstem, deferentestem Tone erwiederte ich hierauf, daß auch gute Katholiken, und die kaiserliche Sanction beweise dies am besten, die Gesetze

nicht in dem Lichte anſähen, wie man in Rom ſie betrachte. Sie ſeien auch in der That nicht verwerflich, denn ſie verletzten in gar keiner Weiſe, ja ſie berührten nicht einmal den eigentlichen Kern des katholiſchen Glaubens — „non „toccano nemmeno l'essenza della fede cattolica“. „Ma „sì, carissimo, toccano bene, toccano bene — aber ja, „mein Liebſter, ſie berühren ihn wohl,“ entgegnete lächelnd und ohne jegliche Schärfe, voll milder Verſöhnlichkeit im Tone der Papſt. In gemüthvollerer Weiſe iſt wohl niemals eine ſo ſchwierige Streitfrage erörtert worden als in dem ſich noch durch längere Zeit ſo fortſpinnenden Geſpräche zwiſchen Pius IX. und mir. Und daß er auch nicht einen Augenblick irgendwelche, ſelbſt nur die leiſeſte Veränderung eintreten ließ in der ſo unendlich liebenswürdigen Weiſe, in der er zu mir ſprach, darin ſcheint mir der kräftigſte Beweis dafür zu liegen, daß auch ich nicht eine Secunde die tiefe Ehrfurcht aus den Augen verlor, die ich ihm ſchuldete und ihm aus übervollem Herzen entgegentrug.

Um nun auch meiner Begleiterin den ihr gebührenden Antheil an der Audienz nicht vorzuenthalten, wandte ſich der Papſt zu ihr und fragte ſie, ob ſie die einzige Tochter ſei. Dies traf den wunden Fleck in unſerem an den ſchweren Verluſten, die wir erlitten, noch krankenden Gemüthern, und bei meiner Antwort, wir Beide ſeien der letzte Reſt unſerer Familie, kam unſere innere Bewegung zum Durchbruch. Es war aber auch ein tief ins Herz dringender weicher und tröſtlicher Ton, mit welchem der edle Greis in einfachen Worten uns ſein Bedauern kundgab. Mit dieſem uns einerſeits ſchmerzlich und doch auch wieder troſtreich bewegenden Eindrucke ſchieden wir. Neuerdings auf die Kniee geſunken, küßten wir warm und innig nebſt

dem Ringe auch die väterlichen Hände, die er uns noch einmal in innigſtem Wohlwollen entgegenſtreckte, uns ſeine Freude über unſer Kommen nochmals kundgebend. „Iddio „vi benedica," wiederholte er mehrmals mit ſeiner ſo überaus wohlklingenden Stimme, indem er uns ſeinen Segen ertheilte. So ſchwer es uns auch ankam, ſo mußten wir uns doch endlich zurückziehen, und auch als wir lang ſchon das Zimmer verlaſſen hatten, ſahen wir noch die ſo unendlich einnehmende Geſtalt, die mild lächelnden Geſichtszüge des Papſtes vor unſeren Augen.

Einen mächtigeren und zugleich herzgewinnenderen Eindruck, als derjenige war, welchen ſeine Perſönlichkeit auf mich hervorbrachte, vermag ich mir wirklich nicht zu denken. Vielleicht war dieſer Eindruck um ſo gewaltiger, weil er blos ein vereinzelter war, denn was ich ſonſt von Prieſtern in Rom ſah, gefiel mir nicht ſonderlich. Allerdings lernte ich keinen von ihnen genau kennen, die Cardinäle Patrizi und Berardi ſprach ich nur flüchtig, etwas häufiger und eingehender den öſterreichiſchen Uditore der Rota, Monſignore Nardi. Als er ſich über meine wahrheitsgetreue Erzählung unſerer Audienz bei Pius IX. vor Erſtaunen kaum zu faſſen vermochte, konnte ich den Gedanken nicht los werden, ihm gegenüber wäre mir das Herz gewiß nicht ſo aufgegangen, und nie hätte ich zu ihm ſo vertrauensvoll geſprochen wie zu dem Papſte.

Auch heutzutage wirkt noch der wenig günſtige Eindruck in mir nach, welchen die römiſche Geiſtlichkeit auf mich hervorbrachte, und es erfüllt mich mit Bedauern, ſo häufig ſehen zu müſſen, wie über Dinge, über welche früher in Oeſterreich ſelbſt die Entſcheidung gefällt wurde, jetzt diejenige Roms eingeholt wird. Ja wenn überall der Papſt

in eigener Person zu urtheilen vermöchte, wäre es wohl etwas Anderes, aber wie jeder Regent eines großen Gemeinwesens kann auch er nicht Alles selbst sehen, selbst ergründen. In seinem Namen werden in absolutistischem Sinne die Entscheidungen von seiner Umgebung, seinen Räthen gefällt, und wer sind diese? Italienische Priester, welche unser Land, unsere Verhältnisse, unsere Bedürfnisse, unser Volk nicht kennen und sich auch kaum viel um sie kümmern. Da kann man sich der Besorgniß, es sei ihnen nicht so sehr um uns und unser Wohl als um sich selbst und ihre Herrschaft zu thun, und des Wunsches nicht völlig erwehren, es sollte in Dingen, in denen es sich einzig und allein um unsere Interessen handelt, ihre Hereinziehung nicht fortwährend noch ausgedehnt, sondern eher mehr und mehr eingeschränkt werden.

Nicht günstiger als der Eindruck, welchen die höhere Geistlichkeit auf mich hervorbrachte, war derjenige der niedereren Schichten derselben. Nirgends sah ich die kirchlichen Ceremonien mit nachlässigerer Gleichgiltigkeit verrichten, nirgends aber auch leerere Kirchen, ein andachtsloseres Volk als in Rom. Allerdings nahmen sich die Schaaren alter und weit mehr noch junger Männer, ja der Mehrzahl nach Jünglinge und sogar Knaben, die man in allen möglichen Farben ihrer geistlichen Gewänder, roth, blau, violett, natürlich am meisten schwarz oder weiß in den Straßen Roms und den öffentlichen Gärten begegnete, malerisch genug aus. Aber es erhöhte doch die Würde des geistlichen Gewandes nicht, wenn wir sahen, wie z. B. im Parke der Villa Pamphili die Seminaristen ihre großen Hüte aufeinanderthürmten, um leichter Ball spielen zu können, wobei ihre Talare in lustigster Weise um sie herflogen.

Und geradezu zur Verhöhnung reizte es, als wir einmal auf einem der größeren Plätze Roms einen gewiß weniger als achtjährigen Knaben an der Hand seiner Mutter in schwarzem geistlichen Talar, den großen Hut auf dem Kopfe, einherkommen sahen. „Arciprete, arciprete,“ riefen ihm die Kutscher der Miethwagen laut spottend zu, „una „vettura,“ und den ganzen Weg, den der arme Kleine verfolgte, setzte ihm das Gelächter der Menge unvermindert nach, so daß man nicht einmal sagen kann, das Volk von Rom sei den Anblick noch in die Kinderstube gehöriger Geistlicher bereits gewohnt.

So wie gegen Ende unseres Aufenthaltes in Florenz wollten wir auch in den letzten Tagen unseres Verweilens in Rom einen etwas längeren Ausflug unternehmen. Um ihn für uns so angenehm als nur immer möglich zu gestalten, mietheten wir für zwei Tage einen leichten Wagen, dessen Kutscher schon von häufigen Fahrten in Rom her ein guter Bekannter von uns war. Diesmal konnten wir freilich keine so selten betretenen Pfade wie von Florenz aus, sondern nur den allbekannten, aber herrlichen Weg einschlagen, der von Rom nach Frascati, von dort aber an Castel Gandolfo und dem Albanersee vorüber nach Albano führt, wo wir die Nacht blieben.

Daß wir am nächsten Morgen den wunderbar schönen Ausflug nach Ariccia, Genzano und dem See von Nemi unternahmen, versteht sich wohl von selbst. Am frühen Nachmittage zeichnete meine Tochter durch drei Stunden in dem Garten des leerstehenden Castells Gandolfo, einer englischen Anlage in großartigem Style, aber vernachlässigt und verödet. Etwa um vier Uhr traten wir, durch unseren Ausflug ungemein befriedigt, die Rückfahrt nach Rom an.

Den 31. Juli, den letzten Tag unseres Aufenthaltes in Rom verwendeten wir zu unseren Abschiedsbesuchen in den Häusern Ottenfels, Erhardt und Lindemann, sowie zu den unentbehrlichen Vorbereitungen zur Abreise. Des Nachmittags aber führten wir ein Unternehmen aus, welches nur in unserem Enthusiasmus für die Persönlichkeit des Papstes seine rechtfertigende Erklärung finden kann. Sehnlich wünschten wir, ihn noch einmal im Leben zu sehen, und da natürlich von einer zweiten Audienz nicht die Rede sein konnte, trachteten wir ihn wenigstens bei einer Ausfahrt zu Gesicht zu bekommen. Und nachdem man dieses Schauspieles jetzt, nach der angeblichen Gefangenschaft des Papstes, nicht mehr theilhaft werden kann, wird es vielleicht erlaubt sein, bei ihm einen Augenblick zu verweilen.

Um halb sechs Uhr standen wir beim Vatican, und zwar an der Treppe beim Cortile San Damaso, wo sich außer uns nur noch einige Neugierige aus der untersten Volksclasse eingefunden hatten. Aber allmälig füllte sich der Hof, und einige der so eigenthümlichen schweren Cardinalskutschen fuhren vor, außerordentlich große, viersitzige, verschlossene Wagen, außer ihrem Umfange auch schon von fern dadurch kenntlich, daß von Außen das ganze Wagendach entlang ein ungeheurer rother Regenschirm lag, dessen sich die rückwärts aufstehenden drei Lakaien zu gemeinsamem Schutze zu bedienen vermochten. Nun trat knapp neben uns eine hohe, magere Gestalt im Cardinalsgewande aus dem Treppenhause, mit geistreichem, fein geschnittenem, echt italienischem, aber doch keineswegs schönem Gesichte; es war der Staatssecretär Antonelli. Verstand und Scharfblick, aber auch Sarkasmus und etwas unangenehm Lauerndes sprach aus seinen Zügen, welche den hochgebildeten

Staats- und Hofmann, den ernſten Denker ebenſo deutlich verriethen, als ſie auch nicht die leiſeſte Andeutung jener herzgewinnenden Milde enthielten, welche dem Antlitze des Papſtes einen ſo unwiderſtehlichen Reiz verlieh. Nachdem Antonelli nicht ohne eine gewiſſe Grandezza ſeinen Wagen beſtiegen und ſich entfernt hatte, rollte eine Staatscaroſſe ſchwerſten Calibers, mit ſechs Rappen beſpannt, reich vergoldet, auch vielfach roth, allein weniger grell verziert, würdiger und königlicher als die Kutſchen der Cardinäle, vor die Treppe heran.

Um ſo gräulicher war die unmittelbare Bedienung des impoſanten Gefährtes. Ein dicker Kutſcher, mehrere alte Lakaien mit grauen, vertrockneten Geſichtern mahnten in frappirender Weiſe an jene wohlbekannten Geſtalten der Kloſterdiener, welche uns in unſerer Knabenzeit in Kremsmünſter und St. Florian ſo oft zu muthwilligem Geſpötte gedient hatten. Kohlſchwarze, von Arbeit hart mitgenommene Hände ſtachen grell von den weißen Handſchuhen ab, die ſie bedecken ſollten, und die Fräcke der Lakaien nahmen ſich wie diejenigen einer Bühne niederen Ranges aus, welche ſchon ſeit einem halben Jahrhundert ſtaubbedeckt in einer Theatergarderobe lagen. Der ganze Aufzug erinnerte lebhaft an die Sage, die man aus den letzten Tagen des Prinzen Eugen ſich erzählt. Ihr zufolge ſei es nicht ſelten vorgekommen, daß wenn der Prinz für den Abend zur Gräfin Batthyany nach der heutigen Bankgaſſe fuhr, die Pferde von ſelbſt unter dem gewohnten Thorbogen ſtehen blieben, während der Kutſcher auf ſeinem Sitze, die Lakaien auf ihrem Trittbrette, ja der Prinz im Wagen feſt eingeſchlafen waren.

In der Hauptperſon freilich beſtand der ſehr große, alle Aehnlichkeit wieder völlig zerſtörende Unterſchied. Nichts

weniger als hinfällig, ſondern mit ruhigem, kräftigem Schritte ſtieg der Papſt in die Kutſche, in welche die beiden jugendlichen Kämmerer, die wir neulich in ſeinem Vorzimmer geſehen, ihm folgten, auf dem Vorderſitze Platz nehmend. An uns vorüberfahrend, ertheilte uns der Papſt mit ſeinem ſo unbeſchreiblich wohlwollenden, einfachen und doch ſo rührend väterlichen Ausdrucke den Segen. Schon war der Wagen an uns vorüber, da gaben uns einige junge Leute neben uns ein Beiſpiel, dem wir allſogleich folgten. Raſch eilten ſie die hohe Treppe gegen den Petersplatz hinab, dem Zuge noch einmal zu begegnen. Wir folgten ihnen, ſtellten uns nächſt der Treppe auf, die zur Kirche führt, und nach wenigen Augenblicken bog um die Ecke hinter dem Dome hervor der überraſchend impoſante Zug. In kleinen Entfernungen von einander ſprengten drei Vorreiter heran, hinter dem letzten, einem Officier der Garde folgte die Caroſſe, begleitet und umgeben von den ungemein kleidſam und maleriſch uniformirten Garden auf feurigen Pferden. Alles Kleinliche und Unſaubere, das uns früher etwas abſtoßend berührt hatte, ſchien verſchwunden in dem eigenthümlich lebendigen und großartigen Ganzen. Unaufhörlich und mit ſtets ſich gleichbleibender Freundlichkeit, Jeden wohlwollend anlächelnd, der am Wege kniete, machte der heilige Vater die Bewegung des Segnens, da ereignete ſich in raſcher Folge eine theatraliſche und doch gar anziehende Scene. Ein Weib aus dem Volke, eine Schrift in der Hand, nähert ſich dem Wagen, ein Gardiſt verſperrt ihr den Weg, ſie aber dringt nochmals vor und wird neuerdings energiſch abgewehrt. Da wirft ſie ſich mit aller Leidenſchaftlichkeit einer Italienerin vor das Pferd des Gardiſten und ſtreckt ihre Schrift gegen den Wagen hin

aus. Der Papſt wird ihrer gewahr und winkt dem Gardiſten, welchem nichts übrig bleibt, als die Schrift an ſich zu nehmen und ſie in den Wagen zu reichen. Befriedigt tritt das Weib zurück, und der päpſtliche Zug ſetzt ſeinen Weg fort. Wir aber kehrten gleichfalls heim, hocherfreut, daß uns unſer Vorhaben ſo gut gelungen war.

Am nächſten Morgen beendeten wir unſeren Aufenthalt in Rom, wie wir ihn begonnen, mit dem Beſuche des Domes von St. Peter. Kurz darauf ſaßen wir im Waggon und traten die Weiterreiſe nach Neapel an.

— — — —

In all' den größeren Städten Italiens, in denen wir uns bisher, ſei es durch kürzere oder längere Zeit aufgehalten, hatten wir uns faſt ausſchließlich und mit kaum zu ermüdendem Eifer dem Studium der Ueberreſte des Alterthums und der Meiſterwerke auf allen Hauptgebieten der bildenden Kunſt, ſowohl der Architektur als der Malerei und der Plaſtik gewidmet. Daß dies in der heißeſten Jahreszeit ganz andere Anſtrengungen auferlegt als bei kühlerer Temperatur, wird wohl keines beſonderen Beweiſes bedürfen; wir empfanden es ſehr, und ich kann nicht leugnen, daß wir uns ſchließlich etwas kunſtmüde fühlten. Der Sommer beſtand eben herriſch auf der Geltendmachung ſeiner Rechte, deren vornehmſtes ihn als die zum Genuſſe der Reize der Natur geeignetſte Jahreszeit hinſtellt.

Nach Naturgenuß alſo lechzten wir recht eigentlich, als wir die Fahrt von Rom nach Neapel zurücklegten. Gern hätte ich ſie in San Gennaro unterbrochen, um von hier aus die weltberühmte Benedictinerabtei Monte Caſſino zu beſuchen, das einzige Kloſter, welches in Anbetracht ſeiner

hiſtoriſchen Bedeutung und der unermeßlichen Verdienſte, die es ſich um die Sache der Religion und der Civiliſation erworben, von der Aufhebung verſchont geblieben war. Aber man verſicherte mich, meine Tochter würde nicht Eintritt in das Kloſter erlangen können; allein wollte ich ſie in San Gennaro nicht zurücklaſſen, und da auch außerdem die Zeit drängte, verzichtete ich, wenngleich mit ſchwerem Herzen, auf den Beſuch von Monte Caſſino.

Je näher wir Neapel kamen, umſomehr erfreuten wir uns an der reichen, von der Unfruchtbarkeit der Campagna von Rom ſo vortheilhaft abſtechenden Bebauung des Bodens und an dem regen Arbeitseifer der Landleute, welcher das häufige Gerede von der Trägheit der Südländer gründlich widerlegt. Und wenn auch nicht gerade Kennzeichen angeſtrengter Arbeit, ſo waren es doch Kundgebungen lebendigſten Treibens, ja ein Drängen, Toben und Schreien, wie wir es in ähnlicher Lage niemals geſehen, womit wir in dem Bahnhofe von Neapel empfangen wurden. Glücklicher Weiſe war in demſelben auch der Maler Lindemann, der Gatte unſerer römiſchen Freundin erſchienen, und er führte uns aus all' dem Getümmel heraus an einen Unterkunftsort, wie er wohnlicher und reizvoller wirklich nicht mehr gedacht werden kann.

Dort, wo zwiſchen zwei Hauptadern des neapolitaniſchen Verkehres, der Straße Santa Lucia und der Villa Reale der Raum ſich verengt, in Chiatamone liegt nach der Meeresſeite zu ein keineswegs umfangreiches Haus, welches bis zur Occupation Neapels durch Garibaldi einem der königlichen Prinzen gehört hatte, der es gleichmäßig als Stadtwohnung wie als Villa benützte. Garibaldi ſoll es, wie man dort erzählte und ich freilich nicht verbürgen kann,

ſeinem Freunde Alexander Dumas geſchenkt haben, wenigſtens führte ein kleiner Kiosk im Garten noch die Aufſchrift: „Pavillon Dumas“. Später nahm es die italieniſche Regierung als Rechtsnachfolgerin der vertriebenen Bourbonen zurück und verkaufte oder verpachtete es als Gaſthof, als welches es „Hotel Waſhington“ hieß.

Trotz dieſer Veränderung ſeines Eigenthümers und ſeiner Beſtimmung ſah es doch weit mehr der Villa eines Wohlhabenden als einem Gaſthofe gleich. Außer unſerem Freunde Lindemann und einem Hamburger Buchhändler Namens Cometer, einem hochbetagten Manne, wohnte in jener dem Reiſen im Süden ſo ungünſtigen Jahreszeit gar Niemand dort, wir konnten alſo die Zimmer wählen, welche wir wollten, und gaben zweien zu ebener Erde gelegenen den Vorzug. Denn aus ihnen gelangten wir unmittelbar auf die bis zum Meere reichende Terraſſe und in den das Ufer entlang ſich erſtreckenden Garten.

Von der entzückenden Ruhe und Stille, welche an dieſem herrlichen Plätzchen inmitten des ſo geräuſchvollen Neapel herrſchte, kann man ſich wirklich keinen Begriff machen. Wahrhaft zauberiſch war es gegen Abend, wo die Terraſſe im Schatten lag und die allmälig untergehende Sonne die ganze weit ausgedehnte, nur durch das nahegelegene Caſtell dell'ovo unterbrochene Ausſicht auf den Veſuv, den Monte Sant'Angelo, Capri, Procida, Iſchia bis herüber an den Poſilipp in roſiges Licht tauchte. Und wenn noch ſpäter der Vollmond ſich ſtrahlend aus dem Meere emporhob und in ihm ſpiegelte, konnte man kein Ende finden, ſich dieſes unbeſchreiblichen Anblickes zu erfreuen.

Und wirklich ſpielte der Mond während unſerer ganzen italieniſchen Reiſe eine unvergleichliche Rolle. Ich will nicht

behaupten, daß er uns zu Liebe die ihm vorgeschriebenen Bahnen verließ, aber wo wir ihn brauchten, da hatten wir ihn auch. In Venedig war er erschienen und in Florenz in der ersten Zeit unseres Dortseins noch vorhanden. In Rom während der letzten Tage unseres dortigen Aufenthaltes wieder gekommen, erfreute er uns in Neapel erst recht mit seinem strahlendsten Glanze.

Nachdem wir am Tage nach unserer Ankunft die Stadt besehen, das Museo Borbonico besucht und gegen Abend eine Fahrt nach Pozzuoli gemacht, brachen wir am nächsten Morgen mit dem Früheſten zu einem Ausfluge auf, der uns drei Tage von Neapel entfernt hielt.

Schon vor fünf Uhr Früh rollten wir, um der ärgsten Hitze zu entgehen, dem Bahnhofe in der Absicht zu, von dort nach Pompeji zu gelangen.

Ebenso lang dauernd und interessant, als auch in hohem Grade erhitzend und ermüdend war der Besuch dieser so einzig dastehenden Ueberreste der antiken Römerwelt, auf deren nähere Darstellung ich mich als auf eine schon oft wiederholte hier nicht einlassen will. Nach gewissenhafter Vollendung unserer Aufgabe setzten wir bei glühendster Hitze unseren Weg nach Castellamare fort, wo wir Rast machten und uns erfrischten. Wunderbar schön war bei etwas kühlerer Temperatur die nachmittägige Fahrt nach Sorrent, wo wir uns des Abends noch ziemlich lang umhertrieben und die Nacht blieben.

Es war noch nicht sechs Uhr, als wir am 6. August von Sorrent zu seiner Marina hinabstiegen, wo eine jener Barken zu unserer Aufnahme bereit stand, welche Gregorovius in seinem köstlichen Buche über Capri so anschaulich beschreibt. Ein wolkenloser Himmel und eine ruhige See

ließen uns auf eine angenehme Ueberfahrt hoffen. Erst vom Meere aus wird man die prächtige Lage von Sorrent recht gewahr, und unsere Blicke hingen an den schroffen Felswänden und den auf ihnen verstreuten Villen, bis sie von dem noch weit pittoreskeren Ufer, welches bis an das Vorgebirge von Massa sich ausdehnt, dorthin gezogen wurden. Halbverfallene braune Thürme aus der Normannenzeit, finsteren Mächten gleich alle hervorragenden Punkte krönend, geben der Landschaft jenen Zug des Ernstes, jene feierliche Mahnung an gewaltige Stürme, die dereinst über sie hintobten, welche zu ihrer sonst so üppigen Vegetation in so merkwürdigem Gegensatze stehen.

Immer bezaubernder wurde nun der Rundblick von unserem Schiffchen, denn nachdem wir am Vorgebirge von Massa vorüber waren und sich wenigstens für unser unbewaffnetes Auge das Meer gegen Süden hin grenzenlos aufthat, näherten wir uns immer mehr der durch ihre schroffe, hoch aufragende Formation wahrhaft imposanten Felseninsel Capri. Bevor wir ans Land gingen, besuchten wir noch die blaue Grotte, welche unseren vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen nicht ganz entsprach. Und als wir endlich etwa nach zehn Uhr uns an der Marina von Capri ausschifften, da brannte die Augustsonne so unbarmherzig heiß auf den steinigen und steilen, schattenlosen Pfad, der nach dem auf der Höhe gelegenen Städtchen hinaufführt, daß wir es vorzogen, in dem näher gelegenen „Hotel di Londra“ Unterkunft zu suchen. Hätten wir gewußt, wie weit dasselbe in Allem und Jedem hinter dem vielbelobten und vielbesuchten „Hotel Pagano“ zurückstand, so würden wir es wohl auch noch zuwege gebracht haben, dieses letztere zu erreichen.

Wegen großer Ermüdung meiner Tochter unternahm ich des Nachmittags allein den Ritt auf den Timberio, jenen herrlichen Aussichtspunkt, auf welchem ein Haufe zerbröckelter Ruinen als Rest eines Palastes des Kaisers Tiber bezeichnet wird, welcher im Munde der Bewohner von Capri allzeit Timber heißt. Auf halbem Rückwege kam mir meine Tochter entgegen; wir durchwanderten nun gemeinsam das Städtchen Capri, und dann gingen wir auf rauhem und engem Pfade bis zu der gegen das Festland vorspringenden Spitze der Insel. Ein Punkt derselben heißt mit vollem Rechte der Arco naturale, denn in hohem Schwunge wölbt sich auf einem aus dem Meere aufragenden Felsen ein stolzer und kühner Bogen, fürwahr ein Naturschauspiel von überwältigender Schönheit; aber er steht nicht allein; schwindelnd und schroff fällt hier der Felsen ab, und längs der Küste reihen sich aneinander die abenteuerlichsten Blöcke und Trümmer von manchmal majestätischer Form, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Zinnen, Zacken und Klüfte.

Es war Nacht, aber freilich eine klare, entzückende Mondnacht geworden, als wir in unser Hotel zurückkamen. Wir wurden dort mit einer Ueberraschung empfangen, denn der industriöse Sinn italienischer Wirthsleute hatte uns noch einen ungekannten Genuß aufgespart. Unaufhörlich hatten uns schon die hübschen Töchter des Hauses und einige andere Mädchen, welche zur Bedienung der Gäste da waren, von ihrer Geschicklichkeit im Tanzen der Tarantella vorgeschwärmt, und ohne daß ich hiezu eigentlich meine Einwilligung gegeben, schienen die Vorbereitungen schon getroffen zu sein. Wenigstens versammelte sich zu unserer Verwunderung eine zahlreiche Gesellschaft auf unserer Terrasse,

lauter Neapolitaner aus den mittleren Ständen, welche in Capri ihre Sommerfrische hielten. Wie gewöhnlich waren die Frauen in ihrer angebornen geselligen Leichtigkeit und Höflichkeit weit ansprechender als der männliche Theil der Gäste, aber eigentlich gebildet waren sie wohl Alle nicht zu nennen. Auf ihre in bescheidenstem Tone vorgebrachte Bitte, die Tarantella mit ansehen zu dürfen, konnte ich natürlich nicht Nein sagen, und ich war nun plötzlich ganz unfreiwillig der Festgeber geworden, sie aber geberdeten sich ganz als meine Gäste, zuthulich und gesprächig. Die Tarantella selbst ließ lang auf sich warten; endlich kam doch die Mandoline zum Vorschein und das Fest begann. Aber zu unserem Bedauern gab es nur Mädchen, darunter einige recht zerlumpte aus der Marina, und gar keine männliche Jugend.

Dennoch war es wenigstens Anfangs ganz hübsch. Die schöne Tochter des Wirthes, ein lebhaftes stattliches Mädchen, ergriff das Instrument und schlug es mit Kraft. Ein ganz origineller Ton, wenig melodischer als der einer Trommel, dumpf und dunkel, aber doch von eigenthümlichem Reize, schallte uns entgegen. Anfangs klang es nur wie ein unharmonisches Gebrause, aber als der Wirbel sich mehr und mehr beschleunigte, als er immer mächtiger, voller, greller ertönte, da zog sich ein geheimnißvoll leidenschaftliches Element durch die Töne, in welchem etwas Ergreifendes, ja Dämonisches lag, so daß man deutlich empfindet, sie könnten hinreißen zum wilden, sinneberauschten Taumel.

Hievon war übrigens der Tanz, wie er wenigstens uns vorgeführt wurde, himmelweit entfernt. Zwar beschleunigten die Mädchen nach und nach ihr Geträppel, aber es blieb immer in Grenzen, die zwar schlicht und gemessen,

aber auch recht langweilig waren. Wir vermißten am meisten die Caſtagnetten, welche zur Mandoline unerläßlich erſcheinen. Solche waren jedoch nicht vorhanden, und der Wirth behauptete, zur Anfeuerung des Tanzes würde etwas Wein erforderlich ſein. Geduldig bewilligte ich auch dieſen, war aber innerlich doch ein klein wenig beſtürzt, als die gefüllten Gläſer nicht nur bei den Tänzerinnen, ſondern auch bei der ganzen neapolitaniſchen Geſellſchaft umhergetragen wurden, die ſich denn auch weidlich am Weine erlabte. Nach und nach äußerte derſelbe wirklich ſeine tanzfördernde Wirkung, aber in ganz unnationaler Weiſe, indem die jungen Herren aus Neapel, namentlich ein Dandy, den ſie Don Agoſtino nannten, durchaus einen Walzer in Scene ſetzen wollten. Auf meine Tochter als eine Wienerin hatte Don Agoſtino es vornehmlich abgeſehen und war höchlich beleidigt, als ſie ſich nicht dazu verſtehen wollte, mit ihm „einen Tanz zu wagen“. Auch erwies ſich weder die Mandoline, noch eine im Gaſthofe vorhandene dünnbeſaitete Guitarre als geeignet zur Walzermuſik, und derſelbe verlief ebenſo im Sande wie die Tarantella.

Erfreulicher war es, daß eines der gerade nicht ſchönen, aber munteren und ſchwarzäugigen Mädchen aus der Hauptſtadt zum Geſang aufgefordert wurde. Unſer Gaſtwirth, der alte Don Salvatore begleitete ſie ſowohl mit ſeiner ſchon etwas ſcheppernden Stimme, als mit der Guitarre. Auch ihre Stimme klang unſympathiſch und ſcharf, dagegen beſaß ſie ein wahres Buffotalent. Ihre ſchelmiſchen Augen, alle ihre Glieder ſpielten mit; manchmal ging ihr Geſang in eine Art Declamation, ja Improviſation über, bei der ſie ihren Partner, den Wirth, zum Stichblatt nahm und ihn unaufhörlich hänſelte und quälte.

Endlich ging auch dies zu Ende; meine Tochter schlich sich in ihr Zimmer, und spät empfahlen sich die mir aufgenöthigten, aber nicht gerade unangenehmen Gäste. Am nächsten Morgen war das Fest, das ich ihnen unfreiwillig gegeben, auf der Rechnung des Wirthes sehr unerfreulich zu verspüren.

Zu frühester Stunde brachen wir auf und schifften uns auf einer Barke ein, welche mit fünf Gesellen recht wilden Aussehens bemannt war. Ihren häßlichen, unharmonisch, ja kaum italienisch klingenden Dialekt vermochte ich gar nicht und selbst die Worte des an den Verkehr mit Fremden doch etwas gewöhnteren Padrone nur schwer zu verstehen. Unmöglich war es, sich in dieser Gesellschaft einer leisen Erinnerung an das Räuberunwesen ganz zu erwehren, das damals im südlichen Italien noch eine bedeutende Rolle spielte und Anlaß gab zu den grausigsten Geschichten, welche gerade von den Einheimischen unaufhörlich aufgetischt wurden. Aber meine Tochter ist nicht furchtsam, ich darf mich dessen gleichfalls nicht anklagen, und so begaben wir uns denn frohen Muthes in die Gewalt unserer unheimlich aussehenden, aber sich bald als kreuzbrav bewährenden Barcajuolen. Ihr wackeres, unermüdliches Arbeiten, ihre trotz dieser Anstrengung stets sich gleichbleibende fröhliche Laune gewannen ihnen unsere ganze Sympathie. Und eine Anstrengung war es wirklich, sechs Stunden hindurch unter der Sonnengluth eines unbewölkten Himmels fortwährend gegen den Wind zu rudern, der uns Beiden, den einzigen Unthätigen im Boote, gleichzeitig prächtige Kühlung gewährte. Um sieben Uhr hatten wir Capri verlassen, und nach einer starken Stunde schifften wir um das Cap Campanella und in den Golf von Salerno

hinein. Auch hier iſt die hohe, felſige Küſte ungemein ſchön, und ihre natürliche Schroffheit und Wildheit wird durch die tiefe Bläue des Meeres und des Himmels wie durch die herrliche Beleuchtung weſentlich gemildert. Auch hier bilden die uralten Thürme auf den ſteilen, zackigen Klippen, an denen nur eine ſchmale Straße hinführt, die einzige zu dem düſteren Geſtein ſo trefflich paſſende Staffage. Die meiſten der Thürme waren renovirt und ſchienen zu einem ähnlichen Zwecke benützt zu werden wie in der Vorzeit, nur daß jetzt die räuberiſchen Feinde, ſtatt von der Seeſeite her zu kommen, auf den Höhen und in den Schluchten des Monte Sant'Angelo und ſeiner felſigen Nachbarn eingeniſtet waren. Ohne dieſe Küſtenbewaffnung wäre wohl auch die Fahrt auf dem Meere nicht ſo ſicher geweſen, denn es hätte genügt, daß aus einer der zahlloſen Buchten ein Boot mit Bewaffneten auf uns zugekommen wäre und uns eingeholt hätte, um uns zu unfreiwilliger Wanderung in das Gebirge zu zwingen. Ein eigenthümlicher Gedanke war es immerhin, daß jetzt vielleicht die ſcharfen Blicke beutegieriger Briganten von den ſchroffen Höhen der Berge herab auf unſer harmloſes Schiffchen gerichtet waren, während wir gleichzeitig in einer für uns eben ſo wenig wahrnehmbaren Weiſe durch die Beſatzungen der Thürme vor jedem Angriffe geſchützt wurden.

Lang bevor wir Amalfi erreichten, zeigte ſich die anſehnlich ausgedehnte Stadt in Terraſſen gruppirt, an welchen reiche Weingelände ſich hinanziehen. Mit einer in Anbetracht der ſonnigen Lage ganz unbegreiflichen Friſche der Vegetation öffnet ſich baumreich und ſchattig das berühmte Mühlenthal, deſſen Waldpartien denen in Deutſchland ähneln. Hoch am Abhange, der hier ſchwindelnd ſteil

abfällt, hängt das ungemein malerische Kloster San Francesco, von welchem sich einzelne Wohnsitze das Ufer entlang bis zu der dichtgedrängten Häusergruppe erstrecken, welche jetzt die Stadt bildet, aber freilich nur mehr einen sehr schwachen Begriff geben kann von dem längst erloschenen Glanze der ehemals so mächtigen Republik Amalfi.

Ein Empfang wurde uns dort bereitet, der wirklich seinesgleichen suchte. Offenbar gehört in Amalfi wenigstens im August eine Barke mit Fremden zu den Seltenheiten, und gewiß hatten uns schon längst die Augen der am Strande in thätigem Müßiggang Herumlungernden als willkommene Beute erfaßt. Wir hatten früher gar nicht daran gedacht, und so war auch die Bitte unseres Padrone, unser ohnedies nicht umfangreiches Gepäck durch seine Leute an das Land und in den Gasthof bringen zu lassen, ahnungslos von mir bewilligt worden. Nicht ohne einiges Befremden vernahmen wir nun bei unserer Annäherung den wirklich grausigen Lärm, der sich vom Strande her erhob. Die unteren Classen der Bevölkerung Amalfi's schienen dort vollzählig versammelt zu sein, theils mäßig, die Männer nur im leinenen Beinkleid und die rothe phrygische Mütze auf dem kohlschwarzen Kopfe, die männliche Jugend und die Kinder beiderlei Geschlechtes meist gar nicht bekleidet. Wegen starker Versandung des Hafens vermochte unsere Barke sich dem Ufer nur bis auf eine Entfernung von etwa fünfzig Schritten zu nähern, aber wir waren noch nicht dahin gekommen, als uns schon Alles durch das Wasser entgegenstürmte und unsere Barke umringte, theils bettelnd und theils mit Ungestüm unser Gepäck fordernd, um es zum Gasthofe zu tragen. Ich wollte mein unseren Schiffsleuten gegebenes Wort halten, und sie

vertheidigten denn auch ſich und unſer Gepäck tapfer gegen alle gierig darnach hereinlangenden Arme. Aber das Geſchrei und das Toben wurden nur noch ärger; eine Schaar Wilder an einer nie mit der Civiliſation in Berührung gekommenen auſtraliſchen Küſte hätte ſich kaum toller geberden können. Da wurde plötzlich inmitten des erbitterten Streites, dem ich unentſchloſſen zuſah, meine Tochter vor mir von einem Paar markiger Arme emporgehoben, durch das Waſſer getragen und am Ufer niedergelaſſen. Und ehe ich dagegen Einſprache erheben konnte, verfiel ich dem gleichen Schickſale. Einen unſäglich komiſchen Anblick muß ich dargeboten haben, als ich gleichfalls wie ein Getreideſack ans Land geſchleppt wurde. Nun umringte uns Alles, und ein rieſiger Laſtträger ſchrie mir mit einem Pathos, welches eines Maſaniello nicht unwürdig geweſen wäre, zu, ob ich es dulden könne, daß die Ehre der Facchini von Amalfi ſchmachvoll gebrandmarkt werde, wenn Fremde unſer Gepäck in das Gaſthaus trügen. Inzwiſchen wurde um unſere Taſchen gerauft, daß es mich wunderte, ſie nicht in Fetzen gehen zu ſehen. Denn auch unſere Schiffer theilten tüchtige Püffe aus, ſo daß es gewiß blaue Flecke genug gab. Bis zum Gaſthofe, ja auch noch die Stiege herauf verfolgte uns die heulende Horde, welche ſchließlich der Wirth mit einer Ruhe zurückwies, die uns darthat, daß ihm eine ſolche Scene nichts Neues war, während ſie uns wirklich ſogar in Italien wie etwas noch niemals Dageweſenes erſchien. Wilden Thieren gleich tobte der Haufe noch lange vor dem Gaſthofe fort und verlor ſich nur allmälig. Unſer Padrone aber und ſeine Leute nahmen nicht nur das mit ihnen accordirte, unbegreiflich geringe Fahrgeld von fünfzehn Franken, ſondern auch die ihnen ziemlich reichlich geſpendete Extra-

belohnung mit überschwänglichen Danksagungen in Empfang. Wirklich erfreut waren wir über das in Italien so seltene Schauspiel, irgend Jemand mit dem, was man ihm gab, zufrieden zu sehen.

Die Hitze war zu arg, um nach dem Pranzo irgend etwas Größeres zu unternehmen. Wir beschränkten uns somit auf die Besichtigung der sehr interessanten Kathedrale und einen kurzen Spaziergang durch Amalfi, der freilich durch die Zudringlichkeit der Bettler recht arg vergällt wurde. Auch ein junger, gut gekleideter Mann reichte mir, eine Gabe heischend, seinen Hut hin, und auf meine Frage, wie er denn dazu komme, von mir etwas zu verlangen, antwortete er mir höflich, aber bestimmt: „O Signore, in „Amalfi ogn'uno vi domanderà qualche cosa!“

Des Nachmittags verließen wir bei guter Zeit Amalfi und fuhren in bequemem, mit drei kleinen, aber flinken Pferdchen bespanntem Wagen die entzückende Straße in östlicher Richtung entlang, rechts das Meer und links das schroffe Gebirg, welch' letzteres in seinen unteren Theilen von üppiger Vegetation überkleidet ist und, etwas zurückweichend, auch hie und da einzelnen Dörfern Raum gibt. Die außerordentlich zahlreichen, bis an die Zähne bewaffneten Wachposten an der Straße bewiesen uns, daß die häufigen Erzählungen von den Gewaltthaten der Banditen doch nicht jeden Grundes entbehrten. Und wirklich war damals ihr Treiben im Neapolitanischen so arg, daß ich mich dadurch abhalten ließ, von Salerno aus den sonst gewöhnlichen Ausflug nach Pästum zu unternehmen, um dort, wie wir lebhaft gewünscht hatten, die beiden prächtigen griechischen Tempel zu sehen. Denn von urtheilsfähiger Seite wurde uns versichert, die Zahl von sieben Carabinieri

sei die geringste, welche uns bei einem Ausfluge von Salerno nach Pästum hinreichenden Schutz böte. Einer auf dem Bocke und zwei zu Pferde an den beiden Seiten unseres Wagens, dann vier in einem zweiten Wagen knapp hinter uns, diese sieben seien unbedingt nothwendig, um uns in dieser besonders verrufenen Gegend Sicherheit zu gewähren. Eine Vergnügungspartie mit sieben bewaffneten Begleitern war mir jedoch außer dem Spasse und, ehrlich gesagt, auch etwas zu kostspielig. So gaben wir denn, wenngleich mit aufrichtigem Bedauern, die Fahrt nach Pästum auf und kehrten nach Salerno mit der Bahn, an dem wunderbar schön gelegenen Vietri vorbei, durch das wasserreiche, buschige und schattige, an unsere österreichische Heimat erinnernde Gebirgsthal, in welchem die berühmte Benedictinerabtei La Cava liegt, nach Neapel und in unser wohnliches „Hotel Washington" zurück.

Neapel selbst, seine Kirchen und sonstigen Merkwürdigkeiten, ein wiederholter Besuch des Generalarchives, wo die von mir aufgestöberten Unterschriften der Königin Marie Antoinette natürlich ganz den echten Wiener Autographen und in gar keiner Weise den französischen Fälschungen glichen, herrliche Ausflüge nach Bajä, Camaldoli und Ischia füllten die nächsten Tage. Auf dem Vesuv drangen wir nur bis zum Observatorium vor; bis zum Krater hinaufzuklettern, wollten wir der allzugroßen Anstrengung wegen, welche bei der argen Hitze hiemit verbunden gewesen wäre, lieber unterlassen.

Nun ging es mit unserem Aufenthalte in Neapel zu Ende, und am Nachmittage des 11. August traten wir den Heimweg an. Wir wählten den zur See, denn einiges Ausruhen that uns wirklich Noth, das herrliche Wetter

verſprach eine günſtige Fahrt, und allgemein lobte man den großen italieniſchen Schraubendampfer „Principe Amadeo", der uns, nur in Livorno anlegend, direct nach Genua bringen ſollte. Natürlicher Weiſe gingen wir mit größter Pünktlichkeit an Bord, waren aber ſchon durch die überlange Verzögerung der Abfahrt, ſowie über das keineswegs empfehlende Ausſehen der Geſellſchaft, welche mit uns den erſten Platz theilte, ein klein wenig verſtimmt. Wie groß war aber unſere Verwunderung, als wir, ſobald erſt das Schiff in Gang war, gewahr wurden, daß das Zwiſchendeck ſich mit vielen, aus den unteren Räumen hervorkriechenden, zum Theile recht unheimlichen Geſtalten belebte, leibhaftigen, aber freilich gefangenen Banditen, welche, einunddreißig an der Zahl, in zwei ungefähr gleich ſtarken Transporten in Reggio und in Salerno eingeſchifft worden waren, um in das Bagno von Livorno gebracht zu werden.

So ſollten wir nun denn wirklich, ehe wir Italien verließen, die nähere, freilich ziemlich gefahrloſe Bekanntſchaft dieſer Geſellen machen, von denen uns in der letzten Zeit ſo unendlich viel vorgeredet worden war.

Obſchon ich keinen Augenblick ernſtlichen Befürchtungen Raum gab, ſchien es mir doch etwas ungehörig zu ſein, ein Paſſagierſchiff zu einem, noch dazu ſo großen Sträflingstransporte zu benutzen. Auf meine Beſchwerde antwortete der Capitän verlegen, entſchuldigte ſich mit allerlei Ausflüchten und überbot ſich in Betheuerungen, daß gar keine Gefahr ſei. Die zahlreiche Bewachung ſowohl von Carabinieri's als von regulärem Militär ließ auch wirklich den Gedanken an eine ſolche nicht aufkommen, dennoch war der Aufenthalt auf dem mit Soldaten und Sträflingen überfüllten Schiffe, denn ſie nahmen ja faſt das ganze

Vorder- und Zwischendeck ein, nicht gerade gemüthlich zu nennen. Und da er dies nicht war, so wollten wir wenigstens das unleugbar Interessante der ganzen Situation möglichst in uns aufnehmen. Zu diesem Ende trieben wir uns viel unter den Sträflingen umher, von denen die Mehrzahl derer aus den Abruzzen ganz die Wildheit des äußeren Ansehens besaßen, welche man bei einem italienischen Banditen voraussetzt. Mit kecken, herausfordernden Blicken maßen sie nicht nur uns Unbetheiligte, sondern auch ihre Wächter, und höhnisch lachend murmelten sie miteinander in ihrem uns unverständlichen Jargon. Gar manche aus der Gegend von Salerno glichen hingegen nichts weniger als italienischen Räubern. Schlichte, nicht selten blonde Haare, ein gutmüthiger Gesichtsausdruck und ein schüchternes Wesen ließen sie eher wie oberösterreichische Bauernburschе als wie gefährliche Briganti erscheinen.

Auch in Bezug auf ihre Tracht stachen sie sehr von einander ab. Manche trugen scharlachrothe Jacken, und diese waren, wie man uns sagte, die zu den härtesten Strafen Verurtheilten; mit schweren Ketten waren ihrer Mehrere an einander gefesselt. Andere wieder besaßen offenbar ihre eigenen Kleider, kurze, manchmal ganz schmucke Joppen, sogar von dunklem Sammtstoff, während Einige sehr ärmlich aussahen, ja fast in Lumpen gehüllt waren. Theils auf dem Boden gelagert, theils auf- und abschreitend, zeigten sie nicht die geringste Scheu, wichen bei einer Begegnung höflich zur Seite oder schoben ihre Ketten zurück, um Raum zu gewähren.

Ebenso waren sie auch hinsichtlich ihrer Kundgebungen äußerst verschieden. Während Einige die an sie gerichteten Worte, möglicher Weise auch weil sie sie gar nicht

verſtanden, mit mürriſchen Mienen unerwiedert ließen, antworteten Andere lebhaft, ja leidenſchaftlich, und betheuerten ihre Unſchuld. So verſicherte mich ein junger, blondhaariger Burſche aus der Gegend von Salerno, er habe nur, von Mitleid mit ſeinen faſt verhungernden Eltern getrieben, eine Ziege geſtohlen und eben geſchlachtet, als er von Carabinieren ertappt und beſchuldigt worden ſei, das an ſeinen Kleidern klebende Blut rühre von einem getödteten Menſchen her. Mit gleichem Wortreichthum behaupteten die Carabinieri, der Mindeſtſchuldige habe wenigſtens ein Dutzend Mordthaten auf dem Gewiſſen, und ſie ergingen ſich in der Ausmalung düſterſter Schauergeſchichten, welche von unſeren Mitpaſſagieren gläubig angehört und eifrig wiedererzählt wurden.

Nachdem die Nacht eingebrochen war, meine Tochter ſich in ihre Cabine zurückgezogen hatte und wenigſtens anſcheinend Alles, die dienſtthuende Bemannung des Dampfers ausgenommen, in tiefem Schlafe lag, unternahm ich eine kleine Recognoſzirung, welche doch nur theilweiſe tröſtlich ausfiel. Auch auf dem Verdecke ſchlief ausnahmslos Alles, Banditen und Soldaten in bunten Gruppen durcheinander. Aber umſonſt ſpähte ich nach irgendeiner Wache aus; nirgends war eine ſolche zu ſehen, während die geladenen Gewehre ſo verlockend in Pyramidenform aneinander gelehnt ſtanden, daß ein kühner Entſchluß waghalſiger Kerle gewiß hingereicht hätte, ſich wenigſtens einiger derſelben zu bemächtigen, womit freilich ihr ſchließliches Obſiegen noch nichts weniger als entſchieden geweſen wäre. Aber Niemand ſchien an die Möglichkeit der Ausführung eines derartigen Ueberfalles zu denken, Alles vielmehr ſo tief und ſo feſt zu ſchlafen, daß es ſchließlich auch mir das Beſte zu ſein ſchien, dieſem Beiſpiele zu folgen.

Vorder- und Zwischendeck ein, nicht gerade gemüthlich zu nennen. Und da er dies nicht war, so wollten wir wenigstens das unleugbar Interessante der ganzen Situation möglichst in uns aufnehmen. Zu diesem Ende trieben wir uns viel unter den Sträflingen umher, von denen die Mehrzahl derer aus den Abruzzen ganz die Wildheit des äußeren Ansehens besaßen, welche man bei einem italienischen Banditen voraussetzt. Mit kecken, herausfordernden Blicken maßen sie nicht nur uns Unbetheiligte, sondern auch ihre Wächter, und höhnisch lachend murmelten sie miteinander in ihrem uns unverständlichen Jargon. Gar manche aus der Gegend von Salerno glichen hingegen nichts weniger als italienischen Räubern. Schlichte, nicht selten blonde Haare, ein gutmüthiger Gesichtsausdruck und ein schüchternes Wesen ließen sie eher wie oberösterreichische Bauernburschе als wie gefährliche Briganti erscheinen.

Auch in Bezug auf ihre Tracht stachen sie sehr von einander ab. Manche trugen scharlachrothe Jacken, und diese waren, wie man uns sagte, die zu den härtesten Strafen Verurtheilten; mit schweren Ketten waren ihrer Mehrere an einander gefesselt. Andere wieder besaßen offenbar ihre eigenen Kleider, kurze, manchmal ganz schmucke Joppen, sogar von dunklem Sammtstoff, während Einige sehr ärmlich aussahen, ja fast in Lumpen gehüllt waren. Theils auf dem Boden gelagert, theils auf- und abschreitend, zeigten sie nicht die geringste Scheu, wichen bei einer Begegnung höflich zur Seite oder schoben ihre Ketten zurück, um Raum zu gewähren.

Ebenso waren sie auch hinsichtlich ihrer Kundgebungen äußerst verschieden. Während Einige die an sie gerichteten Worte, möglicher Weise auch weil sie sie gar nicht

nach die an unſer Boot angelegte fliegende Stiege hinab und ließen ſich in der Barke nieder, welche ſich endlich mit leiſem Geplätſcher der Ruder unſeren Blicken entzog.

Sehr lang blieb unſer Schiff im Hafen von Livorno liegen, aber wir verließen es nicht, weil wir die Stadt ſchon kannten und nicht gewußt hätten, was zur Nachtzeit in ihr anfangen. Erſt in vorgerückter Stunde brachen wir neuerdings auf, um nach vollkommen ruhiger Fahrt bei ſtrahlender Morgenſonne die wirklich herrliche Ankunft in dem Hafen von Genua recht zu genießen.

In Genua und Mailand verweilten wir nur ſo lang, bis meine Tochter, welche nie dort geweſen, wenigſtens die hervorragendſten Merkwürdigkeiten dieſer Städte kennen gelernt hatte. Dann machten wir die Tour, die ich im vergangenen Jahre zurückgelegt, an den Lago maggiore, nach Lugano und Bellagio; von da aber nach Lecco, von wo wir, an Bergamo und Brescia vorüber, in Verona und in Innsbruck uns kurze Zeit aufhaltend, der Heimat zueilten.

Von Sorrent und Capri faſt direct in den Sitzungsſaal des niederöſterreichiſchen Landtages — fürwahr ein Wechſel der Decoration, wie er kaum greller gedacht werden kann. Aber ich fügte mich leicht in denſelben; kehrte ich ja doch überhaupt gern zu der Erfüllung meiner Pflichten von ihrer ſo lang dauernden Unterbrechung zurück.

Von ſämmtlichen Verhandlungen des Landtages, an denen ich mich wieder ziemlich eifrig betheiligte, will ich nur eine einzige erwähnen, weil durch den nach Beendigung derſelben gefaßten Beſchluß eine ſehr wichtige principielle Frage, und zwar gegen meine von mir lebhaft vertheidigte

Anſchauung der Entſcheidung zugeführt wurde. Wenn ich dies auch heute noch bedaure, ſo geſchieht ſolches nicht deshalb, weil es mich ärgert, in der Minorität geblieben zu ſein, ſondern weil ich der Ueberzeugung bin, daß der im niederöſterreichiſchen Landtage die Majorität beſitzende linke Flügel der deutſchliberalen Partei auch diesmal wieder einen recht groben Fehlgriff that.

Unter den viel umſtrittenen Geſetzen, denen am 25. Mai 1868 die kaiſerliche Sanction ertheilt worden war, befand ſich auch dasjenige über die künftige Leitung der Schulen und die Aufſicht über ſie, welche den hiefür neu zu ſchaffenden ſtaatlichen Organen übertragen werden ſollte. Es waren dies der Landes-, der Bezirks- und der Ortsſchulrath; die näheren Beſtimmungen über ihre Zuſammenſetzung ſollten im Wege der Landesgeſetzgebung feſtgeſtellt werden. Die dem Landtage zugegangene Regierungsvorlage konnte hinreichend über die Grundſätze aufklären, deren Beobachtung das Miniſterium hiebei für gut hielt. Ruft man ſich aber ins Gedächtniß zurück, aus welchen Männern damals das Miniſterium gebildet war, daß Giskra, Berger, Herbſt, Breſtel demſelben angehörten, daß die Regierungsvorlage von dem Unterrichtsminiſter Haſner ausging, der ſie nach gepflogenem Einvernehmen mit ſeinen Collegen und mit ihrer Zuſtimmung bei den Landtagen einbrachte, ſo wird man die ganze Disciplinloſigkeit derjenigen erkennen, welche dieſe Regierungsvorlage in ihrem wichtigſten Punkte verwarfen. Aber nur ja um keinen Preis miniſteriell, ſondern allzeit noch um ein gutes Stück liberaler als die Regierung zu erſcheinen, das war auch damals wieder wie ſchon zu Schmerling's Zeiten die Loſung dieſer Politiker, deren Kurzſichtigkeit fürwahr eine erſtaunliche genannt zu werden verdiente.

Die Frage, um welche der ganze Zwieſpalt ſich drehte, beſtand darin, ob bei der Zuſammenſetzung des Ortsſchulrathes dem ſtändigen Seelſorger ſchon kraft ſeiner Stellung ein Platz in demſelben gebühre, oder ob er gleich den übrigen Angehörigen der Gemeinde nur durch Wahl in den Ortsſchulrath gelangen könne. Während die erſtere Beſtimmung in der Regierungsvorlage enthalten und mit Recht ein ſehr großes Gewicht auf ſie gelegt worden war, wurde ſie im Unterrichtsausſchuſſe des Landtages, welchem auch ich angehörte, mit einer Majorität von einer Stimme — mit fünf gegen vier — in die zweite und daher ſo ziemlich in ihr Gegentheil verändert.

Nach meiner Ueberzeugung mußte dieſes Vorgehen ſowohl im Intereſſe der Schule, um welches es doch zunächſt ſich handelte, als in dem der Stellung des Seelſorgers in der Gemeinde und der Aufrechthaltung des Friedens in derſelben, ſowie endlich aus ſehr wichtigen politiſchen Rückſichten als ein abſolut verwerfliches erſcheinen. Vor Allem im Intereſſe der Schule, denn daß in der Dorfgemeinde, und dieſe war ja hiebei vor Allem ins Auge zu faſſen, der Ortsſeelſorger wenigſtens durchſchnittlich gerechnet der Gebildetſte und überhaupt derjenige ſei, der das meiſte Verſtändniß für die Aufgaben der Schule und das größte Intereſſe an einer möglichſt befriedigenden Erfüllung derſelben beſitzt, konnte ja doch vernünftiger Weiſe von Niemand beſtritten werden.

Forderte alſo das Intereſſe der Volksſchule die Anweſenheit des Seelſorgers im Ortsſchulrathe, ſo war es auch nothwendig, ihm dieſen Platz unter allen Umſtänden zu ſichern und ihn nicht den Möglichkeiten einer Wahl auszuſetzen, welche zwar in ſehr vielen Fällen für, in gar

Anſchauung der Entſcheidung zugeführt wurde. Wenn ich dies auch heute noch bedaure, ſo geſchieht ſolches nicht deshalb, weil es mich ärgert, in der Minorität geblieben zu ſein, ſondern weil ich der Ueberzeugung bin, daß der im niederöſterreichiſchen Landtage die Majorität beſitzende linke Flügel der deutſchliberalen Partei auch diesmal wieder einen recht groben Fehlgriff that.

Unter den viel umſtrittenen Geſetzen, denen am 25. Mai 1868 die kaiſerliche Sanction ertheilt worden war, befand ſich auch dasjenige über die künftige Leitung der Schulen und die Aufſicht über ſie, welche den hiefür neu zu ſchaffenden ſtaatlichen Organen übertragen werden ſollte. Es waren dies der Landes-, der Bezirks- und der Ortsſchulrath; die näheren Beſtimmungen über ihre Zuſammenſetzung ſollten im Wege der Landesgeſetzgebung feſtgeſtellt werden. Die dem Landtage zugegangene Regierungsvorlage konnte hinreichend über die Grundſätze aufklären, deren Beobachtung das Miniſterium hiebei für gut hielt. Ruft man ſich aber ins Gedächtniß zurück, aus welchen Männern damals das Miniſterium gebildet war, daß Giskra, Berger, Herbſt, Breſtel demſelben angehörten, daß die Regierungsvorlage von dem Unterrichtsminiſter Haſner ausging, der ſie nach gepflogenem Einvernehmen mit ſeinen Collegen und mit ihrer Zuſtimmung bei den Landtagen einbrachte, ſo wird man die ganze Disciplinloſigkeit derjenigen erkennen, welche dieſe Regierungsvorlage in ihrem wichtigſten Punkte verwarfen. Aber nur ja um keinen Preis miniſteriell, ſondern allzeit noch um ein gutes Stück liberaler als die Regierung zu erſcheinen, das war auch damals wieder wie ſchon zu Schmerling's Zeiten die Loſung dieſer Politiker, deren Kurzſichtigkeit fürwahr eine erſtaunliche genannt zu werden verdiente.

zeuge in den Händen der ihr von Haus aus nicht günstigen höheren Geistlichkeit zu machen.

So paradox es auch klingen mag, so ist es doch nicht minder wahr, und Jeder, der die Verhältnisse auf dem Lande kennt, wird es zugeben müssen, daß gerade durch die seit fast einem halben Jahrhundert durch die liberale Partei herbeigeführten Veränderungen in dem inneren staatlichen Organismus Oesterreichs die Macht des Seelsorgeclerus auf dem Lande eine weitgehende Steigerung erfuhr. Durch die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit wurden alle die herrschaftlichen Beamten, die Pfleger, die Verwalter, oder wie sie sonst heißen mochten, entfernt, welche früher mit dem Landmanne in naher und ununterbrochener Berührung standen und deren Einfluß auf ihn wohl noch mächtiger als der des Ortsgeistlichen war. Schon die nach ihnen fungirenden Bezirksvorsteher waren dem Landmanne weit ferner gerückt als die früheren Patrimonialbeamten, und als nun durch Giskra auch die gemischten Bezirksämter aufgehoben wurden und die politische Administration auf die so umfangreichen Bezirkshauptmannschaften überging, war es mit dem Einflusse der Beamten auf den Landmann so ziemlich vorbei. Der Pfarrer übte von nun an allein eine gewisse Autorität auf den Bauer aus, welcher von weltlicher Seite keine ähnliche mehr gegenüberstand. Dem Pfarrer also in Dingen, in denen es wahrlich nicht Noth that, zu nahe zu treten, ihn zu verstimmen und gegen sich aufzubringen, war eine That, welche dem politischen Scharfblicke der liberalen Partei nichts weniger als zur Ehre gereicht.

Aber alles Reden, jede noch so eindringliche Beweisführung erwies sich da vollkommen fruchtlos. Gegen mich, der ich meine ganze Kraft, so bescheiden sie auch sein mochte,

manchen aber auch gegen ihn ausfallen mochte. Geschah nun aber das Letztere, so war nicht nur der Ortsschulrath der Mitwirkung der ihm nützlichsten Kraft, die es überhaupt im Dorfe gab, beraubt, ja es war darüber hinaus noch ein Ausspruch der Gemeinde über die vermeintliche Unfähigkeit oder Unwürdigkeit ihres Seelsorgers, im Ortsschulrathe zu sitzen, veranlaßt worden, welcher die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen mußte. Konnte es anders sein, als daß durch ein so abfälliges Urtheil von Seite der eigenen Gemeinde die Stellung des Seelsorgers untergraben, ein ferneres heilsames Wirken desselben unmöglich gemacht wurde? Und die Erbitterung, mit welcher der Seelsorger durch ein gegen ihn lautendes Verdict der Gemeinde erfüllt werden mußte, konnte wohl kaum anders als ihm selbst die zur Erfüllung seiner Pflichten nöthige Ruhe und Unparteilichkeit rauben. In die Gemeinde aber wurde durch eine derartige Wahl, welche über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit ihres eigenen Pfarrers, in Schulsachen mitzureden, entscheiden sollte, ein Zankapfel geworfen, der den inneren Frieden in derselben aufs Aergste gefährdete.

Das Interesse der Schule, des Pfarrers und der Gemeinde schien mir also gleichmäßig die in der Regierungsvorlage beantragte Verleihung einer Virilstimme im Ortsschulrathe an den Seelsorger zu fordern. Ihm eine solche zu gewähren, dafür sprachen aber meines Erachtens gerade für die liberale Partei auch politische Gründe der gewichtigsten Art. Denn wenn sie ihr eigenes Interesse nur einigermaßen richtig verstand, so mußte sie trachten, mit dem niederen Clerus auf gutem Fuße zu bleiben, ihn nicht zu verstimmen und nicht selbst dadurch das Meiste dazu beizutragen, ihn mehr und mehr zu einem gefügigen Werk-

der Klarheit der Bestimmungen, welche die in Florenz abgeschlossene Convention enthielt, wurde die Sache rasch und in friedlichster Weise geordnet. Von den Gemälden blieben die im Jahre 1838 aus Venedig nach Wien gebrachten sämmtlich hier, alle im Jahre 1866 weggenommenen aber kehrten nach Venedig zurück. Mit Ausnahme einer einzigen Rüstung geschah ein Gleiches auch mit den aus dem Arsenal weggeführten Gegenständen, und ebenso wanderten die der Marcianischen Bibliothek sowie dem Archive ai Frari entstammenden Manuscripte, Urkunden und Acten, aber freilich mit einer für uns geradezu kostbaren Ausnahme wieder nach Venedig. Nicht ohne eine Art innerlichen Triumphes setzte ich das kaiserliche Staatsarchiv in den definitiven Besitz der langen Reihe der „Dispacci di Germania", welche, mit den Tagen Karls V. beginnend und bis in das letzte Decennium des vergangenen Jahrhunderts reichend, nicht weniger als dreihundertdreiundzwanzig Original-Depeschenbände zählt, zu denen noch einundsechzig Registerbände, sogenannte Rubricarii kommen.

Es sei mir gestattet, das Hochgefühl nicht ganz zu verschweigen, mit welchem das Bewußtsein mich erfüllte, daß ich allein es war, dem das Staatsarchiv diese für dasselbe ganz unschätzbare Bereicherung verdankte. Schon wenige Wochen, nachdem ich an dessen Spitze getreten war, befand ich mich in der glücklichen Lage, ihm hiedurch einen Dienst zu erweisen, dessen Wichtigkeit von keinem derjenigen mehr, die ich ihm im Laufe der folgenden vierundzwanzig Jahre zu leisten mich abmühte, auch nur annähernd erreicht wurde.

1869.

Bei aller Beſcheidenheit, welche ich mir ſtets zu unverrückbarer Richtſchnur meiner Selbſtbeurtheilung dienen laſſe, erlaube ich mir doch den Ausſpruch zu thun, daß meine Lebensbahn nach den beiden Richtungen hin, welche ſie verfolgte, der wiſſenſchaftlichen und der politiſchen, um die Zeit meines Eintrittes in mein fünfzigſtes Lebensjahr zu ihrem Höhepunkte emporſtieg. Kurz vorher war mir ja durch meine Ernennung zum Vorſtande des Staatsarchives, welches zu einem der erſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute ſeiner Art zu erheben von nun an den Gegenſtand meiner eifrigſten Beſtrebungen bildete, die Möglichkeit zur Entfaltung einer Wirkſamkeit dargeboten worden, welche für den Aufſchwung der Geſchichtsforſchung im Allgemeinen und derjenigen Oeſterreichs insbeſondere hoffentlich nicht ganz ohne erſprießliche Folgen blieb. Sieben Monate ſpäter erhielt ich durch meine im Januar 1869 erfolgte Berufung in das öſterreichiſche Herrenhaus eine politiſche Stellung, welche meinen kühnſten Wünſchen entſprach. Und ſchon fünf Monate darauf wurde mir durch meine Wahl zum Vicepräſidenten der Akademie, ſomit binnen Jahresfriſt das dritte ungemein erfreuliche Ereigniß für mich, ein ſo hoher Rang in der wiſſenſchaftlichen Welt Oeſterreichs eingeräumt, daß

ich der Erste bereit gewesen wäre, es zu bezweifeln, ob mir denn wirklich meine historischen Arbeiten, so viel Beifall sie auch gefunden haben mochten, hinreichenden Anspruch auf diese Emporhebung über meine Collegen verliehen.

Wer sich das Ansehen, welches zu jener Zeit das Herrenhaus in Anbetracht seiner maßvoll freisinnigen, echt staatsmännischen Haltung besaß, wer sich die Summe von Talenten nicht allein, sondern auch von Charakteren vergegenwärtigt, über die es in so reichem Maße verfügte, der wird wohl begreifen, daß es mich ebenso mit Stolz wie mit Freude erfüllte, von nun an dieser glanzvollen Versammlung anzugehören und im Schooße derselben an den Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten meines Vaterlandes regen Antheil nehmen zu dürfen. Hatte sich doch damals das Herrenhaus zu einem so hohen Grade politischer Wichtigkeit emporgeschwungen, daß es ganz abweichend von den sonstigen Traditionen derartiger Körperschaften diejenige des Abgeordnetenhauses fast noch übertraf. Da war es denn wohl ebenso begreiflich als verzeihlich, wenn ich, weit davon entfernt, an die Möglichkeit eines eintretenden Niederganges zu glauben, mich der Meinung nur allzu leicht hingab, mit meiner Berufung in das Herrenhaus werde mir von nun an ein nicht gering anzuschlagender Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Oesterreichs gesichert sein.

Aber nicht nur die achtunggebietende Stellung des Herrenhauses und die Hoffnung, dort eine nicht ganz unfruchtbare Thätigkeit entwickeln zu können, gereichten mir zur Freude; in kaum geringerem Maße trug hiezu auch die Genugthuung bei, einer Körperschaft anzugehören, welche,

1869.

Bei aller Beſcheidenheit, welche ich mir ſtets zu unverrückbarer Richtſchnur meiner Selbſtbeurtheilung dienen laſſe, erlaube ich mir doch den Ausſpruch zu thun, daß meine Lebensbahn nach den beiden Richtungen hin, welche ſie verfolgte, der wiſſenſchaftlichen und der politiſchen, um die Zeit meines Eintrittes in mein fünfzigſtes Lebensjahr zu ihrem Höhepunkte emporſtieg. Kurz vorher war mir ja durch meine Ernennung zum Vorſtande des Staatsarchives, welches zu einem der erſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute ſeiner Art zu erheben von nun an den Gegenſtand meiner eifrigſten Beſtrebungen bildete, die Möglichkeit zur Entfaltung einer Wirkſamkeit dargeboten worden, welche für den Aufſchwung der Geſchichtsforſchung im Allgemeinen und derjenigen Oeſterreichs insbeſondere hoffentlich nicht ganz ohne erſprießliche Folgen blieb. Sieben Monate ſpäter erhielt ich durch meine im Januar 1869 erfolgte Berufung in das öſterreichiſche Herrenhaus eine politiſche Stellung, welche meinen kühnſten Wünſchen entſprach. Und ſchon fünf Monate darauf wurde mir durch meine Wahl zum Vicepräſidenten der Akademie, ſomit binnen Jahresfriſt das dritte ungemein erfreuliche Ereigniß für mich, ein ſo hoher Rang in der wiſſenſchaftlichen Welt Oeſterreichs eingeräumt, daß

nach die an unſer Boot angelegte fliegende Stiege hinab und ließen ſich in der Barke nieder, welche ſich endlich mit leiſem Geplätſcher der Ruder unſeren Blicken entzog.

Sehr lang blieb unſer Schiff im Hafen von Livorno liegen, aber wir verließen es nicht, weil wir die Stadt ſchon kannten und nicht gewußt hätten, was zur Nachtzeit in ihr anfangen. Erſt in vorgerückter Stunde brachen wir neuerdings auf, um nach vollkommen ruhiger Fahrt bei ſtrahlender Morgenſonne die wirklich herrliche Ankunft in dem Hafen von Genua recht zu genießen.

In Genua und Mailand verweilten wir nur ſo lang, bis meine Tochter, welche nie dort geweſen, wenigſtens die hervorragendſten Merkwürdigkeiten dieſer Städte kennen gelernt hatte. Dann machten wir die Tour, die ich im vergangenen Jahre zurückgelegt, an den Lago maggiore, nach Lugano und Bellagio; von da aber nach Lecco, von wo wir, an Bergamo und Brescia vorüber, in Verona und in Innsbruck uns kurze Zeit aufhaltend, der Heimat zueilten.

Von Sorrent und Capri faſt direct in den Sitzungsſaal des niederöſterreichiſchen Landtages — fürwahr ein Wechſel der Decoration, wie er kaum greller gedacht werden kann. Aber ich fügte mich leicht in denſelben; kehrte ich ja doch überhaupt gern zu der Erfüllung meiner Pflichten von ihrer ſo lang dauernden Unterbrechung zurück.

Von ſämmtlichen Verhandlungen des Landtages, an denen ich mich wieder ziemlich eifrig betheiligte, will ich nur eine einzige erwähnen, weil durch den nach Beendigung derſelben gefaßten Beſchluß eine ſehr wichtige principielle Frage, und zwar gegen meine von mir lebhaft vertheidigte

Anſchauung der Entſcheidung zugeführt wurde. Wenn ich dies auch heute noch bedaure, ſo geſchieht ſolches nicht deshalb, weil es mich ärgert, in der Minorität geblieben zu ſein, ſondern weil ich der Ueberzeugung bin, daß der im niederöſterreichiſchen Landtage die Majorität beſitzende linke Flügel der deutſchliberalen Partei auch diesmal wieder einen recht groben Fehlgriff that.

Unter den viel umſtrittenen Geſetzen, denen am 25. Mai 1868 die kaiſerliche Sanction ertheilt worden war, befand ſich auch dasjenige über die künftige Leitung der Schulen und die Aufſicht über ſie, welche den hiefür neu zu ſchaffenden ſtaatlichen Organen übertragen werden ſollte. Es waren dies der Landes-, der Bezirks- und der Ortsſchulrath; die näheren Beſtimmungen über ihre Zuſammenſetzung ſollten im Wege der Landesgeſetzgebung feſtgeſtellt werden. Die dem Landtage zugegangene Regierungsvorlage konnte hinreichend über die Grundſätze aufklären, deren Beobachtung das Miniſterium hiebei für gut hielt. Ruft man ſich aber ins Gedächtniß zurück, aus welchen Männern damals das Miniſterium gebildet war, daß Giskra, Berger, Herbſt, Breſtel demſelben angehörten, daß die Regierungsvorlage von dem Unterrichtsminiſter Haſner ausging, der ſie nach gepflogenem Einvernehmen mit ſeinen Collegen und mit ihrer Zuſtimmung bei den Landtagen einbrachte, ſo wird man die ganze Disciplinloſigkeit derjenigen erkennen, welche dieſe Regierungsvorlage in ihrem wichtigſten Punkte verwarfen. Aber nur ja um keinen Preis miniſteriell, ſondern allzeit noch um ein gutes Stück liberaler als die Regierung zu erſcheinen, das war auch damals wieder wie ſchon zu Schmerling's Zeiten die Loſung dieſer Politiker, deren Kurzſichtigkeit fürwahr eine erſtaunliche genannt zu werden verdiente.

Die Frage, um welche der ganze Zwiespalt sich drehte, bestand darin, ob bei der Zusammensetzung des Ortsschulrathes dem ständigen Seelsorger schon kraft seiner Stellung ein Platz in demselben gebühre, oder ob er gleich den übrigen Angehörigen der Gemeinde nur durch Wahl in den Ortsschulrath gelangen könne. Während die erstere Bestimmung in der Regierungsvorlage enthalten und mit Recht ein sehr großes Gewicht auf sie gelegt worden war, wurde sie im Unterrichtsausschusse des Landtages, welchem auch ich angehörte, mit einer Majorität von einer Stimme — mit fünf gegen vier — in die zweite und daher so ziemlich in ihr Gegentheil verändert.

Nach meiner Ueberzeugung mußte dieses Vorgehen sowohl im Interesse der Schule, um welches es doch zunächst sich handelte, als in dem der Stellung des Seelsorgers in der Gemeinde und der Aufrechthaltung des Friedens in derselben, sowie endlich aus sehr wichtigen politischen Rücksichten als ein absolut verwerfliches erscheinen. Vor Allem im Interesse der Schule, denn daß in der Dorfgemeinde, und diese war ja hiebei vor Allem ins Auge zu fassen, der Ortsseelsorger wenigstens durchschnittlich gerechnet der Gebildetste und überhaupt derjenige sei, der das meiste Verständniß für die Aufgaben der Schule und das größte Interesse an einer möglichst befriedigenden Erfüllung derselben besitzt, konnte ja doch vernünftiger Weise von Niemand bestritten werden.

Forderte also das Interesse der Volksschule die Anwesenheit des Seelsorgers im Ortsschulrathe, so war es auch nothwendig, ihm diesen Platz unter allen Umständen zu sichern und ihn nicht den Möglichkeiten einer Wahl auszusetzen, welche zwar in sehr vielen Fällen für, in gar

manchen aber auch gegen ihn ausfallen mochte. Geschah nun aber das Letztere, so war nicht nur der Ortsschulrath der Mitwirkung der ihm nützlichsten Kraft, die es überhaupt im Dorfe gab, beraubt, ja es war darüber hinaus noch ein Ausspruch der Gemeinde über die vermeintliche Unfähigkeit oder Unwürdigkeit ihres Seelsorgers, im Ortsschulrathe zu sitzen, veranlaßt worden, welcher die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen mußte. Konnte es anders sein, als daß durch ein so abfälliges Urtheil von Seite der eigenen Gemeinde die Stellung des Seelsorgers untergraben, ein ferneres heilsames Wirken desselben unmöglich gemacht wurde? Und die Erbitterung, mit welcher der Seelsorger durch ein gegen ihn lautendes Verdict der Gemeinde erfüllt werden mußte, konnte wohl kaum anders als ihm selbst die zur Erfüllung seiner Pflichten nöthige Ruhe und Unparteilichkeit rauben. In die Gemeinde aber wurde durch eine derartige Wahl, welche über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit ihres eigenen Pfarrers, in Schulsachen mitzureden, entscheiden sollte, ein Zankapfel geworfen, der den inneren Frieden in derselben aufs Aergste gefährdete.

Das Interesse der Schule, des Pfarrers und der Gemeinde schien mir also gleichmäßig die in der Regierungsvorlage beantragte Verleihung einer Virilstimme im Ortsschulrathe an den Seelsorger zu fordern. Ihm eine solche zu gewähren, dafür sprachen aber meines Erachtens gerade für die liberale Partei auch politische Gründe der gewichtigsten Art. Denn wenn sie ihr eigenes Interesse nur einigermaßen richtig verstand, so mußte sie trachten, mit dem niederen Clerus auf gutem Fuße zu bleiben, ihn nicht zu verstimmen und nicht selbst dadurch das Meiste dazu beizutragen, ihn mehr und mehr zu einem gefügigen Werk-

der Klarheit der Bestimmungen, welche die in Florenz abgeschlossene Convention enthielt, wurde die Sache rasch und in friedlichster Weise geordnet. Von den Gemälden blieben die im Jahre 1838 aus Venedig nach Wien gebrachten sämmtlich hier, alle im Jahre 1866 weggenommenen aber kehrten nach Venedig zurück. Mit Ausnahme einer einzigen Rüstung geschah ein Gleiches auch mit den aus dem Arsenal weggeführten Gegenständen, und ebenso wanderten die der Marcianischen Bibliothek sowie dem Archive ai Frari entstammenden Manuscripte, Urkunden und Acten, aber freilich mit einer für uns geradezu kostbaren Ausnahme wieder nach Venedig. Nicht ohne eine Art innerlichen Triumphes setzte ich das kaiserliche Staatsarchiv in den definitiven Besitz der langen Reihe der „Dispacci di Germania", welche, mit den Tagen Karls V. beginnend und bis in das letzte Decennium des vergangenen Jahrhunderts reichend, nicht weniger als dreihundertdreiundzwanzig Original-Depeschenbände zählt, zu denen noch einundsechzig Registerbände, sogenannte Rubricarii kommen.

Es sei mir gestattet, das Hochgefühl nicht ganz zu verschweigen, mit welchem das Bewußtsein mich erfüllte, daß ich allein es war, dem das Staatsarchiv diese für dasselbe ganz unschätzbare Bereicherung verdankte. Schon wenige Wochen, nachdem ich an dessen Spitze getreten war, befand ich mich in der glücklichen Lage, ihm hiedurch einen Dienst zu erweisen, dessen Wichtigkeit von keinem derjenigen mehr, die ich ihm im Laufe der folgenden vierundzwanzig Jahre zu leisten mich abmühte, auch nur annähernd erreicht wurde.

1869.

Bei aller Beſcheidenheit, welche ich mir ſtets zu unverrückbarer Richtſchnur meiner Selbſtbeurtheilung dienen laſſe, erlaube ich mir doch den Ausſpruch zu thun, daß meine Lebensbahn nach den beiden Richtungen hin, welche ſie verfolgte, der wiſſenſchaftlichen und der politiſchen, um die Zeit meines Eintrittes in mein fünfzigſtes Lebensjahr zu ihrem Höhepunkte emporſtieg. Kurz vorher war mir ja durch meine Ernennung zum Vorſtande des Staatsarchives, welches zu einem der erſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute ſeiner Art zu erheben von nun an den Gegenſtand meiner eifrigſten Beſtrebungen bildete, die Möglichkeit zur Entfaltung einer Wirkſamkeit dargeboten worden, welche für den Aufſchwung der Geſchichtsforſchung im Allgemeinen und derjenigen Oeſterreichs insbeſondere hoffentlich nicht ganz ohne erſprießliche Folgen blieb. Sieben Monate ſpäter erhielt ich durch meine im Januar 1869 erfolgte Berufung in das öſterreichiſche Herrenhaus eine politiſche Stellung, welche meinen kühnſten Wünſchen entſprach. Und ſchon fünf Monate darauf wurde mir durch meine Wahl zum Vicepräſidenten der Akademie, ſomit binnen Jahresfriſt das dritte ungemein erfreuliche Ereigniß für mich, ein ſo hoher Rang in der wiſſenſchaftlichen Welt Oeſterreichs eingeräumt, daß

ich der Erste bereit gewesen wäre, es zu bezweifeln, ob mir denn wirklich meine historischen Arbeiten, so viel Beifall sie auch gefunden haben mochten, hinreichenden Anspruch auf diese Emporhebung über meine Collegen verliehen.

Wer sich das Ansehen, welches zu jener Zeit das Herrenhaus in Anbetracht seiner maßvoll freisinnigen, echt staatsmännischen Haltung besaß, wer sich die Summe von Talenten nicht allein, sondern auch von Charakteren vergegenwärtigt, über die es in so reichem Maße verfügte, der wird wohl begreifen, daß es mich ebenso mit Stolz wie mit Freude erfüllte, von nun an dieser glanzvollen Versammlung anzugehören und im Schooße derselben an den Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten meines Vaterlandes regen Antheil nehmen zu dürfen. Hatte sich doch damals das Herrenhaus zu einem so hohen Grade politischer Wichtigkeit emporgeschwungen, daß es ganz abweichend von den sonstigen Traditionen derartiger Körperschaften diejenige des Abgeordnetenhauses fast noch übertraf. Da war es denn wohl ebenso begreiflich als verzeihlich, wenn ich, weit davon entfernt, an die Möglichkeit eines eintretenden Niederganges zu glauben, mich der Meinung nur allzu leicht hingab, mit meiner Berufung in das Herrenhaus werde mir von nun an ein nicht gering anzuschlagender Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Oesterreichs gesichert sein.

Aber nicht nur die achtunggebietende Stellung des Herrenhauses und die Hoffnung, dort eine nicht ganz unfruchtbare Thätigkeit entwickeln zu können, gereichten mir zur Freude; in kaum geringerem Maße trug hiezu auch die Genugthuung bei, einer Körperschaft anzugehören, welche,

ähnliche Wahl ausgesprochen worden sein, als dies nunmehr in wenigen Worten von meiner Seite geschah. Und gleichzeitig nahm ich mir kräftig vor, der Akademie meine tiefempfundene Dankbarkeit für die hohe Auszeichnung, die sie mir erwies, nicht nur in Worten, sondern, soviel es meine Kräfte mir überhaupt erlaubten, auch durch die That zu beweisen.

Als die wichtigste und dringendste Aufgabe, zu deren erfreulicher Lösung mitzuwirken ich mir vornahm, erschien es mir, die damals in der Akademie herrschende Divergenz der Meinungen allmälig zu beschwichtigen, die Gegensätze auszugleichen und ein freundschaftliches Einvernehmen der Mitglieder untereinander anzubahnen. Gelang dies, so konnte eine derartige Einigkeit im Wollen und im Handeln auch auf die Erreichung der hohen wissenschaftlichen Aufgaben der Akademie nur fördernd einwirken.

Das beste Mittel zur Verwirklichung meiner Absicht schien mir in der Herbeiführung eines gewissen geselligen Verkehres unter den Mitgliedern der Akademie zu bestehen, welche sich sonst fast nur bei den Sitzungen sahen, die natürlicher Weise von den eigentlichen Verhandlungsgegenständen vollkommen ausgefüllt werden. Ich betrat damit einen Weg, welcher, wie mir scheint, auf einem ähnlichen, dem politischen Gebiete bei uns viel zu sehr außer Acht gelassen wird. Seit dem Beginne der constitutionellen Aera in Oesterreich, also seit mehr als dreißig Jahren, haben diejenigen, welche zur Erfüllung dieser Aufgabe am ehesten berufen gewesen wären, die Minister, welcher politischen Partei sie auch angehören mochten, es in ganz gleicher Weise versäumt, in regelmäßig wiederkehrenden geselligen Vereinigungen die politischen Persönlichkeiten verschiedenster

fluß und kann daher auch noch heute die Beweggründe nicht angeben, in Anbetracht deren die maßgebenden Führer der Majorität den Beschluß gefaßt hatten, den doch so vielverdienten Präsidenten Theodor von Karajan nicht wieder zu wählen. Derselbe wurde vielmehr fallen gelassen und der bisherige Vicepräsident, der berühmte Patholog und Anatom Karl Rokitansky an seine Stelle gesetzt. Die Neuwahl eines Vicepräsidenten wurde hiedurch nothwendig gemacht.

Da meine bisherigen Mittheilungen, wie ich mir schmeichle, so sehr den Stempel der Wahrheit an sich tragen, daß sie Jedermann von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt haben werden, so wird man wohl auch meiner Versicherung glauben, daß ich, als ich mich zu der betreffenden Sitzung verfügte, von nichts weiter als von dem Gedanken entfernt war, die vorzunehmende Wahl könne auf mich fallen. Und ich werde wohl hoffentlich keiner Verletzung des Amtsgeheimnisses beschuldigt werden, wenn ich es jetzt, nach mehr als dreiundzwanzig Jahren unternehme, eine kurze Schilderung dieser für mich so denkwürdigen Sitzung zu entwerfen. Von den sechzig wirklichen Mitgliedern der Akademie waren nicht viel mehr als die Hälfte, sechsunddreißig erschienen, während sonst in derlei Wahlsitzungen gewöhnlich etwa um zehn mehr anwesend sind, indem der von der Gesammtzahl noch fehlende Rest auf Erledigungen durch den Tod, auf Erkrankungen oder sonstige Verhinderungen entfällt. Schon diese verhältnißmäßig geringere Anzahl deutete darauf hin, daß gerade nicht wenige Akademiker sich unter den obwaltenden Verhältnissen an einer Neuwahl gar nicht betheiligen wollten. Von den anwesenden sechsunddreißig Votanten aber stimmten bei der Wahl des Präsidenten gleich im ersten Wahlgange siebenundzwanzig für

aber in akademiſchen Angelegenheiten durchaus keiner Führer, deren Auftreten oder Aufwerfung ich allzeit nur als ſchädlich betrachte, denn je freier, je ungehemmter, je individueller Jeder ſeine Kräfte entfaltet, umſomehr wird er auch beitragen zur Blüthe der Akademie. Aber die Einigkeit unter ihren Mitgliedern iſt für ſie darum doch ein koſtbares Gut; ſie geſtaltet den Verkehr der Akademiker erſt recht zu einem genußreichen, ſpornt ſie zu geiſtigem Schaffen, zu einmüthigem Zuſammenwirken bei demſelben an und erhöht dadurch nicht wenig den Werth und das Anſehen ihrer Corporation.

Ich bin weit davon entfernt, mir einen Ausſpruch darüber anmaßen zu wollen, inwieweit die beſcheidenen geſelligen Vereinigungen, welche ich mit Heranziehung der mir als Vicepräſident der Akademie gebührenden Functionszulage veranſtaltete, zur Wiederherſtellung und Befeſtigung des befriedigenden Einvernehmens unter den Akademikern beitrugen. Aber mit inniger Freude darf ich conſtatiren, daß die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften heutzutage in Bezug auf die Einigkeit ihrer Mitglieder hinter gar keiner ähnlichen Körperſchaft zurückſteht, ja hierin die meiſten derſelben wohl weit übertrifft. Und wenn ich nicht mit Unrecht mir ſagen dürfte, daß ich hiezu während meiner langjährigen Theilnahme an ihrem Präſidium auch nur im Geringſten mitwirken konnte, ſo würde mich dies wahrhaft beglücken.

Nicht ganz ſo friedlich wie meine Thätigkeit im Schooße der Akademie geſtaltete ſich diejenige auf dem Felde der Politik, ja es ereigneten ſich auf dem letzteren manchmal recht unangenehme Conflicte, von welchen ich nur einen einzigen als den mir allerunwillkommenſten hier anführen will, weil er mich in Zwieſpalt mit meinem eigenen Chef,

Josephiner betrachtete. Aus diesem Grunde hätte seine Wahl, so schienen viele Mitglieder der Akademie und insbesondere solche, welche der naturhistorischen Classe angehörten, zu besorgen, dieser Corporation vielleicht einen Stempel des Clericalismus aufgeprägt, welcher ihrer wirklichen Gesinnung in gar keiner Weise entsprach. Darum blieben die bisherigen Führer mit ihren Voten so ziemlich vereinsamt, denn von der Majorität wurde ihnen diesmal nicht die gewohnte Heeresfolge geleistet.

Daß dem wirklich so sei, begann sich im zweiten Wahlgange noch deutlicher zu zeigen. Auf mich entfielen 16, auf Phillips 10, auf Bergmann 5, auf Miklosich und Meiller je 2, auf Karajan gar nur mehr eine Stimme. Nun erst trat die früher ganz ungeahnte Wahrscheinlichkeit, ich könnte wirklich zum Vicepräsidenten der Akademie gewählt werden, in einer mich in nicht geringe Erregung versetzenden Weise an mich heran. Denn ich leugne nicht, daß der lebhafte Wunsch nach Erreichung dieses in meinen Augen so hoch stehenden Zieles in mir erwachte, aber ich darf gleichzeitig wohl auch hinzufügen, daß ich mir innerlich gelobte, mich desselben nicht dadurch vor dem Richterstuhle meines Gewissens unwürdig zu machen, daß ich durch meine eigene Stimme auch nur im Geringsten dazu beitrüge, mir die Mehrheit zu verschaffen. Ich votirte wie in den zwei früheren Wahlgängen auch jetzt wieder für meinen Archivscollegen von Meiller, gleichwohl wurde ich im dritten Wahlgange mit neunzehn von sechsunddreißig Stimmen gegen zwölf, welche Phillips erhielt, also mit knappster Majorität, zum Vicepräsidenten der Akademie gewählt.

Vielleicht niemals mag in den Räumen derselben eine überraschtere und gleichzeitig gerührtere Danksagung für eine

zu gereizter Entgegnung. Um so leidenschaftlicher wurde dieselbe, wenn sie sich nicht nur wider einen alten Gegner, sondern noch dazu wider einen Mann kehren konnte, der zu der Staatsregierung in einem Dienstverhältnisse stand.

Nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten habe ich mich stets zu der Meinung bekannt, daß der Beamte in Allem, was seine dienstliche Stellung angeht, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sei. Wird ihm ein Auftrag ertheilt, der seiner Anschauung, ja seiner Ueberzeugung widerspricht, so darf er sich eine freimüthige Gegenvorstellung erlauben; sollte dieselbe jedoch nicht berücksichtigt und der Befehl wiederholt werden, so muß er demselben blindlings gehorchen oder auf seinen Posten verzichten. Damit aber scheint mir auch der Umfang der Pflicht, die aus einer dienstlichen Stellung hervorgeht, genau umschrieben zu sein. Läßt man den Eintritt eines Beamten in die Repräsentanz des Reiches zu, dann darf auch ihm für seine Thätigkeit in derselben nur seine Ueberzeugung zum Leitstern dienen, und es widerfährt ihm offenes Unrecht, wenn ihm ein Vorwurf, ja sogar materielle Benachtheiligung daraus erwächst, daß diese Ueberzeugung sich nicht allzeit mit der Anschauung der jeweiligen Regierung im Einklange befindet.

Wenn schon bei den Abgeordneten, so scheint mir dies in fast noch höherem Maße bei den Mitgliedern des Herrenhauses der Fall zu sein. Denn bei den Ersteren findet in der weit überwiegenden Regel wenigstens eine von dem Candidaten ausgehende Bewerbung um einen Platz in der Reichsvertretung statt. Das Mitglied des Herrenhauses aber gelangt ganz ohne sein Zuthun und lediglich durch kaiserliche Ernennung in dasselbe. Dem

Farbe einander näher zu bringen und hiedurch gar manche Schroffheit abzuschleifen, gar manche vorgefaßte Meinung zu berichtigen, die sie von einander trennt. Große Routs, bei denen Alles ohne Auswahl zusammengetrommelt wird, Jeder nur mit seinen Bekannten spricht und so bald als möglich wieder zu entfliehen sucht, gewähren hiefür gar keinen nachhaltigen Ersatz, während kleinere Mittags- oder Abendmahlzeiten, bei denen die Gäste aus möglichst verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt sind, nicht selten eine ziemlich hoch anzuschlagende Wirkung hervorbringen. Wer einmal mehr als eine Stunde hindurch friedlich neben einem Anderen, wenngleich einem Gegner saß, mit ihm plauderte, ja sich vielleicht über so Manches mit ihm verständigte, der wird ihn kaum jemals wieder so leidenschaftlich angreifen, als dies ohne eine derartige Annäherung sonst wohl geschieht. Und auch der Einwurf, man könne den Ministern nicht zumuthen, ein auf den Empfang und die Bewirthung zahlreicher Gäste eingerichtetes Hauswesen zu unterhalten, scheint mir ganz ohne Gewicht. Denn da es sich bei derlei geselligen Vereinigungen ausschließlich um Persönlichkeiten, welche theilnehmen am politischen Leben, also um Männer und nicht auch um Frauen handelt, so bieten die in Wien befindlichen Hotels eine hinreichende Anzahl hiefür geeigneter Versammlungsorte dar.

Ich kann auch nicht zugeben, daß das, was sich in dieser Beziehung für die Akademie als ersprießlich darstellt, auf die politischen Körperschaften nicht anwendbar sei. In gar mancher anderen Hinsicht unterscheiden sie sich freilich gar sehr von einander. So bedarf eine Corporation wie die Akademie wohl einer möglichst großen Anzahl hervorragender Gelehrter, Bahnbrecher auf dem Gebiete der Wissenschaft,

aber in akademiſchen Angelegenheiten durchaus keiner Führer, deren Auftreten oder Aufwerfung ich allzeit nur als ſchädlich betrachte, denn je freier, je ungehemmter, je individueller Jeder ſeine Kräfte entfaltet, umſomehr wird er auch beitragen zur Blüthe der Akademie. Aber die Einigkeit unter ihren Mitgliedern iſt für ſie darum doch ein koſtbares Gut; ſie geſtaltet den Verkehr der Akademiker erſt recht zu einem genußreichen, ſpornt ſie zu geiſtigem Schaffen, zu einmüthigem Zuſammenwirken bei demſelben an und erhöht dadurch nicht wenig den Werth und das Anſehen ihrer Corporation.

Ich bin weit davon entfernt, mir einen Ausſpruch darüber anmaßen zu wollen, inwieweit die beſcheidenen geſelligen Vereinigungen, welche ich mit Heranziehung der mir als Vicepräſident der Akademie gebührenden Functionszulage veranſtaltete, zur Wiederherſtellung und Befeſtigung des befriedigenden Einvernehmens unter den Akademikern beitrugen. Aber mit inniger Freude darf ich conſtatiren, daß die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften heutzutage in Bezug auf die Einigkeit ihrer Mitglieder hinter gar keiner ähnlichen Körperſchaft zurückſteht, ja hierin die meiſten derſelben wohl weit übertrifft. Und wenn ich nicht mit Unrecht mir ſagen dürfte, daß ich hiezu während meiner langjährigen Theilnahme an ihrem Präſidium auch nur im Geringſten mitwirken konnte, ſo würde mich dies wahrhaft beglücken.

Nicht ganz ſo friedlich wie meine Thätigkeit im Schooße der Akademie geſtaltete ſich diejenige auf dem Felde der Politik, ja es ereigneten ſich auf dem letzteren manchmal recht unangenehme Conflicte, von welchen ich nur einen einzigen als den mir allerunwillkommenſten hier anführen will, weil er mich in Zwieſpalt mit meinem eigenen Chef,

der Klarheit der Bestimmungen, welche die in Florenz abgeschlossene Convention enthielt, wurde die Sache rasch und in friedlichster Weise geordnet. Von den Gemälden blieben die im Jahre 1838 aus Venedig nach Wien gebrachten sämmtlich hier, alle im Jahre 1866 weggenommenen aber kehrten nach Venedig zurück. Mit Ausnahme einer einzigen Rüstung geschah ein Gleiches auch mit den aus dem Arsenal weggeführten Gegenständen, und ebenso wanderten die der Marcianischen Bibliothek sowie dem Archive ai Frari entstammenden Manuscripte, Urkunden und Acten, aber freilich mit einer für uns geradezu kostbaren Ausnahme wieder nach Venedig. Nicht ohne eine Art innerlichen Triumphes setzte ich das kaiserliche Staatsarchiv in den definitiven Besitz der langen Reihe der „Dispacci di Germania", welche, mit den Tagen Karls V. beginnend und bis in das letzte Decennium des vergangenen Jahrhunderts reichend, nicht weniger als dreihundertdreiundzwanzig Original-Depeschenbände zählt, zu denen noch einundsechzig Registerbände, sogenannte Rubricarii kommen.

Es sei mir gestattet, das Hochgefühl nicht ganz zu verschweigen, mit welchem das Bewußtsein mich erfüllte, daß ich allein es war, dem das Staatsarchiv diese für dasselbe ganz unschätzbare Bereicherung verdankte. Schon wenige Wochen, nachdem ich an dessen Spitze getreten war, befand ich mich in der glücklichen Lage, ihm hiedurch einen Dienst zu erweisen, dessen Wichtigkeit von keinem derjenigen mehr, die ich ihm im Laufe der folgenden vierundzwanzig Jahre zu leisten mich abmühte, auch nur annähernd erreicht wurde.

1869.

Bei aller Beſcheidenheit, welche ich mir ſtets zu unverrückbarer Richtſchnur meiner Selbſtbeurtheilung dienen laſſe, erlaube ich mir doch den Ausſpruch zu thun, daß meine Lebensbahn nach den beiden Richtungen hin, welche ſie verfolgte, der wiſſenſchaftlichen und der politiſchen, um die Zeit meines Eintrittes in mein fünfzigſtes Lebensjahr zu ihrem Höhepunkte emporſtieg. Kurz vorher war mir ja durch meine Ernennung zum Vorſtande des Staatsarchives, welches zu einem der erſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute ſeiner Art zu erheben von nun an den Gegenſtand meiner eifrigſten Beſtrebungen bildete, die Möglichkeit zur Entfaltung einer Wirkſamkeit dargeboten worden, welche für den Aufſchwung der Geſchichtsforſchung im Allgemeinen und derjenigen Oeſterreichs insbeſondere hoffentlich nicht ganz ohne erſprießliche Folgen blieb. Sieben Monate ſpäter erhielt ich durch meine im Januar 1869 erfolgte Berufung in das öſterreichiſche Herrenhaus eine politiſche Stellung, welche meinen kühnſten Wünſchen entſprach. Und ſchon fünf Monate darauf wurde mir durch meine Wahl zum Vicepräſidenten der Akademie, ſomit binnen Jahresfriſt das dritte ungemein erfreuliche Ereigniß für mich, ein ſo hoher Rang in der wiſſenſchaftlichen Welt Oeſterreichs eingeräumt, daß

ich der Erste bereit gewesen wäre, es zu bezweifeln, ob mir denn wirklich meine historischen Arbeiten, so viel Beifall sie auch gefunden haben mochten, hinreichenden Anspruch auf diese Emporhebung über meine Collegen verliehen.

Wer sich das Ansehen, welches zu jener Zeit das Herrenhaus in Anbetracht seiner maßvoll freisinnigen, echt staatsmännischen Haltung besaß, wer sich die Summe von Talenten nicht allein, sondern auch von Charakteren vergegenwärtigt, über die es in so reichem Maße verfügte, der wird wohl begreifen, daß es mich ebenso mit Stolz wie mit Freude erfüllte, von nun an dieser glanzvollen Versammlung anzugehören und im Schooße derselben an den Berathungen über die wichtigsten Angelegenheiten meines Vaterlandes regen Antheil nehmen zu dürfen. Hatte sich doch damals das Herrenhaus zu einem so hohen Grade politischer Wichtigkeit emporgeschwungen, daß es ganz abweichend von den sonstigen Traditionen derartiger Körperschaften diejenige des Abgeordnetenhauses fast noch übertraf. Da war es denn wohl ebenso begreiflich als verzeihlich, wenn ich, weit davon entfernt, an die Möglichkeit eines eintretenden Niederganges zu glauben, mich der Meinung nur allzu leicht hingab, mit meiner Berufung in das Herrenhaus werde mir von nun an ein nicht gering anzuschlagender Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Oesterreichs gesichert sein.

Aber nicht nur die achtunggebietende Stellung des Herrenhauses und die Hoffnung, dort eine nicht ganz unfruchtbare Thätigkeit entwickeln zu können, gereichten mir zur Freude; in kaum geringerem Maße trug hiezu auch die Genugthuung bei, einer Körperschaft anzugehören, welche,

wie dies auch jetzt noch geschieht, ihre Verhandlungen in jener urbanen, rücksichtsvollen und leidenschaftslosen Form zu führen gewohnt ist, die der Würde der ersten politischen Corporation des Reiches allein entspricht. Um so empfänglicher war ich hiefür, als nicht alle Redner im niederösterreichischen Landtage — obwohl dessen damaliger Zustand im Vergleiche mit dem jetzigen ein musterhafter genannt werden kann — jener Derbheit des Tones sich zu enthalten wußten, welche ihnen vielleicht in ihren sonstigen Lebensverhältnissen zur Gewohnheit geworden war. Im Herrenhause hingegen waren gerade die persönlichen Beziehungen der Mitglieder zu einander der angenehmsten Art. Wie in jeder guten Gesellschaft war es dort zu einer fast allgemein beobachteten, freilich jetzt gleichfalls mehr und mehr außer Acht gelassenen Sitte geworden, daß jedes neu eintretende Mitglied sich sämmtlichen älteren Collegen ohne Unterschied des Ranges und der Partei vorstellen ließ. Ich wenigstens habe dies ausnahmslos Allen gegenüber gethan; dadurch trat ich aber auch zu Allen wenigstens in das Verhältniß persönlicher Bekanntschaft und konnte mich mit jener Behaglichkeit unter ihnen bewegen, welche immer die Folge befriedigender Beziehungen zu den Uebrigen ist.

Einen wohl noch bedeutsameren Einfluß auf meine zukünftige Stellung im Leben als meine Berufung in das Herrenhaus übte meine in den letzten Tagen des Mai erfolgte Wahl zum Vicepräsidenten der Akademie aus.

Schon früher, und zwar bei der Schilderung des Scheiterns der Reformbewegung in der Akademie habe ich mir das Zerwürfniß anzudeuten erlaubt, welches damals im Schooße dieser Körperschaft herrschte. Da ich der Minorität in derselben angehörte, war ich dort ganz ohne Ein-

fluß und kann daher auch noch heute die Beweggründe nicht angeben, in Anbetracht deren die maßgebenden Führer der Majorität den Beschluß gefaßt hatten, den doch so vielverdienten Präsidenten Theodor von Karajan nicht wieder zu wählen. Derselbe wurde vielmehr fallen gelassen und der bisherige Vicepräsident, der berühmte Patholog und Anatom Karl Rokitansky an seine Stelle gesetzt. Die Neuwahl eines Vicepräsidenten wurde hiedurch nothwendig gemacht.

Da meine bisherigen Mittheilungen, wie ich mir schmeichle, so sehr den Stempel der Wahrheit an sich tragen, daß sie Jedermann von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt haben werden, so wird man wohl auch meiner Versicherung glauben, daß ich, als ich mich zu der betreffenden Sitzung verfügte, von nichts weiter als von dem Gedanken entfernt war, die vorzunehmende Wahl könne auf mich fallen. Und ich werde wohl hoffentlich keiner Verletzung des Amtsgeheimnisses beschuldigt werden, wenn ich es jetzt, nach mehr als dreiundzwanzig Jahren unternehme, eine kurze Schilderung dieser für mich so denkwürdigen Sitzung zu entwerfen. Von den sechzig wirklichen Mitgliedern der Akademie waren nicht viel mehr als die Hälfte, sechsunddreißig erschienen, während sonst in derlei Wahlsitzungen gewöhnlich etwa um zehn mehr anwesend sind, indem der von der Gesammtzahl noch fehlende Rest auf Erledigungen durch den Tod, auf Erkrankungen oder sonstige Verhinderungen entfällt. Schon diese verhältnißmäßig geringere Anzahl deutete darauf hin, daß gerade nicht wenige Akademiker sich unter den obwaltenden Verhältnissen an einer Neuwahl gar nicht betheiligen wollten. Von den anwesenden sechsunddreißig Votanten aber stimmten bei der Wahl des Präsidenten gleich im ersten Wahlgange siebenundzwanzig für

Sitzungssaal derselben zu dem beabsichtigten Zwecke anzubieten. Von beiden Seiten wurde mein Antrag freudig angenommen, und im Nu adaptirte die betreffende Hofbehörde den Saal zu der daselbst abzuhaltenden Sitzung, welche denn auch am 30. August wirklich stattfand.

Den Ungarn als unseren Gästen überließen wir die rechte Seite des Saales, während die österreichische Delegation die linke Seite desselben einnahm. Das Loos hatte über das Präsidium zu entscheiden, wobei der Vicepräsident von Hopfen, welcher in Abwesenheit des als unwohl entschuldigten Präsidenten Fürsten Carlos Auersperg bei uns den Vorsitz führte, gegen den Präsidenten der ungarischen Delegation, den Grafen Majláth unterlag. Unter dem Vorsitze des Letzteren begann also die Sitzung; ungarisch wurden die erforderlichen Formeln gesprochen und für uns „Schwaben" ins Deutsche übersetzt. Und als es zur Abstimmung kam, da stimmten gar Viele aus unseren Reihen, insbesondere die Polen und die Ultramontanen gegen unsere Anträge, während von Seite der Ungarn zu Gunsten der ihrigen das „igen" von sämmtlichen Lippen scharf und deutlich, wie aus Einem Munde ausgesprochen wurde. In der Frage wegen Erbauung der Kriegsdampfer blieben wir mit 39 gegen 59, in der Lloydfrage aber gar mit 34 gegen 64 Stimmen in der Minorität.

Mit dieser Niederlage, die ich jedoch keineswegs schmerzlich empfand, endigte die erste Delegationssession, an welcher ich theilnahm. Aber obgleich die Erinnerung an sie und an meine Thätigkeit in derselben mir nur eine angenehme ist, so nahm ich mir doch vor, einer neuerlichen Wahl in die Delegation künftighin womöglich aus dem Wege zu gehen. Denn bei unseren unfertigen constitutionellen Einrichtungen

Josephiner betrachtete. Aus diesem Grunde hätte seine Wahl, so schienen viele Mitglieder der Akademie und insbesondere solche, welche der naturhistorischen Classe angehörten, zu besorgen, dieser Corporation vielleicht einen Stempel des Clericalismus aufgeprägt, welcher ihrer wirklichen Gesinnung in gar keiner Weise entsprach. Darum blieben die bisherigen Führer mit ihren Voten so ziemlich vereinsamt, denn von der Majorität wurde ihnen diesmal nicht die gewohnte Heeresfolge geleistet.

Daß dem wirklich so sei, begann sich im zweiten Wahlgange noch deutlicher zu zeigen. Auf mich entfielen 16, auf Phillips 10, auf Bergmann 5, auf Miklosich und Meiller je 2, auf Karajan gar nur mehr eine Stimme. Nun erst trat die früher ganz ungeahnte Wahrscheinlichkeit, ich könnte wirklich zum Vicepräsidenten der Akademie gewählt werden, in einer mich in nicht geringe Erregung versetzenden Weise an mich heran. Denn ich leugne nicht, daß der lebhafte Wunsch nach Erreichung dieses in meinen Augen so hoch stehenden Zieles in mir erwachte, aber ich darf gleichzeitig wohl auch hinzufügen, daß ich mir innerlich gelobte, mich desselben nicht dadurch vor dem Richterstuhle meines Gewissens unwürdig zu machen, daß ich durch meine eigene Stimme auch nur im Geringsten dazu beitrüge, mir die Mehrheit zu verschaffen. Ich votirte wie in den zwei früheren Wahlgängen auch jetzt wieder für meinen Archivscollegen von Meiller, gleichwohl wurde ich im dritten Wahlgange mit neunzehn von sechsunddreißig Stimmen gegen zwölf, welche Phillips erhielt, also mit knappster Majorität, zum Vicepräsidenten der Akademie gewählt.

Vielleicht niemals mag in den Räumen derselben eine überraschtere und gleichzeitig gerührtere Danksagung für eine

Am nächsten Tage, dem 5. September brachen wir frühzeitig auf, um den Uebergang über den Malnitzer Tauern zu unternehmen. In leichtem Wagen fuhren wir von Gastein nach Böckstein, wo die Pferde ausgespannt und mit den von uns mitgebrachten Sätteln versehen wurden. Zwei Träger, die uns erwarteten, beluden sich mit unseren Handkoffern, und wohlgemuth traten wir den Ritt nach dem Naßfelde an. Am Kesselfall, dem Schleierfall und den beiden Bärenfällen kamen wir vorüber, wie sehr waren wir aber verwundert, als in dem Augenblicke, in welchem wir vor der Straubingeralm anlangten, eine englische Gesellschaft, aus zwei Damen und zwei Herren mit einem eigenen Reisecourier bestehend, mit fünf Tragthieren versehen, schon im Aufbruche von dort begriffen war. Unsere Träger bedauerten uns, denn nun sei es entschieden, daß die Engländer uns die wenigen in Malnitz verfügbaren Pferde wegnehmen würden, um heute noch nach Obervellach zu gelangen. Wir aber würden in Malnitz zurückbleiben müssen.

Weder meine Tochter, welche allzeit ein leicht zu befriedigender Reisekamerad war, noch ich ließen uns durch diese Mittheilung unsere fröhliche Stimmung verderben, aber wir beeilten uns doch, sobald wir unseren Pferden die unumgänglich nöthige Rast und Erfrischung gegönnt hatten, weiter zu reiten. Bald nachdem man den Thalboden des Naßfeldes verläßt, erhebt sich der ziemlich steil ansteigende Pfad, und immer öder und trostloser wird die jeglicher Vegetation entbehrende Gegend, die man durchmißt. Da plötzlich, hoch über uns, fesselte ein blutrother Punkt mitten im graubraunen Gestein unsere Blicke, den wir uns nicht zu erklären vermochten. Immer größer und größer wurde er, je mehr wir uns näherten, und endlich erkannten wir

ihn als einen ungeheuren Pack, in einen hochrothen Plaid gewickelt, offenbar ein Bestandtheil der Habseligkeiten der Engländer, welche kurz vor uns dieses Weges gekommen waren. Kaum hatten wir in einiger Entfernung von da ein zweites Gepäcksstück, einen großen schwarzen Glanzlederkoffer entdeckt, der gleichfalls zurückgelassen worden war, so sahen wir auch schon von der Höhe des Tauernhauses herab Männer kommen, die Effecten zu holen. Denn das Packpferd war überladen gewesen, man hatte ihm die schwersten Lasten abnehmen müssen, und nun wurden dieselben recht mühsam auf die Höhe geschleppt.

Das Mißgeschick Anderer zum eigenen Vortheil zu benützen, ist gewiß nicht schön, aber manchmal ist die Versuchung größer, als daß man ihr zu widerstehen vermöchte. Da unsere Pferde vom Tauernhause aus zurückgeschickt wurden, bedurften wir nur einer kurzen Rast, aber dennoch waren die Engländer schon vor uns aufgebrochen und hatten daher einen, wenn auch nicht sehr großen Vorsprung. Aber sie wanderten ganz gemächlich einher und dachten gar nicht daran, daß wir ihnen schon so nahe an den Fersen sein könnten. Ich war damals noch ein kräftiger und ausdauernder Fußgänger, und auch meine Tochter konnte in dieser Beziehung ziemlich hochgespannten Anforderungen genügen. Die Engländer zu überholen, darauf war nun unser ganzes Sinnen und Trachten gerichtet, und das Glück war uns hiebei günstig. Vor einem kleinen Gebäude, ich weiß nicht mehr ob einer Alm oder einer Scheune hatten die Engländer einen Augenblick Halt gemacht, die vor ihren und unseren Augen ausgebreitet daliegenden Thalgründe zu überschauen, als ich plötzlich, ihnen bisher durch das Gebäude verborgen, mit meinem Träger in raschestem Schritte

an ihnen vorübereilte. Wie ein elektrischer Schlag wirkte das auf sie, auch sie setzten sich in Laufschritt, und nun gingen, ja rannten wir in fortwährend sich gleichbleibenden Distanzen gegen Malnitz zu. Voran mein Träger und ich, dann die ganze englische Schaar mit Allem, was dazu gehörte, und zuletzt meine Tochter mit ihrem Träger; so sehr sie sich auch abmühte, so vermochte sie doch die Engländer, lauter junge und kräftige Leute nicht zu überholen.

Als das Dörfchen Malnitz erreicht war, beflügelte ich noch mehr meine Schritte und stürzte ins Gastzimmer. Der alten Frau, welche, eine Brille auf der Nase, bei einer Flickarbeit saß, rief ich hastig zu: „Frau Wirthin, haben Sie ein „Pferd zur Fahrt nach Obervellach zu Hause?“ „Ja, netter „oans,“ lautete die bedächtige Antwort. „Was kostet es?“ fragte ich wieder, und nachdem ich auf die Erwiederung „zwoa Gulden“ diesen Betrag erlegt und die Versicherung erhalten hatte, daß mir nun Niemand mehr das Pferd wegfischen könne, stürmte schon die Schaar der Engländer am Fenster vorbei und zur Thüre herein.

Ein klein wenig hatte ich besorgt, daß sie meine List und das Gelingen derselben übel aufnehmen könnten. Aber nicht im Mindesten war dies der Fall; der ganze Wettlauf schien ihnen einen Hauptspaß zu machen. Sichtlich erfreut, sich über dieses lustige Erlebniß in ihrer Muttersprache, denn eine andere kannten sie nicht, unterhalten zu können, fügten sie sich in heiterster Laune in ihr freilich nicht allzu trauriges Loos, noch ein Weilchen in dem freundlichen Malnitz zurückbleiben zu müssen. Als das Wägelchen, mit dem einzigen verfügbaren Pferde bespannt, am Gasthause vorfuhr, um meine Tochter und mich nach Obervellach zu bringen, begnügten sie sich mit unserer Zusage, ihnen dort

Nachtquartier zu bestellen, denn die Wirthin versprach, von der nächsten, aber darum freilich nicht gerade nahen Bergweide Pferde herabkommen zu lassen. Und wirklich trafen auch noch am selben Abende, wenngleich erst nach Verlauf von mehreren Stunden unsere Engländer in Obervellach ein, und wir saßen dort noch ein Weilchen guter Dinge beisammen.

Am nächsten Morgen fuhren wir von Obervellach nach Winklern, von wo wir, den Iselberg zu Fuß überschreitend, nach Dölsach, dem Geburtsorte Defregger's, und von da nach Lienz gelangten, wo wir einen schwerkranken Verwandten besuchten. Nach Winklern zurückgekehrt, fuhren wir von dort, der schäumenden Möll entgegen, bis Heiligenblut, von wo wir am frühesten Morgen des 9. September den Weg zur Pasterze einschlugen und auf demselben bis zu der Schneide des Höhenzuges ritten, von welchem der Gletscher der Pfandelscharte nach der Ferleiten hinabhängt. Dort stiegen wir ab, ließen uns die Steigeisen anschnallen und überschritten nun den Gletscher in etwa anderthalbstündigem Marsche bis zum Thalboden der Ferleiten, von wo wir noch drei starke Stunden bis zum Tauernwirthshause zurückzulegen hatten. Von dort fuhren wir bis zur Bahnstation Bruck und dann über Mittersill bis zum Endpunkte des Pinzgaues, der Krimml, wo wir die herrlichen Wasserfälle, und zwar unter günstigeren Umständen besuchten, als sie meiner Frau und mir vor einem Vierteljahrhundert auf unserer Hochzeitsreise beschieden gewesen waren.

Nach Mittersill zurückgekehrt, schlugen wir den Weg über den Paß Thurn nach Kitzbüchel ein. Dort hauste damals noch die Tiefenbrunner Wirthin, mit der Scholastika am Achensee und der Frau Emma in Niederndorf eine der drei berühmten Frauen Tirols. Man wußte, daß man bei

ihr sehr gut aufgehoben, aber auch daß sie in Bezug auf die Aufnahme ihrer Gäste ungemein wählerisch sei. Insbesondere hege sie, wurde von ihr erzählt, eine große Abneigung gegen Frauen. Ich glaubte also besonders klug zu thun, wenn ich einstweilen allein zur Tiefenbrunnerin hinaufging, um mit ihr über unsere Unterkunft zu verhandeln. Aber zu meiner großen Beschämung wollte sie mich durchaus nicht aufnehmen; ich kehrte daher etwas ärgerlich und mit dem Vorsatze zum Wagen zurück, uns anderswo Quartier zu suchen. Ehe wir dies jedoch wirklich unternahmen, was wegen des strömenden Regens nicht gerade erfreulich gewesen wäre, versuchte es noch meine Tochter, das harte Herz der Tiefenbrunnerin zu erweichen. Es gelang ihr leichter und rascher als mir, und so waren wir denn binnen Kurzem ganz behaglich untergebracht.

Eine Besteigung der hohen Salve, am 13. September unternommen, bildete das letzte erwähnenswerthe Ereigniß dieses Ausfluges ins Gebirg. Gleich nach dessen Beendigung eilte ich nach Wien zurück, wohin die schon am 15. September geschehende Wiedereröffnung des niederösterreichischen Landtages mich berief.

Von den umfassenden Verhandlungen desselben, an denen ich mich wieder lebhaft betheiligte, will ich nur einen einzigen Punkt erwähnen, der mir von großer Wichtigkeit zu sein schien und hinsichtlich dessen ich denn auch zur Durchsetzung meiner Meinung jede mir nur irgendwie mögliche Anstrengung machte. Ich hatte nämlich schon in dem Schulausschusse den Antrag gestellt, die Eltern der schulpflichtigen Kinder von der Bezahlung des Schulgeldes an den gewöhnlichen Volksschulen zu befreien und die erforderlichen Summen im Wege einer Bezirksumlage hereinzu-

bringen. Denn einerseits Auferlegung des Schulzwanges und andererseits Verpflichtung zur Zahlung des Schulgeldes schienen mir zwei ganz unvereinbare Dinge zu sein. Aber es war ebenso merkwürdig als bedauerlich, zu sehen, wie der Verwirklichung dieses gerade im Interesse der ärmeren Bevölkerung gelegenen Vorschlages von mannigfachster, sogar von demokratischer Seite Gegner erwuchsen, deren vereinigten Bemühungen es denn auch gelang, ihn wenigstens vorläufig zum Falle zu bringen. Vorläufig, sage ich, denn das wirklich Richtige brach sich schließlich doch Bahn, und in einer späteren Session, an der ich längst nicht mehr theilnahm, machte der niederösterreichische Landtag den zuerst von mir ausgesprochenen Gedanken zur Wahrheit und hob das Schulgeld für die niederen Volksschulen im Bereiche des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns auf. Fast alle rein oder doch überwiegend deutschen Kronländer Oesterreichs, ja sogar Galizien und die Bukowina, Krain und Dalmatien folgten diesem Beispiele.

Das anfängliche Unterliegen eines Antrages, den ich, wie ich glaube, mit Recht für einen ungemein segensreichen hielt, verstimmte mich tief. Diese Empfindung und der Mißmuth über so manche meines Erachtens höchst unpraktische Bestimmung, welche durch die Schultheoretiker des Landtages in das neue Realschulgesetz gebracht worden war, verleidete mir einigermaßen meinen bisher so regen Antheil am Schulwesen und legte mir den Gedanken nahe, ob ich denn bei meiner Ueberhäufung mit anderen Geschäften nicht besser daran thäte, der Theilnahme an den Landtagsverhandlungen in Zukunft zu entsagen.

1870—1872.

Unendlich mehr als die Verhandlungen des niederösterreichiſchen Landtages ſagten mir die des Herrenhauſes nicht nur der verbindlichen Form, in der ſie geführt wurden, ſondern, ehrlich geſtanden, hauptſächlich des Umſtandes wegen zu, daß mir in denſelben mein Wort und meine Meinung eine höhere Geltung zu beſitzen ſchienen als in denen des Landtages. Bei jedem Anlaſſe zeigte ſich dies, und ich wurde nicht nur häufig zum Mitgliede der verſchiedenſten Commiſſionen, ſondern auch bei ſehr vielen wichtigen Verhandlungen zum Berichterſtatter gewählt. Die Aufmerkſamkeit, mit der man mir zuhörte, und der Beifall, mit welchem man mich belohnte, ermunterten und ermuthigten mich, wie denn hierin ja allzeit die Wirkung des Gelingens beſteht, während das Mißlingen die entgegengeſetzte hervorbringt. Mit ſolchem Eifer und mit ſolcher Freude betheiligte ich mich an den Verhandlungen des Herrenhauſes, daß ich in dem Decennium von 1870 bis 1880 neben meinem Collegen Winterſtein vielleicht deſſen meiſtbeſchäftigtes Mitglied genannt werden konnte.

Selbſtverſtändlich kommt es mir nicht in den Sinn, auch nur den kleineren Theil der Verhandlungen hier aufzählen zu wollen, in denen dies geſchah. Aber es ſei mir

doch gestattet, meines Antheils an der Debatte über die Adresse zu gedenken, welche das Herrenhaus im Januar 1870 zur Beantwortung der bei der Wiedereröffnung des Reichsrathes gehaltenen Thronrede an den Kaiser zu richten beschloß.

Obgleich sich damals noch das sogenannte Bürgerministerium am Ruder befand, so warf doch schon diejenige Politik, deren Vertreter bald darauf, und ein Decennium später sogar für sehr lange Zeit an dasselbe gelangten, die der vermeintlichen Versöhnung ihre Schatten in das Haus. Ein schöneres, herzgewinnenderes Wort als dieses, ein edlerer als der ihm zu Grunde liegende Zweck kann in der That nicht gedacht werden, und Jeder, der es gut meint mit seinem Lande, seinem Volke würde wohl sehr gern mit Hand anlegen zur Erreichung desselben. Aber wer sich ruhigen Blutes von dem süßen Kerne der Phrase zu der rauhen, trockenen Wirklichkeit der Sache selbst wendet, der wird allmälig einsehen, daß die Versöhnung, wenn überhaupt, ganz gewiß nicht durch schwächliches, stets zu neuen Zugeständnissen getriebenes Nachgeben an die immer mehr sich steigernde Begehrlichkeit der zu Versöhnenden, sondern nur durch beharrliches Feststehen an jener Grenzlinie erreicht werden kann, welche niemals überschritten werden darf, wenn nicht das Wohl, ja schließlich sogar der Bestand des Staates preisgegeben werden soll.

Das war damals der Kern meiner Rede, deren Wiederabdruck den Beweis liefern würde, daß auch heute noch, nach zweiundzwanzig Jahren jedes darin gesprochene Wort mit gleicher, ja mit noch größerer Berechtigung wiederholt werden könnte. Aber obwohl sie lebhaften Beifall fand, so bin ich doch weit davon entfernt, ihr auch nur den geringsten An-

theil an dem Siege zuschreiben zu wollen, welchen unsere Sache im Herrenhause errang. Ihrer eigenen Stärke verdankte sie ihn vor Allem, aber die überzeugenden Ausführungen eines Lichtenfels, eines Anton Auersperg, eines Pratobevera trugen doch wenigstens dazu bei, diesen Sieg gleichzeitig zu einem glanzvollen zu gestalten.

So groß aber auch die Majorität, welche den von der Verfassungspartei des Herrenhauses ausgehenden Entwurf der Adresse zum Beschlusse erhob, und so deutlich die Sprache sein mochte, deren sie sich in derselben bediente, so blieb doch diese Kundgebung ganz ohne Wirkung. Nur wenige Monate vergingen und das Bürgerministerium fiel, das des Grafen Potocki aber trat an dessen Stelle. Eine seiner ersten Regierungshandlungen bestand in der Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Landtage, für welch' letztere die Vornahme von Neuwahlen ausgeschrieben wurde.

Die Frage, ob ich mich wieder um ein Landtagsmandat bewerben solle, trat nun mit vollem Ernste an mich heran, und ich muß gestehen, daß ich, im Widerspruche mit meinem sonstigen Charakter, ihr mit einer gewissen Unschlüssigkeit gegenüberstand. Die Stellung als Landtagsabgeordneter und hiedurch auch diejenige als Mitglied des Landesausschusses aufzugeben, dazu drängten mich verschiedene und sehr gewichtige Gründe. Vorerst konnte ich mir keineswegs verhehlen, daß eine gewissenhafte Erfüllung der mir aus meiner Entsendung in den Landesausschuß erwachsenden Pflichten von dem Augenblicke an, in welchem sich durch die Uebernahme der Leitung des Staatsarchives und durch meine rege Betheiligung an den Verhandlungen des Herrenhauses die Menge der von mir zu verrichtenden Arbeiten noch unendlich vermehrte, das Maß meiner geistigen

und körperlichen Kräfte insbesondere dann fast überstieg, wenn ich meinen eigentlichen Beruf als historischer Schriftsteller nicht mehr und mehr vernachlässigen wollte. Außerdem konnte ich mich nicht darüber täuschen, daß die Anschauungen, die ich als Referent des Landesausschusses über die mir anvertrauten Unterrichtsangelegenheiten hegte, von der Majorität des Landtages nicht immer getheilt wurden. Eine Divergenz der Meinungen mit der letzteren war mir aber ebenso unangenehm als eine Verleugnung meiner Ueberzeugungen unmöglich.

Diesen Beweggründen, nicht mehr in den Landtag zu treten, standen jedoch andere, für den entgegengesetzten Entschluß sprechende Motive von nicht geringerer Bedeutung gegenüber. Ein schwerwiegendes Opfer hätte es mich gekostet, das Referat im Landesausschusse freiwillig aufzugeben, dem ich mich durch neun Jahre mit solcher Liebe und Hingebung gewidmet hatte. Nicht weniger als sechs Mittelschulen waren unter meiner Mitwirkung vom Landtage gegründet worden und in ersprießlichstem Aufblühen begriffen. Sämmtliche Lehrer an denselben waren durch mich angestellt worden, und von der Mehrzahl derselben durfte ich mir sagen, daß sie, von der Aufrichtigkeit meiner wohlwollenden Absichten für sie überzeugt, mir wirklich ergeben seien. Auch die Lehrer an den Volksschulen auf dem Lande hatten mir manche Erleichterung zu danken, und der Wunsch, mir durch Beseitigung des Schulgeldes an denselben ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst sowohl um die Lehrer und ihre Schüler, als insbesondere um die ärmeren Classen der Bevölkerung zu erwerben, war trotz einmaligen Scheiterns meiner hierauf gerichteten Bemühung nicht weniger lebhaft in mir.

So widersprechend wie diese Gesichtspunkte waren auch die Nachrichten, welche ich aus meinem Wahlbezirke erhielt. Die radicaleren Elemente in demselben hatten mir mein Eintreten für Verleihung einer Virilstimme im Ortsschulrathe an den Pfarrer übel genommen und stellten meine Warnung vor den Nachtheilen, welche in dieser Beziehung die Einräumung eines unbedingten Wahlrechtes an die Landgemeinden nach sich ziehen könnte, als eine Versündigung gegen die politische Mündigkeit derselben dar. Andere wieder meinten, es läge im Interesse des Bezirkes, an meiner Stelle jemand dort Ansässigen in den Landtag zu senden, der mit den speciellen Bedürfnissen der Gegend besser vertraut sei als ich. Auch das Ansehen des Bezirkes erfordere es, bei der Wahl eines Vertreters desselben nicht immer nach Außen hin zu greifen, sondern sie auf einen Einheimischen zu lenken.

Aber freilich, die in solchem Sinne sich erhebenden Stimmen drangen nur selten und leise zu mir, während diejenigen meiner eifrigen Anhänger sich mir nur um so vernehmlicher machten. Aufs Entschiedenste verlangten sie von mir, ich möge meinen bisherigen Bezirk nur ja nicht verlassen und nicht etwa durch meinen freiwilligen Rücktritt dazu beitragen, daß derselbe künftighin in einer weniger ersprießlichen Weise vertreten werde als bisher. Insbesondere waren es die Brüder Waisnix in Reichenau, vielleicht die angesehensten Männer in jener Gegend, welche in diesem Sinne mir zusprachen. Sie und ihre Meinungsgenossen, denen ich für ihre treue Anhänglichkeit auch heute noch dankbar bin, brachten mich denn endlich zu dem vielleicht nicht ganz vernünftigen Entschlusse, der Sache ihren Lauf zu lassen und meine Wiederwahl weder zu hemmen, noch sie ausgiebig zu fördern. Ich beschränkte mich auf die An-

meldung meiner Candidatur, unterließ es aber, zu Gunsten derselben eine nachdrücklichere Agitation einzuleiten. Darum bereiste ich auch meinen bisherigen Wahlbezirk nicht, hielt keine Versammlungen ab und erschien bloß bei der Wahl selbst in Neunkirchen, wo ich eine Ansprache an die Wahlmänner hielt. Aber trotz der lebhaften Zustimmung, welche dieselbe wenigstens von Seite meiner Anhänger fand, sah ich doch bald, daß die Anzahl derselben die bei weitem geringere war, und ich erhielt denn auch bei der Wahl nicht viel über ein Drittheil der Stimmen.

Schon im nächsten Jahre — 1871 — fand in Folge einer erneuerten Auflösung des Landtages wieder eine Wahl für denselben statt. Ich war damals in Scheveningen, und dort kam mir ein Telegramm, von einflußreichen Wahlmännern unterzeichnet, mit der Bitte zu, ihr Landtagsmandat neuerdings zu übernehmen. Ich aber dankte ihnen für ihren guten Willen und gab die bestimmte Erklärung ab, dem Landtage nicht mehr angehören zu wollen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mit recht schwerem Herzen aus dem Landesausschusse schied, in welchem ich durch neun Jahre eifrig gewirkt hatte. Die von Worten der Dankbarkeit und der Anerkennung erfüllten Adressen, die mir von Seite der Lehrkörper der Landesmittelschulen zugingen, bewiesen mir zu meiner Freude, daß man auch dort meinen Austritt bedauerte.

Ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher meine Wiederwahl in Neunkirchen scheiterte, fiel das Erscheinen des vierten Bandes meiner Geschichte der Kaiserin Maria Theresia. Er umfaßt den Zeitraum vom Abschlusse des Aachener Friedens bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges und zerfällt seiner Natur nach in zwei dem Umfange nach ungefähr

gleiche, nach ihrem Inhalte aber ganz verschiedene Theile. Der erste schildert die Reformen, welche Maria Theresia während dieses Zeitraumes im Innern der Monarchie ins Werk setzte, der zweite aber die diplomatischen Verhandlungen, die dem Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich vorhergingen und dasselbe herbeiführten, sowie den Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Mit lebhafter Genugthuung konnte ich wahrnehmen, daß diesem Bande meiner weitaussehenden Arbeit ganz besondere Anerkennung zu Theil wurde. Nicht nur in Oesterreich selbst, auch im Auslande erhoben sich vielfache Stimmen in diesem Sinne. Und aufrichtig erfreute es mich, als mein Freund Waitz mir anvertraute, man sei in Göttingen fast schon entschlossen gewesen, den Wedekind'schen Preis von tausend Thalern in Gold für das beste historische Werk, welches binnen der letzten Jahre in Deutschland geschrieben worden, meinem vierten Bande zuzuerkennen. Nur meine Gegnerschaft wider Friedrich den Großen habe eine Anzahl preußisch gesinnter Votanten vermocht, meinem Buche ihre Stimmen vorzuenthalten.

Es ist wahr, daß mir diese Gegnerschaft in Preußen und insbesondere in dessen schriftstellerischer Welt nicht selten zum Vorwurfe gemacht wurde. Man hatte sich dort schon so sehr an die dichten Wolken des Weihrauchs gewöhnt, mit denen man das Andenken Friedrichs zu ehren sich befliß, daß es das Auge verletzte, wenn hie und da auch einmal ein klärender Lichtstrahl denselben durchdrang. Die Größe Friedrichs dort zu verkennen, wo sie sich Bahn brach mit siegender Gewalt, wäre wohl eitel Thorheit zu nennen; sie aber auch überall zu sehen, wo sie wirklich nicht war, scheint mir keine geringere Verblendung. Und gerade von Preußen

ſelbſt geht in der neueſten Zeit durch Veröffentlichung der Correſpondenzen Friedrichs das Meiſte aus, um die Meinung über ihn richtigzuſtellen. Mit nicht geringer Befriedigung darf ich conſtatiren, daß hiedurch nicht ſelten und gerade in Bezug auf ſehr wichtige Punkte meine Anſchauungen ihre Beſtätigung erhalten.

Daß es übrigens auch in Preußen Kreiſe gab, in denen man meine Gegnerſchaft wider Friedrich mindeſtens begreiflich fand und über ihr den Nutzen nicht aus den Augen verlor, welchen die Eröffnung des öſterreichiſchen Staatsarchives für hiſtoriſche Forſchungen auch preußiſchen Gelehrten gewährte, dafür lieferten mir einige Zeilen, die ich um dieſe Zeit von Ranke erhielt, einen vollgiltigen Beweis. „Und nun noch ein Wort im engſten Vertrauen,“ ſchrieb er mir am 16. März 1870 aus Berlin mit eigener Hand. „Läge Ihnen etwas daran, oder vielmehr wäre es „Ihnen nicht unangenehm, eine preußiſche Decoration (Ihrer „Stellung gemäß) zu empfangen? Man hat mir davon ge„ſprochen. Wenn Sie Ja ſagen, wird es, denke ich, nach „einiger Zeit geſchehen.“

Ich beſitze natürlich die Antwort nicht, welche ich Ranke hierauf ertheilte, und kann daher ihren Wortlaut nicht mehr genau citiren, doch findet ſie ſich vielleicht noch unter den von ihm hinterlaſſenen Papieren. Dem Sinne nach war darin geſagt, daß wenn man ſich in Preußen für die in zuvorkommender Weiſe erfolgende Zulaſſung dortiger Hiſtoriker an das öſterreichiſche Staatsarchiv erkenntlich erweiſen wolle, nach meiner Meinung dieſes Merkmal der Anerkennung nicht mir als dem Leiter des Archives, ſondern dem Letzteren ſelbſt zu Gute kommen ſollte. So wäre die Zuwendung der geſammelten Werke Friedrichs des Großen

eine so werthvolle Bereicherung unserer Archivsbibliothek, daß sie uns äußerst willkommen sein würde. Binnen sehr kurzer Frist erhielt das Staatsarchiv denn auch wirklich von der preußischen Regierung die Prachtausgabe der Werke Friedrichs, und es bildet dieselbe einen wahren Schmuck unserer Bibliothek.

Je näher die warme Jahreszeit heranrückte, um so weniger angenehm wirkte die Erinnerung an die drückende Hitze auf mich, die ich im Juli und August des vergangenen Jahres während der Delegationsverhandlungen auszustehen gehabt hatte. Da mir aber meine verschiedenen Pflichten eine frühzeitige Abwesenheit von Wien nicht gestatteten, dachte ich an einen Aufenthalt in nicht allzu großer Entfernung von der Stadt, wie ich einen solchen für meine Tochter seit dem Tode ihrer Mutter in Oberösterreich zu finden so glücklich gewesen war. Am liebsten hätte ich Neuwaldegg gewählt, sowohl weil es nicht allzu fern von dem Centrum der Stadt liegt, in deren Gebiet es seither sogar einbezogen wurde, als wegen der herrlichen Waldpartien, die es in seiner unmittelbaren Nähe besitzt. Fast einen ganzen Tag suchte ich nun in Neuwaldegg und dem benachbarten Dornbach nach einer für mich passenden Wohnung, leider ohne eine solche zu finden. Ermüdet und etwas entmuthigt saß ich gegen Abend auf einer der Bänke im Schwarzenberg'schen Parke, als ein langjähriger Bekannter, der Universitätsprofessor Wilhelm Wahlberg zufällig vorüberkam. Er begrüßte mich freundlich, setzte sich zu mir, und im Laufe des Gespräches berührte ich denn auch die Veranlassung zu meiner Anwesenheit in Neuwaldegg. In liebenswürdigerer Weise, als es nun von seiner Seite geschah, konnte mir wirklich von Niemand das Anerbieten

gemacht werden, ich möge in sein Haus ziehen. Da ich anfangs widerstrebte, zwang er mich fast, ihn zu seiner Frau zu begleiten, die ich schon seit mehr als zwanzig Jahren, noch von Gleichenberg her kannte, wo wir im Jahre 1848 — sie als ganz junges Mädchen mit ihrem Bruder — gleichzeitig gewesen waren. Beide, Wahlberg und seine eben so wohlwollende als in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau drangen nunmehr mit der gemeinsamen Bitte in mich, ich möge in Neuwaldegg ihr Gast sein. Da ich nicht zu mißkennen vermochte, wie sehr es ihnen Ernst damit sei, ließ ich mich auch gern und rasch erweichen und zog schon in den nächsten Tagen zu ihnen. Nicht weniger als siebzehn Sommer hindurch wiederholte sich dies, und zwar jedesmal für längere oder kürzere Zeit vor dem Antritte meines regelmäßigen Urlaubes. Leider starb Wahlberg's Frau schon im ersten Winter, nachdem ich ihr Gast gewesen, und ich konnte daher den mir so willkommenen Verkehr mit ihr nur kurze Zeit genießen. Um so länger, und zwar bis heute spann sich der mit ihm selbst fort, und der Umgang mit einem Manne, welcher wie Wenige den Ruf eines ausgezeichneten Fachgelehrten und außerdem auch eine vielseitige Bildung sowie einen Charakter von seltener Ehrenhaftigkeit besitzt, brachte mir eine Fülle geistiger Anregung und geselligen Genusses, für die ich ihm nur wahrhaft dankbar sein kann.

Während ich friedlich in Neuwaldegg saß und von da täglich nach Wien fuhr, hier meine verschiedenen Obliegenheiten zu erfüllen, trugen in Frankreich jene gewaltigen Kriegsereignisse sich zu, welche natürlich auch mein Interesse aufs Höchste in Anspruch nahmen. Ich muß offen gestehen, daß ich lang nicht den tiefschmerzlichen Eindruck

hatte verwinden können, welchen die Ereigniſſe des Feldzuges von 1866 und insbeſondere die nicht zu beſchönigende Art auf mich hervorgebracht hatten, in der er von preußiſcher Seite herbeigeführt worden war. Dennoch ſtand ich jetzt mit allen meinen Sympathien, wenn auch nicht gerade auf preußiſcher, ſo doch ganz gewiß auf deutſcher Seite, und aufs Tiefſte hätte ich es beklagt, wenn deutſche Länder wie die geſegneten Rheinprovinzen einer franzöſiſchen Invaſion preisgegeben worden wären.

Den Reſt des Sommers verweilte ich mit meiner Tochter in unſerem lieben Alt-Auſſee, in welches wir nach längerer Unterbrechung ſchon im vergangenen Jahre wenigſtens für einige Wochen wieder zurückgekehrt waren. Alles und Jedes rief uns dort das Andenken an unſere theure Verſtorbene, welche ſich dereinſt daſelbſt ſo glücklich gefühlt hatte, in wehmüthige und doch von uns jederzeit gern wieder aufgefriſchte Erinnerung zurück.

Einen großen Theil des darauf folgenden Winters nahm mich die ſchwere und langdauernde Erkrankung meines Onkels Heinrich Adamberger, älteren Bruders meiner verewigten Mutter, in hohem Maße in Anſpruch. Am 17. Februar 1871 ſtarb er, das letzte Glied der früheren Generation unſerer Familie. Er ſetzte meinen Bruder und mich zu Univerſalerben ſeines nicht ganz unbeträchtlichen Vermögens ein.

Zu den vielen Vergünſtigungen des Schickſals, deren ich in meinem langen Leben theilhaft geworden bin, rechne ich auch die, daß ich meine Jugendzeit in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen zubrachte und erſt in reiferen Jahren zu einer gewiſſen Wohlhabenheit gelangte. Die letztere iſt für die Jugend faſt niemals ein Glück, weil ſie ſich durch das

gemacht werden, ich möge in sein Haus ziehen. Da ich anfangs widerstrebte, zwang er mich fast, ihn zu seiner Frau zu begleiten, die ich schon seit mehr als zwanzig Jahren, noch von Gleichenberg her kannte, wo wir im Jahre 1848 — sie als ganz junges Mädchen mit ihrem Bruder — gleichzeitig gewesen waren. Beide, Wahlberg und seine eben so wohlwollende als in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau drangen nunmehr mit der gemeinsamen Bitte in mich, ich möge in Neuwaldegg ihr Gast sein. Da ich nicht zu mißkennen vermochte, wie sehr es ihnen Ernst damit sei, ließ ich mich auch gern und rasch erweichen und zog schon in den nächsten Tagen zu ihnen. Nicht weniger als siebzehn Sommer hindurch wiederholte sich dies, und zwar jedesmal für längere oder kürzere Zeit vor dem Antritte meines regelmäßigen Urlaubes. Leider starb Wahlberg's Frau schon im ersten Winter, nachdem ich ihr Gast gewesen, und ich konnte daher den mir so willkommenen Verkehr mit ihr nur kurze Zeit genießen. Um so länger, und zwar bis heute spann sich der mit ihm selbst fort, und der Umgang mit einem Manne, welcher wie Wenige den Ruf eines ausgezeichneten Fachgelehrten und außerdem auch eine vielseitige Bildung sowie einen Charakter von seltener Ehrenhaftigkeit besitzt, brachte mir eine Fülle geistiger Anregung und geselligen Genusses, für die ich ihm nur wahrhaft dankbar sein kann.

Während ich friedlich in Neuwaldegg saß und von da täglich nach Wien fuhr, hier meine verschiedenen Obliegenheiten zu erfüllen, trugen in Frankreich jene gewaltigen Kriegsereignisse sich zu, welche natürlich auch mein Interesse aufs Höchste in Anspruch nahmen. Ich muß offen gestehen, daß ich lang nicht den tiefschmerzlichen Eindruck

eine so werthvolle Bereicherung unserer Archivsbibliothek, daß sie uns äußerst willkommen sein würde. Binnen sehr kurzer Frist erhielt das Staatsarchiv denn auch wirklich von der preußischen Regierung die Prachtausgabe der Werke Friedrichs, und es bildet dieselbe einen wahren Schmuck unserer Bibliothek.

Je näher die warme Jahreszeit heranrückte, um so weniger angenehm wirkte die Erinnerung an die drückende Hitze auf mich, die ich im Juli und August des vergangenen Jahres während der Delegationsverhandlungen auszustehen gehabt hatte. Da mir aber meine verschiedenen Pflichten eine frühzeitige Abwesenheit von Wien nicht gestatteten, dachte ich an einen Aufenthalt in nicht allzu großer Entfernung von der Stadt, wie ich einen solchen für meine Tochter seit dem Tode ihrer Mutter in Oberösterreich zu finden so glücklich gewesen war. Am liebsten hätte ich Neuwaldegg gewählt, sowohl weil es nicht allzu fern von dem Centrum der Stadt liegt, in deren Gebiet es seither sogar einbezogen wurde, als wegen der herrlichen Waldpartien, die es in seiner unmittelbaren Nähe besitzt. Fast einen ganzen Tag suchte ich nun in Neuwaldegg und dem benachbarten Dornbach nach einer für mich passenden Wohnung, leider ohne eine solche zu finden. Ermüdet und etwas entmuthigt saß ich gegen Abend auf einer der Bänke im Schwarzenberg'schen Parke, als ein langjähriger Bekannter, der Universitätsprofessor Wilhelm Wahlberg zufällig vorüberkam. Er begrüßte mich freundlich, setzte sich zu mir, und im Laufe des Gespräches berührte ich denn auch die Veranlassung zu meiner Anwesenheit in Neuwaldegg. In liebenswürdigerer Weise, als es nun von seiner Seite geschah, konnte mir wirklich von Niemand das Anerbieten

Bewußtsein derselben nur allzu leicht von der ihr meistens so unwillkommenen Anstrengung tüchtigen Lernens abbringen läßt. Wie häufig sind doch die Klagen über die unzureichende Erziehung, welche der höhere Adel seinen Söhnen gibt! Aber gewiß ist deren Ursache nicht etwa in mangelnder Erkenntniß oder gar in bösem Willen, sondern nur in dem Gedanken, daß man einer mühevollen Ansammlung von Kenntnissen ja keineswegs bedürfe, und in den zahlreichen Versuchungen zu finden, denen der ohnedies nicht allzugroße Lerneifer der Knaben und Jünglinge ausgesetzt ist. Da gibt es Theater, Kinder- und Adolescentenbälle, Spazierfahrten, Reitpartien, Jagden und wie all die Vergnügungen heißen mögen, in Hülle und Fülle, die schwachen Eltern geben in jedem einzelnen Falle nach, und das Lernen steht allemal zurück. Daß aber ein so fehlerhaftes Verfahren nicht etwa unserem höheren Adel allein zur Last zu legen sei, wird nicht nur durch so manche ehrenvolle Ausnahme in seinem Kreise, sondern auch durch den Weg, welchen gar viele bürgerlich geborene Söhne reich gewordener Bankiers und Fabrikanten oft noch eher einschlagen, als sie zu einer gewissen Selbstständigkeit gelangen, sattsam bewiesen.

Von den in der ersten Hälfte des Jahres 1871 stattgehabten Verhandlungen des Herrenhauses, an denen ich als Berichterstatter betheiligt war, will ich nur einen einzigen Gegenstand hervorheben, nicht sowohl seiner immerhin nicht geringen politischen Bedeutung wegen, als weil er für mich einen Zwischenfall nach sich zog, der nicht ganz ohne Einfluß auf meine spätere amtliche Stellung blieb.

Das Ministerium Hohenwart war im Februar 1871 an die Stelle desjenigen des Grafen Potocki getreten, und

hatte verwinden können, welchen die Ereignisse des Feldzuges von 1866 und insbesondere die nicht zu beschönigende Art auf mich hervorgebracht hatten, in der er von preußischer Seite herbeigeführt worden war. Dennoch stand ich jetzt mit allen meinen Sympathien, wenn auch nicht gerade auf preußischer, so doch ganz gewiß auf deutscher Seite, und aufs Tiefste hätte ich es beklagt, wenn deutsche Länder wie die gesegneten Rheinprovinzen einer französischen Invasion preisgegeben worden wären.

Den Rest des Sommers verweilte ich mit meiner Tochter in unserem lieben Alt-Aussee, in welches wir nach längerer Unterbrechung schon im vergangenen Jahre wenigstens für einige Wochen wieder zurückgekehrt waren. Alles und Jedes rief uns dort das Andenken an unsere theure Verstorbene, welche sich dereinst daselbst so glücklich gefühlt hatte, in wehmüthige und doch von uns jederzeit gern wieder aufgefrischte Erinnerung zurück.

Einen großen Theil des darauf folgenden Winters nahm mich die schwere und langdauernde Erkrankung meines Onkels Heinrich Adamberger, älteren Bruders meiner verewigten Mutter, in hohem Maße in Anspruch. Am 17. Februar 1871 starb er, das letzte Glied der früheren Generation unserer Familie. Er setzte meinen Bruder und mich zu Universalerben seines nicht ganz unbeträchtlichen Vermögens ein.

Zu den vielen Vergünstigungen des Schicksals, deren ich in meinem langen Leben theilhaft geworden bin, rechne ich auch die, daß ich meine Jugendzeit in sehr bescheidenen Verhältnissen zubrachte und erst in reiferen Jahren zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangte. Die letztere ist für die Jugend fast niemals ein Glück, weil sie sich durch das

Ungarn gehörte, nach seiner Wiedererwerbung durch Oesterreich neuerdings mit Ungarn vereinigt werden müsse, so ging hieraus gleichsam von selbst hervor, daß Landstriche, welche vor jener Katastrophe nachweisbar nicht einen Bestandtheil Ungarns, sondern den eines österreichischen Kronlandes gebildet hatten, an das letztere zurückzufallen hätten.

Einen solchen Landstrich gab es denn auch wirklich; er umfaßte den Sichelburger District und die Gemeinde Marienthal, das Kronland aber, zu welchem diese Gegend früher gehörte, war das Herzogthum Krain. Es ist wahr, daß der Sichelburger District wegen der Oede und Unwirthlichkeit seines steinigen, unfruchtbaren Bodens, wegen seiner wenig civilisirten Einwohnerschaft, der sogenannten Uskoken, vielleicht kein gerade sehr wünschenswerthes Erwerbungsobject für Krain gewesen wäre. Dennoch war die Sache im Landtage zu Laibach zur Sprache gebracht und der Wunsch nach der Wiedervereinigung Sichelburgs mit Krain ausgesprochen worden. Noch weiter war das Abgeordnetenhaus gegangen, indem es dem Ministerium die verlangte Ermächtigung zu dem Abschlusse des Uebereinkommens mit Ungarn nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalte ertheilte, daß dadurch dem Anspruche des Landes Krain auf den Sichelburger District und die Gemeinde Marienthal in keiner Weise präjudicirt werde.

Diese Angelegenheit wurde im Herrenhause mit jenem Ernste und jener gewissenhaften Gründlichkeit behandelt, die man Allem widmete, das seiner Wichtigkeit wegen hierauf Anspruch besaß. Die Vorberathung wurde der zu diesem speciellen Zwecke vereinigten politischen und finanziellen Commission übertragen; der damalige Präsident des Herrenhauses, Anton von Schmerling, erschien in der ersten Sitzung

ich hatte natürlich seine Berufung mit jenem Bedauern, welches aus meinen eigenen politischen Ueberzeugungen sich von selbst ergab, und seine Zusammensetzung mit jenem schmerzlichen Erstaunen mit angesehen, welches die Namen einiger Männer, die daran theilnahmen, in den weitesten und, wie ich glaube, nicht gerade den schlechtesten Kreisen der Bevölkerung hervorriefen. Aber es war nicht Hohenwart, sondern noch sein Vorgänger Potocki gewesen, der schon im November 1870 dem Abgeordnetenhause den bereits unter dem Ministerium Hasner zu Stande gekommenen Entwurf eines zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung abzuschließenden Uebereinkommens über die Beitragsleistung zur Bestreitung der gemeinsamen Angelegenheiten vorlegte, welche durch den beabsichtigten Uebergang eines Theiles der Militärgrenze in die Civilverwaltung eine gewisse Veränderung erlitt.

Unter dieser bescheidenen Bezeichnung war nichts Geringeres als die Einverleibung der gesammten Militärgrenze in die Länder der ungarischen Krone zu verstehen. Hiegegen etwa von dem Standpunkte der Wehrmacht des Reiches aus Einsprache zu erheben, während der vor Allem zur Wahrung derselben berufene oberste Kriegsherr seine Zustimmung zu dieser Maßregel gab, wäre wohl nicht nur thöricht, sondern auch ganz unberechtigt gewesen. Und ebenso hätte schon die geographische Lage des größten Theiles der Militärgrenze eine andere Zutheilung derselben als an die ungarische Reichshälfte unausführbar gemacht. Wurde aber für die letztere von Ungarn aus, um jedem doch irgendwie möglichen Widerspruche zu begegnen, die staatsrechtliche Seite der Frage, und zwar der Umstand hervorgehoben, daß alles Land, welches vor der Eroberung durch die Türken zu

in französischer Sprache die Worte: Graf Julius Andrássy, königlich ungarischer Ministerpräsident.

Ich hatte bis dahin den Grafen Andrássy wohl gesehen, war ihm aber noch nicht vorgestellt worden und hatte ihn daher niemals gesprochen. Aber von meinen ungarischen Freunden in der Delegation des Jahres 1869 war mir gesagt worden, Graf Andrássy sei sehr gegen mich aufgebracht, weil ich, amtlich dazu aufgefordert, Entwürfe zu Majestätssiegeln für die auf Ungarn bezüglichen Staatsacte auszuarbeiten, mich dafür ausgesprochen hatte, daß, der Gepflogenheit der älteren ungarischen Könige folgend, das specielle Wappen des Kaiserhauses das Herzschild des neuen ungarischen Staatswappens bilde. So habe Mathias Corvinus den Raben, Ludwig II., welcher bei Mohács fiel, den polnischen Adler, und sogar Johann Zapolya sein Hauswappen als Herzschild geführt. Ein Gleiches möge künftighin auch in Bezug auf das habsburg-lothringische Hauswappen geschehen.

Von dieser Verstimmung gegen mich, wenn sie wirklich existirte, ließ mich übrigens Graf Andrássy nichts merken, als ich hinauseilte und ihn zu ungestörtem Gespräche in mein Arbeitszimmer führte. Ohne viele Umschweife ging er auf die Sache selbst ein, die ihn zu seinem Besuche bei mir vermochte. Mit Bedauern habe er, so sagte er mir, die Verhandlungen der Commission des Herrenhauses über die Einverleibung der Militärgrenze in Ungarn und insbesondere meinen Antrag, demzufolge diese Einverleibung an die Bedingung der Zuweisung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal an Krain zu knüpfen wäre, in den Zeitungen gelesen. Er komme, mich um eine Modificirung dieses Antrages zu ersuchen.

des Ausschusses persönlich und betheiligte sich eifrig an der Discussion. Er erörterte besonders die staatsrechtliche Seite der Frage, welche nach seiner Ansicht keineswegs so ausschließlich zu Gunsten Ungarns spreche, als dies sogar die österreichische Regierung anzunehmen scheine. Solches lebhaft bedauernd, äußerte er den Wunsch, daß wenigstens diese Seite der Angelegenheit in dem zu erstattenden Berichte klargestellt werde.

Ich kann natürlich nicht die ganze, überaus interessante Discussion, die sich über diesen Gegenstand entspann und an welcher Männer wie Hasner und Anton Auersperg theilnahmen, hier wiederholen und beschränke mich darauf zu sagen, daß ich für meine Person auch diesmal wieder für die Anschauungen Schmerling's eintrat. Mir schien aber die von ihm befürwortete bloß theoretische Erörterung der staatsrechtlichen Seite der Frage nicht hinreichend zu sein, und ich stellte nach einer eingehenden, durch zwei sehr lange Sitzungen fortgeführten Berathung den Antrag, es sei dem Herrenhause vorzuschlagen, der Regierung die nachgesuchte Ermächtigung zum Abschlusse der Uebereinkunft mit Ungarn nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu ertheilen, daß hiebei der Anspruch des Herzogthums Krain auf Einverleibung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal Befriedigung finde. Dieser Antrag wurde mit sehr großer Majorität angenommen und hierauf an die Wahl eines Berichterstatters geschritten, welche mit Ausnahme einer einzigen Stimme auf mich fiel.

Am nächsten Tage saß ich, gar nichts Außergewöhnlichen gewärtig, mit meiner Tochter bei unserem bescheidenen Mittagessen, als mir die Karte eines Herrn überbracht wurde, der mich zu sprechen wünschte. Auf derselben las ich

in französischer Sprache die Worte: Graf Julius Andrássy, königlich ungarischer Ministerpräsident.

Ich hatte bis dahin den Grafen Andrássy wohl gesehen, war ihm aber noch nicht vorgestellt worden und hatte ihn daher niemals gesprochen. Aber von meinen ungarischen Freunden in der Delegation des Jahres 1869 war mir gesagt worden, Graf Andrássy sei sehr gegen mich aufgebracht, weil ich, amtlich dazu aufgefordert, Entwürfe zu Majestätssiegeln für die auf Ungarn bezüglichen Staatsacte auszuarbeiten, mich dafür ausgesprochen hatte, daß, der Gepflogenheit der älteren ungarischen Könige folgend, das specielle Wappen des Kaiserhauses das Herzschild des neuen ungarischen Staatswappens bilde. So habe Mathias Corvinus den Raben, Ludwig II., welcher bei Mohács fiel, den polnischen Adler, und sogar Johann Zapolya sein Hauswappen als Herzschild geführt. Ein Gleiches möge künftighin auch in Bezug auf das habsburg-lothringische Hauswappen geschehen.

Von dieser Verstimmung gegen mich, wenn sie wirklich existirte, ließ mich übrigens Graf Andrássy nichts merken, als ich hinauseilte und ihn zu ungestörtem Gespräche in mein Arbeitszimmer führte. Ohne viele Umschweife ging er auf die Sache selbst ein, die ihn zu seinem Besuche bei mir vermochte. Mit Bedauern habe er, so sagte er mir, die Verhandlungen der Commission des Herrenhauses über die Einverleibung der Militärgrenze in Ungarn und insbesondere meinen Antrag, demzufolge diese Einverleibung an die Bedingung der Zuweisung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal an Krain zu knüpfen wäre, in den Zeitungen gelesen. Er komme, mich um eine Modificirung dieses Antrages zu ersuchen.

In Scheveningen fand ich keine für mich besonders anziehende Badegesellschaft vor. Am meisten verkehrte ich noch mit den Brüdern Czermak aus Prag, von denen, und mir erschien dies als ein wahres Spiegelbild unserer unerfreulichen österreichischen Zustände, der ältere, Hanns, in Leipzig ansässig und, durch und durch der deutschen wissenschaftlichen Forschung angehörig, ein überaus tüchtiger Physiolog war. Der Jüngere hingegen, Jaroslav, ein ganz ausgezeichneter Maler, spielte sich auf den Czechen, lebte gewöhnlich in Paris und stellte sich trotz seiner unerschüttert gebliebenen Freundschaft zu seinem Bruder doch den Deutschen im Allgemeinen recht feindlich gegenüber.

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich in Scheveningen machte, war die des berühmten amerikanischen Geschichtschreibers Motley, welcher bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch, und gerade während des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten am Wiener Hofe bekleidet hatte, die interessanteste für mich. Wer den seither erschienenen, in mannigfacher Beziehung sehr ansprechenden Briefwechsel Motley's gelesen hat, wird sich der drastischen Schilderung seines Zwiegespräches mit meinem Amtsvorgänger erinnern, welchen Motley um Zulassung zum Staatsarchive anging. Unter Berufung auf ein für fremde Diplomaten bestehendes Verbot erhielt er jedoch von ihm einen in die höflichsten Formen gekleideten abschlägigen Bescheid. Mit einer eigenthümlichen Mischung von Zustimmung und lebhaftem Bedauern, daß ihm diese Vergünstigung vorenthalten wurde, vernahm nun Motley meine Mittheilung, jene Ausschließung fremder Diplomaten vom Besuche des Staatsarchives habe allerdings früher bestanden. Sie sei jedoch seither gleich einer großen

war die neue Stylisirung eine solche, daß sie unserer damaligen und der auf sie folgenden Regierung genug Handhabe darbot, um sich auch diesmal wieder zur Nachgiebigkeit gegen Ungarn zu bequemen. Von einer Einverleibung des Sichelburger Districtes und der Gemeinde Marienthal in Krain war nie mehr die Rede, und sie ist bis heute nicht geschehen.

Als ich kurz nach jener Verhandlung den Grafen Andrássy wiedersah, fragte ich ihn, ob er nun zufriedener sei. „Ja," sagte er mir mit anerkennenswerther Offenheit, „mit dem gefaßten Beschlusse wohl, aber nicht auch mit „Ihrem Berichte." Ich hatte nämlich, dem mir ertheilten Auftrage folgend, die staatsrechtliche Seite der Frage in einer, wie ich wenigstens glaube, streng historischen, aber freilich in gar Manchem den ungarischen Anschauungen widersprechenden Weise beleuchtet. Nach dem äußeren Anscheine zu urtheilen, hat mir Graf Andrássy dies niemals verziehen. Nach weniger als einem halben Jahre war er mein Chef, und ich muß es schon sagen, während der ganzen langen Zeit seiner Amtsdauer ein für mich recht unfreundlicher Chef.

Noch ehe dieser Wechsel im Ministerium des Aeußern sich vollzog, in der ersten Hälfte des August 1871 trat ich meinen Urlaub an. Ueber Karlsbad, wohin ich mich verfügte, um nach acht Jahren zum ersten Male wieder das Grab meines Vaters zu besuchen, durch Baiern und den Rhein abwärts begab ich mich nach Scheveningen, wohin mir meine Tochter in Begleitung einer Cousine, des Fräuleins Henriette Anegg, die sich als eine ebenso angenehme als intelligente Reisegefährtin bewährte, vorangegangen war, um dort das Seebad zu gebrauchen.

In Scheveningen fand ich keine für mich besonders anziehende Badegesellschaft vor. Am meisten verkehrte ich noch mit den Brüdern Czermak aus Prag, von denen, und mir erschien dies als ein wahres Spiegelbild unserer unerfreulichen österreichischen Zustände, der ältere, Hanns, in Leipzig ansässig und, durch und durch der deutschen wissenschaftlichen Forschung angehörig, ein überaus tüchtiger Physiolog war. Der Jüngere hingegen, Jaroslav, ein ganz ausgezeichneter Maler, spielte sich auf den Czechen, lebte gewöhnlich in Paris und stellte sich trotz seiner unerschüttert gebliebenen Freundschaft zu seinem Bruder doch den Deutschen im Allgemeinen recht feindlich gegenüber.

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich in Scheveningen machte, war die des berühmten amerikanischen Geschichtschreibers Motley, welcher bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch, und gerade während des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten am Wiener Hofe bekleidet hatte, die interessanteste für mich. Wer den seither erschienenen, in mannigfacher Beziehung sehr ansprechenden Briefwechsel Motley's gelesen hat, wird sich der drastischen Schilderung seines Zwiegespräches mit meinem Amtsvorgänger erinnern, welchen Motley um Zulassung zum Staatsarchive anging. Unter Berufung auf ein für fremde Diplomaten bestehendes Verbot erhielt er jedoch von ihm einen in die höflichsten Formen gekleideten abschlägigen Bescheid. Mit einer eigenthümlichen Mischung von Zustimmung und lebhaftem Bedauern, daß ihm diese Vergünstigung vorenthalten wurde, vernahm nun Motley meine Mittheilung, jene Ausschließung fremder Diplomaten vom Besuche des Staatsarchives habe allerdings früher bestanden. Sie sei jedoch seither gleich einer großen

Anzahl ähnlicher hemmender Beschränkungen auf meinen Antrieb beseitigt worden.

Auch die in Motley's Briefen so häufig vorkommende Klage über die fast feindselige Absperrung, welche die sogenannte erste Gesellschaft in Wien gegen die übrigen gebildeten Kreise der Bevölkerung, und zwar zu ihrem eigenen, wenigstens geistigen Schaden aufrecht erhält, kam zwischen uns zur Sprache. Er beklagte sie ebenso wie den ferneren Umstand, daß die fremde Diplomatie sich ausschließlich in jener höheren Gesellschaft bewege und es darüber versäume, auch die übrigen, politisch vielleicht wichtigeren und gewiß instructiveren Kreise wenigstens einigermaßen kennen zu lernen. In alledem stimmte ich Motley unbedingt zu, konnte ihm aber doch den leisen Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er selbst es während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Wien auch nicht viel anders als die Uebrigen gemacht habe.

Dieser letztere Punkt unserer Gespräche erhielt dadurch eine eigenthümliche Illustration, daß gerade damals eine Dame der österreichischen Aristokratie in Scheveningen verweilte, der man zu jener Zeit den ersten Rang in derselben bereitwillig zugestand. Es war dies die Fürstin Eleonore Schwarzenberg, eine in ihrer Glanzzeit wegen ihrer seltenen Schönheit vielgefeierte Frau. Auch noch während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Scheveningen waren die Spuren derselben unverkennbar, aber weit fesselnder für mich war der Umstand, daß Geist, Verstand und Liebenswürdigkeit ihr in ungeschmälertem Maße geblieben waren, ja mit zunehmendem Alter wohl auch noch mehr gewonnen hatten. Ich kannte die Fürstin, freilich nur sehr flüchtig, von Wien her und ließ es mir gern gefallen, daß sie mich in Scheveningen mehr und mehr in ihren Verkehr zog, welcher sich

nach der Gewohnheit der Seebäder meiſtens am Strande abſpann. Täglich ſaß dort die Fürſtin in dem daſelbſt üblichen geflochtenen Korbſtuhl, und faſt jeden Morgen erſchien ihr Kammerdiener bei mir, die Stunde anzugeben, wann dies geſchehen werde, und die Einladung der Fürſtin zu überbringen, mich zu ihr zu geſellen. Da gab es denn genug der anregendſten Geſpräche, und da die Fürſtin leicht begreiflicher Weiſe in politiſchen Dingen ganz andere Anſichten hegte als ich, oft wahre Converſationsbataillen, bei denen jedoch glücklicher Weiſe niemals eine Tödtung, ja nicht einmal eine Verwundung vorfiel. Denn wie ich es keinen Augenblick aus den Augen verlor, daß ich eine Dame, und noch dazu eine ſehr hochgeſtellte Dame vor mir hatte, ſo fiel auch von ihren Lippen gegen mich niemals ein verletzendes Wort, ſo daß ich mir einbilden durfte, ſie finde an dem Geſpräche mit mir faſt ſo viel Gefallen wie ich an dem mit ihr. Mit naivem Aerger klagte ſie mir, daß ſie in ihrem Kreiſe in Wien geiſtiger Anregung mit Bedauern entbehre, aber ſie hatte doch eigentlich niemals etwas dazu gethan, denſelben zu erweitern. Als wir im folgenden Jahre gemeinſchaftlich in Neuwaldegg verweilten, lud ſie mich zu ſich, und ich verbrachte mit ihr ein paar genußreiche Stunden. Aber damals waren ihre Tage ſchon gezählt, und es iſt eine wehmüthige Erinnerung für mich, daß ſie mir von ihrem Schmerzenslager in Wittingau durch ihren Schwiegerſohn, den Grafen Ernſt Waldſtein, einen der bewährteſten Anhänger der öſterreichiſchen Verfaſſungspartei im böhmiſchen Großgrundbeſitze, ihre letzten Grüße entrichten ließ.

Der Fürſtin Schwarzenberg und dem, was ſie ihr von mir ſagte, verdanke ich es wohl auch, daß die erſt in

neueſter Zeit wieder von Renan ſo hochgeprieſene Königin Sophie von Holland mich perſönlich kennen zu lernen wünſchte. Auf eine Einladung, welche mir ihr Kammerherr überbrachte, begab ich mich zu der von ihr beſtimmten Stunde in den Boſch, wo ſie reſidirte. Eine geborene Prinzeſſin von Württemberg, erinnerte ſie mich in Vielem an ihre Verwandte, die Großfürſtin Helene von Rußland, nur daß die letztere mir äußerlich einnehmender und auch geiſtig anregender zu ſein ſchien. Uebrigens mochte wohl auch der gänzliche Mangel an näheren Berührungspunkten zwiſchen der Königin und mir Schuld daran ſein, daß mein Geſpräch mit ihr, obgleich von ziemlich langer Dauer, doch nicht recht in Fluß kam. Als ich von ihr ſchied, konnte ich ein gewiſſes Gefühl der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt nicht ganz unterdrücken, und ich beſorge, daß auch die Königin nicht dasjenige in mir fand, was ſie ſich vielleicht verſprach.

Nach Beendigung unſeres Aufenthaltes in Scheveningen und einer kleinen Rundreiſe durch einige der wichtigſten Städte Hollands traten wir über Brüſſel, wo ich meine frühere Bekanntſchaft mit meinem berühmten Amtsgenoſſen Gachard erneuerte, und Straßburg, wo mich die furchtbaren Wirkungen der ausgeſtandenen Belagerung mit ſchmerzlichem Erſtaunen erfüllten, die Rückreiſe nach Oeſterreich an. In Oberammergau wohnten meine Tochter und ich mit Rührung und Erbauung der Darſtellung des Paſſionsſpieles bei, dann aber brachten wir inmitten der von mir ſo ſehr geliebten tiroliſchen Berge, in dem hochgelegenen Obladis einige ſtille, wahrhaft köſtliche Tage zu. Ueber Bozen, wo ich mit meinem Bruder und ſeiner Familie zuſammentraf, über Trient und Riva begaben wir uns gemeinſchaftlich nach Bellagio, wo wir in der damaligen Villa

Giulia, welche jetzt meinem alten Bekannten, dem Grafen Blome gehört, noch schöne Herbsttage verlebten. Anfangs October rief mich der Wiederbeginn der akademischen Sitzungen nach Wien.

Es war gleichfalls eine Angelegenheit der Akademie, die mich im nächsten Mai — 1872 — veranlaßte, meinen Besuch in Brüssel zu wiederholen. Dort wollte man in äußerst feierlicher Weise das hundertjährige Jubiläum der Stiftung der belgischen Akademie der Wissenschaften durch die Kaiserin Maria Theresia begehen. Die Wiener Akademie war eingeladen worden, zu diesem Feste einen Repräsentanten zu entsenden.

In unserer Zeit, in welcher sowohl ganze Corporationen als einzelne Individuen in Bezug auf die Feier von Jubiläen zu so großen Uebertreibungen hinneigen, wäre es wohl räthlich, sich in dieser Beziehung eine wünschenswerthe Beschränkung aufzuerlegen. Corporationen sollten nicht vor dem hundertsten Jahre ihres Bestehens, Individuen aber nicht vor Vollendung ihres siebzigsten Lebensjahres ein Jubiläum begehen, sonst wird die Sache nach und nach gar zu alltäglich und entbehrt um deßwillen jeglicher Weihe.

In Brüssel war man, wie man sieht, nach diesem Grundsatze verfahren, und darum schien auch die beabsichtigte Feier allseitiger und lebhafter Theilnahme zu begegnen. Mich aber lockte es sehr, ihr beizuwohnen, denn sie galt ja der großen Monarchin, deren segensreiches Wirken zu schildern ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht hatte.

Indem ich mich bereit finden ließ, mich nach Brüssel zu begeben, um bei der dort stattfindenden Jubiläumsfeier unsere Akademie zu vertreten, verfolgte ich gleichzeitig auch

noch einen anderen Zweck. Ich wollte bei dieser Gelegenheit den Umweg über Paris machen und dort einen Verleger, sowie einen französischen Mitarbeiter für eine ziemlich umfangreiche Publication suchen, die ich schon seit geraumer Zeit plante.

Ich darf wohl an das große Aufsehen erinnern, welches die von mir vor einer Reihe von Jahren herausgegebenen authentischen Briefe der Königin Marie Antoinette in Frankreich erregt hatten. Nicht viel geringere Wirkung war daselbst durch ein kleines, von mir im Jahre 1868 veröffentlichtes Werkchen hervorgebracht worden, welchem ich den nicht gerade glücklich gewählten Titel: „Beaumarchais und Sonnenfels" gab. Passender hätte er lauten sollen: „Beaumarchais in Wien".

So war nämlich ein Artikel in dem Feuilleton des Wiener Journals „Die Presse" überschrieben, der mich zu meiner Arbeit veranlaßte. In demselben wurde nach dem bekannten großen Werke von Loménie über Beaumarchais die von dem Letzteren herrührende Geschichte wiedererzählt, daß er bei der Verfolgung des Autors eines zur Verunglimpfung der Königin Marie Antoinette bestimmten Pamphletes in einem Walde bei Nürnberg von Räubern überfallen und verwundet worden sei. Nachdem er hievon in Nürnberg die Anzeige erstattet, sei er nach Wien geeilt, um den Beistand der Kaiserin in Anspruch zu nehmen, auf daß nur ja das gegen ihre Tochter gerichtete Pamphlet, von welchem die schlimmsten Wirkungen zu besorgen sein würden, nicht gedruckt erscheine.

Bei meinen so emsig gepflogenen Vorarbeiten für die Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia war ich im Staatsarchive auf einen ganzen [illegible] authentischer Acten-

ſondern verrathen, vielleicht geplündert, ja ſogar am Leben gefährdet zu werden.

In Brüſſel galt mein erſter Beſuch natürlich meinem Collegen Gachard und ſeiner ebenſo ſchönen als liebenswürdigen Frau; wie ſehr erſchrak ich jedoch, als ſie mir einſtweilen vertraulich mittheilten, ich ſei dazu auserſehen worden, die Rede zu halten, welche man von einem der fremden Delegirten bei dem am folgenden Tage ſtattfindenden Bankette erwartete und die in einen Trinkſpruch auf die belgiſche Akademie der Wiſſenſchaften ausgehen ſollte.

Der Gedanke, ohne hinreichende Zeit zur Vorbereitung vor einer Verſammlung von vielleicht mehreren hundert Perſonen, faſt lauter hervorragenden Männern der Wiſſenſchaft, eine längere franzöſiſche Rede halten zu ſollen, erfüllte mich mit wirklicher Angſt. Aber ich hoffte noch immer, die mir zugedachte Aufgabe ablehnen und ſie auf einen Anderen, am beſten einen der zahlreich anweſenden Franzoſen überwälzen zu können. Dieſe Erwartung erwies ſich jedoch bald als trügeriſch, denn als ich am folgenden Tage zur anberaumten Stunde das Verſammlungslocal der einheimiſchen Akademiker und ihrer fremden Gäſte betrat, da mußte ich bald die Nutzloſigkeit meines Widerſtandes erkennen. Auf ſo lebhafte Gegenvorſtellungen und ſo dringende Bitten ſtieß mein Begehren, mich einer für mich allzu ſchwierigen Leiſtung zu entheben, daß ich bald einſah, ich müſſe mich entweder fügen oder meiner Miſſion vollſtändig entſagen. Das letztere ſchien mir jedoch für die von mir vertretene Akademie, ſowie für mich ſelbſt allzu ſchimpflich zu ſein und mir daher nichts übrig zu bleiben, als mich in mein Schickſal zu ergeben.

Kaiserin umfassen. Hiezu war mir aber, wie ich bereits bemerkte, ein Verleger in Paris sowie ein französischer Mitarbeiter nöthig, denn obgleich nicht ganz ungeübt in der französischen Sprache, bin ich doch derselben bei Weitem nicht mächtig genug, um in ihr als Schriftsteller auftreten zu können. Es war mir daher äußerst erfreulich, einen in jeder Beziehung geeigneten Gehilfen in der Person des Professors August Geffroy zu finden, welcher einer der ersten in Frankreich die Unechtheit der von dem Grafen Hunolstein und Herrn Feuillet de Conches publicirten Briefe der Königin in überzeugender Weise dargethan hatte. Den Verlag des beabsichtigten Werkes aber übernahm durch seine Vermittlung die berühmte Firma Didot.

Ich schalte hier ein, daß diese dreibändige Publication trotz ihres Umfanges von fast siebzehnhundert enggedruckten Seiten größten Formates so lebhaften Anklang fand, daß sie binnen sehr kurzer Frist eine zweite Auflage erlebte.

Obgleich ich somit den Zweck meiner Reise nach Paris in befriedigendster Weise erreichte, brachte doch mein dortiger Aufenthalt einen wahrhaft betrübenden Eindruck auf mich hervor. Prächtige Paläste wie die Tuilerien, das Hotel de Ville und viele andere, dann zahlreiche Privathäuser lagen ganz oder theilweise in Trümmern. Bei einem Besuche der in Versailles tagenden Repräsentativversammlung erschienen mir diese Vertreter des Volkes wie eine recht zuchtlose Schaar, und am peinlichsten berührte es mich, in den wenigen Familien, mit denen ich in Verkehr trat, das Mißtrauen zu sehen, mit welchem man gegen die eigenen Hausgenossen, die Dienstleute erfüllt war. Man erklärte sich darauf gefaßt, von ihnen bei einem Wiederaufleben der Commune nicht etwa Beweise von Treue und Ergebenheit zu erhalten,

mehr und dachte nur noch über das nach, was und wie ich es ſagen wolle, wenn der leider allzu nahe Augenblick hiezu eingetreten ſein würde.

Als ich nicht ohne Befangenheit den Bankettſaal betrat, wies man mir zu meiner Verwunderung einen der oberſten Plätze an der reichgedeckten hufeiſenförmigen Tafel an. Da von einer eigentlichen Rangordnung unter den Vertretern der fremden Akademien und Univerſitäten nicht wohl die Rede ſein konnte, hatte man ſie nach dem Alter der Körperſchaft gereiht, die ſie repräſentirten, und Niemand ſchien zu wiſſen, daß dann das Mitglied der Wiener Akademie auf einen der letzten Plätze gehöre. Aber auf dem meinigen lag eine große goldgeränderte Karte mit der pompöſen Aufſchrift: „M. le Chevalier d'Arneth, délégué de l'Académie de Vienne, fondée en 1705.“ In meiner echtdeutſchen Gewiſſenhaftigkeit glaubte ich einen Augenblick gegen einen Platz, der mir nicht gebührte, Proteſt einlegen und den Beweis antreten zu ſollen, daß unſere Akademie nicht ſchon 1705, ſondern beinahe anderthalb Jahrhunderte ſpäter gegründet worden ſei. Aber der Gedanke, daß hiedurch die ganze Sitzordnung geſtört werden würde, ſowie daß ich ja ohnedies zum Sprecher beſtimmt und es daher gut ſei, wenn ich einen der oberen Plätze einnehme, hielt mich hievon ab. Ich ſaß nun neben dem belgiſchen Geſandten in London, Herrn van de Weyer, einem der verdienteſten Staatsmänner des Landes, welcher als Mitglied der Akademie zu ihrem Feſttage von England herüber gekommen war, und gegenüber von dem Miniſter des Innern, Herrn Delcour, dem ich antworten ſollte.

Das Diner war gut, aber von ganz ungewöhnlicher, wirklich ermüdender Länge. Etwa um halb ſieben Uhr

Die Hartnäckigkeit, mit der man von belgischer Seite auf meiner Wahl zum Festredner beharrte, wurde mir durch die Besorgniß erklärt, es könnte zwischen den Franzosen, unter denen sich mehrere berühmte Männer, wie Nisard, Quatrefages sowie manche Andere befanden, und den Angehörigen des neugegründeten Deutschen Reiches, als deren wissenschaftlich hervorragendster Repräsentant wohl Heinrich von Sybel erschien, so kurz nach dem Kriege zu Streitigkeiten kommen. Um jedes verletzende Wort von vorneherein zu vermeiden, hielt man sich an den neutralen Oesterreicher, welcher ja noch überdies der Geschichtschreiber der Kaiserin Maria Theresia war.

Ganz von meiner Aufgabe erfüllt, schenkte ich dem, was von nun an um mich vorging, nur mehr geringe Aufmerksamkeit. Allerdings freute ich mich als über eine der Wissenschaft dargebrachte Huldigung sehr, als kein Geringerer als der König selbst, mit stürmischen Zurufen begrüßt, von der Loge herab, die er einnahm, mit klarer, weithin tönender Stimme in vollkommen freiem Vortrage eine Anrede an die Versammelten hielt, in der er die Akademie zu ihrem Jubiläum beglückwünschte, ihren Leistungen warme Anerkennung zollte und sie, auch die fremden Delegirten begrüßend, ermunterte zu rüstigem Fortschreiten auf der von ihr betretenen Bahn. Als aber der uralte Präsident der Akademie, Herr d'Omalius d'Halloy seine Antwort an den König, und der gleichfalls schon hochbetagte Generalsecretär, der berühmte Socialstatistiker Quetelet seinen Vortrag über die hundertjährige Geschichte der Akademie zu lesen begannen, da verschloß ich mich während dieser und der noch folgenden überlangen Rede des Akademikers Van Beneden gleichsam geistig in mein Inneres, sah und hörte nichts

mehr und dachte nur noch über das nach, was und wie ich es sagen wolle, wenn der leider allzu nahe Augenblick hiezu eingetreten sein würde.

Als ich nicht ohne Befangenheit den Bankettsaal betrat, wies man mir zu meiner Verwunderung einen der obersten Plätze an der reichgedeckten hufeisenförmigen Tafel an. Da von einer eigentlichen Rangordnung unter den Vertretern der fremden Akademien und Universitäten nicht wohl die Rede sein konnte, hatte man sie nach dem Alter der Körperschaft gereiht, die sie repräsentirten, und Niemand schien zu wissen, daß dann das Mitglied der Wiener Akademie auf einen der letzten Plätze gehöre. Aber auf dem meinigen lag eine große goldgeränderte Karte mit der pompösen Aufschrift: „M. le Chevalier d'Arneth, délégué de l'Académie de Vienne, fondée en 1705.“ In meiner echtdeutschen Gewissenhaftigkeit glaubte ich einen Augenblick gegen einen Platz, der mir nicht gebührte, Protest einlegen und den Beweis antreten zu sollen, daß unsere Akademie nicht schon 1705, sondern beinahe anderthalb Jahrhunderte später gegründet worden sei. Aber der Gedanke, daß hiedurch die ganze Sitzordnung gestört werden würde, sowie daß ich ja ohnedies zum Sprecher bestimmt und es daher gut sei, wenn ich einen der oberen Plätze einnehme, hielt mich hievon ab. Ich saß nun neben dem belgischen Gesandten in London, Herrn van de Weyer, einem der verdientesten Staatsmänner des Landes, welcher als Mitglied der Akademie zu ihrem Festtage von England herüber gekommen war, und gegenüber von dem Minister des Innern, Herrn Delcour, dem ich antworten sollte.

Das Diner war gut, aber von ganz ungewöhnlicher, wirklich ermüdender Länge. Etwa um halb sieben Uhr

mochte es begonnen haben, und erſt ungefähr drei Stunden ſpäter erhob ſich der, wie ich glaube, faſt neunzigjährige Präſident, welcher den Toaſt auf den König ausbrachte, der natürlich mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Auch der Rede des Miniſters des Innern wurde ein ſolcher zu Theil, obgleich es mir ſchien, als ob derſelbe, ein Mitglied und Leiter der clericalen Partei, in den Kreiſen der belgiſchen Akademiker nicht gerade beliebt ſei.

Nun kam die Reihe an mich. Ich hatte während des ganzen Diners faſt nichts gegeſſen und getrunken, um beſſer im Stande zu ſein, das Wagniß, dem ich mich unterzogen, glücklich zu Ende zu führen. So große Bangigkeit ich auch vor demſelben empfunden hatte, ſo muß ich doch ſagen, daß ich mich in dem Augenblicke, in welchem ich zu ſprechen begann, kaum mehr beklommen fühlte. Nach den ganz unerläßlichen Eingangsworten über die Schwierigkeit meiner Aufgabe, in einer anderen als meiner Mutterſprache öffentlich zu reden, brachte ich im Namen und Auftrage der fremden Delegirten unſeren Dank für die zuvorkommende Aufnahme dar, welche wir in Brüſſel gefunden. Hierauf ſchilderte ich, wie ſehr es mich beglücke, zu ſehen und zu hören, in welch ehrendem Andenken man dort überall die Stifterin der Akademie, die Kaiſerin Maria Thereſia halte. Ich ſagte Einiges über ihr ſegensreiches Wirken in Oeſterreich und in Belgien, kam dann auf ihre Stiftung, die Akademie zu reden, deren Arbeiten ich pries und auf deren glückliche Zukunft ich zum Schluſſe einen Toaſt ſprach.

Die erſten Sätze meiner Rede waren im tiefſten Stillſchweigen angehört worden. Aber je länger ich ſprach, deſto lebhafter wurde der Beifall; ſchließlich war er ſo ſtürmiſch und ſo betäubend, daß er meine letzten Worte vollſtändig

unhörbar machte. Nun aber drang Alles auf mich ein, Alles drückte mir die Hand, Alles ſtellte ſich mir vor, alle möglichen und unmöglichen Namen wurden mir genannt, Jeder wollte mit mir anſtoßen, und meine Hände waren förmlich überfluthet von dem Champagner, den man hiebei vergoß. Als ich mich aber bei Einigen, die mich beſonders lebhaft beglückwünſchten, wegen eines hie und da unterlaufenen Fehlers der Sprache oder einer allzu deutſch gedachten Wendung der Rede entſchuldigen wollte, da antwortete mir Einer: „Ach was, das iſt nichts! Sie redeten „zu uns in der Sprache des Herzens; die verſteht Jeder„mann und Jeden reißt ſie hin!“

Und wirklich kam gleich darauf mein Herz in einer mich innig rührenden Weiſe ins Spiel. Kaum hatte ich geendet, ſo näherte ſich mir der ehrwürdige Präſident, und in bewegten Worten theilte er mir mit, nicht nur mein Name, ſondern mehr noch mein Auftreten und meine Sprechweiſe habe ihn an eine Frau erinnert, mit der er vor fünfunddreißig Jahren eine Reiſe von München nach Salzburg zurücklegte, und deren Andenken ihm um ihrer ſeltenen Liebenswürdigkeit willen unvergeßlich geblieben ſei. Dieſe Wiederbelebung des Bildes meiner Mutter in jener Stunde der Aufregung und des Erfolges hatte wirklich etwas Ueberwältigendes für mich, und mit überſtrömendem Gefühle gedachte ich ihrer, der ich ja auch den größten Theil deſſen, was mir ſoeben zu ſo vielſtimmiger Anerkennung verholfen hatte, das bischen Redegewandtheit und die Fähigkeit verdankte, es auch in einer fremden, der franzöſiſchen Sprache zu einiger Geltung zu bringen.

„So führt mich,“ ſchrieb ich am nächſten Morgen meiner Tochter, „die wohlthätige Einwirkung meiner Eltern

„durch das Leben, denn auch von meinem Vater wurde
„ſchon in den gelehrten Kreiſen von Paris, die ich beſuchte,
„und wird auch hier von den mich jetzt umgebenden Män-
„nern der Wiſſenſchaft mit höchſter Anerkennung geſprochen.“

Auch noch am folgenden Tage wurde mir die Nachhaltigkeit der Wirkung meiner Rede in erfreulicher Weiſe bemerkbar. Als ich des Morgens ausging, ſprachen einzelne mir völlig unbekannte Herren mich an und drückten mir ihren Dank aus für meine geſtrige Rede. Als ich zur Fortſetzung der feierlichen Sitzung der Akademie im Palais Ducal mich einfand, umringten mich meine Collegen, und von allen Seiten brachte man mir erneuerte Glückwünſche dar. Bei dem Bankette aber, das der König uns gab und bei welchem ich wieder ganz unberechtigt einen der oberſten Plätze einnahm, ſprach mir derſelbe in huldvollen Worten ſeinen Beifall und ſeinen Dank aus.

Am folgenden Morgen erſchien meine Rede in ſämmtlichen Blättern von Brüſſel, aber eine wohlthätige Hand hatte inzwiſchen die ſtyliſtiſchen und ſprachlichen Fehler, die in derſelben ohne Zweifel ziemlich zahlreich vorgekommen ſein mochten und über welche ich während des Sprechens raſch hinweggeglitten war, ſorgfältig geglättet und ausgemerzt, ſo daß ſie ſich jetzt in dem dicken Buche, welches über dieſe Jubelfeier erſchien, ganz ſtattlich ausnimmt.

1873—1878.

Die erste Hälfte des Jahres 1873 brachte eine tief eingreifende Veränderung in meinem engsten Familienleben mit sich. Am 6. März, ihrem Geburtstage, verlobte sich meine Tochter mit Otto Freiherrn von Eiselsberg, Hauptmann im Tiroler Kaiser-Jäger-Regimente, und am 20. Mai vermälte sie sich mit ihm. Ich ertheilte hiezu mit jener Freude, welcher wohl Jeder sich hingibt, der das Lebensglück seines einzigen Kindes sich begründen sieht, und zugleich auch mit jener schmerzlichen Empfindung meine Zustimmung, welche das Vorgefühl der eigenen Vereinsamung allzeit erwecken muß.

Verstärkt wurde dieses letztere Gefühl durch die trüben Schatten, welche das voraussichtlich nahe Ende meiner hochbetagten Schwiegermutter vor sich her warf. Am 20. Juni verschied sie, eine wackere und pflichttreue, aber auch liebe und freundliche Frau, an welcher das banale, gegen Schwiegermütter sich kehrende Vorurtheil wahrhaftig zu Schanden ward. Mit ihr verschwand auch der eigentliche Centralpunkt, der meine Verbindung mit der Familie meiner verewigten Frau am kräftigsten aufrecht erhielt.

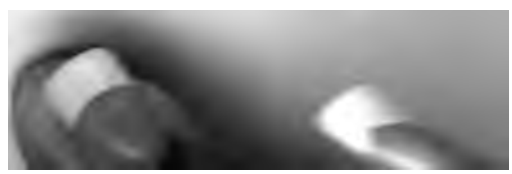
Nur wenige Tage nach diesem traurigen Ereignisse unternahm ich einen Ausflug, welcher mir halb zum Ver-

gnügen gereichen sollte und halb eine Pflichterfüllung für mich enthielt.

Für die ersten Tage des Juli stand die Enthüllung des von der Stadt Klagenfurt im Vereine mit dem Baurathe Baron Schwarz, der wohl den größten Theil der auflaufenden Kosten trug, der Kaiserin Maria Theresia auf dem Hauptplatze dieser Stadt errichteten Denkmals bevor. Das letztere sollte einen Ersatz für das alte, aus Blei geformte und im Laufe der Zeit ganz schadhaft gewordene Monument bilden, mit welchem die kärntnerischen Stände die im Jahre 1765 stattgefundene Anwesenheit der Kaiserin in Klagenfurt zu verewigen gedacht hatten. Aber die vermeintliche Verewigung hatte kaum ein Jahrhundert überdauert; das Blei, aus welchem das Denkmal bestand, hatte den in Kärnten so strengen Wintern nicht widerstehen können, und das Monument mußte durch ein neues, in Bronze gegossenes ersetzt werden. Kronprinz Rudolf sollte dessen Einweihung beiwohnen.

Nicht nur die Hauptstadt von Kärnten, das ganze Land rüstete sich zu dieser Feier. Der Bürgermeister von Klagenfurt, Namens Jessernigg, der zugleich ihr Reichsrathsabgeordneter war, wendete sich an mich mit der Bitte, ihm die bei der Enthüllungsfeier zu haltende Rede zu verfassen, als deren Hauptpunkte mir das Lob der Kaiserin Maria Theresia und die Begrüßung des Kronprinzen bezeichnet wurden. Und als ich Jessernigg's Wunsch bereitwilligst erfüllt hatte, wurde ich zum Lohne hiefür von ihm Namens der Stadt Klagenfurt zu dem Feste geladen.

Mit sehr großem Vergnügen folgte ich diesem Rufe. Aus zweifachem Beweggrunde that ich dies, und zwar weil mich die Feier, als der Kaiserin Maria Theresia geltend,



Zu der Zeit, in welcher dies in Klagenfurt geſchah, hatte der Kronprinz ſein fünfzehntes Lebensjahr noch nicht vollendet. In die Uniform eines Oberſten der Infanterie gekleidet, wohnte er der am Morgen des 4. Juli bei prachtvollem Wetter ſtattfindenden Enthüllung des Thereſien-Denkmals bei. Bürgermeiſter Jeſſernigg hielt die von mir ausgearbeitete Rede, aber mit mancherlei Abänderungen, durch welche ſie — der Wahrheit die Ehre — nicht gerade gewann. Der Kronprinz bezeichnete in ſeiner gut und frei geſprochenen Antwort die Feier als ein dynaſtiſches und ein Volksfeſt zugleich. Er dankte der Bevölkerung, welche den Nachfolgern der großen Kaiſerin die ihr gezollte Liebe und Treue bewahrt habe, und ſchloß mit den Worten: „Gott ſchütze Kärnten!“

Am folgenden Tage ſpeiſte ich bei dem Kronprinzen, der mich, nachdem er mich auf dem Feſtplatze erblickt, mit größter Freundlichkeit bewillkommt hatte. Er lud mich zu einer Partie, die am nächſten Morgen nach Hüttenberg und auf den dortigen Erzberg unternommen werden ſollte.

Glanzvoller Sonnenſchein und heiterſte Stimmung herrſchten, als wir uns ſchon lang vor ſieben Uhr früh im Klagenfurter Bahnhofe zuſammenfanden. Außer dem Kronprinzen ſelbſt und ſeiner näheren Umgebung waren der Statthalter von Kärnten, Graf Caſpar Lodron, ein biederer, geſinnungstüchtiger Mann, den ich ſchon ſeit langer Zeit, noch von dem Hauſe unſeres gemeinſamen Freundes Braulik her kannte, dann ein College im Herrenhauſe, Graf Gleispach, ſowie mein ausgezeichneter Akademiegenoß Profeſſor Hochſtetter, der den Kronprinzen, deſſen geologiſcher Lehrer er war, während der ganzen Reiſe begleitete, und noch viele Andere mit von der Partie. Alles war freundlich

spüren, was bei der langen, manchmal über dreistündigen Dauer der Prüfungen aus den verschiedensten Lehrgegenständen ganz unmöglich gewesen wäre. Mit Lebendigkeit und Frische beantwortete der Kronprinz die in fast allzu großer Anzahl auf ihn gleichsam niederhagelnden Fragen, und wenn er auch hie und da einmal danebenschoß, so war er doch rasch wieder besonnen, und selbst eine nicht ganz richtige Beantwortung einer Frage zeugte doch von dem Verständnisse, welches der betreffende Gegenstand bei ihm fand.

Das Publicum bei diesen Prüfungen, welche sich sehr zu ihrem Vortheile von den Vorstellungen unterschieden, die man sich im Allgemeinen von Prinzenerziehungen macht, bildeten der damalige Weihbischof Kutschker, der Geniegeneral Ebner von Eschenbach, Gemal unserer mit Recht so berühmten belletristischen Schriftstellerin, der Director des Theresianums, Hofrath von Pawlowsky, und ich. Einige Tage nach der Prüfung wurden wir zum Kronprinzen zu Tische geladen, wo wir allein mit ihm, seinem Erzieher und den ihm zugetheilten Officieren speisten. Auf uns Alle aber brachte es einen herzgewinnenden Eindruck hervor, als der Kronprinz aufstand, sein Glas ergriff und mit etwas befangener Knabenstimme, aber doch deutlich und ohne Stockung die einfachen Worte sprach: „Ich trinke auf das „Wohl meiner lieben Gäste."

In jedem der folgenden Jahre wiederholte sich regelmäßig unter gleichen oder doch ähnlichen Modalitäten die Prüfung des Kronprinzen, und ich war thöricht genug, mir einzubilden, daß er mir noch lebhaftere Sympathien als den übrigen Prüfungsgästen entgegenbringe. Darum war ich auch besonders begierig, ihn einmal in der Oeffentlichkeit auftreten zu sehen.

nichts davon gewußt, daß die Zahl der Beſucher um Einen ſich vermehrt hatte, und daher auch kein Pferd für mich bereitgeſtellt. Freilich wurde allſogleich Rath geſchafft, aber derſelbe war leider kein guter. Man führte mir das Pferd eines Forſtmeiſters vor, welches ſich jedoch als ein äußerſt widerhaariger Gaul erwies, der, kaum daß ich ihn beſtiegen, in recht unangenehmer Weiſe bockte und ausſchlug. Mit einem eigenthümlichen Gemiſch von Beſorgniß und jenem Muthwillen, welcher insbeſondere jüngere Leute bei dem einer gewiſſen Komik niemals entbehrenden Anblicke eines Reiters, der ſeines Pferdes nicht recht Herr werden kann, immer überkommt, ſah der Kronprinz meinem Kampfe mit meinem Reitthiere zu. Und obgleich ich mich ziemlich tapfer auf dem Rücken des ſtörrigen Pferdes behauptete, ſo wurde die Gefahr, mit welcher deſſen ſtetes Ausſchlagen nicht nur mich ſelbſt, ſondern auch die Mitreitenden bedrohte, doch ſchließlich zu arg. Mein Pferd wurde ausrangirt; mir aber bot ein junger, eleganter Mann aus einer bekannten kärntneriſchen Gewerkenfamilie, ein Herr von Rauſcher, das ſeinige an, einen hohen, prächtigen Braunen, auf dem ich mich ungemein wohl fühlte. Rauſcher ſelbſt blieb, des Bergſteigens offenbar gewohnt, mit jugendlich elaſtiſchem Schritte uns Reitern immer zur Seite.

Und das war wahrhaftig ein entzückender Ritt, Anfangs durch dichten, mit dem vollen Glanze des Frühlings prangenden Laubwald, dann über üppige, mit dem reichſten Blumenflor bedeckte Wieſen, endlich über rauhes Geſtein immer höher und höher. Der Kronprinz, der den geologiſchen Hammer am Sattelknopfe führte, war in der heiterſten Laune und ſprach in fröhlichſter Weiſe mit Allen, wie ſie im Wechſel des langdauernden Rittes in ſeine Nähe

für mich, am meiſten der Kronprinz ſelbſt, der mich, ſobald er meiner anſichtig wurde, zu ſich in ſeinen Waggon lud.

Von der fröhlichen Fahrt und der feſtlichen Begrüßung des Kronprinzen auf den einzelnen Stationen ſage ich als ſelbſtverſtändlich ebenſowenig ein Wort als von dem Empfange in Hüttenberg, der Beſichtigung der dortigen Erzwerke und dem copioſen Frühſtücke, welches daſelbſt eingenommen wurde. In einer ſehr großen Anzahl von Equipagen, von denen ein Theil wenigſtens einer gewiſſen Eleganz nicht entbehrte, wurde nun nach Heft gefahren, wo in dem dortigen Hochofen eine Beſſemercharge ausgeführt werden ſollte. Der erlauchte Gaſt aber, zu deſſen Ehren Alles dies ſtattfand, zeigte ſich zwar fortwährend äußerſt verbindlich, aber doch auch, was ja der Jugendlichkeit ſeines Alters vollkommen entſprach, nicht ganz ohne Ungeduld, die Fahrt fortzuſetzen, an deren baldigem Ende ihn, wie er im Voraus wußte, das Hauptvergnügen des Tages, der Ritt auf den Erzberg erwartete. „Sehr ſchön, ſehr intereſſant," ſagte er mit manchem Seitenblicke nach den harrenden Wagen, „aber „ich habe das Alles ſchon wiederholt in Neuberg geſehen."

In Anbetracht dieſer Stimmung ſeines Zöglings gab Latour alsbald das Zeichen zum Aufbruche. Neuerdings beſtiegen wir die Wagen, und nach kurzer Fahrt hielten wir in Moſinz, wo eine große Anzahl geſattelter Reitpferde zum Ritte auf den Erzberg bereit ſtand. Meine Aufnahme unter die Zahl der Gäſte, welche der Kronprinz mit liebenswürdiger Zuſtimmung des Herrn von Frey, Generaldirectors der Hüttenberger Eiſen-Induſtrie-Geſellſchaft als der eigentlichen Feſtgeberin veranlaßt hatte, machte ſich hier zum erſten und einzigen Male in einer mir einige Verlegenheit verurſachenden Weiſe bemerkbar. Man hatte in Moſinz

nichts davon gewußt, daß die Zahl der Besucher um Einen sich vermehrt hatte, und daher auch kein Pferd für mich bereitgestellt. Freilich wurde allsogleich Rath geschafft, aber derselbe war leider kein guter. Man führte mir das Pferd eines Forstmeisters vor, welches sich jedoch als ein äußerst widerhaariger Gaul erwies, der, kaum daß ich ihn bestiegen, in recht unangenehmer Weise bockte und ausschlug. Mit einem eigenthümlichen Gemisch von Besorgniß und jenem Muthwillen, welcher insbesondere jüngere Leute bei dem einer gewissen Komik niemals entbehrenden Anblicke eines Reiters, der seines Pferdes nicht recht Herr werden kann, immer überkommt, sah der Kronprinz meinem Kampfe mit meinem Reitthiere zu. Und obgleich ich mich ziemlich tapfer auf dem Rücken des störrigen Pferdes behauptete, so wurde die Gefahr, mit welcher dessen stetes Ausschlagen nicht nur mich selbst, sondern auch die Mitreitenden bedrohte, doch schließlich zu arg. Mein Pferd wurde ausrangirt; mir aber bot ein junger, eleganter Mann aus einer bekannten kärntnerischen Gewerkenfamilie, ein Herr von Rauscher, das seinige an, einen hohen, prächtigen Braunen, auf dem ich mich ungemein wohl fühlte. Rauscher selbst blieb, des Bergsteigens offenbar gewohnt, mit jugendlich elastischem Schritte uns Reitern immer zur Seite.

Und das war wahrhaftig ein entzückender Ritt, Anfangs durch dichten, mit dem vollen Glanze des Frühlings prangenden Laubwald, dann über üppige, mit dem reichsten Blumenflor bedeckte Wiesen, endlich über rauhes Gestein immer höher und höher. Der Kronprinz, der den geologischen Hammer am Sattelknopfe führte, war in der heitersten Laune und sprach in fröhlichster Weise mit Allen, wie sie im Wechsel des langdauernden Rittes in seine Nähe

geriethen. Auch ich befand mich geraume Zeit an seiner Seite, insbesondere während der letzten Augenblicke, als wir die Höhe des Erzberges, einen Punkt mit herrlicher Aussicht erreichten, wo in einem Zelte aus grünem Reisig neuerdings Vorbereitungen zu einem Frühstücke getroffen waren. „Schon wieder essen," seufzte der Kronprinz mit einem schelmischen Seitenblicke gegen mich hin.

Ehe es aber hiezu kam, richtete der Generaldirector Frey eine sehr hübsche Ansprache an den Kronprinzen und bat ihn um Unterzeichnung einer Urkunde, welche in den zur Erinnerung an seine Gegenwart zu errichtenden Obelisk gelegt werden sollte. Mit warmen, augenscheinlich improvisirten Worten erwiederte der Kronprinz und schloß, dem an ihn gerichteten Begehren willfahrend, den Steindeckel, unter welchen die von ihm selbst und uns Allen unterzeichnete Urkunde gelegt worden war, mit drei Schlägen des Hammers und dem Spruche: „Gott schütze den „Bergbau."

Hierauf folgte eine Production des althergebrachten Reiftanzes, von den Bergknappen mit großer Präcision ausgeführt. Während desselben und nach ihm wurde das zweite, eigentlich schon das dritte Frühstück eingenommen, und ich muß sagen, daß ihm der Kronprinz tapferer zusprach, als es nach seinem anfänglichen Seufzer zu vermuthen gewesen wäre. Dann ging der Ritt weiter über den Scharfenstein bis zum Löllinger Berghause, wo man die Pferde verließ und den Weg bis nach Lölling zu Fuß fortsetzte; hier erreichte die etwa sechsstündige Bergpartie ihr Ende. Im Gartensalon des Freiherrn von Dieckmann, eines Schwagers des Präsidenten von Schmerling und Schwiegervaters des jetzigen Landeshauptmannes der Steiermark,

besitze. Ein einziger Gedanke beherrschte mich: „Nur jetzt um „Gotteswillen nicht die Geistesgegenwart verlieren," und so griff ich denn, trotzdem sie mich, der ich unter ihr im Wasser lag, mit ihren stark genagelten Stiefelchen recht empfindlich ins Gesicht, auf die Augen und die Zähne schlug, tapfer zu, erwischte sie an ihren Röcken und drückte sie mit unsäglicher Anstrengung, aber rasch nach oben. Kaum mochte sie jedoch auf der Oberfläche des Wassers erschienen sein, so konnte ich es unter demselben aus Athemnoth nicht mehr aushalten. Es blieb mir nichts übrig, als sie loszulassen, noch unter dem Wasser ein paar Stöße nach vorwärts zu machen und dann selbst emporzutauchen.

Erst nachdem dies geschehen war, vermochte ich unsere gewiß besorgnißerregende Lage recht zu überschauen. In dem Augenblicke, in welchem das Fräulein auf der Oberfläche des Wassers wieder sichtbar geworden war, sprang auch Baron Binzer, jünger und ein viel tüchtigerer Schwimmer als ich, der eigenen Gefahr nicht achtend, in den See, packte mit kräftigem Arm das Fräulein und hielt sie über dem Wasser. Als ich gleichfalls hinzukam, gelang es uns, sie ein klein wenig zu beruhigen, so daß sie nicht mehr so umherschlug und es Binzer möglich machte, sie über dem Wasser zu erhalten, denn ich selbst, durch das überlange Verweilen unter demselben gar sehr erschöpft, konnte eigentlich kaum mehr hiezu beitragen. Leider war unser Boot recht weit von uns weggetrieben worden und für uns nicht zu erreichen. Die große Entfernung des Ortes unseres Unfalles vom Ufer erschwerte gleichfalls die Rettung, aber im letzten, entscheidenden Augenblicke erfolgte sie dennoch. Der rühmlich bekannte Wiener Arzt Dr. Heinrich Obersteiner, seine Gattin, seine Schwester Frau Schloß und

ich dem beiderseitigen Drängen und bestieg endlich mit meinen zwei Gästen das Schiff. Mich allen an mich gerichteten Begehren fügend, setzte ich mich an das Steuer, während das Fräulein die in der Mitte des Bootes angebrachten Ruder und Binzer die an dessen Spitze befindlichen ergriff. In solcher Weise fuhren wir fast eine Stunde hindurch kreuz und quer über den See, als ich dem Fräulein den Vorschlag machte, sich zur Vermeidung allzu großer Ermüdung an meiner Stelle an das Steuer zu setzen. Nachdem sie zugestimmt hatte, stand ich von meinem Platze vorsichtig auf und trat im Schiffe zur Seite, um sie an mir vorüber zum Steuer gelangen zu lassen. Statt sich aber auf der anderen Seite des Schiffes dorthin zu verfügen, sprang sie rasch gegen mich her und brachte dadurch ein so starkes und so plötzliches Ueberneigen des Bootes hervor, daß ich, auf nichts dergleichen gefaßt, das Gleichgewicht verlor und rücklings in den See stürzte. Ein unwillkürlicher Griff nach dem Steuer, um mich noch zu erhalten, brachte keine andere Wirkung hervor, als daß das Ruder zerbrach. Durch meinen Sturz aber wurde die Kante des Bootes bis unter den Wasserspiegel herabgedrückt, auch das Fräulein konnte sich nicht mehr halten, sondern fiel mir nach in den See.

Obgleich durchaus kein besonders geübter Schwimmer, war ich doch trotz meines mir äußerst hinderlichen Anzuges und schwerer Beschuhung keinen Augenblick um mich besorgt und hätte mich sehr leicht gerettet, aber der Sturz des Fräuleins in den See versetzte mich in die peinlichste Angst. An ihrem convulsivischen Umherschlagen mit den Händen und den Füßen merkte ich sogleich, daß sie auch nicht die leiseste Ahnung von der Kunst des Schwimmens

besitze. Ein einziger Gedanke beherrschte mich: „Nur jetzt um „Gotteswillen nicht die Geistesgegenwart verlieren," und so griff ich denn, trotzdem sie mich, der ich unter ihr im Wasser lag, mit ihren stark genagelten Stiefelchen recht empfindlich ins Gesicht, auf die Augen und die Zähne schlug, tapfer zu, erwischte sie an ihren Röcken und drückte sie mit unsäglicher Anstrengung, aber rasch nach oben. Kaum mochte sie jedoch auf der Oberfläche des Wassers erschienen sein, so konnte ich es unter demselben aus Athemnoth nicht mehr aushalten. Es blieb mir nichts übrig, als sie loszulassen, noch unter dem Wasser ein paar Stöße nach vorwärts zu machen und dann selbst emporzutauchen.

Erst nachdem dies geschehen war, vermochte ich unsere gewiß besorgnißerregende Lage recht zu überschauen. In dem Augenblicke, in welchem das Fräulein auf der Oberfläche des Wassers wieder sichtbar geworden war, sprang auch Baron Binzer, jünger und ein viel tüchtigerer Schwimmer als ich, der eigenen Gefahr nicht achtend, in den See, packte mit kräftigem Arm das Fräulein und hielt sie über dem Wasser. Als ich gleichfalls hinzukam, gelang es uns, sie ein klein wenig zu beruhigen, so daß sie nicht mehr so umherschlug und es Binzer möglich machte, sie über dem Wasser zu erhalten, denn ich selbst, durch das überlange Verweilen unter demselben gar sehr erschöpft, konnte eigentlich kaum mehr hiezu beitragen. Leider war unser Boot recht weit von uns weggetrieben worden und für uns nicht zu erreichen. Die große Entfernung des Ortes unseres Unfalles vom Ufer erschwerte gleichfalls die Rettung, aber im letzten, entscheidenden Augenblicke erfolgte sie dennoch. Der rühmlich bekannte Wiener Arzt Dr. Heinrich Obersteiner, seine Gattin, seine Schwester Frau Schloß und

deren Tochter waren eben im Begriffe, ihr Boot zu besteigen, als sie unsere Bedrängniß gewahrten. Mit Windeseile flogen sie herbei und streckten uns, bei uns angekommen, ihre hilfreichen Hände entgegen. Nachdem das Fräulein sich an das Boot angeklammert hatte, schwamm Binzer um das Schiff, um von der anderen Seite ein Gegengewicht zu bilden, die im Boote Befindlichen aber zogen mit meiner Nachhilfe das Fräulein an Bord und brachten sie ans Ufer, wo die im Gasthofe wohnenden Damen sie mit trockener Kleidung versahen. Binzer und ich ließen uns, einer Centnerlast entledigt, ins Wasser zurücksinken und warteten dort, still auf dem Rücken liegend, auf die Boote, welche herbeikamen, auch uns ans Ufer zu führen. Spornstreichs rannte ich nach Hause, mich umzuziehen, und dann holte ich eiligst das Fräulein, es zu seiner Mutter zu führen. So kamen wir noch eher zu ihr, als sie irgendwelche Kunde von unserem Unfalle erhielt. Jeglicher Schrecken wurde ihr dadurch vollkommen erspart, aber sie dankte darum doch mit nicht geringerer Wärme unserem Freunde Binzer als dem eigentlichen Retter ihrer Tochter. Auf mich allein angewiesen und ohne das zur Hilfe herbeieilende Schiff wäre sie sicherlich ertrunken, und auch mich hätte wohl dieses traurige Schicksal ereilt.

Als eine That des Muthes von Mutter und Tochter wird es wohl erwähnt werden dürfen, daß die Letztere mit Erlaubniß der Ersteren am folgenden Tage wieder mit mir eine Seefahrt unternahm. Ich hielt dies für zweckmäßig, um in ihr nicht eine an und für sich kaum hinreichend begründete Furcht vor einer bei Beobachtung der erforderlichen Vorsicht doch eigentlich gefahrlosen Vergnügung aufkommen zu lassen.

Durch die Verheiratung meiner Tochter, die am 7. März 1874 ihr erstes Kind, ein wohlgebildetes Mädchen, zur Welt brachte, welchem in den Jahren 1875 und 1876 noch zwei Knaben folgten, wurde ich selbstverständlich der besten und meinem Herzen bei weitem am nächsten stehenden Gesellschaft auf den Kreuz- und Querzügen beraubt, die ich alljährlich während meiner Urlaubszeit unternahm. Im Jahre 1874 erstreckten sie sich auf Oberösterreich, Salzburg und insbesondere auf Tirol, 1875 aber überschritten sie die österreichische Grenze und führten mich nach Baden-Baden, wo mein Bruder mit seiner Familie den Sommer hindurch verweilte. Dort war gleichzeitig die deutsche Kaiserin Augusta anwesend, der ich zwei Jahre früher in Wien aus Anlaß ihres Besuches der Weltausstellung als einer der Vicepräsidenten des Patriotischen Hilfsvereines vorgestellt worden war. Damals hatte sie den Präsidenten Fürsten Colloredo, meinen Collegen Baron Tinti und mich eigens zu sich beschieden, um uns ihre lebhafte Theilnahme an den Bestrebungen unseres Vereines auszudrücken und dessen Angelegenheiten näher mit uns zu besprechen. Mit mir redete sie freilich weit mehr über meine historischen Arbeiten als über den Hilfsverein, und mit so warmen Lobsprüchen überschüttete sie mich, wie ich sie sonst in Oesterreich kaum jemals zu hören bekam. Da war es denn natürlich nur meine Pflicht, mich nach meiner Ankunft in Baden-Baden in das Buch einzuschreiben, welches zu diesem Zwecke im Vorzimmer der Kaiserin auflag. Kaum hatte ich dies gethan, als auch schon ihr Kammerherr Graf Fürstenstein bei uns erschien, um meinen Bruder, welcher ziemlich häufig bei der Kaiserin verkehrte, und mich für einen der folgenden Tage zum Speisen bei ihr zu laden.

Als wir, dieser Aufforderung folgend, das Zimmer betraten, in welchem die Gesellschaft sich versammelte, wurden wir angewiesen, uns an der Tafel schräg gegenüber von der Kaiserin, zu beiden Seiten des diensthuenden Kammerherrn zu setzen. Wir waren hiedurch, wie uns Eingeweihte versicherten, zu den eigentlichen Zielpunkten der Conversation Ihrer Majestät erkoren.

Und so war es denn auch wirklich. Kaum war die Kaiserin ins Zimmer getreten, so begrüßte sie alle Anwesenden, aber insbesondere uns Brüder aufs Freundlichste. In den huldvollsten Worten versicherte sie uns der Freude, die sie darüber empfinde, uns einmal gleichzeitig bei sich zu sehen.

Nun verfügten wir uns, Ihre Majestät voran und wir Alle ihr folgend, in den Speisesaal, der aber eigentlich nicht größer als ein geräumiges Zimmer war. In der Mitte der Langseite der ziemlich schmalen Tafel nahm die Kaiserin Platz, neben ihr als die Höchsten im Range Freiherr von Schweizer, vormals badischer, und Graf Seebach, ehedem sächsischer Gesandter in Paris. Aber beide Herren mußten sich diesmal schon bescheiden, von der Kaiserin fast gar nicht ins Gespräch gezogen zu werden, welches sie mit großer Lebendigkeit, aber fast ausschließlich mit uns Brüdern unterhielt. Es erstreckte sich der Hauptsache nach nur auf österreichische Dinge, und es erregte meine Verwunderung, das warme Interesse zu sehen, welches die Kaiserin für dieselben an den Tag legte, während sie sich doch über sie eigentlich recht wenig unterrichtet zeigte. So sehr entbehrten manchmal ihre Behauptungen jeglicher Begründung, daß ich es für unrecht gehalten hätte, sie insbesondere vor einer größeren Anzahl von Zuhörern ganz unberichtigt zu lassen. Aber

in so respectvolle Form kleidete ich meinen Widerspruch, daß die Kaiserin sich hiedurch unmöglich verletzt fühlen konnte. Um so inniger hätte ich dies bedauert, als die sichtlich hervortretende Ueberzeugung der erlauchten Frau, sie habe nicht nur Rechte zu genießen, sondern auch Pflichten zu erfüllen, wirklich die höchste Achtung, und ihre eifrige Bemühung, trotz ihrer erhabenen Stellung auch eine liebenswürdige Hauswirthin zu sein, Bewunderung verdiente. Ueberdies gewann es in meinen Augen fast den Anschein, der mich nicht wenig für sie einnahm, als ob die Kaiserin, natürlich ohne auch nur ein Wort darüber zu sagen, sogar einen Oesterreicher von so wenig bedeutender Stellung, als die meinige war, durch verdoppelte Liebenswürdigkeit dasjenige leichter verschmerzen machen wolle, was von preußischer Seite an seinem Vaterlande gesündigt worden war.

Darum ließ auch mein langdauerndes und eifriges Gespräch mit ihr nur einen wohlthuenden Eindruck in mir zurück. Auch sie schien von der Conversation mit meinem Bruder und mir nicht unangenehm berührt, wenigstens durften wir dies aus dem Umstande schließen, daß wir schon für einen der nächsten Abende wieder zu ihr berufen wurden. Wir trafen sie fast allein, nur eine Hofdame war anwesend. Bald brachte sie das Gespräch auf meine historischen Schriften, in denen sie sich, insbesondere in meiner Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia, nicht ganz unbewandert zeigte. Sie bat mich, ihr mein von der gewöhnlichen Tradition, in der sie aufgewachsen sei, mannigfach abweichendes Urtheil über Friedrich den Großen näher zu begründen. Ungescheut folgte ich ihrer Aufforderung, und ich glaube wohl, daß der Ausdruck innerster Ueber-

Oesterreich für seine Zulassung zum Staatsarchive eintreten ließen. Denn seit einer Reihe von Jahren hatten die österreichischen Historiker ihren preußischen Widersachern, und wie ich glaube mit Recht die Behauptung entgegengehalten, die unleugbare Parteilichkeit ihrer Darstellungen stamme nicht nur von ihrer eigenen Voreingenommenheit gegen Oesterreich, sondern auch von der Einseitigkeit ihrer preußischen Geschichtsquellen her, während der Inhalt unserer Archivalien die Dinge in einem der österreichischen Politik ungleich vortheilhafteren Lichte erscheinen lasse. Aus der unbestreitbaren Richtigkeit dieser Behauptung ging jedoch meiner Ansicht nach gleichsam von selbst die Nothwendigkeit hervor, den preußischen Historikern die Einsicht in jene Acten zu gestatten, durch welche eine Rectificirung ihrer bisherigen Anschauungen veranlaßt werden sollte, während die Vorenthaltung derselben nur allzu leicht den Verdacht erwecken konnte, die österreichischen Archivalien müßten, statt die von preußischer Seite vorgebrachten Anschuldigungen zu entkräften, die vollste Bestätigung derselben, ja vielleicht noch Aergeres, bisher Unbekanntes enthalten. Denn wenn dies nicht der Fall wäre, besäße man ja keinen Grund, nicht auch einem vielleicht mißgünstigen Auge Einsicht in dieselben zu gestatten.

Ich erlebte die Genugthuung, meine Anschauungen vom Ministerium des Aeußern vollkommen gebilligt zu sehen, so daß ich im Sinne derselben unbehindert fortwirken konnte. Und auch in anderen Ländern, sowie in deren Archiven brachen sie sich allmälig Bahn, so daß dem Vorantritte des österreichischen Staatsarchives das Verdienst davon zugeschrieben werden darf, wenn überhaupt in den civilisirten Staaten Europa's das frühere System über-

flüssiger Geheimnißkrämerei im Archivswesen mehr und mehr über Bord geworfen wurde.

Hand in Hand mit der Erfüllung meiner Pflichten als Director des Staatsarchives gingen auch meine historischen Arbeiten, denen ich, der Geschäftslast entledigt, welche mit meiner früheren Stellung im Landesausschusse verbunden war, seit diesem Augenblicke mit ganz besonderem Eifer oblag.

Wenn ich bisher verhältnißmäßig nur wenig von meiner schriftstellerischen Thätigkeit erzählte, so ist der Grund davon blos darin zu suchen, daß eine solche sich kaum anregend schildern läßt. In der Einsamkeit der Studirstube, in emsiger Forschung in Archiven und Bibliotheken spinnt sie sich ab und daran ist wohl nicht viel zu beschreiben. Aber das darf ich sagen, daß gerade während der Siebzigerjahre die Summe meiner Arbeit auf historischem Gebiete die auf jedem anderen unendlich weit übertraf. Noch im Jahre 1871 veröffentlichte ich in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zwei für die Geschichte der Kaiserin Maria Theresia überaus wichtige, von ihr selbst herrührende Denkschriften. Ihnen folgte ebendaselbst eine Monographie über den einflußreichen Staatsreferendar Johann Christoph Bartenstein und seine Zeit. 1872 gab ich in zwei Bänden die Correspondenz zwischen Kaiser Joseph II. mit seinem Bruder Leopold von Toscana heraus. Und von da an concentrirte ich meinen ganzen Fleiß und den größten Theil meiner Arbeitskraft auf die Vollendung meines Werkes über Maria Theresia. 1875 erschienen der fünfte und der sechste Band, welche die Zeitdauer des siebenjährigen Krieges umfassen. Ihnen folgte 1876 der siebente Band, der die Gründung des Staatsrathes, den ungarischen Land-

tag von 1764, den Tod des Kaisers Franz und die übrigen Wechselfälle in der kaiserlichen Familie schildert, die Mitglieder derselben aber in einer sie charakterisirenden Darstellung vor Augen führt. Der im Jahre 1877 erschienene achte Band erörtert die auswärtige Politik vom Schlusse des siebenjährigen Krieges bis zur Erwerbung Galiziens und der Bukowina. Der neunte Band endlich, der in den letzten Monaten des Jahres 1878 ausgegeben wurde, bespricht die inneren, namentlich die kirchlichen Verhältnisse der Monarchie, das Unterrichtswesen, Wissenschaft und Kunst, die Gesetzgebung und die Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen. Als das Jahr 1879 anbrach, war nur noch ein Band, der zehnte, ausständig, welcher das ganze umfangreiche Werk zum Abschlusse bringen sollte.

Was endlich die Verhandlungen des Herrenhauses betrifft, so sei es mir gestattet, auf diejenigen zurückzukommen, welche im April 1874 über das als Regierungsvorlage eingebrachte Gesetz zur Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche stattfanden.

Als ein günstiges Omen betrachteten es wir Mitglieder der Verfassungspartei, und als ein charakteristisches Kennzeichen des gewaltigen Unterschiedes zwischen den damaligen und den jetzigen Zuständen im Herrenhause wird es wohl auch heute noch Erwähnung verdienen, daß von der aus diesem Anlasse gewählten, aus 21 Personen bestehenden Commission, in welcher auch ich mich befand, nicht etwa ein Kirchenfürst oder eine andere clericale Persönlichkeit, sondern Präsident von Schmerling zum Obmann, der frühere Unterrichtsminister Leopold von Hasner aber zu dessen Stellvertreter erkoren wurde. Dadurch wird hinreichend dargethan, daß die freisinnigere Anschauung die

Majorität im Ausschusse besaß, welche denn auch nach langer und eindringlicher Berathung den Gesetzentwurf dem Herrenhause zur Annahme empfahl.

Mit sehr großer Spannung sah ich den Verhandlungen im Schooße des Letzteren entgegen. Denn es war wohl mit ziemlicher Bestimmtheit vorherzusehen, daß sich das damalige Haupt der clericalen Partei in Oesterreich, Cardinal Rauscher an denselben betheiligen werde, und ich trug mich mit dem vielleicht vermessenen Gedanken, seinen Ausführungen von meinem Standpunkte aus, dem eines aufrichtigen, aber keineswegs ultramontanen Katholiken entgegenzutreten.

Ich kannte Rauscher schon seit mehr als dreißig Jahren, als er in vormärzlicher Zeit noch Director der orientalischen Akademie war. Und wie denn die Jugend nur allzu leicht nach Aeußerlichkeiten urtheilt, so muß ich sagen, daß mir das pedantische und zugleich eines gewissen Hochmuthes nicht entbehrende, steife und eckige Wesen Rauscher's ihn zu keiner sehr sympathischen Persönlichkeit machte. Durch das unschöne Deutsch, das er gewöhnlich sprach und welches zu dem etwas geschraubten Pathos, in dem er später seine stets in langsamstem Zeitmaße vorgetragenen Reden hielt, in einem so eigenthümlichen Gegensatze stand, wurde dieser wenig günstige Eindruck keineswegs verbessert. Es war der eines vollendeten Stubengelehrten, aber Rauscher war weit mehr als ein solcher, er war ein Gelehrter im vollsten Sinne des Wortes. Von so großem Umfange war sein Wissen, daß ihm hierin von seinen Standesgenossen wohl nur Wenige gleichkamen.

Wie bei so manchem Anderen, geschah es auch bei ihm, daß die Ereignisse des Jahres 1848, obgleich er sie innerlich verabscheute, doch den eigentlichen Anstoß gaben

zu seiner glanzvollen Laufbahn. 1849 Bischof von Seckau und 1853 Erzbischof von Wien geworden, entwickelte er insbesondere in dieser letzteren Stellung eine tief eingreifende Wirksamkeit, als deren vornehmstes Resultat das schon im Jahre 1855 mit dem heiligen Stuhle abgeschlossene Concordat bezeichnet werden muß.

Durch und durch ein österreichischer Patriot, war Rauscher als solcher ebenso Absolutist wie Centralist von reinstem Wasser; nur auf das kirchliche Gebiet wollte er die Machtsphäre der Staatsgewalt so wenig als möglich ausgedehnt, sondern es ebenso durch eine absolutistische und centralistische Autorität, die des Papstes beherrscht sehen. Beide Gewalten, die staatliche und die kirchliche, würden dann, so meinte er wohl, noch am ehesten im Stande sein, in untrennbarem Zusammenwirken den Sieg über die revolutionäre Richtung der Neuzeit zu erfechten.

So großartig diese Combination Rauscher's gar Manchem erscheinen mochte, so litt sie doch an einem tief einschneidenden Irrthum, an welchem sie schließlich auch scheitern mußte. Mag man noch so lebhaft eine starke Regierungsgewalt wünschen und noch so bereitwillig zugeben, daß eine absolutistische an und für sich eine stärkere als eine constitutionell gestaltete sei, so wird man doch nicht in Abrede zu stellen vermögen, daß heutzutage die Aufrechthaltung oder die Wiedereinführung einer dauernden absolutistischen Regierungsform in wirklich civilisirten Ländern in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre. Das „de nobis sine nobis" sich wieder gefallen zu lassen, dazu wird keine Bevölkerung eines den Culturstaaten angehörigen Landes so bald wieder gebracht werden können, und damit scheint mir auch der Fingerzeig zur Erkenntnis des Uebels gegeben zu sein, welches

in der Jetztzeit auf die Stellung der katholischen Kirche schädigend einwirkt. Auch in ihr fällt es den Laien, welche einen geistig etwas höheren Standpunkt als den der „stummen Heerde“ einnehmen, immer schwerer, sich Gebote auferlegen zu lassen, auf deren Zustandekommen ihnen nicht der geringste Einfluß gegönnt wird.

Darum hatte denn auch Rauscher von dem Augenblicke an, in welchem in Oesterreich der erste und noch sehr schwache Anlauf zur Erweckung constitutionellen Lebens gemacht wurde, mit nichts so sehr als mit der Vertheidigung des von ihm geschaffenen, aber gleichwohl vor seinen Augen in Trümmer zerfallenden Concordates zu thun. Schon im verstärkten Reichsrathe hatte er in dieser Beziehung, und nicht allein gegen den freisinnigen Maager, der die Abschaffung des Concordates beantragte, sondern auch gegen den clericalen Grafen Georg Apponyi zu kämpfen gehabt, der durch dasselbe die Rechte der ungarischen Krone für beeinträchtigt hielt. Und diese Vertheidigung des Concordates setzte Rauscher denn auch unentwegt, und sogar noch in einem Augenblicke fort, in welchem dasselbe schon seit langer Zeit von Seite der österreichischen Regierung als für sie nicht mehr bestehend erklärt worden war. Trat er ja noch in seiner Rede vom 10. April 1874 für die Giltigkeit des Gesetzes vom 5. November 1855 ein.

Diese Behauptung und so manche andere, welche vom Cardinal im Verlaufe seiner soeben erwähnten Rede vorgebracht worden war, erlaubte ich mir, wenngleich in rücksichtsvollster Form, aber darum doch in nicht minder entschiedener Weise zu widerlegen. Insbesondere trachtete ich den Irrthum darzuthun, in welchem die Träger der Kirchengewalt, die Mitglieder der Hierarchie sich befänden, indem

ſie unter der Bezeichnung der „Kirche“ immer nur ſich ſelbſt und ihre Amtsgenoſſen verſtänden, die übergroße Anzahl derjenigen aber, die ſich zum Katholizismus bekennen, die Laien hiebei vollſtändig vergäßen. Die Biſchöfe ſelbſt würden ja bereitwillig zugeben, ſagte ich unter Anderem hierüber, daß ſie und die Prieſter um der Laien und nicht die Laien um der Biſchöfe und der Prieſter willen da ſeien. Uneingedenk deſſen und der früheren Einrichtungen und Gepflogenheiten der katholiſchen Kirche hätten ſie, die Mitglieder der Hierarchie, ſich daran gewöhnt, fort und fort über uns, die Laien, willkürlich zu verfügen. Aber das Bewußtſein hätten ſie in uns nicht zu erlöſchen vermocht, daß zwiſchen der Hierarchie und der Kirche, welch' letztere auch die Laien umfaſſe, ein ſehr großer Unterſchied obwalte.

Zur Unterſtützung dieſer Behauptung führte ich die Worte des frommen Biſchofs Sailer von Regensburg an, der ſogar, über meine Anſchauung noch hinausgehend, ſagte: „Die Hierarchie iſt, Gott ſei Dank, nicht die Kirche. Jene, „die mehr von der Welt in ihrer Hoffart als von dem „Geiſte Chriſti und ſeiner ſich ſelbſt verleugnenden Liebe „ſich leiten läßt, wird und ſoll untergehen. Ich aber ge„tröſte mich der gewiſſen Hoffnung, daß die Kirche Chriſti „auf dem allein unerſchütterlichen Fels des Evangeliums „nur um ſo ſchöner aufblühen werde.“

Im Verlaufe ſeiner Rede hatte Cardinal Rauſcher auch ſeinen ſchon von den Apoſteln herrührenden Lieblingsausſpruch wiederholt, der da lautet: „Man muß Gott mehr „gehorchen als dem Menſchen.“ Ich entgegnete hierauf, daß ein Menſch, der in der That die Vorſchriften Gottes als alleinige Richtſchnur ſeines Handelns erkenne, ein Menſch, welcher, irdiſchen Vortheil nicht achtend, ja denſelben geradezu

in der Jetztzeit auf die Stellung der katholischen Kirche schädigend einwirkt. Auch in ihr fällt es den Laien, welche einen geistig etwas höheren Standpunkt als den der „stummen Heerde" einnehmen, immer schwerer, sich Gebote auferlegen zu lassen, auf deren Zustandekommen ihnen nicht der geringste Einfluß gegönnt wird.

Darum hatte denn auch Rauscher von dem Augenblicke an, in welchem in Oesterreich der erste und noch sehr schwache Anlauf zur Erweckung constitutionellen Lebens gemacht wurde, mit nichts so sehr als mit der Vertheidigung des von ihm geschaffenen, aber gleichwohl vor seinen Augen in Trümmer zerfallenden Concordates zu thun. Schon im verstärkten Reichsrathe hatte er in dieser Beziehung, und nicht allein gegen den freisinnigen Maager, der die Abschaffung des Concordates beantragte, sondern auch gegen den clericalen Grafen Georg Apponyi zu kämpfen gehabt, der durch dasselbe die Rechte der ungarischen Krone für beeinträchtigt hielt. Und diese Vertheidigung des Concordates setzte Rauscher denn auch unentwegt, und sogar noch in einem Augenblicke fort, in welchem dasselbe schon seit langer Zeit von Seite der österreichischen Regierung als für sie nicht mehr bestehend erklärt worden war. Trat er ja noch in seiner Rede vom 10. April 1874 für die Giltigkeit des Gesetzes vom 5. November 1855 ein.

Diese Behauptung und so manche andere, welche vom Cardinal im Verlaufe seiner soeben erwähnten Rede vorgebracht worden war, erlaubte ich mir, wenngleich in rücksichtsvollster Form, aber darum doch in nicht minder entschiedener Weise zu widerlegen. Insbesondere trachtete ich den Irrthum darzuthun, in welchem die Träger der Kirchengewalt, die Mitglieder der Hierarchie sich befänden, indem

nur ihren Untergebenen vorgezeichnet, sondern bei ihnen auch durchgesetzt haben würden, wäre wohl jegliche Gefahr, welche aus dem vorliegenden Gesetze etwa für sie hervorgehen könnte, vollständig verschwunden.

Durch das bisher Gesagte ist freilich nur ein geringer Theil dessen erschöpft, was ich in meiner Rede darzuthun mich befliß, aber ich glaube hierin doch für jetzt nicht noch ausführlicher werden zu dürfen. Aus der dreitägigen Discussion, welche über diesen Gegenstand stattfand, will ich als besonders hervorragende Redner von der Gegenseite nur den Grafen Leo Thun, von denen für unsere Anschauung aber den Freiherrn von Lichtenfels erwähnen, wobei sich der uns aufs Höchste erschreckende Vorfall ereignete, daß der Letztere, nachdem er sehr lang und in wirklich ausgezeichneter Weise gesprochen, plötzlich, von einer Ohnmacht befallen, auf seinen Sitz zurücksank. Er mußte aus dem Saale getragen werden; zu unserer Freude erholte er sich jedoch wieder.

Der Letzte, welcher von Seite unserer Partei in dieser Debatte, und zwar wie immer wirkungsvoll sprach, war der Berichterstatter Leopold von Hasner. Gern gestehe ich, daß es mir allzeit zur Freude gereichte, Schulter an Schulter mit diesem ausgezeichneten Manne und geistvollen Redner für dasjenige zu streiten, was ich für das Richtige hielt. Um so lebhafter bedauerte ich es daher, wenn dies einmal nicht der Fall war und ich mich, statt wie gewöhnlich an seiner Seite, ihm gegenüber fand.

Im Herrenhause geschah dies, soviel ich mich erinnere, nur ein einziges Mal in einer Angelegenheit von sehr großer Wichtigkeit. Es handelte sich um den aus der Initiative des Abgeordnetenhauses hervorgegangenen Gesetzentwurf, durch

welchen das bisherige Ehehinderniß der Religionsverschiedenheit beseitigt und somit die Zulassung der bis jetzt gesetzlich verbotenen Ehen zwischen Christen und Juden herbeigeführt werden sollte.

Im Laufe meiner langjährigen Theilnahme an politischen Verhandlungen war ich nicht ganz selten zu dem linken Flügel der Verfassungspartei, zu welch' letzterer ich mich allzeit zählte, in Gegensatz gerathen. Daß dies auch einmal in Bezug auf meine eigentlichen Gesinnungsgenossen, das Centrum und den rechten Flügel dieser Partei der Fall sein werde, hätte ich kaum für möglich gehalten, aber dennoch geschah es. Und daß gerade drei mir besonders werthe Mitglieder unserer Partei, von denen zwei um ihrer politischen Antecedentien und das dritte um seiner persönlichen Stellung willen die höchste Beachtung verdienten, die Herren von Schmerling und Hasner sowie Fürst Friedrich Liechtenstein diese Secession herbeiführten, war mir nicht wenig empfindlich.

Nach dem Fürsten Joseph Dietrichstein und unserem ehemaligen Landmarschall, dem Fürsten Joseph Colloredo war Fürst Friedrich Liechtenstein vielleicht dasjenige Mitglied der vornehmsten Adelsfamilien Oesterreichs, für welches ich die wärmsten Sympathien empfand. Daß er ein überaus tapferer Soldat gewesen, wußte ich gewiß zu schätzen, aber es war doch nicht gerade diese Eigenschaft, die mich am meisten zu ihm hinzog. Sein schlichtes, einfaches Wesen, der Eindruck, den er auf Jedermann hervorbrachte, daß seine Würdigung des Menschen und sein Benehmen gegen ihn nur von dessen persönlichem Werthe abhänge und nicht etwa nach dem Range desselben und seiner sonstigen Stellung eingerichtet werde, vor Allem aber seine erprobte politische

Ueberzeugungstreue gewannen ihm meine Achtung, ja meine Zuneigung in sehr hohem Maße. Diese Empfindung für ihn wurde auch durch sein momentanes Zurückweichen von unserem sonstigen gemeinsamen Standpunkte nicht geschwächt, welches ja lediglich aus einem mir wohlverständlichen Bestreben, die eigene Confession vor einer sie vielleicht schädigenden Berührung zu bewahren, entsprang, während es bei Schmerling und bei Hasner aus einer, wie ich wenigstens glaube, unrichtigen Auffassung der Sache selbst hervorging. Ja, was der Letztere in seinen so anziehend geschriebenen Denkwürdigkeiten bei Besprechung dieses Punktes zur Vertheidigung seines Verfahrens anführt, scheint mir vollends zu beweisen, daß er sich damals wirklich in einem bei seiner sonstigen Denkungsart nur schwer erklärlichen Irrthume befand.

Daß bei Eheschließungen im Allgemeinen die Gleichheit der Confession ein äußerst wirksames Moment bildet, um die Erreichung des wichtigsten Zweckes der Ehe, ein einiges und daher glückliches Zusammenleben der Gatten zu verbürgen, wird wohl vernünftiger Weise von Niemand geleugnet werden können. Nicht in einer verschiedenen Beurtheilung dieser unbestreitbaren Thatsache bestand also die obwaltende Meinungsdifferenz, sondern in der auf folgende zwei Fragen zu gebenden Antwort: „Ist nicht die gemischte „Ehe zwischen Christen und Juden, so wenig wünschens„werth sie auch an und für sich sein mag, der jetzt gesetz„lich zulässigen Confessionslosigkeit als das geringere Uebel „bei Weitem vorzuziehen?“ Und zweitens: „Entspricht es „dem Geiste der modernen Gesetzgebung, dem Staate die „Machtvollkommenheit zu einer so weitgehenden Einschrän„kung der Eigenberechtigung der Staatsbürger zuzuerken„nen, daß er aus vermeintlicher Fürsorge für deren Wohl

„ihnen eine Eheschließung verbieten darf, von welcher sie „nun einmal die Begründung dieses Wohles erwarten?“

Die Antwort, welche ich mir selbst nach gewissenhaftester Prüfung auf diese beiden Fragen zu ertheilen hatte, konnte für mich keinen Augenblick zweifelhaft sein, und ich bin hierin bis auf den heutigen Tag nicht schwankend geworden. Denn was den ersten Punkt angeht, müssen nach meiner innigsten Ueberzeugung gerade der eifrige Katholik und umsomehr der Priester und der Bischof, so sehr sie auch an und für sich die Ehe zwischen Christen und Juden perhorresciren mögen, dieselbe immer noch für weniger verwerflich ansehen als das Aergste, was der Katholik vom confessionellen Standpunkte aus verüben kann, den Abfall vom Glauben. Und all die Uebelstände, welche man von der Verschiedenheit des Bekenntnisses der Ehegatten für ein einmüthiges Zusammenleben derselben und für die Erziehung der Kinder mit Recht besorgt, werden sich noch weit greller herausstellen, wenn die Ersteren, statt treulich festzuhalten an dem ihnen einmal angeborenen Glaubensbekenntnisse, dasselbe einfach von sich werfen und die Letzteren ohne allen Glauben, das ist confessionslos emporwachsen.

Diese für mich geradezu entscheidende Wahrheit wurde durch die zweite Betrachtung noch verstärkt, daß es, wenn nicht mit dem Wortlaute, so doch mit dem Geiste der Staatsgrundgesetze gewiß nicht zu vereinbaren sei, wenn man eine so weitgehende Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes der Staatsbürger aufrecht erhalte, wie sie in dem Fortbestehen des Ehehindernisses der Religionsverschiedenheit liegt. Daß endlich die Zulassung der Ehen zwischen Christen und Juden ein äußerst wirksames Mittel zu allmäliger Herüberziehung der besseren Classen der Letzteren

zum christlichen Glaubensbekenntnisse sein würde, war ein gleichfalls nicht gering anzuschlagendes Argument für die Anschauung, zu der ich mich bekannte.

Darum konnten auch diejenigen, welche nicht gleich den Clericalen und den sogenannten Conservativen Alles beim Alten und die unleugbar vorhandenen, überaus grellen Uebelstände, welche insbesondere von dem Bürgermeister von Wien, Dr. Felder, in einer wirksamen Rede drastisch geschildert worden waren, unbeirrt fortbestehen lassen wollten, nicht viel Anderes gegen meine Anschauung vorbringen, als daß durch die ihr entsprechenden Beschlüsse nur eine theilweise Heilung jener Schäden herbeigeführt würde. Eine vollständige Reform der Ehegesetzgebung, welche nur durch Einbringung einer auf freisinnige Principien aufgebauten Vorlage zu erreichen wäre, würde vor ihr bei Weitem den Vorzug verdienen.

Gegen die Richtigkeit dieser Behauptung ließ sich nur ein einziges Argument in die Wagschale werfen, aber es war geradezu entscheidend. Konnte man denn wirklich nach der ganzen Lage der Dinge von dem Ministerium Auersperg-Lasser, welches sich damals am Ruder befand, die Einbringung einer solchen Vorlage auch nur mit einiger Zuversicht erwarten? Durch die stricte Neutralität, die es bei den obschwebenden Verhandlungen beobachtete, hatte es ja in einer für Jedermann deutlich erkennbaren Weise gezeigt, daß es einer in dieser Beziehung an dasselbe zu richtenden Aufforderung nicht entsprechen wolle, oder vielleicht besser gesagt dies nicht könne. Und selbst wer etwa diese ablehnende Haltung dem Ministerium zum Vorwurfe machte, vermochte doch nicht zu bestreiten, daß es in dieser Sache mit anerkennenswerther Offenheit vorging.

Um so eigenthümlicher war daher auch das Verfahren derjenigen, welche hievor gleichsam die Augen verschlossen und einen Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung mit einer Motivirung stellten, deren Haltlosigkeit sie doch selbst klar und deutlich einsehen mußten. „In der zuversichtlichen „Erwartung," so lautete dieser Antrag, „daß die hohe Re„gierung in naher Zukunft ein vollständiges bürgerliches „Ehegesetz einbringen werde, wolle das hohe Haus be„schließen, über den dermaligen, von der Commission bean„tragten Gesetzentwurf zur Tagesordnung überzugehen."

In der Reihe der zahlreichen Unterschriften, welche unter diesem Antrage standen, befanden sich Namen von echt constitutionellem Klange neben solchen reactionärster Färbung. Es fiel mir nicht schwer, dies schlagend nachzuweisen und die Unnatürlichkeit eines Bündnisses darzuthun, welches nur darauf abzielte, die Vorlage zu Fall zu bringen, und ganz die Beweggründe außer Acht ließ, in Anbetracht deren dies geschehen sollte. Aber ich erreichte dadurch nichts Anderes als das mir keineswegs erwünschte Resultat, wenigstens vorübergehend den Aerger, und zwar nicht blos politischer Gegner, sondern auch sonstiger Parteigenossen auf mich zu laden, welche sich durch meine Behauptung umsomehr getroffen fühlten, als sie wirklich der Wahrheit entsprach.

In welch hohem Maße dies Letztere der Fall war, zeigte sich bei der folgenden namentlichen Abstimmung in ganz unwiderleglicher Weise. Für den von Rauscher's Nachfolger Rutschker eingebrachten Antrag auf einfache Tagesordnung stimmten nur neununddreißig gegen dreiundfünfzig Votanten. Diese neununddreißig gesellten sich aber bei der zweiten Abstimmung zu denen, welche den Antrag auf Ueber-

zum christlichen Glaubensbekenntnisse sein würde, war ein gleichfalls nicht gering anzuschlagendes Argument für die Anschauung, zu der ich mich bekannte.

Darum konnten auch diejenigen, welche nicht gleich den Clericalen und den sogenannten Conservativen Alles beim Alten und die unleugbar vorhandenen, überaus grellen Uebelstände, welche insbesondere von dem Bürgermeister von Wien, Dr. Felder, in einer wirksamen Rede drastisch geschildert worden waren, unbeirrt fortbestehen lassen wollten, nicht viel Anderes gegen meine Anschauung vorbringen, als daß durch die ihr entsprechenden Beschlüsse nur eine theilweise Heilung jener Schäden herbeigeführt würde. Eine vollständige Reform der Ehegesetzgebung, welche nur durch Einbringung einer auf freisinnige Principien aufgebauten Vorlage zu erreichen wäre, würde vor ihr bei Weitem den Vorzug verdienen.

Gegen die Richtigkeit dieser Behauptung ließ sich nur ein einziges Argument in die Wagschale werfen, aber es war geradezu entscheidend. Konnte man denn wirklich nach der ganzen Lage der Dinge von dem Ministerium Auersperg-Lasser, welches sich damals am Ruder befand, die Einbringung einer solchen Vorlage auch nur mit einiger Zuversicht erwarten? Durch die stricte Neutralität, die es bei den obschwebenden Verhandlungen beobachtete, hatte es ja in einer für Jedermann deutlich erkennbaren Weise gezeigt, daß es einer in dieser Beziehung an dasselbe zu richtenden Aufforderung nicht entsprechen wolle, oder vielleicht besser gesagt dies nicht könne. Und selbst wer etwa diese ablehnende Haltung dem Ministerium zum Vorwurfe machte, vermochte doch nicht zu bestreiten, daß es in dieser Sache mit anerkennenswerther Offenheit vorging.

haupt mit noch gesteigerten Concessionen erkaufen zu müssen. In den letzteren war aber unsere Regierung wenigstens nach meiner Ansicht und derjenigen einer sehr großen Anzahl meiner Gesinnungsgenossen zu weit gegangen, und daher gab es auch mit ihr gar manchen recht hartnäckigen Kampf. Schließlich endigte er freilich, wie dies auch kaum anders sein konnte, mit dem Siege der Regierung. Aber man durfte ihr hiezu doch nicht eigentlich Glück wünschen, denn die gewaltige Einbuße, welche sie hiedurch an Ansehen überhaupt und an Sympathie bei den Männern ihrer eigenen politischen Färbung erlitt, mußte ihre Stellung nachhaltig erschüttern.

Bis tief in den Frühsommer 1878 dauerten die Verhandlungen des Herrenhauses hierüber, und sie waren noch lang nicht zum Abschlusse gediehen, als in den letzten Tagen des Mai Rokitansky und ich nun schon zum vierten Male zum Präsidenten und zum Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt wurden.

In dem Augenblicke, in welchem dies geschah, befand sich Rokitansky schon in einem recht traurigen Zustande körperlichen Verfalles. Aber die Majorität der Akademie konnte es zu meiner aufrichtigen Freude nicht über das Herz bringen, einem Manne, welcher nicht nur als Gelehrter und als Forscher hochverdient und hochberühmt, sondern auch als Mensch allgemein geliebt und verehrt war, eine Kränkung zuzufügen, wie er sie in seiner Nichtwiederwahl ohne Zweifel erblickt hätte. Die bittere Empfindung, welche von einer solchen wohl immer begleitet ist, blieb ihm also glücklicher Weise erspart, und es war in der wohlthuenden Ueberzeugung der treuen Anhänglichkeit der Akademie an ihn, daß er binnen weniger als zwei Monaten nach seiner erneuerten Wahl, am 23. Juli 1878 starb. Durch seinen Tod aber trat

gang zur Tagesordnung mit der Aufforderung an die Regierung zu baldigſter Einbringung eines vollſtändigen bürgerlichen Ehegeſetzes verbanden. Sie erzielten denn auch mit ſiebenundfünfzig gegen zweiunddreißig Stimmen die Majorität. Daß die „zuverſichtliche Erwartung“, unter welcher dies geſchah, ſich bis heute nicht erfüllte, iſt Jedermann bekannt.

Die Aufregung, in welche dieſe Verhandlung mich immerhin verſetzte, war lang ſchon wieder beruhigt, als ich etwa drei Monate ſpäter, im Mai 1877, mit meinen Collegen, dem älteren Plener, Haſner, Winterſtein und dem Grafen Rudolf Wrbna vom Herrenhauſe in die Quotendeputation entſendet wurde, welche, aus fünfzehn Mitgliedern beſtehend, mit der gleich ſtarken ungariſchen Deputation das Beitragsverhältniß der beiden Reichshälften zu den Auslagen für die gemeinſamen Angelegenheiten feſtſtellen ſollte. Als Mitglied dieſer Quotendeputation war ich auch gleichzeitig ein ſolches der zahlreichen Commiſſion, welche das Herrenhaus im October 1877 zur Vorberathung der verſchiedenen, auf die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn bezüglichen Fragen erwählte.

In den ſehr langen und recht peinlichen Verhandlungen, welche hierüber ſtattfanden, befand ich mich allzeit auf dem Standpunkte, daß der Ausgleich mit Ungarn ganz ſo, wie er beſchloſſen und zum Geſetze geworden war, vollinhaltlich und mit ſtricteſter Loyalität beobachtet, daß es aber mit nicht geringerer Sorgfalt vermieden werden müſſe, nach jedesmaligem Ablaufe von zehn Jahren die Zuſtimmung der Ungarn zur Fixirung des Quotenverhältniſſes, welches ja ohnehin bei Feſthaltung des Grundſatzes vollſtändiger politiſcher Gleichberechtigung für uns ungünſtig genug war, ſowie zur Erneuerung des Ausgleiches über-

haupt mit noch gesteigerten Concessionen erkaufen zu müssen. In den letzteren war aber unsere Regierung wenigstens nach meiner Ansicht und derjenigen einer sehr großen Anzahl meiner Gesinnungsgenossen zu weit gegangen, und daher gab es auch mit ihr gar manchen recht hartnäckigen Kampf. Schließlich endigte er freilich, wie dies auch kaum anders sein konnte, mit dem Siege der Regierung. Aber man durfte ihr hiezu doch nicht eigentlich Glück wünschen, denn die gewaltige Einbuße, welche sie hiedurch an Ansehen überhaupt und an Sympathie bei den Männern ihrer eigenen politischen Färbung erlitt, mußte ihre Stellung nachhaltig erschüttern.

Bis tief in den Frühsommer 1878 dauerten die Verhandlungen des Herrenhauses hierüber, und sie waren noch lang nicht zum Abschlusse gediehen, als in den letzten Tagen des Mai Rokitansky und ich nun schon zum vierten Male zum Präsidenten und zum Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt wurden.

In dem Augenblicke, in welchem dies geschah, befand sich Rokitansky schon in einem recht traurigen Zustande körperlichen Verfalles. Aber die Majorität der Akademie konnte es zu meiner aufrichtigen Freude nicht über das Herz bringen, einem Manne, welcher nicht nur als Gelehrter und als Forscher hochverdient und hochberühmt, sondern auch als Mensch allgemein geliebt und verehrt war, eine Kränkung zuzufügen, wie er sie in seiner Nichtwiederwahl ohne Zweifel erblickt hätte. Die bittere Empfindung, welche von einer solchen wohl immer begleitet ist, blieb ihm also glücklicher Weise erspart, und es war in der wohlthuenden Ueberzeugung der treuen Anhänglichkeit der Akademie an ihn, daß er binnen weniger als zwei Monaten nach seiner erneuerten Wahl, am 23. Juli 1878 starb. Durch seinen Tod aber trat

ich als Vicepräsident nach den Satzungen der Akademie einstweilen provisorisch an die Spitze dieser Corporation.

Die letzte Ehre erwies ich Rokitansky, indem ich bei dem feierlichen Leichenbegängnisse, welches unter einer nur selten erhörten Theilnahme der Bevölkerung stattfand, an seiner noch offenen Gruft die Grabrede hielt. Ich trachtete darin den unsterblichen Verdiensten, die er sich um die exacte medicinische Forschung erworben, gerecht zu werden, und den unermeßlichen Segen zu schildern, der durch ihn selbst und durch die Tausende von Aerzten, die aus seiner Schule hervorgingen, der Menschheit erwuchs. Ich vergaß nicht, des maßvollen Freisinnes seiner politischen Anschauungen zu gedenken, und wiederholte das Wort, das er in einer berühmt gewordenen Rede im Herrenhause sprach: „Jeder Tag muß „auch ein Fortschritt sein, damit der Stillstand von gestern „uns nicht heute dem Verkommen überliefere.“ Ich erinnerte daran, daß er mit einer wirklich rührenden Anhänglichkeit an die Nationalität, der er entstammte, die tiefste Verehrung für die deutsche Wissenschaft und die klare Erkenntniß verband, daß er nur auf ihrem Boden das geworden sei, was er war. Und ich schloß endlich mit einer Hinweisung auf das, was Rokitansky seiner Familie, seiner Frau, seinen Kindern und Enkeln gewesen, wie er dadurch klar erkennbar gezeigt, daß er nicht allein ein großer Gelehrter, sondern auch ein guter und ein edler Mensch war.

Das schmerzbewegte Schluchzen der dichtgedrängten Schaaren, welche das Grab umstanden, galt mir als Beweis, daß meine Worte, wie sie meiner innigen Empfindung entstammten, auch zu ihren Herzen den Weg fanden.

eher als dem häßlichen Kaiser Leopold I. mit der dicken Unterlippe gleich.

Mehr als aufgewogen wurden diese an und für sich doch nur geringfügigen Uebelstände durch einige wahrhaft entzückende Frauengestalten und durch die Pracht der zur Anwendung kommenden Costüme, insbesondere der Juwelen und der Waffen. Die Schmuckgegenstände waren zum größeren Theile der kaiserlichen Schatzkammer, die Waffen der Ambraserſammlung entnommen, während ein Theil der Trophäen noch den Türkenkriegen entstammte.

Von den dargestellten Tableaux will ich nur das erste, das dritte und das letzte erwähnen. „König Rudolf I. belehnt „auf dem Reichstage zu Augsburg im December 1282 seine „beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steier„mark, Krain, der windischen Mark und Portenau.“ Mit diesem ersten Bilde wurde die Grundlage zur Anschauung gebracht, auf welcher die Größe des habsburgischen Geschlechtes erwuchs. Das dritte Bild: „Erste Begegnung „des Erzherzogs Maximilian mit seiner Braut Maria von „Burgund“ sollte das Emporsteigen des Hauses Oesterreich zu seiner Weltstellung andeuten. Und das letzte Tableau zeigte das Kaiserhaus in seiner schönsten und glücklichsten Entfaltung, indem in demselben Maria Theresia, ihren Gemal Franz I. an ihrer Seite und von allen ihren Kindern, dreizehn an der Zahl umgeben, erschien, wie sie im October 1760 in Laxenburg die Braut ihres Sohnes Joseph, die Infantin Isabella von Parma begrüßte.

Ohne mich dem Verdachte der Wohldienerei auszusetzen, werde ich wohl sagen dürfen, daß in diesem letzten Tableau die Hauptfigur, die der Kaiserin Maria Theresia, an der Erzherzogin Elisabeth eine Darstellerin fand, welche

insgesammt genehmigt, die Maler Angeli, Gaul und Makart entwarfen die Skizzen zu den Tableaux, Brioschi malte die stylvollen Decorationen und Weilen dichtete eine Art verbindenden Textes, den er bei der Vorstellung selbst declamirte.

Wer je bei ähnlichen Aufführungen hinter den Coulissen gestanden, der kennt aus eigener Erfahrung das fröhliche Leben, welches dort herrscht, und den ungezwungenen Verkehr unter den Mitwirkenden, so verschieden auch sonst ihr Rang und ihre Stellung sein mögen. Ein Gleiches war auch damals der Fall, und die Heiterkeit der Stimmung wurde nicht wenig durch den Umstand gefördert, daß unter den Mitgliedern des Kaiserhauses insbesondere die jüngeren Erzherzoge als Darstellende erschienen. Denn weil die Beobachtung strengster historischer Treue als oberstes Princip vorgeschrieben war, so konnten, da die Mehrzahl der Bilder sich auf Zeiten bezog, in denen keine Bärte getragen wurden, zumeist nur so junge Theilnehmer fungiren, welche noch überhaupt keinen oder nur sehr wenig Bart besaßen. Das hatte aber auch sein Mißliches, denn eine jugendliche Physiognomie wird niemals jene nur von gereifterem Alter und vielfachen Erlebnissen herrührende Durcharbeitung der Gesichtszüge annehmen können, welche einem Charakterkopfe erst seine eigenthümliche Prägung verleiht. So kann man nicht sagen, daß es gelungen wäre, aus dem damals erst zwanzigjährigen Kronprinzen trotz aller grauen und schwarzen Striche, die man ihm aufkleckste, trotz der gelungenen Perrücke, der treu nachgebildeten Gewandung und der Krone, die er trug, einen richtigen Rudolf von Habsburg herauszubringen. Und auch der schlanke, jetzt so hochgewachsene Erzherzog Eugen sah, so viel Mühe er sich auch gab, Allem

eher als dem häßlichen Kaiser Leopold I. mit der dicken Unterlippe gleich.

Mehr als aufgewogen wurden diese an und für sich doch nur geringfügigen Uebelstände durch einige wahrhaft entzückende Frauengestalten und durch die Pracht der zur Anwendung kommenden Costüme, insbesondere der Juwelen und der Waffen. Die Schmuckgegenstände waren zum größeren Theile der kaiserlichen Schatzkammer, die Waffen der Ambraserſammlung entnommen, während ein Theil der Trophäen noch den Türkenkriegen entstammte.

Von den dargestellten Tableaux will ich nur das erste, das dritte und das letzte erwähnen. „König Rudolf I. belehnt „auf dem Reichstage zu Augsburg im December 1282 seine „beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steier„mark, Krain, der windischen Mark und Portenau.“ Mit diesem ersten Bilde wurde die Grundlage zur Anschauung gebracht, auf welcher die Größe des habsburgischen Geschlechtes erwuchs. Das dritte Bild: „Erste Begegnung „des Erzherzogs Maximilian mit seiner Braut Maria von „Burgund“ sollte das Emporsteigen des Hauses Oesterreich zu seiner Weltstellung andeuten. Und das letzte Tableau zeigte das Kaiserhaus in seiner schönsten und glücklichsten Entfaltung, indem in demselben Maria Theresia, ihren Gemal Franz I. an ihrer Seite und von allen ihren Kindern, dreizehn an der Zahl umgeben, erschien, wie sie im October 1760 in Laxenburg die Braut ihres Sohnes Joseph, die Infantin Isabella von Parma begrüßte.

Ohne mich dem Verdachte der Wohldienerei auszusetzen, werde ich wohl sagen dürfen, daß in diesem letzten Tableau die Hauptfigur, die der Kaiserin Maria Theresia, an der Erzherzogin Elisabeth eine Darstellerin fand, welche

wegen der Majestät ihrer Erscheinung sowie der Schönheit und des Ausdruckes ihrer Gesichtszüge mit Recht enthusiastische Bewunderung erregte. Und würdig reihte sich ihr als Isabella von Parma die Gemalin des Erzherzogs Carl Ludwig, Erzherzogin Maria Theresia an, welche sich gegen die historische Tradition nur dadurch ein klein wenig versündigte, daß sie die Infantin, welche sie darstellen sollte, an Schönheit weit überstrahlte. Und ihrer nicht unwerth war auch ihr Bräutigam, der Erzherzog Karl Stephan als Kronprinz Joseph. Fast in dem Alter, in welchem der Letztere zur Zeit seiner Vermälung gestanden, riefen auch seine Gesichtszüge und seine Gestalt die Erinnerung an Joseph zurück.

So groß und so aufrichtig auch das Wohlgefallen war, mit welchem ich diese prächtig gelungenen Tableaux mit ansah, so bestand doch nicht in dieser Freude des Beschauens mein hauptsächlicher Gewinn. Ich erblickte ihn darin, daß mir dieses Fest die eifrig benützte Gelegenheit darbot, mit fast sämmtlichen Mitgliedern des Kaiserhauses in nähere Berührung zu kommen. Die huldvollen Kundgebungen, welche von allen Seiten gegen mich laut wurden, konnten Jemand, der so wie ich in treuer Ergebenheit für das Kaiserhaus erzogen worden war, nur auf das Wohlthuendste berühren. Insbesondere war dies bei den geselligen Vereinigungen der Fall, welche sowohl am Abende der Generalprobe als an dem der Darstellung selbst, am 21. und 22. April sich an die letztere schlossen. Sowie ich wohnten auch Angeli, Gaul, Makart, Weilen und Hellmesberger, welch Letzterer den musikalischen Theil des Festes geleitet hatte, dem Souper bei, bei welchem ich am ersten Abende zwischen der Großherzogin Alice von Toscana und der Erzherzogin Elisabeth, am zweiten aber zwischen der

Herzogin Maria Thereſia von Württemberg und der leider ſeither verſtorbenen Erzherzogin Antoinette von Toscana ſaß. „Ich kann es Dir wirklich nicht hinreichend ſchildern,“ ſchrieb ich meiner Tochter, „wie liebenswürdig dieſe Damen „mit mir waren und wie köſtlich ich mich mit ihnen unter„hielt. Mein Mund hatte ſo viel mit Reden zu thun, daß „ich gar nicht zum Eſſen kam.“

Der Anblick der Tafelrunde gewann am zweiten Abende dadurch ganz außerordentlich an Reiz und an Glanz, daß die Mitwirkenden ſämmtlich in ihren prachtvollen Coſtümen geblieben waren. Als der Champagner credenzt wurde, erhob ſich der Kronprinz, der während der ganzen Zeit die heiterſte Laune entwickelt hatte. Er trug das Coſtüm Kaiſer Karls V., welche Rolle, wenn man ſo ſagen darf, trotz der Unähnlichkeit der Geſichtszüge doch aus dem Grunde weit beſſer für ihn paßte als diejenige Rudolfs von Habsburg, weil er ſich ſo ziemlich in dem Alter befand, in welchem, und das war der Gegenſtand des vierten Tableau's, Karl im April 1521 ſeinem Bruder Ferdinand die öſterreichiſchen Länder übertrug. Der Kronprinz ſprach einen ſehr hübſchen Toaſt auf ſeinen durchlauchtigſten Onkel, den Veranſtalter des Feſtes, welchen dieſer in herzlichſter Weiſe erwiederte, auch Denjenigen dankend, die zum Gelingen des Feſtes Jeder nach ſeiner Weiſe mitgewirkt hatten.

Hiemit war das letztere jedoch noch keineswegs zu Ende; auf das Souper folgte ein improviſirter Ball, im wahren Sinne des Wortes improviſirt, denn daß er dies war, erwies ſich aus der Verlegenheit, in der man ſich wegen Beiſchaffung der erforderlichen Tanzmuſik befand. Der einzige und noch dazu ſehr berühmte Muſiker unter

uns, Hellmesberger bewährte ſich — er möge mir verzeihen, daß ich ihn hier ſo an den Pranger ſtelle — nicht gerade als Walzerſpieler von Fach, und den Tanzenden wäre wohl Strauß lieber geweſen als er. Schließlich kam es ſo weit, daß ſich in willfährigem Erbarmen Erzherzog Wilhelm als Ludwig der Strenge von Baiern, in ſilberner Rüſtung, die weiß-blauen Farben an ſich tragend, ans Clavier ſetzte und einige beſonders rhythmiſche Wiener Walzer mit ſehr großer Fertigkeit ſpielte.

Während der jüngere Theil der erlauchten Geſellſchaft ſich in ſolcher Weiſe aufs Fröhlichſte unterhielt, hatte ich mich anregender Geſpräche, insbeſondere mit dem Großherzoge Ferdinand von Toscana und ſeinen Brüdern Ludwig und Johann zu erfreuen. Einen mir ſehr willkommenen Abſchluß des Feſtes aber bildete es, als der Kronprinz aus freien Stücken mich fragte, ob mir der Beſitz ſeines Buches: „Fünfzehn Tage auf der Donau“ Vergnügen bereiten würde. Und auf meine bejahende Antwort ſandte er es mir unverzüglich zu.

Genau in den Tagen, in welchen die Hauptſtadt Wien die Feier der ſilbernen Hochzeit des Kaiſerpaares beging, trug ſich in aller Stille ein Ereigniß zu, welches für die Oeffentlichkeit gar keine, für mich allein aber eine ſehr große Bedeutung beſaß. Ende April trat der zehnte und letzte Band meines Werkes über die Regierungszeit der Kaiſerin Maria Thereſia an die Oeffentlichkeit. In ſeinen ſieben erſten Capiteln erörtert er die Zuſtände in den einzelnen Ländern des Geſammtſtaates Oeſterreich während dieſer Epoche. Daran ſchließt ſich die Darſtellung alles deſſen, was ſich auf die Erbfolge in Baiern und den hieraus entſtandenen Krieg bezieht, der im Jahre 1779 durch den

Frieden von Teſchen und die Erwerbung des Innviertels für Oeſterreich ſeinen Abſchluß fand. Die Schilderung der erſten Reiſe Joſephs nach Rußland, der Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor des Kurfürſten von Köln und ſchließlich des Todes der Kaiſerin füllt die letzten Capitel meines Werkes.

Als dasſelbe im Drucke vollendet vor mir lag, konnte ich mich einer Empfindung nicht erwehren, welche einerſeits eine freudige und doch andererſeits auch wieder eine wehmüthige war. Eine freudige, denn trotz aller Beſcheidenheit durfte ich doch dem Bewußtſein Raum geben, eine mühevolle Leiſtung vollbracht und ein Werk geſchaffen zu haben, von welchem kein Geringerer als Döllinger am 15. October 1879 mir ſchrieb, es ſei „wahrlich ein Monumentum aere „perennius", ein Denkmal, dauernder als Erz, eine Bezeichnung, welche elf Jahre ſpäter aus gleichfalls berufener Feder neuerdings auf dasſelbe angewendet wurde. Eine wehmüthige aber, denn ich konnte nicht zweifeln, daß die beſte Arbeit meines Lebens gethan ſei und ich eine ähnliche nicht mehr zu Stande bringen werde.

Ein Gegengewicht zu ſo trüben Gedanken bildete es, daß ich am 27. Mai 1879, ich glaube ſagen zu dürfen, einſtimmig zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften gewählt wurde. Denn während ich bei Anweſenheit von 48 Votanten meine eigene Stimme meinem Collegen Freiherrn von Burg gab, trugen 46 Stimmzettel meinen Namen, und nur einer lag, ich weiß nicht ob aus Irrthum oder aus Oppoſition, unbeſchrieben in der Urne. Zum Vicepräſidenten wurde Baron Burg gewählt und durch die Freude, welche der hochbetagte und hochverdiente Mann hierüber empfand, meine eigene nicht wenig erhöht.

Seither hat die Akademie meine Wahl zu ihrem Präsidenten nach je drei Jahren noch viermal erneuert. Irre ich nicht, so habe ich diesen für mich so ehrenvollen Vorgang hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß meine Collegen von meiner treuen Anhänglichkeit an die Akademie und meiner rückhaltlosen Hingebung an die Interessen derselben überzeugt sind.

Eine zweite Auszeichnung, welche, wenngleich anderer Art als die Wahl zum Präsidenten der Akademie, mich nicht weniger erfreute, war meine im Juni 1880 aus Anlaß der bevorstehenden Vollendung meines vierzigsten Dienstjahres erfolgende Ernennung zum wirklichen geheimen Rathe. Nächst der Gnade des Kaisers verdankte ich sie dem zu meinen Gunsten gestellten Antrage des Freiherrn von Haymerle, welcher nach dem Rücktritte des Grafen Andrássy, und zwar im September 1879 Minister des Aeußern geworden war.

Nicht persönliche Vorliebe Haymerle's für mich konnte ihn zu diesem Verfahren veranlaßt haben. Er war eines der wenigen Mitglieder der höheren österreichischen Diplomatie, die ich nicht schon von meiner Dienstleistung im Ministerium des Aeußern her kannte. Und auch nachdem er Minister und dadurch mein Chef geworden war, näherte ich mich ihm meiner Gewohnheit nach nicht mehr, als es durch meine dienstliche Stellung unumgänglich nothwendig wurde. Denn allzeit verschmähte ich es, auch nur den leisesten Schritt zu thun, von dem man hätte vermuthen können, er wäre in meinem eigenen Interesse geschehen. Allerdings erfreute es mich dann doppelt, wenn man mir von einer Seite, von der ich es kaum zu erwarten gehabt hätte, und ganz ohne mein Zuthun außergewöhnliche Anerkennung zollte.

Auch von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und den Beamten des Staatsarchives wurde der Tag der Vollendung meines vierzigsten Dienstjahres nicht vergessen. Die Ersteren richteten eine in den liebenswürdigsten und für mich ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßte Adresse an mich, die Letzteren aber ließen von Canon mein Bild malen und es zu bleibender Erinnerung an mich im Directionszimmer des Staatsarchives aufstellen.

Wenn ich soeben von meiner treuen Anhänglichkeit an die Akademie der Wissenschaften sprach, so darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß ich noch einer zweiten großen Corporation angehöre, welcher ich bis dahin die gleiche Gesinnung entgegenbrachte, dem Herrenhause des Reichsrathes. Aber in die Zeit des Rücktrittes des Grafen Andrássy fällt auch, wenngleich ohne näheren Zusammenhang mit ihm, wohl aber in Folge des Sturzes des Ministeriums Auersperg-Lasser der erste Beginn jener tiefeinschneidenden Veränderung, welche nicht in Bezug auf seine Satzungen und seine äußere Form, wohl aber seinem inneren Wesen nach mit dem Herrenhause vorging.

Weder zum Lobredner noch zum Ankläger der damals zurücktretenden Regierung will ich mich machen. Gewiß ist, daß sie nicht wenig fachmännisches, insbesondere juristisches Wissen und nicht gewöhnliche Redetalente in ihrer Mitte besaß. Bedauerlich war es, daß sie es nicht verstanden, ja wohl auch gar nicht mit der erforderlichen Nachhaltigkeit versucht hatte, mit der politischen Partei, aus welcher sie hervorgegangen war, fortwährend Fühlung und gutes Einvernehmen zu erhalten. Darum besaß sie auch nicht hinreichenden Einfluß auf die Partei, um deren Einlenken in Bahnen hintertreiben zu können, auf welchen sie selbst nicht

wenig dazu beitrug, ihre bisherige politische Stellung zu untergraben.

Dieser Zwiespalt mit den eigenen Meinungsgenossen und die Art des Rücktrittes des Ministeriums, welcher mehr einem Abbröcklungsprocesse glich und das in solchem Falle wohl allein angemessene solidarische Vorgehen vollständig vermissen ließ, trugen gewiß viel dazu bei, daß dessen Sturz nur wenig und jedenfalls weit weniger bedauert wurde, als es geschehen wäre, wenn man nicht bloß seine positiven Leistungen, sondern auch dasjenige in Betracht gezogen hätte, was es zu verhindern gewußt. Denn so viel es auch im Einzelnen gefehlt haben mochte, in den großen Grundprincipien, auf welche es bei der Leitung eines Staates wie des unsrigen doch vorzugsweise ankommt, in der Wahrung und dem Schutze des seiner Cultur nach am höchsten stehenden, also des deutschen Elementes, welches trotz vielfacher und beklagenswerther Abweichungen nach rechts und nach links nächst der Dynastie den festesten Kitt der Monarchie bildet, in einer maßvollen Centralisirung der Regierungsgewalt und in stetem Festhalten an dem Banner eines besonnenen Fortschrittes blieb es sich ja doch allzeit gleichmäßig treu.

Von dem Allen aber trat, und zwar in einer allmälig immer herausfordernderen Form gerade das Gegentheil ein. Dem so eifrig zu widerstreben als ich nur überhaupt vermochte, darin erblickte ich aus innigster Ueberzeugung ebenso sehr ein Gebot meiner Pflicht gegen den Staat als gegen mich selbst, aber durch die stoßweise erfolgende Umgestaltung der Majoritätsverhältnisse im Herrenhause wurde jede Opposition gegen die neue Regierung mehr und mehr lahmgelegt. Anfangs freilich, ehe diese Umge-

ſtaltung gänzlich vollzogen war, gelang es meinen Parteigenoſſen und mir, hie und da noch einen nicht ganz zu verachtenden Erfolg zu erringen. So geſchah dies in den erſten Tagen des Juni 1881, als die Regierung einen Nachtragscredit zur Beſtreitung des Aufwandes für die ins Leben zu rufenden Facultäten der neu zu errichtenden Univerſität mit czechiſcher Unterrichtsſprache in Prag verlangte.

Die Verfaſſungspartei des Herrenhauſes ging von dem allein richtigen Standpunkte aus, daß es ein Unding ſei, die Auslagen für ein Object vor deſſen geſetzmäßigem Zuſtandekommen zu bewilligen. Erſt wenn die Vorlage, welche ſich auf die Errichtung einer czechiſchen Univerſität in Prag bezöge, Geſetzeskraft erlangt haben ſollte, wäre es, ſo meinte ſie, an der Zeit, über den hiefür verlangten Credit einen Beſchluß zu faſſen; vorderhand ſei derſelbe zu vertagen.

Nachdem ſchon Schmerling für unſere Anſchauungen geſprochen, wurde ich durch eine längere Rede des Profeſſors Randa veranlaßt, gleichfalls das Wort zu ergreifen. Zuerſt galt meine Erwiderung demjenigen, was Randa zum Lobe der Verſöhnungspolitik im Allgemeinen geſagt hatte. Ich hingegen hegte von ihr eine minder günſtige Meinung, denn mir war noch keine andere Kundgebung derſelben bemerkbar geworden als eine immer weitergehende Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen der ſlaviſchen, insbeſondere der czechiſchen und der ſüdſlaviſchen Fractionen, welche hiedurch nur zu ſtets maßloſeren Anforderungen aufgeſtachelt wurden. Meinen Parteigenoſſen und mir von einer Verſöhnung zu ſprechen, während wir uns doch von jeder Feindſeligkeit gegen Andersdenkende vollkommen frei fühlten, ſchien mir eine Anomalie in ſich zu ſchließen, gegen die ich mich ernſtlich verwahren mußte. Dagegen gab ich

die Existenz einer politischen Gegnerschaft bereitwilligst zu; „diese aber," sagte ich, „ist noch lang keine Feindseligkeit, „und sie wird auch durch Versöhnungsprogramme niemals „aus der Welt geschafft werden können, ja nicht aus ihr „entfernt werden dürfen. Denn die Verwirklichung solcher „Programme würde nichts Anderes als ein kolossaler Schiff- „bruch der edelsten politischen Tugend, der standhaften Ueber- „zeugungstreue sein".

Auf die Frage selbst eingehend, fiel es mir nicht schwer, den Nachweis zu liefern, daß wenn man nicht gegen alle constitutionellen Principien verstoßen wolle, man unseren Vertagungsantrag annehmen müsse. So klar war die Sache, und so deutlich wurde dies wie schon früher von Schmerling, nach mir noch von Herrn von Plener als Berichterstatter bewiesen, daß sogar das Ministerium von seinem Standpunkte halb und halb zurückwich und wohl zunächst in Folge dessen unser Vertagungsantrag angenommen wurde.

Obgleich nun die Regierung auch den Sommer des Jahres 1881 nicht vorübergehen ließ, ohne durch Berufung einer sehr großen Anzahl neuer Mitglieder — seit zwei Jahren nicht weniger als vierzig — die Reihen der Gegner der Verfassungspartei im Herrenhause noch ausgiebiger zu verstärken, als es ohnedies schon geschehen war, so gelang es uns doch auch noch im December, in einer überaus wichtigen Sache die Oberhand zu behaupten. Schon im April hatten wir einen vom Abgeordnetenhause herübergelangten Gesetzentwurf, durch welchen die achtjährige Schulpflicht auf sechs Jahre verringert werden sollte, zum Falle zu bringen vermocht. Als nun diese Angelegenheit in anderer Form neuerdings vor die Unterrichtscommission des Herrenhauses gelangte, deren Mitglied ich seit meinem Eintritte in das-

ſelbe war, beharrte dieſelbe auf ihrem früheren ablehnenden Antrage und legte ihn dem Herrenhauſe zur Beſchlußfaſſung vor.

Bei der Berathung hierüber trat auch jetzt wieder Haſner mit einer beſonders beredten Darlegung der für den Commiſſionsantrag in die Wagſchale fallenden Gründe ein. Außerdem war es erfreulich für uns, daß ein ſehr verdienter General, der ſich allſeitiger Hochachtung erfreuende Feldzeugmeiſter Freiherr von Roßbacher gleichfalls zu Gunſten unſerer Anſchauung ſprach. Denn auch er gehörte ja, wie die Mehrzahl jener ausgezeichneten Militärs, an welchen das Herrenhaus ſo reich war, und von denen ich nur Wenige, wie Tegetthoff, John, Friedrich Liechtenſtein, Wüllerſtorf, Gablenz, Koller hier nennen will, der Verfaſſungspartei an.

Der Standpunkt der Gegner wurde von dem Grafen Richard Belcredi in einer ſorgfältig vorbereiteten, ungemein ausführlichen und gewiß auch ſehr wirkſamen Rede vertheidigt. Der letzteren mit aller Entſchiedenheit entgegenzutreten, hielt ich für meine Pflicht, und ich that dies in einer Improviſation, von welcher wenigſtens meine für mich vielleicht allzu parteiiſchen Geſinnungsgenoſſen behaupteten, daß ſie eine glückliche war. Schritt für Schritt folgte ich den Ausführungen des Grafen Belcredi, und von beſonderer Wirkung ſchien mir der Appell an die Familienväter in der Verſammlung geweſen zu ſein, von denen wohl Keiner auch nur von fern daran denke, ſeine Kinder von ihrem zwölften Jahre an unterrichtslos zu laſſen. Der Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen Vornehmen und Geringen komme ja ohnedies mehr als wünſchenswerth in der Qualität des den Kindern ertheilten Unterrichtes zum Ausdrucke; er ſollte nicht auch in der Dauer desſelben ein allzu weitgehender ſein.

Daß diesmal unser Antrag, wenn auch nur mit der sehr geringen Majorität von 71 gegen 62, also von neun Stimmen angenommen wurde, war, wenn ich nicht irre, der letzte Sieg, der uns im Herrenhause zufiel. Nur wenige Wochen vergingen, und die in Folge der ausgiebigen Berufungen eingetretene totale Verschiebung der Majoritätsverhältnisse machte sich in unwiderstehlicher Weise geltend.

Hiezu kam noch der recht peinliche Uebelstand, daß in den Commissionen, deren Zusammensetzung noch aus der früheren Zeit herrührte, insbesondere in der damals vielleicht wichtigsten derselben, der für Unterrichtsangelegenheiten, die Mitglieder der Verfassungspartei die Majorität besaßen. Sie mußten somit darauf gefaßt sein, sich vollkommen fruchtlos der Mühe der Berathung in der Commission, der Abfassung der Berichte und ihrer Erstattung im Hause zu unterziehen; in dem letzteren wurden sie ja doch schonungslos niedergestimmt. Besonders grell trat dies bei der Debatte über die Errichtung der czechischen Universität in Prag hervor, nach deren Schlusse der Antrag der Commission mit 82 gegen 55 Stimmen verworfen wurde. Ja sogar eine Resolution, die eine Aufforderung an die Regierung zur Einbringung einer Gesetzesvorlage enthielt, durch welche der Nachweis der Kenntniß der deutschen Sprache und der Fähigkeit, sich ihrer zu bedienen, zur Bedingung der Zulassung zur öffentlichen Praxis gemacht werden sollte, blieb, obgleich in der Commission auch unsere Gegner für dieselbe votirt hatten, mit einer Stimme in der Minorität.

Mehr als Maßstab für die nunmehrige Gestaltung des Herrenhauses als um der Sache selbst willen schienen mir diese Abstimmungen von Wichtigkeit zu sein. Denn weit entfernt von einer principiellen Abneigung gegen die

Czechen gönnte ich ihnen ihre eigene Universität, und jedenfalls war mir deren Errichtung weit lieber, als wenn die frühere altehrwürdige Hochschule zu Prag entweder durch den Widerstreit der beiden Nationalitäten zu Grunde gerichtet worden oder, worauf es die Czechen doch eigentlich abgesehen hatten, allmälig ganz in ihre Hände gelangt wäre.

Am tiefsten erbitterte es mich dagegen, als am 24. Mai 1882 das Herrenhaus in namentlicher Abstimmung — mit 68 gegen 53 Stimmen — jener legislatorischen Monstruosität seine Zustimmung ertheilte, in welcher zwei ganz heterogene Dinge, die Trennung des bisher ungetheilt wählenden böhmischen Großgrundbesitzes in sechs einzelne Wählergruppen und die Herabsetzung des Census in den Städten auf fünf Gulden in seltsamster Weise durcheinander gewürfelt waren.

Nicht so sehr in seinem ersten als in seinem zweiten Theile mußte ich schon damals diesen Gesetzentwurf, welcher aus der bedauernswerthen Allianz der clericalen und der feudalen mit der czechischen Partei hervorgegangen und im Abgeordnetenhause unter der Pathenschaft der Regierung mit einer freilich nur geringen Majorität zur Annahme gelangt war, als ein wahres Unglück für Oesterreich betrachten. Nicht so sehr in seinem ersten Theile, sage ich mit Vorbedacht, weil er, obzwar einerseits darauf berechnet, die deutsche Nationalität nie mehr in der politischen Repräsentanz Böhmens zur Majorität gelangen zu lassen, doch andererseits einer Anomalie abhelfen sollte, welche ein objectiv Denkender nicht ganz in Abrede stellen kann. Denn eine solche ist es doch immer, wenn man den böhmischen Großgrundbesitz als eine so geschlossene Körperschaft hinstellt, daß es einer Majorität von vielleicht nur sehr wenigen Stimmen freisteht, eine fast ebenso große Minorität mit nahezu gleicher, ja vielleicht

noch größerer Steuerleistung von jeder Vertretung vollständig auszuschließen. Wo es sich um die Wahl eines einzigen Abgeordneten handelt, ist die Berücksichtigung einer wenn auch noch so ansehnlichen Minorität natürlich unmöglich. Wo aber dreiundzwanzig Mandate zu vergeben sind, wie bei den Reichsrathswahlen aus dem Großgrundbesitze in Böhmen, wird eine gänzliche Hintansetzung der Minorität allzeit eine Unbilligkeit sein.

Obgleich ich dies nie auch nur einen Augenblick verkannte, mußte ich doch in Anbetracht seiner deutschfeindlichen Tendenz auch gegen den ersten Theil des neu eingebrachten Gesetzentwurfes stimmen, denn stets war ich von der Wahrheit der Worte des edlen, uns leider viel zu früh entrissenen Abgeordneten Tomaszczuk durchdrungen, welcher bei dieser Verhandlung sagte, jede Schwächung der Verfassungspartei komme den slavischen Fractionen zu Gute. Und daß wenigstens ein Theil derselben von einer solchen Ermuthigung nur allzubald argen, für Oesterreich wirklich gefahrdrohenden Mißbrauch machen würde, dessen war ich mir schon damals gewiß. Dennoch erfüllte mich der erste Punkt des Gesetzentwurfes nicht mit einer so tiefen Erbitterung als der zweite, und gern gestehe ich meinen Fehler ein, wenn es ein solcher ist, daß ich mir hinsichtlich des letzteren durchaus nicht jenen ruhigen Gleichmuth zu bewahren vermochte, den man überhaupt und insbesondere in politischen Dingen allzeit zu behaupten bestrebt sein soll. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich es nie dahin brachte, die Wärme der Empfindung, die mich im gewöhnlichen Leben für Alles beseelt, was ich als gut ansehe, als heilbringend und edel, nicht auch auf die öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere auf solche zu übertragen, bei denen mir das

Wohl Oesterreichs mit im Spiele zu sein scheint. Und daß dasselbe durch jene maßlose Ausdehnung des Wahlrechtes ernstlich bedroht wird, welche damals in Folge der Initiative eines der markantesten Führer der clericalen Partei Gesetzeskraft erhielt, dafür liefern die so traurigen Erscheinungen, welche seitdem in unseren gewählten Vertretungskörpern in grellstem Lichte sich zeigen, einen unwiderleglichen Beweis.

Außerdem erfüllte es mich wirklich mit Schmerz, im Herrenhause eine Reihe hochachtbarer Männer für das Zustandekommen eines Gesetzes handelnd eintreten zu sehen, welches wenigstens in seinem zweiten Theile mit den Principien, zu denen sie sich sonst jederzeit bekannten, durchaus nicht in Einklang zu bringen ist. In der tiefen Verstimmung, in die mich dies Alles versetzte, entschloß ich mich, für die nächste Zukunft wenigstens meine ohnehin vollständig aussichtslos gewordene Thätigkeit im Herrenhause nur auf das Allernothwendigste zu beschränken, und um hierüber keinen Zweifel übrig zu lassen, trat ich aus der politischen sowie aus der Unterrichtscommission aus. Hiemit fiel denn auch die mir übertragene Berichterstattung über eine neuerdings zur Schädigung des Volksschulgesetzes eingebrachte Novelle zu Boden. Und obgleich mein entschlossener Schritt Anfangs von Seite meiner Parteigenossen einigen, theilweise sogar gereizten Widerspruch erfuhr, so ließ ich mich doch dadurch von dem nicht abbringen, was ich für das Richtige hielt. „Unausgesetzt denke ich," schrieb ich meiner Tochter, „über mein Verfahren nach und trachte es ebenso gewissen„haft als objectiv zu prüfen, wobei es mir immer über„zeugender wird, daß es eine solche Prüfung auch wirklich „verträgt. Es erinnert mich an meinen gleichfalls auf eigene

„Faust unternommenen Austritt aus dem Frankfurter Par„lament. Dankbar sind solche Situationen gewiß nicht, aber „das Bewußtsein, auch in der Widerwärtigkeit mir selbst „und meinen Grundsätzen treu geblieben zu sein, hat für „mich einen unschätzbaren Werth."

Und wirklich, genau dasselbe, was vor mehr als dreißig Jahren in Frankfurt geschehen war, wiederholte sich auch jetzt; gerade Diejenigen, welche am eifrigsten meinem Entschlusse widersprochen hatten, ahmten ihn baldigst nach. Binnen Kurzem traten auch die noch übrig gebliebenen sieben liberalen Mitglieder der Commission für Vorberathung der Novelle zum Volksschulgesetze aus derselben und wurden durch ebensoviele Angehörige der Rechten ersetzt. Die Partei selbst beschloß, sich nicht mehr in die Ausschüsse wählen zu lassen, sich hingegen die Vertheidigung ihrer Grundsätze in der Vollversammlung des Herrenhauses vorzubehalten.

Während ich in solcher Weise meine früher so eifrige Thätigkeit im Herrenhause freiwillig auf ein Minimum beschränkte, war ein Mitglied desselben, das ich schon von früher Jugend her kannte, plötzlich in überraschender Weise zu sehr hoher Stellung gelangt. Es war dies der Prälat von Kremsmünster, Cölestin Ganglbauer, welcher im März 1881 als Nachfolger Kutschker's zum Erzbischof von Wien ernannt wurde.

Lebhaft bedauerte ich das Ableben des Cardinals Kutschker, obgleich ich seiner mehr bureaukratischen als episcopalen Richtung niemals ganz beipflichtete. Aber abgesehen davon, daß er allzeit gegen mich wie gegen Jedermann die Freundlichkeit selbst war, wußte ich recht wohl, daß wenn er auch nicht activ und mit Entschiedenheit für die Verfassungspartei eintrat, er doch in seinem Innern mit ihr

sympathisirte und das aggressive Vorgehen wider sie gar sehr mißbilligte. Glücklicher Weise wurde meine Besorgniß, er werde einen Zeloten zum Nachfolger erhalten, durch Ganglbauer's Ernennung wieder beschwichtigt.

Mit dem Letzteren hatte ich gleichzeitig in Kremsmünster studirt, aber er war dort, obgleich um zwei Jahre älter als ich, doch um zwei Classen hinter mir gewesen, denn er war der Sohn wenig bemittelter Landleute und hatte als solcher weit mehr Hindernisse zu besiegen, ehe er zum Studiren gelangte, als Einer, der vom Glücke begünstigter war. Dieser Zwischenraum in unserer Studienzeit und wohl auch der Umstand, daß ich im Convicte erzogen wurde, Ganglbauer aber nicht, mochte dazu beitragen, daß ich ihm in Kremsmünster nicht näher kam. Später sah ich ihn wohl bei gelegentlichen Besuchen daselbst als Präfecten des Convictes, und ebenso als er, seit 1876 Prälat, im folgenden Jahre zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden war. Häufiger wurden unsere Berührungen erst später, und zwar nicht wegen seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Wien, sondern wegen eines recht schmerzlichen Unfalles, der ihn zu jener Zeit betraf. Nach einem Besuche bei dem damaligen Cultusminister Freiherrn von Conrad, welchem er seine Bedenken gegen seine Ernennung vortrug, that Ganglbauer auf der Treppe des Ministerialgebäudes einen so unglücklichen Fall, daß die Streckſehne des linken Beines oberhalb der Kniescheibe entzweiriß. Wochenlang lag er nun in dem seinem Stifte gehörenden Hause in der Annagasse zu Bett, eine Beute der quälendsten Zweifel, ob er dem an ihn ergangenen Rufe folgen solle oder nicht. Denn in seiner ganz außerordentlichen Bescheidenheit traute er sich die Eigenschaften nicht

zu, welche er für nothwendig hielt, um den Anforderungen der ihm zugedachten Würde entsprechen zu können. Und wie er seiner ganzen Anlage nach ein sehr ängstlicher Mann war, fand er doch auch den Muth nicht in sich zu einem entschlossenen Nein. Häufig besuchte ich ihn, und unabläſſig kam er da auf Rauscher, auf Kutschker zurück und meinte, er sei kein passender Nachfolger für sie. Ja wiederholt sprach er den Gedanken aus, der Unfall, der ihn getroffen, könne wohl auch als ein Wink der Vorsehung aufgefaßt werden, welche ihn abhalten wolle, einen Posten zu übernehmen, für den seine Kraft nicht ausreichend sei.

Selbstverständlich bemühte ich mich, ihm Muth zuzusprechen und ihn mit größerem Vertrauen zu sich selbst zu erfüllen. „Rauscher war vorzugsweise ein Staatsmann," sagte ich zu ihm, „Kutschker aber ein Hofrath; seien Sie „vor Allem ein Bischof, und Sie werden Ihren Pflichten „nicht weniger genügt haben als Jene. Kümmern Sie sich „nicht so sehr um die politischen und um die amtlichen als „um die geistlichen Geschäfte, stellen Sie die Seelsorge in „den Vordergrund Ihres Wirkens, und dasselbe wird gewiß „nicht von geringerer Ersprießlichkeit als das Ihrer Vor„gänger sein."

Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, mein Zuspruch habe irgendwelchen Einfluß auf den nach längerem Zögern doch endlich gefaßten Entschluß des Prälaten ausgeübt, die ihm angebotene Würde auch wirklich anzunehmen. Nachdem dies geschehen war, sah ich ihn, obgleich unsere freundschaftlichen Beziehungen ungeschmälert fortbestanden, im Ganzen doch nur bei den sehr seltenen Besuchen, die wir mit einander austauschten, oder hie und da im Herrenhause, in welchem er jedoch in keiner Weise hervortrat.

1884—1890.

So viele Bücher ich auch im Verlaufe von mehr als dreißig Jahren ſelbſt geſchrieben und herausgegeben hatte, ſo war mir doch noch kein Fall vorgekommen, in welchem ich bei einem fremden Werke gleichſam zu Gevatter ſtehen ſollte. Unſer Kronprinz war es, der hiezu im Beginne des Jahres 1884 eine Aufforderung an mich ergehen ließ.

Seit jener gleichzeitigen Anweſenheit bei der Enthüllung des Thereſien-Denkmals in Klagenfurt hatte ich den Kronprinzen ziemlich häufig geſehen und von ihm ſtets ſich gleichbleibende Beweiſe von Güte und Wohlwollen erhalten. So oft ich mit ihm zuſammentraf, würdigte er mich längerer Geſpräche, in welchen er mit einem mich ehrenden Vertrauen vorzugsweiſe politiſche Fragen erörterte. Ich glaube mich deſſen würdig zu erweiſen, wenn ich auch jetzt noch der Verſuchung widerſtehe, dasjenige zu veröffentlichen, was er mir hierüber ſagte und einmal auch ſchrieb. Es iſt daher nur ein von mir nicht veränderter, wohl aber verſtümmelter Brief, welchen ich hiemit zum Abdrucke bringe. Er lautet:

„Lieber Hofrath!

„Unſer gemeinſamer Freund Wilczek theilte mir un„längſt in Siebenbürgen mit, daß Sie gern meine Orient-

Bischof im besten Sinne des Wortes war, berechtigten Tadel aussprechen können. Mir aber gab der Cardinal einen letzten Beweis seiner stets sich gleichbleibenden freundschaftlichen Gesinnung, indem er auf meine Bitte im Februar 1888 in seiner Hauscapelle meinen Neffen Constantin traute. Schon damals schien mir seine Gesundheit in argem Verfall, aber er hielt sich doch noch durch längere Zeit aufrecht, bis er am 14. December 1889 verschied.

Ich kehre von diesem traurigen Ereignisse zu einem ähnlichen zurück, welches schon acht Jahre früher sich zutrug, dem Tode des Ministers Freiherrn von Haymerle, der am 10. October 1881, noch nicht ganz 53 Jahre alt, plötzlich am Herzschlage starb. Ich hatte ihn, wie ich bereits erwähnte, nur wenig gekannt und war auch, nachdem er mir einen sehr großen Beweis seiner Werthschätzung gegeben, eigentlich in keine nähere Berührung mit ihm getreten. Aber die Dankbarkeit, die ich ihm schuldete, ließ mich seinen plötzlichen Tod recht schmerzlich empfinden. Sie veranlaßte mich auch, mich einem Wunsche der Witwe zu fügen und einen Rückblick auf das Leben des Dahingeschiedenen zu schreiben. Im Allgemeinen ist es mein Grundsatz, mich nicht zu Aehnlichem zu verstehen, denn man läuft immer Gefahr, entweder den Hinterbliebenen in der Lobpreisung des Verstorbenen nicht genug oder dem unparteiischen Publicum gegenüber hierin zu viel zu thun. Aber mit dem hilfreichen Beistande der Baronin Haymerle, einer ebenso hochgebildeten und kenntnißreichen als energischen Frau, welche mich nicht nur mit Mittheilungen reichlich versorgte, sondern mir auch sonst mit Rath und That an die Hand ging, glaube ich eine Arbeit zu Stande gebracht zu haben, welche einerseits dem Verstorbenen die von ihm

vollauf verdiente Anerkennung seiner Fähigkeiten, seiner Leistungen sowie seines Charakters zollt, und andererseits auch vor dem parteilosen Urtheile der Mitlebenden bestehen kann.

Ungefähr in dieselbe Zeit fällt auch die Veröffentlichung der Briefe der Kaiserin Maria Thersia an ihre Kinder und Freunde, welche ich im Jahre 1881 in vier Bänden erscheinen ließ. Die hauptsächlichste Veranlassung hiezu gab mir die erst nach Vollendung meines Werkes über die Kaiserin durch mich geschehene Auffindung der ununterbrochenen Reihe ihrer Briefe, über tausend an der Zahl, an ihren Sohn Ferdinand in Mailand und dessen Gemalin Beatrix im Estensischen Archive zu Wien. So sehr ich es auch bedauerte, daß ich von der Existenz dieser Briefe erst nach dem Abschlusse meiner Arbeit über Maria Thersia Kenntniß erhielt, so erfreulich war mir doch die Wahrnehmung, daß durch ihren Inhalt die Schlußfolgerungen, zu denen ich in meinem Buche gelangt war, überall nur Bestätigung und nirgends Widerspruch erfuhren.

Von den unendlich vielen Punkten, hinsichtlich deren die Aeußerungen der Kaiserin lediglich eine Bekräftigung der schon bekannten Thatsachen enthalten, will ich nur die Stelle eines Briefes hier anführen, welchen sie am 17. September 1772 an ihren Sohn Ferdinand über die Theilung Polens schrieb. „Du wirst," so lautet sie, „den ganzen „unseligen Gang dieser Angelegenheit sehen. Durch wie „lange Zeit habe ich mich dagegen gewehrt! Nur die Schlag „auf Schlag sich folgenden Unglücksfälle der Türken, die „Aussichtslosigkeit, von Frankreich oder England Beistand „zu erhalten, die Wahrscheinlichkeit, allein einen Krieg gegen „Rußland und Preußen führen zu müssen, Elend, Hungers„noth und verderbliche Krankheiten in meinen Ländern

Fast das Liebste war mir an dieser Sache, daß ich bei den zahlreichen Sitzungen, welche stattfanden, um sie in Gang zu bringen und in demselben zu erhalten, einer der beiden Nachbarn des Kronprinzen war und dabei vollauf Gelegenheit hatte, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Schärfe seiner Auffassung und die Liebenswürdigkeit seines Wesens ganz in der Nähe zu beobachten. Sehr häufig ergab sich außerdem die Gelegenheit zu kurzem Zwiegespräch, welches stets nur angenehme Eindrücke auf mich hervorbrachte. Und daß er mir das frühere Zutrauen fortwährend bewahrte, bewies er mir bald durch den folgenden, gleich allen übrigen von ihm mit eigener Hand geschriebenen Brief:

„Laxenburg, 14. November 1884.

„Lieber Hofrath!

„Erzherzog Wilhelm kam gestern zu mir, um mich „aufzufordern, an die Spitze eines Unternehmens zu treten, „welches es sich zur Aufgabe stellt, ein Armeemuseum in „den Räumen des Arsenals zu gründen. So viel ich aus „allen Andeutungen und Bemerkungen des Erzherzogs ent„nehmen konnte, scheint die ganze Sache bis jetzt nicht über „das Stadium frommer Wünsche und vager Pläne einiger „Herren hinausgelangt zu sein. Da es mir vor Allem, „bevor ich mich definitiv an die Spitze stelle, darum zu „thun ist, die Ansichten mehrerer sachverständiger Herren „kennen zu lernen, bitte ich Sie, falls Sie Zeit und Lust „haben, am Donnerstag der nächsten Woche um zwölf Uhr „in meine Wohnung in Wien zu kommen.

„Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr

Rudolf."

„ziehen und es so anzustellen gewußt, daß man niemals „ins Klare komme, der Unterthan aber noch fortan in der „bisherigen Unterjochung gehalten werde. Ich glaube, daß „wenn der Kaiser,*) ich sage nicht mich unterstützen, aber „nur neutral bleiben wollte, ich noch an das Ziel kommen „könnte, die Leibeigenschaft und die Frohnen abzuschaffen; „dann würde sich noch Alles beilegen lassen. Aber unglück„licher Weise haben sich diese Herren, als sie sahen, daß ich „mir nicht mehr imponiren lasse, auf die Seite des Kaisers „geworfen, und jener Geist des Widerspruches, der ihn be„herrscht, macht mich viel leiden. Wenn übrigens nur das „Gute geschieht, so will ich nichts über das sagen, was es „mich kostet."

Kaum zwei Wochen vergingen, und schon hatte Maria Theresia die Erfahrung gemacht, daß sie ihre heilsamen Absichten nicht durchsetzen könne. „Unsere böhmischen Ange„legenheiten," schreibt sie an Ferdinand, „bereiten mir viel „Schmerz, und das umsomehr, als der Kaiser und ich über „die zu ergreifenden Maßregeln nicht einig sind. Die Unter„drückung dieser armen Leute und die Tyrannei, unter wel„cher sie leiden, sind bekannt und bewiesen, man mußte also „billigere Grundsätze feststellen. Ich war auf dem Punkte „ihrer Durchführung, als plötzlich die Grundherren, zu „denen, im Vorbeigehen gesagt, alle Minister gehören, den „Kaiser wieder wankend zu machen wußten. Von einem „Schritte zum anderen verstanden sie es, das ganze Werk „von zwei Jahren wieder zu vernichten. Ich wünsche, daß „die Mittel, zu denen man jetzt sich entschloß, ausreichend „seien zur Wiederherstellung der Ruhe und des Gehorsams.

*) Joseph II.

„Aber ich beſorge, man werde zu Thätlichkeiten ſchreiten „müſſen; Menſchen ohne alle Hoffnung haben nichts zu „verlieren und ſind zu fürchten. Ich wollte, daß man zu„gleich mit der Forderung des Gehorſams ihnen Erleich„terung gewähre. Man behauptet, das ſei zu viel, da ſie „es jetzt nicht verdient hätten. Ich gebe das zu, aber die „Noth kennt kein Gebot.“

Es wird an den vorſtehenden Proben genügen, um den Gewinn darzuthun, welcher ſich aus der Veröffentlichung dieſer Briefe der Kaiſerin Maria Thereſia an ihre Kinder und Freunde für ihre eigene Charakteriſtik ſowie für die ihrer Beziehungen zu Joſeph II., endlich für die Geſchichte ihrer ganzen Regierungszeit ergibt.

1884—1890.

So viele Bücher ich auch im Verlaufe von mehr als dreißig Jahren ſelbſt geſchrieben und herausgegeben hatte, ſo war mir doch noch kein Fall vorgekommen, in welchem ich bei einem fremden Werke gleichſam zu Gevatter ſtehen ſollte. Unſer Kronprinz war es, der hiezu im Beginne des Jahres 1884 eine Aufforderung an mich ergehen ließ.

Seit jener gleichzeitigen Anweſenheit bei der Enthüllung des Thereſien-Denkmals in Klagenfurt hatte ich den Kronprinzen ziemlich häufig geſehen und von ihm ſtets ſich gleichbleibende Beweiſe von Güte und Wohlwollen erhalten. So oft ich mit ihm zuſammentraf, würdigte er mich längerer Geſpräche, in welchen er mit einem mich ehrenden Vertrauen vorzugsweiſe politiſche Fragen erörterte. Ich glaube mich deſſen würdig zu erweiſen, wenn ich auch jetzt noch der Verſuchung widerſtehe, dasjenige zu veröffentlichen, was er mir hierüber ſagte und einmal auch ſchrieb. Es iſt daher nur ein von mir nicht veränderter, wohl aber verſtümmelter Brief, welchen ich hiemit zum Abdrucke bringe. Er lautet:

„Lieber Hofrath!

„Unſer gemeinſamer Freund Wilczek theilte mir un„längſt in Siebenbürgen mit, daß Sie gern meine Orient-

„reiſe in Ihre Bibliothek aufnehmen möchten. Wenn es Sie „unterhält, dieſes ſchlichte Wanderbuch, dieſe einfachen Reiſe„bilder zu durchblättern, ſo wird mich dies ſehr freuen. Es „iſt nichts daran an dieſem kleinen Werke, doch das Publi„cum war mild geſtimmt und mein Buch hat ſeinen Weg „gemacht; es wird viel geleſen und weit über Verdienſt „gelobt.

„Hoffentlich wird es Sie manchmal zerſtreuen und „nach angeſtrengter Arbeit am Schreibtiſch und nach den „jetzt ſo unerquicklichen Mühen des parlamentariſchen Lebens „und den heißen Stunden, verlebt im Herrenhauſe, für „Momente hinübergeleiten in den ewig ſonnigen Orient. „Jedem, der jetzt an das öffentliche Leben gefeſſelt iſt, wird „ein zerſtreuender Gedanke, ein lichter Sonnenblick nicht von „Schaden ſein.

„Mit vielen Grüßen

Ihr

Rudolf.

„Prag, 24. November 1881."

Etwas mehr als zwei Jahre ſpäter ſchrieb mir der Kronprinz folgenden Brief:

„Lieber Herr von Arneth!

„Falls Sie ſich nicht vor den Schafblattern ſcheuen, „an denen meine Frau in den letzten Tagen krank dar„niederlag, wäre ich ſehr froh, wenn Sie mich Freitag den „25. um vier Uhr Nachmittag beſuchen würden. Bis dahin „hat meine Frau auch ſchon das vorgeſchriebene Bad ge„nommen, womit die Contumaz eigentlich zu Ende iſt. Ich „möchte ſehr gern mit Ihnen eine Angelegenheit beſprechen,

„die zu weitläufig ist, um auf brieflichem Wege zu einem „raschen Resultate zu führen.

„Mit der Bitte um Antwort bin ich, Sie herzlichst „grüßend,

Ihr

Rudolf.

„Wien, 22. Jänner 1884."

Ich kann nicht leugnen, daß ich mich in einiger Spannung zu dem Kronprinzen begab, denn da ich in der letzten Zeit fast immer nur über politische Dinge mit ihm gesprochen hatte, bildete ich mir ein, es werde sich auch diesmal um solche handeln. Aber wie weit war doch das, was der Kronprinz mir mittheilte, von demjenigen verschieden, was ich erwartet hatte! Darum war ich wohl auch ein klein wenig enttäuscht, als er mir die Absicht kundgab, unter Mitwirkung einer großen Anzahl von Schriftstellern und Künstlern ein umfassendes Werk ethnographischen und beschreibenden Inhaltes über die österreichisch-ungarische Gesammtmonarchie erscheinen zu lassen. So Feuer und Flamme war der Kronprinz für die Ausführung dieses Projectes, daß ihm meine Aufnahme desselben vielleicht etwas kühl vorkommen mochte. Aber wenn er mir auch, was bei seiner Jugend nicht zu verwundern war, die politische wie die wissenschaftliche Bedeutung des herauszugebenden Werkes allzu hoch anzuschlagen schien, so wäre es doch geradezu thöricht gewesen, ihn in der Verfolgung eines Planes wankend machen zu wollen, von welchem für ihn selbst wie für die Sache, um die es sich handelte, doch nur Erfreuliches zu erwarten war. Aus vollem Herzen versprach ich ihm daher meinen eifrigen Beistand zur Durchführung seines Projectes, und ich habe dieses ihm gegebene Versprechen redlich erfüllt.

Fast das Liebste war mir an dieser Sache, daß ich bei den zahlreichen Sitzungen, welche stattfanden, um sie in Gang zu bringen und in demselben zu erhalten, einer der beiden Nachbarn des Kronprinzen war und dabei vollauf Gelegenheit hatte, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Schärfe seiner Auffassung und die Liebenswürdigkeit seines Wesens ganz in der Nähe zu beobachten. Sehr häufig ergab sich außerdem die Gelegenheit zu kurzem Zwiegespräch, welches stets nur angenehme Eindrücke auf mich hervorbrachte. Und daß er mir das frühere Zutrauen fortwährend bewahrte, bewies er mir bald durch den folgenden, gleich allen übrigen von ihm mit eigener Hand geschriebenen Brief:

„Laxenburg, 14. November 1884.

„Lieber Hofrath!

„Erzherzog Wilhelm kam gestern zu mir, um mich „aufzufordern, an die Spitze eines Unternehmens zu treten, „welches es sich zur Aufgabe stellt, ein Armeemuseum in „den Räumen des Arsenals zu gründen. So viel ich aus „allen Andeutungen und Bemerkungen des Erzherzogs ent„nehmen konnte, scheint die ganze Sache bis jetzt nicht über „das Stadium frommer Wünsche und vager Pläne einiger „Herren hinausgelangt zu sein. Da es mir vor Allem, „bevor ich mich definitiv an die Spitze stelle, darum zu „thun ist, die Ansichten mehrerer sachverständiger Herren „kennen zu lernen, bitte ich Sie, falls Sie Zeit und Lust „haben, am Donnerstag der nächsten Woche um zwölf Uhr „in meine Wohnung in Wien zu kommen.

„Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr

Rudolf."

Auch dieſes ſchöne Unternehmen wurde glücklich verwirklicht, und das neugegründete Heeresmuſeum verdankt es vorzugsweiſe der unermüdlichen, ja ich möchte faſt ſagen zärtlichen Fürſorge des Erzherzogs Wilhelm, wenn es ſich zu einer der werthvollſten Sammlungen auf dieſem Gebiete entfaltete.

Nachdem ich ſoeben von zwei Mitgliedern des Kaiſerhauſes, dem Kronprinzen Rudolf und dem Erzherzog Wilhelm geſprochen, ſei es mir geſtattet, hier auch eines dritten und zugleich der ſchönen Feier zu gedenken, welche ihm zu Ehren am 10. März 1886 in dem großen Feſtſaale der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften veranſtaltet wurde. An dieſem Tage vollendete ſich nämlich das fünfundzwanzigſte Jahr, ſeitdem Erzherzog Rainer zum Curator der Akademie und Anton Ritter von Schmerling zu deſſen Stellvertreter ernannt worden waren.

Das Verdienſt des erſten Gedankens, dieſen Tag feſtlich zu begehen, gebührt, wenn ich nicht irre, dem damaligen Generalſecretär der Akademie, Profeſſor Heinrich Siegel, ſeine würdige Durchführung aber war unſer Aller gemeinſchaftliches Werk.

Man wird wohl ſagen dürfen, daß ſeit hundertunddreißig Jahren, ſeit dem 5. April 1756, an welchem Tage Maria Thereſia in Perſon der Wiener Univerſität den für ſie neuerbauten Palaſt übergab, ſich keine ſo zahlreiche und hochanſehnliche Verſammlung in den prächtigen Räumen des dortigen Feſtſaales zuſammengefunden haben wird, als dies bei der von uns veranſtalteten Feier geſchah. Mitglieder des Kaiſerhauſes, die oberſten Würdenträger des Hofes und des Staates, der Kirche und der Armee, fremde Botſchafter und Geſandte, ſowie eine ſo große Anzahl von

Personen in ausgezeichneter Stellung waren erschienen, daß der weite Raum bis auf das letzte Plätzchen von ihnen gefüllt war. Umgeben von meinen akademischen Collegen, begrüßte ich den Erzherzog-Curator und dessen Stellvertreter mit einer Ansprache, in welcher ich, fern von jeder Schmeichelei und nur der Wahrheit die Ehre gebend, das Glück pries, welches der Akademie vor fünfundzwanzig Jahren durch die Ernennung gerade dieses Curatoriums zutheil wurde. Denn während kurz zuvor durch den damaligen Staatsminister Grafen Goluchowski der Versuch gemacht worden war, die Akademie als einen gewöhnlichen Verein zu behandeln und lediglich den für das Vereinswesen geltenden Vorschriften unterzuordnen, sei sie nun neuerdings in jene bevorzugte Stellung getreten, welche ihr kaiserlicher Gründer ihr durch die in ihren Statuten enthaltenen Worte, sie habe sich seines besonderen Schutzes zu erfreuen und in Bezug auf die Staatsverwaltung die Position eines selbstständigen Körpers einzunehmen, zuerkannt wissen wollte.

„Aber nicht nur was Eure kaiserliche Hoheit für die „Akademie gethan haben," fuhr ich fort, „sichert Ihnen eine „glanzvolle Stelle in deren Annalen. Auch daß Sie jede „noch so leise Bevormundung derselben sorgfältig vermieden „und ihr in edelster Auffassung ihrer Aufgaben bei deren „Erfüllung vollkommen freie Hand gönnten, ist ein kaum ge„ringeres Verdienst. Eure kaiserliche Hoheit haben es ja klar „erkannt, daß einengende Hemmung die schädlichste Fein„din aller gedeihlichen Entwicklung genannt werden muß. „Darf also die Akademie getrost von sich sagen, daß sie sich „in einer hinter den Intentionen ihres erhabenen Gründers „nicht zurückbleibenden Weise entwickelte, so verdankt sie dies „neben dem hingebungsvollen Eifer ihrer Mitglieder für

„das Vorwärtsschreiten der Wissenschaft, neben deren scharf-
„sinnigem Forschergeiste und unermüdlichem Fleiße zum
„großen Theile ebenso der huldvollen Förderung, welche sie
„von Seite Eurer kaiserlichen Hoheit erfuhr, als der unge-
„störten Bewegung, deren sie sich unter Ihrer mächtigen
„Aegide erfreuen durfte."

Meine Ansprache, welche ich mit den wärmsten Dank-
sagungen an den durchlauchtigsten Curator und dessen Stell-
vertreter, sowie mit der an sie gerichteten Bitte schloß, ihre
bisherigen Gesinnungen der Akademie auch fernerhin zu be-
wahren, beantwortete der Erzherzog in so liebenswürdiger
und für unsere Leistungen so anerkennender Rede, daß eine
tiefe Bewegung durch die Versammlung ging. Mit einem
ausgezeichneten Vortrage des wirklichen Mitgliedes der Aka-
demie, Professors Wilhelm Ritter von Hartel über die grie-
chischen Papyri der vom Erzherzog Rainer erkauften Samm-
lung schloß in würdigster Weise unsere Feier.

Im März 1887 kam eine schwere Heimsuchung über
mich, indem ich genau vierzig Jahre, nachdem ich die erste
überstanden, von einer so ernsten Krankheit befallen wurde,
daß die Besorgniß nur allzu begründet erschien, sie werde
meine Auflösung herbeiführen. Ein combinirtes Herz- und
Nierenleiden war es, an welchem ich litt, und nur der
Gnade der Vorsehung, tüchtiger ärztlicher Behandlung und
aufopferndster Pflege von Seite meiner häuslichen Um-
gebung verdankte ich es, daß es sich allmälig mit mir wie-
der besserte. Rührend war die Theilnahme, welche sich in
weiten Kreisen für mich kundgab, und das eclatanteste Zei-
chen hievon hatte ich darin zu erblicken, daß am 7. Juni
in dem Wiener Gemeinderathe eines seiner verdienstvollsten
Mitglieder, Herr Wilhelm Ritter von Mauthner auf Ver-

leihung des Ehrenbürgerrechtes an mich antrug. So warme Lobsprüche enthielt dieser Antrag, daß ich mich unmöglich entschließen kann, ihm hier seinem vollen Umfange nach Aufnahme zu gönnen. Nur einen einzigen Satz möchte ich mir zu wiederholen erlauben, weil er mich ganz besonders erfreute.

Nach Hervorhebung meiner Leistungen als österreichischer Geschichtsschreiber wurde ich ein „gesinnungstreuer „Patriot" genannt, „der seine in den Traditionen der The„resianischen Zeit wurzelnde Ueberzeugung, unbekümmert um „die Fluctuationen der Tagesmeinung, ohne Rücksicht auf „Gunst und momentanen Erfolg allzeit mit ebensoviel Maß „und Wärme als unerschütterlicher Festigkeit zu vertreten „gewußt hat." Darin war in markigen Worten dasjenige gesagt, was ich auf politischem Gebiete allzeit angestrebt hatte. Und daß diese anerkennenden Worte über mich wenigstens keine ganz unverdienten waren, dafür sprach das Zeugniß meiner Mitbürger, indem trotz der sonstigen Zerfahrenheit des Gemeinderathes achtundachtzig Mitglieder desselben den Antrag Mauthner's mit unterschrieben und er in einer der nächsten Plenarversammlungen einstimmige Annahme fand.

Um meine Reconvalescenz zu vollenden, verließ ich am 16. Juni Wien und nahm meinen Aufenthalt in Ischl, wo ich mich allmälig, aber schließlich auch vollständig erholte. Zwei mir während meines Verweilens in Ischl zu Theil gewordene Auszeichnungen glaube ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil sie mir, als nicht in die Kategorie gewöhnlicher Ordensverleihungen gehörig, wirkliche Freude bereiteten. Am 20. August kam mir mit der Post das zwei Tage zuvor von Sr. Majestät dem Kaiser

gestiftete österreichisch-ungarische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft zu. Ich war hiedurch ebenso überrascht als geehrt; das Erstere, weil ich von der Absicht, ein so hochzuhaltendes Merkmal der Anerkennung für hervorragende Leistungen auf literarischem oder artistischem Gebiete zu schaffen, gar keine Ahnung besaß, das Letztere aber, weil ich es mir nur zu sehr großer Ehre anrechnen konnte, in der Reihe der Ersten zu erscheinen, welche es erhielten.

Einen ähnlichen Eindruck brachte auf mich die mir kurz darauf zukommende Ernennung zum Ritter des königlich baierischen Maximilian-Ordens für Kunst und Wissenschaft hervor. Dessen Verleihung empfängt bekanntlich dadurch ihren eigentlichen Werth, daß sie auf Grundlage eines Vorschlages des betreffenden Ordenscapitels geschieht.

Das für mich bedeutungsvollste Ereigniß des Jahres 1888 war die am 13. Mai erfolgende Enthüllung des Denkmals, welches auf Befehl des Kaisers seiner großen Vorgängerin, der Kaiserin Maria Theresia zwischen den beiden neu erbauten Hofmuseen errichtet wurde.

Schon früher war ich hie und da zur Entwerfung von Inschriften für öffentliche Monumente herangezogen worden. So hatte ich diejenige für das Denkmal des Prinzen Eugen in Wien und eine zweite für das des Viceadmirals Tegetthoff in Pola verfaßt; die letztere mag als die gelungenere hier eingeschaltet werden. Sie lautet:

„Tapfer kämpfend bei Helgoland,
„Glorreich siegend bei Lissa,
„Erwarb er unsterblichen Ruhm
„Sich und Oesterreichs Seemacht."

In weit höherem Maße nahmen mich die Vorarbeiten für die Errichtung des Theresien-Denkmals in Anspruch.

Schon im März 1873 hatte ich als Mitglied des betreffenden Comité's das Programm für die Concurrenz der Bildhauer entworfen, und insbesondere die Personen namhaft gemacht, welchen die Auszeichnung zugedacht wurde, auf dem Monumente die Umgebung der Kaiserin zu bilden. Und als nach einer Reihe von Jahren die plastische Gestaltung des Denkmals vollendet war, erstattete ich nicht nur die Vorschläge über den bei der Enthüllung zu beobachtenden Vorgang, sondern arbeitete auch die Denkschrift über das Monument aus, welche bei dieser Gelegenheit Seiner Majestät dem Kaiser eingehändigt und an das Publicum vertheilt werden sollte.

Ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß seit der Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers im Jahre 1879 Wien kein so herrliches Fest mehr gesehen hatte als die Enthüllung des Theresien-Monumentes, ja es war sogar weit mehr als die erstere vom Wetter begünstigt. So kalt und unwirthlich war dasselbe an den vorhergehenden Tagen gewesen, daß man, allzeit rasch mit Vorwürfen bei der Hand, mir einen solchen aus der Wahl eines „Eismannes" zum Festtage machte, als ob ich die Schuld daran trüge, daß Maria Theresia gerade am 13. Mai geboren war. Aber tiefblauer Himmel wölbte sich über Wien, und die strahlendste Morgensonne erglänzte, als die erlesensten Kreise der Bevölkerung in dichten Schaaren dem Festplatze zuströmten, auf welchem das ganze Kaiserhaus in einer Vollzähligkeit und mit einer Pracht sich einfand, wie sie seit 1879 nicht mehr gesehen worden war. Und als endlich die Hülle von dem Standbilde der erhabenen Frau fiel, deren Schilderung und Verherrlichung ich die zwanzig besten Jahre meines Lebens gewidmet hatte, da durchzitterte

eine tiefe Bewegung mein Gemüth. Aber sie wurde mir, ich scheue mich nicht, es offen zu gestehen, nicht wenig dadurch verbittert, daß keiner der so zahlreich Anwesenden, selbst der Kronprinz nicht, mir gegenüber auch nur ein einziges freundliches Wörtchen der Rückerinnerung an meine Leistungen und Arbeiten für die Geschichte der Kaiserin Maria Theresia fallen ließ. Sie schienen von Allen vollständig vergessen zu sein.

So empfindlich mich auch diese Unterlassungssünde im ersten Augenblicke berührte, so übte sie doch keine nachhaltige Wirkung auf mich aus, am allerwenigsten dem Kronprinzen gegenüber, für welchen mich immer die gleiche Gesinnung treuer Ergebenheit erfüllte. Allzeit neue Nahrung erhielt dieselbe durch die unveränderte Freundlichkeit, die mir der Kronprinz bei jeder zufälligen Begegnung stets gleichmäßig bewies. Die letzte derselben fand Donnerstags den 24. Januar 1889, etwa um halb drei Uhr Nachmittags statt. Als ich zu dieser Stunde das in der kaiserlichen Hofburg untergebrachte Staatsarchiv verließ, sprang mir ein junger Uhlanen-Officier die Treppe, die sogenannte Batthyanystiege herauf, entgegen. In meiner Kurzsichtigkeit erkannte ich ihn nicht gleich, als er mir aber in liebenswürdigster Weise die Hand reichte und mir freundliche Begrüßungsworte zurief, sah ich, wen ich vor mir hatte. Da er meine Hand einmal gefaßt, ließ er sie nicht sogleich los, sondern zog mich gleichsam die eine oder zwei Stufen, welche ich schon herabgeschritten war, wieder zurück und an das einzige Fenster, das sich dort vor dem Eingange zum Staatsarchive befindet. „Sie werden sich wundern, daß ich „so die Treppe heraufrannte," sagte er mit fröhlichem Lachen, „aber ich bin so schrecklich durchfroren, daß ich mir noth-

„wendig etwas Bewegung machen mußte. Die ganze Zeit „saß ich bei dem Maler Ajdukiewicz, der mein Reiterporträt „anfertigt, zu Pferde, und das Bild muß demnächst voll„endet werden, weil wir schon Anfangs Februar nach Pest „gehen.“ Und während der Kronprinz so heiter in mich hineinsprach und gleichzeitig, wie um sich zu erwärmen, sich von einem Beine auf das andere wiegte, fiel sein Blick durch das Fenster auf die chaotischen Trümmer des alten Burgtheaters, welche gerade vor demselben zu sehen waren. „Welches Bild der Zerstörung,“ sagte er nun, ernster werdend, zu mir, „so gut wie von hier habe ich es noch „nirgends gesehen. Welches Ende für einen Tempel der „Kunst, in welchem wir so Schönes geschaut und so herr„liche, genußreiche Stunden verlebt haben! Wer weiß, ob „in dem neuen, um soviel prachtvolleren Hause die Kunst „sich auf der gleichen Stufe erhalten wird?“

Mitten in diesen Betrachtungen unterbrach sich jedoch der Kronprinz: „Aber ich plaudere hier und muß zu Seiner „Majestät.“ Und sich aufs Freundlichste von mir verabschiedend, sprang er eben so rasch, wie er gekommen war, die Treppe hinauf, um in das obere Stockwerk zu gelangen.

So wie ich hier das letzte Wort mit dem Kronprinzen wechselte, so sah ich ihn drei Tage später in einer großen Abendgesellschaft, welche Sonntags den 27. Januar der deutsche Botschafter Prinz Reuß gab, zum letzten Male. Er schien mir weniger beweglich und gesprächig als sonst, ich erklärte mir dies jedoch durch die bescheidene Zurückhaltung, die er sich wegen der Anwesenheit seines kaiserlichen Vaters aufzuerlegen schien.

Für Dienstag den 29. Januar hatte der Kronprinz als Protector des Heeresmuseums dessen Curatorium zu

einer Sitzung in das Arsenal entbieten lassen. Wie immer waren wir, den Erzherzog Wilhelm an unserer Spitze, vor der anberaumten Stunde, ein Uhr, vollzählig versammelt. Aber fruchtlos harrten wir des Kronprinzen, und im Vergleiche zu seiner sonstigen Pünktlichkeit war dies wirklich auffallend zu nennen. Bei dem Ausbleiben jeglicher Nachricht entschloß sich endlich Einer von uns, der seither leider gleichfalls schon verstorbene Graf Meran, mir seit seiner Frankfurter Knabenzeit wohlbekannt und immer äußerst sympathisch, nach der Stadt zu fahren, um Erkundigungen einzuziehen. Nach kurzer Zeit kam er mit schäumenden Pferden zurück und theilte dem Erzherzoge mit, der Kronprinz sei nicht in Wien. Da sonach die Sitzung nicht stattfinden konnte, entließ uns Erzherzog Wilhelm mit den Worten: „Ich sehe den Kronprinzen heute noch bei Seiner Majestät „und werde den Herren dann allsogleich Tag und Stunde „der Sitzung bekanntgeben."

Diese Voraussetzung des Erzherzogs erfüllte sich jedoch nicht, indem der Kronprinz durch seinen Schwager, den Prinzen Philipp von Coburg, sein Fernbleiben vom Hofdiner entschuldigen ließ. Ich wußte dies damals noch nicht und wohnte daher ohne jegliche Besorgniß Mittwoch den 30. Januar zur Mittagsstunde einer kurzen Sitzung des Herrenhauses bei, in welcher wenigstens mir noch gar nichts von dem gräßlichen Unglücke zu Ohren kam, das inzwischen über das Kaiserhaus und die ganze Monarchie hereingebrochen war. Gegen ein Uhr nach meinem Bureau in der Burg zurückkehrend, bemerkte ich dort eine auffallende Ansammlung größerer Volksmengen, aber erst im Archive erfuhr ich die Schreckensnachricht von dem plötzlichen Tode des Kronprinzen, welche mich mit dem äußersten Entsetzen erfüllte.

Lange Zeit hindurch konnte ich mich von diesem furchtbaren Schlage nicht erholen.

Die Rückkehr zur Arbeit und zu einer Reihe anderer ablenkender Beschäftigungen half mir allmälig über die tiefschmerzliche Stimmung hinaus, in welche mich dieses unglückselige Ereigniß versetzt hatte. Um zuerst von der Arbeit zu sprechen, so seien hier die eifrigen Vorbereitungen zur Herausgabe des Briefwechsels des kaiserlichen Botschafters in Paris, Grafen Mercy-Argenteau, mit Kaiser Joseph II. und dem Staatskanzler Kaunitz erwähnt. Man erinnert sich des Aufsehens, welches im Jahre 1872 die Veröffentlichung der Correspondenz desselben Staatsmannes mit der Kaiserin Maria Theresia erregte. Aber freilich läßt sich nicht verkennen, daß diese erstere Publication der späteren wenn auch nicht gerade hinsichtlich des allgemeinen historischen Werthes, wohl aber in Bezug auf das specielle, mit dem Andenken an die Königin Marie Antoinette verknüpfte Interesse ziemlich weit voranstand. Denn während bei Maria Theresia der Antheil an Allem, was ihre Tochter anging, das Uebrige sehr überwog und sie ununterbrochen von der Lebensweise derselben, ihrem Thun und Lassen genau unterrichtet sein wollte, trat bei Joseph diese Seite der Verbindung mit Mercy mehr in den Hintergrund zurück. So kommt es, daß während die Correspondenz Mercy's mit der Kaiserin eine ebenso unvergleichliche als unerschöpfliche Fundgrube für die persönliche Geschichte der Königin bildet, diejenige mit Joseph dieses Reizes großentheils entbehrt und mehr für die politischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich, für diese aber freilich von ganz besonderem Werth ist.

Wie bei der früheren Publication mit Herrn August Geffroy, setzte ich mich bei der jetzigen mit Herrn Jules

Flammermont, Professor der Geschichte an der Facultät zu Lille, in Verbindung, welchen ich während seiner langen Anwesenheit in Wien und seiner eifrigen historischen Forschungen im Staatsarchive kennen gelernt hatte. Die Frucht unserer gemeinschaftlichen Arbeit wurde von dem französischen Unterrichtsministerium in die von ihm herausgegebene Sammlung von Documenten aufgenommen, welche sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen. Im Jahre 1889 erschien, in der Pariser Imprimerie Nationale ganz prächtig gedruckt, der erste Band, welchem der zweite 1891 folgte.

Was meine sonstigen Beschäftigungen betraf, auf welche das Wort „Arbeit" eigentlich keine Anwendung finden darf, so sei hier vor Allem derjenigen mit dem Werke erwähnt, welches der Kronprinz mit so großer Vorliebe unternommen, und, wieviel auch davon schon bei seinen Lebzeiten erschienen war, doch nur als unvollendetes Bruchstück hinterlassen hatte. Seit dem Tode des Kronprinzen bemühte ich mich noch eifriger für sein Werk, als dies früher geschehen war, weil es mir dessen bedürftiger zu sein schien. Und insbesondere ging ich nach dem frühzeitigen Hinscheiden seines ersten Redacteurs Joseph von Weilen darauf aus, es zu Wege zu bringen, daß dessen Platz mit einem Manne besetzt werde, welcher seiner schwierigen Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen sei. Mit Genugthuung darf ich constatiren, daß dieses Ziel durch die von mir vorgeschlagene Wahl des Professors von Zeißberg zum Nachfolger Weilen's vollständig erreicht wurde.

Mit nicht geringerer Befriedigung kann ich auf das Gelingen einer anderen Unternehmung hinweisen, mit der ich mich zu jener Zeit emsig beschäftigte. Gleich nach dem Tode Grillparzer's im Januar 1872 war unter dem Protectorate

des Erzherzogs Carl Ludwig ein Comité zusammengetreten, welches sich die Errichtung eines würdigen Denkmals für unseren großen vaterländischen Dichter zur Aufgabe stellte. Anfangs wollte Alles in diesem Comité sein, und es wurde denn auch aus höchst angesehenen Persönlichkeiten zusammengesetzt. Aber theils riß bald der Tod sehr empfindliche Lücken in dasselbe, theils war das frühere Strohfeuer rasch wieder verglommen, und im Laufe der Zeit schien es fast gar nicht mehr gelingen zu wollen, eine auch nur halbwegs vollzählige Comitésitzung zu Stande zu bringen. Glücklicher Weise war aus Nikolaus Dumba, Weilen und mir ein Executiv-Comité eingesetzt worden, als dessen Obmann ich nun die Weiterführung der Sache energisch in die Hand nahm. Insbesondere war es Dumba, welcher treulich mit mir aushielt; im Vereine mit einer Anzahl vortrefflicher Repräsentanten der Akademie der bildenden Künste und der Künstlergenossenschaft bildeten wir die Jury, welche die Ausführung des Monumentes überwachte. Ueber die Hauptfigur, diejenige Grillparzer's selbst, war nicht viel zu sagen, denn gleich im ersten Entwurfe war sie dem Professor Kundmann vorzüglich gelungen. Dagegen boten die sechs Reliefs, auf welchen bezeichnende Scenen aus Grillparzer's berühmtesten Dramen dargestellt werden sollten, Anlaß zu mancher Verschiedenheit der Meinungen, welche aber allzeit rasch und friedlich geschlichtet wurde.

Ich kann versichern, daß ich mich der damals im Atelier des Bildhauers Rudolf Weyr zugebrachten Stunden immer nur mit Vergnügen erinnere. Auch seine Entwürfe waren mit seltenem Sinne für plastische Schönheit, mit liebevollem Eingehen auf die Intentionen des Dichters, endlich mit einer wirklich genialen Leichtigkeit gearbeitet,

welche freudige Bewunderung erregte. Aber während die Kunstverständigen in der Jury hie und da hinsichtlich einzelner Details in der Ausführung Einwendungen erhoben, ergab sich zwischen dem Bildhauer und mir manchmal eine Differenz der Ansichten über die Wahl der darzustellenden Scenen. Und jedesmal gab Weyr, nachdem wir die Sache ruhig und leidenschaftslos durchgesprochen hatten, ohne irgendwelche Empfindlichkeit nach und gestaltete sogar zwei Entwürfe vollständig neu, um gerade die Scene zur Darstellung zu bringen, welche er nun selbst als die bezeichnendste für das betreffende Drama erkannte.

Nachdem ich in aller Stille und ohne irgendwelches Aufsehen zu erregen, im Volksgarten einen in jeder Beziehung passenden Platz für das Denkmal mit dem Ausblicke auf das neue Burgtheater ausfindig gemacht und hiezu die Zustimmung des durchlauchtigsten Protectors sowie des Ersten Obersthofmeisters Fürsten Hohenlohe erwirkt hatte, wurde an die Errichtung und nach ihrer Beendigung an die Enthüllung des Monumentes geschritten; am 23. Mai 1889 fand sie statt.

Auch diesmal begünstigte uns das Wetter, und die ebenso zahlreiche als gewählte Gesellschaft, welche dem Rufe des Executiv-Comité's gefolgt war, nahm sich in den frühlingsgrünen Laubgängen des Volksgartens anziehend genug aus. Die Feier, bei deren Arrangement uns das Obersthofmeisteramt thatkräftig unterstützte, begann mit dem vom Männergesangvereine ausgeführten Vortrage eines Schubertschen Chores, welchem für diese Gelegenheit Worte von Weilen unterlegt worden waren. Hierauf hielt ich eine kurze Ansprache, in der ich Rechenschaft ablegte über das Zustandekommen des Monumentes, der Künstler ehrend gedachte, welche hiezu mitgewirkt hatten, und Grillparzer's Stellung

zu Oesterreich, seine Vorliebe für sein Geburtsland und seine Vaterstadt Wien zu charakterisiren versuchte. Zum Schlusse wies ich auf die wehmüthige Befriedigung hin, mit der es uns Alle erfüllen müsse, daß der Platz, auf dem wir ihm sein Denkmal errichtet, so ganz der Schilderung entspreche, die er selbst in einem seiner zartesten Gedichte von dem Oertchen entwirft, an welchem er nach seinem Tode geborgen sein möchte.

Nach Beendigung meiner Rede fiel die Hülle des Denkmals, und nun declamirte von dessen Stufen herab der damalige Director des Burgtheaters, August Förster, das schöne Festgedicht von Ferdinand von Saar. Ein zweiter Vortrag des Männergesangsvereines schloß die vielleicht allzu prunklose, dafür aber um so gemüthvollere Feier, welche wohl dem schlichten Sinne des Dichters am besten entsprach.

Wo von meiner Betheiligung an dem Zustandekommen öffentlicher Denkmäler die Rede ist, darf ich es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß mir auch von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Feldmarschall Erzherzog Albrecht die Auszeichnung erwiesen wurde, in das Comité berufen zu werden, welches im Jahre 1886 unter seinem Präsidium zu dem Zwecke zusammentrat, die Errichtung eines Denkmals für den Feldmarschall Grafen Radetzky zu Wege zu bringen. Unsere Bemühungen wurden von dem besten Erfolge gekrönt, und ich darf der wohlthuenden Empfindung mich hingeben, daß auch in diesem Comité meine Anwesenheit keine völlig fruchtlose war. Denn auf meine Anregung geschah es, daß das ursprüngliche und nach meiner Ueberzeugung ganz verfehlte Project zur Ausschmückung des Sockels verworfen und die Anbringung von zwei Reliefs

an dessen Langseiten beschlossen wurde. Das Eine stellt Radetzky, von seinen ausgezeichnetsten Generalen umgeben, das zweite aber wieder den Feldmarschall, umwogt von den Schaaren seiner treuen Soldaten dar, welche bekanntlich an ihm wie an einem Vater hingen. Wie viel das Monument durch diese beiden Reliefs gewann, wird wohl keinem seiner gegenwärtigen Beschauer zweifelhaft sein.

In den letzten Tagen des Mai 1890 wurde ich ganz gegen meinen Willen veranlaßt, nach Verlauf einer Reihe von Jahren wieder einmal im Herrenhause in einer anderen als einer gewöhnlichen Geschäftssache meine Stimme zu erheben. Es handelte sich um die Gesetzvorlage, durch welche dem Königreiche Galizien die zu Lasten desselben aufgelaufene Grundentlastungsschuld von hundertundsechs Millionen erlassen werden sollte.

Wie gegen alle Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie, wenn sie nur an dem dieselbe verbindenden Staatsgedanken festhalten, fühle ich mich auch von jeder Abneigung gegen die Bewohner Galiziens vollkommen frei, ja ich wünsche ihnen als Reichsgenossen von ganzem Herzen alles Gute. So wie vor Jahren, als mich die ungarische Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede erwählte, fand ich mich später auch durch die gleiche Wahl von Seite der Krakauer Akademie geehrt und erfreut. Von so wohlwollender Gesinnung für Galizien durchdrungen, hätte ich diesem Lande gern den ungeheuren Vortheil gegönnt, der ihm aus der einfachen Auslöschung seiner Grundentlastungsschuld erwuchs. Nicht als ob ich der Meinung gewesen wäre, um die Frage des Rechtes sei es für Galizien so günstig bestellt, als die Abgeordneten dieses Landes im Reichsrathe und ihre dortigen Bundesgenossen vorgaben.

Ich hielt vielmehr die Schuld Galiziens an den Staat für eine zu Recht beſtehende, und war daher der Meinung, daß es ſich um einen Act der Großmuth des Letzteren handle, welcher freilich wieder dadurch erleichtert werde, daß jene Schuld eigentlich doch als eine uneinbringliche erſcheine. Denn daß Galizien ſie nicht zu bezahlen vermöge, bedurfte in meinen Augen kaum eines beſonderen Beweiſes.

Darum beſaß denn auch meines Erachtens der Antrag der Minorität des Abgeordnetenhauſes, die Sache zur Beurtheilung ihrer juriſtiſchen Seite vor das Reichsgericht zu verweiſen, unleugbaren politiſchen Werth. Hätte das Letztere den Anſpruch Galiziens auf Löſchung ſeiner Grundentlaſtungsſchuld als rechtsgiltig erkannt, ſo wäre dadurch die Entſcheidung gefällt und es den Abgeordneten der übrigen Reichstheile nicht wenig erleichtert worden, für dieſen Nachlaß zu ſtimmen, denn ſie hätten ſich nicht dem Vorwurfe auszuſetzen gebraucht, auf Koſten ihrer Committenten dem Lande Galizien ein überreiches Geſchenk zu machen. Würde aber das Verdict des Reichsgerichtes — und dies hielt ich für den wahrſcheinlicheren Fall — gegen die Rechtsbeſtändigkeit der Anſprüche Galiziens ausgefallen ſein, ſo würde ein durch die Unfähigkeit des Landes, dieſe Schuld zu bezahlen, herbeigeführter Nachlaß derſelben auch wirklich jener Act der Großmuth geweſen ſein, für welchen ich ihn überhaupt hielt. Er hätte aber dann auch als ein ſolcher im Lande Galizien erkannt, dort mit Dankbarkeit aufgenommen werden und dazu dienen müſſen, dieſes Land noch viel feſter an die öſterreichiſche Monarchie zu knüpfen, von welcher ihm ſchon ſo viel Gutes zu Theil wurde.

Wie verkehrt aber der entgegengeſetzte Weg war, den man in dieſer Angelegenheit einſchlug, wurde durch die

Taktlosigkeit, welche zwei sonst sehr hervorragende Abgeordnete Galiziens sich hiebei zu Schulden kommen ließen, bald sattsam dargethan. Gleichwie zum Danke für die thatkräftige Unterstützung, welche die österreichische Regierung ihrer Sache angedeihen ließ, wußte der Eine nichts Besseres zu thun, als die Organe ihrer Vorgängerinnen in Galizien zu beschimpfen und sie als eine corrupte Horde darzustellen, welche auf nichts Anderes als die Ausbeutung des Landes zu ihrem eigenen Vortheile ausging. Und als diese Invectiven im Abgeordnetenhause nicht etwa von Seite des Ministeriums, wohl aber von einem der Bekämpfer der Vorlage Widerspruch erfuhren, da erhob sich ein zweiter Abgeordneter aus Galizien und wollte durch Citate aus meinem Werke über die Kaiserin Maria Theresia die Wahrheit der von seinem Landsmanne aufgestellten Behauptungen darthun.

Hiedurch sah ich mich zu meinem Bedauern in die dringende Nothwendigkeit versetzt, den Beweis zu führen, daß aus meinem Buche gerade das Gegentheil von dem, was von galizischer Seite hieraus deducirt worden war, sonnenklar hervorgehe. Und außerdem drängte es mich, die ganz ungerechtfertigten Anklagen zu widerlegen, welche gegen die früheren österreichischen Behörden in Galizien vorgebracht worden waren. Denn so bereitwillig ich auch zugeben will, daß unter den dorthin entsendeten Beamten gar manches räudige Schaf gewesen sein mag, so wenig schien mir doch deren Wirken im Allgemeinen eine so wegwerfende Verurtheilung zu verdienen. Und am allerwenigsten konnte ich sie aus dem Munde von Angehörigen jenes Landes für gerechtfertigt halten, die ja am besten wissen mußten, in welch' trostlosem Zustande es von Oesterreich übernommen wurde und wem dessen auffallendes Zurückbleiben in der Cultur

im Vergleiche mit den deutsch-österreichischen Provinzen eigentlich zur Last fällt. Besser, als mit Anschuldigungen gegen Andere hervorzutreten, würden meines Erachtens die Polen thun, in dieser sowie auch sonst in gar mancher Beziehung recht fleißig vor der eigenen Thüre zu kehren.

Als ich mein Vorhaben, diese Anklagen zurückzuweisen und zu widerlegen, in einer Versammlung der Verfassungspartei des Herrenhauses kundgab, fand ich bei keinem meiner Gesinnungsgenossen ein so verständnißvolles Entgegenkommen als bei Herrn von Plener, einem der wenigen Ueberbleibsel aus jener Glanzzeit des Herrenhauses, in welcher dasselbe nicht nur an Männern von Wissen und Talent, sondern auch an politischen Charakteren so reich war. Plener schloß sich mir an, um in der Versammlung des Herrenhauses gleichfalls in dem von mir beabsichtigten Sinne zu sprechen. Und schon der Umstand, daß in seiner Person einer der berufensten Gewährsmänner für die Integrität des im Ganzen und Großen so ehrenhaften österreichischen Beamtenstandes auftrat, trug nicht wenig dazu bei, daß das, was wir sagten, einen nicht gewöhnlichen Eindruck hervorbrachte. Sogar das Ministerium sah sich zu dem freilich nicht gerade gelungenen Versuche genöthigt, wenigstens durch einige nachträgliche Worte das Versäumniß wettzumachen, welches es sich im Abgeordnetenhause hatte zu Schulden kommen lassen.

Etwa zehn Monate vor dieser Verhandlung, am 10. Juli 1889 hatte ich mein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Ueberhaupt kein Freund von Jubiläen, entging ich auch diesmal einem solchen, aber ich nahm doch die zahlreichen Beweise von Theilnahme, von Anhänglichkeit und Freundschaft, welche mir bei diesem Anlasse zukamen, dank-

barst auf. Der vorderste Platz unter ihnen gebührte einem sehr schönen Album, welches die photographischen Bildnisse sämmtlicher wirklichen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften enthielt.

Noch stiller verfloß im folgenden Jahre ein anderer Tag, der auch vielleicht Anlaß zu einer Jubiläumsfeier hätte darbieten können, der 18. September 1890, welcher derjenige der Beendigung meines fünfzigsten Dienstjahres war. Nur meine Tochter und mein Schwiegersohn gedachten dieses Tages durch Uebersendung eines sinnigen Geschenkes, eines Albums mit den Photographien der öffentlichen Gebäude, in denen sich, von der Frankfurter Paulskirche angefangen, während meines langdauernden Lebenslaufes meine Thätigkeit abspann.

Ich verbrachte diesen Tag in Alt-Aussee, wo ich seit meiner Wiedergenesung nunmehr alljährlich, wie es in früherer Zeit schon so oft der Fall war, meinen Urlaub verlebe. Zu all dem, was mich dorthin zieht, ist nun ein neuer Magnet gekommen, das mir so befreundete Haus des Professors Seegen, in welchem ich allzeit nicht nur den liebenswürdigsten Empfang von Seite vortrefflicher Menschen voll geistiger Interessen, sondern auch einen gewählten geselligen Kreis finde, in dem ich mich stets mit Vorliebe bewege. So vertraut ich aber in demselben auch bin, so verlor ich doch kein Wort über die Bedeutung jenes Tages für mich, der denn auch ganz unbeachtet vorüberging. Und ebenso erhielt ich auch brieflich keine Zeile, welche sich hierauf bezog.

Mit dem Augenblicke meiner Rückkehr nach Wien veränderte sich dies jedoch plötzlich. In ihrer Anhänglichkeit an mich geriethen die Beamten des Staatsarchives auf den

Gedanken, mein Jubiläum am 27. December als dem Tage zu feiern, an welchem ich vor fünfzig Jahren zum Archivspraktikanten ernannt worden war. Sie sammelten in den wissenschaftlichen, politischen und geselligen Kreisen, in welchen sie Theilnahme für mich voraussetzen durften, Beiträge für eine mir zu Ehren zu prägende Medaille, sowie Unterschriften unter eine Adresse, welche an mich gerichtet werden sollte.

In einer für mich außerordentlich schmeichelhaften Weise werden in derselben meine Leistungen auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens besprochen. Vor Allem gedenkt sie meiner Thätigkeit als Director des Staatsarchives und der durch mich veranlaßten Freigebung des Zutrittes zu demselben, sowie des Aufschwunges, welchen hiedurch die Entfaltung der historischen Studien nicht nur in Oesterreich, sondern auch in anderen Staaten erfuhr, weil durch unseren Vorgang auch ihre Archive zur Betretung gleicher Bahnen gedrängt wurden. Ueber das, was die Adresse von meiner Thätigkeit als Geschichtschreiber und als Theilnehmer an wichtigen politischen Verhandlungen, sowie von meinen persönlichen Eigenschaften sagt, gehe ich hier stillschweigend hinweg, denn ich bringe es nicht über mich, es auch nur andeutend zu wiederholen. Aber ich freute mich doch innig, daß man überhaupt, ohne Widerspruch zu erregen, in solcher Weise von mir zu reden vermochte, sowie daß es durch fünfthalbhundert Unterschriften aus allen Kreisen der Bevölkerung Oesterreichs und aus allen Theilen von Europa Bestätigung fand.

Auch außerdem kamen mir an diesem Tage Ordensauszeichnungen von Seiner Majestät dem Kaiser und von fremden Regierungen, sowie sonstige Beweise der Aner-

kennung, der Werthschätzung und der Theilnahme von nah und von fern, von Vornehmen und von Geringen in Hülle und Fülle zu. Nicht nur meinetwegen freute ich mich über sie, sondern auch weil diese Aeußerungen der Uebereinstimmung mit meinen Gesinnungen mir zeigten, daß der Geist der Vaterlandsliebe in den besseren Classen der Bevölkerung doch noch nicht so sehr im Schwinden begriffen sei, als man dies gemeiniglich annimmt und nach so vielen betrübenden Erscheinungen, welche in die Oeffentlichkeit treten, anzunehmen auch leider Ursache hat. Denn von all den Lobpreisungen, welche mir zugingen, bezogen sich doch bei Weitem die meisten auf meinen Patriotismus und auf die Bethätigung desselben durch die Art meiner Theilnahme an den Verhandlungen des Herrenhauses, sowie durch meine historischen Schriften, insbesondere durch meine Geschichte der Kaiserin Maria Theresia. Am prägnantesten wurde dieser letzteren Anschauung in einem schönen, von einem hochgestellten Staatsbeamten herrührenden Gedichte Ausdruck verliehen, welchem ich daher auch, obgleich wegen des für mich darin enthaltenen Lobes nur mit gewaltigem inneren Widerstreben, hier Aufnahme zu gönnen mich entschließe. Es lautet:

„Aere perennius.

„Das Denkmal ragt der großen Kaiserin
„Vor ihrer Burg, ein mächtig Erzgebilde,
„Und spricht zu ihrer treuen Hauptstadt Wien
„Von ihrer Weisheit, ihrer Kraft und Milde.
„Es zeigt uns hier um ihren Thron gereiht,
„Die mit des Krieges, mit des Friedens Waffen
„Für sie gekämpft, sich ihrem Werk geweiht,
„Ein neues, großes Oesterreich zu schaffen.

„Ein größ'res Denkmal, mächtiger als Erz,
„Es baut ſich auf aus Worten und aus Zahlen,
„Und zeigt den Herrſcherſinn, das Mutterherz
„Der hohen Frau in ihrer Zeit Annalen.
„Den Forſcher preiſ't darum das Vaterland,
„Der ſolchen Herrſcherruhm in gold'nen Lettern,
„Aus reinſtem Quell geſchöpft, mit Meiſterhand
„Verzeichnet in der Weltgeſchichte Blättern!"

Dieſe und ähnliche Worte der Anerkennung, von ſo berufener Seite geſprochen, mußten mich innig erfreuen, und es wäre wohl eitel Ziererei, dies nicht auch ehrlich einzugeſtehen. Mit tiefempfundener Dankbarkeit, aber doch auch nicht ohne einen Anflug von Wehmuth nahm ich ſie entgegen, denn es wurde mir klar, daß dieſer Tag einen letzten Markſtein bedeute in meinem Leben. Und immer wieder kamen mir die Worte der Kaiſerin Maria Thereſia in den Sinn, welche ſie, anderthalb Jahre vor ihrem Tode, nach Abſchluß des Teſchner Friedens an Kaunitz ſchrieb. So ſehr beherrſchten ſie mich, daß ich auf die Gefahr hin, arger Unbeſcheidenheit geziehen zu werden, weil ich ſo Großes mit ſo Kleinem zu vergleichen mir erlaube, ſie dennoch hier anführe. Mit einer leichten Variante lauten ſie: „Ich habe „heute meine Carriere glücklich geendigt; das Uebrige wird „nicht mehr in Vielem beſtehen."

Und ſo verhält es ſich denn auch in der That. Weder meine Erlebniſſe noch meine Leiſtungen ſeit jenem Tage ſind der Art, daß ſie das Niederſchreiben verlohnen; ich ſchließe daher meine Aufzeichnungen, und wie ich ſie mit der Erinnerung an meinen Vater begann, will ich ſie auch in gleicher Weiſe beenden. Mit tiefer Gemüthsbewegung laſen mein

Bruder und ich nach seinem Tode in seinem Testamente die folgenden Worte:

„Ich scheide mit den glühendsten Wünschen für das „Wohl und den Ruhm des in sich geeinigten Oesterreich, „mit dem Wunsche, daß keine Sonderinteressen dessen herr„liche Bestandtheile trennen, sondern daß sie stets ein und „dasselbe Ziel ins Auge fassen mögen. Denn vereinigt sind „sie groß und stark, getrennt aber klein und die Beute „feindseliger Nachbarn."

Wenn sich diese Worte auch nicht in meinen letztwilligen Aufzeichnungen finden werden, so glaube ich doch sagen zu dürfen, daß die Gesinnung, welche sie meinem Vater vor fast vierzig Jahren in die Feder dictirte, auch mich bis zu meinem letzten Athemzuge beseelt.

Perſonen-Regiſter.*)

Achleitner. I. 396.
Acton. II. 229, 231, 232.
Adamberger Heinrich. I. 36, 38, 46, 47, 49, 52, 63, 107, 111, 126, 129, 201, 209, 265. II. 34, 58, 135, 168, 221, 263, 264, 343, 453.
— Joſeph. I. 36, 38, 42, 46, 49, 52, 63, 126, 129, 144.
— Louiſe (Dilg). I. 36, 38, 46, 52, 63, 97, 126, 129, 200. II. 47.
— Marianne. I. 18, 20—22, 24, 26, 28, 30—36, 38—50, 52, 56, 60, 63, 64, 67, 83.
— Marie. I. 39, 41—44, 49, 52, 63, 126, 129—131, 144, 147, 156, 199, 212, 214, 279. II. 46—48, 52.
— Martha. I. 126, 201, 208.
— Valentin (Vater). I. 18, 19, 23, 24, 31—33, 36, 40—42, 45—47, 50, 52, 60, 62, 63, 67, 122.
Adamberger Valentin (Sohn). I. 36, 40, 41, 46, 47.
Adda d', Marcheſe. II. 332.
Aichelburg. I. 396.
Ajdukiewicz. II. 546.
Albrecht, Erzherzog. I. 154. II. 25, 325, 331, 552.
Albrechtsberger. I. 120.
Alice, Großherzogin von Toscana. II. 512.
Alt. I. 209.
Altwirth. I. 142.
Amadé. I. 137.
Andráſſy. II. 458—460, 516, 517.
Angeli. II. 510, 512.
Anſchütz. II 40.
Antoinette, Erzherzogin. II. 513.
Antonelli. II. 389, 390.
Appony Georg, Graf. II. 146, 147, 497.
Appony Rudolph, Graf. II. 86, 87, 93.
Arneth Conſtantin. I. 14. II. 184, 191, 217, 218, 241, 242, 530.

*) Die Namen meiner Eltern, meiner Frau, meiner Tochter und meines Bruders wurden wegen ihres häufigen Vorkommens in das Regiſter nicht aufgenommen.

Arneth Eleonore (Dreiling). I. 108, 114. II. 194, 195.
— Emma. II. 141, 184, 191, 217, 218, 241, 242, 343.
— Johann. I. 3, 82, 84, 85, 88, 99, 104, 107—109, 114, 119.
— Johanna (Moſer). I. 4, 107, 109, 114.
— Klara (Sperker). I. 108—110, 114. II. 194.
— Magdalena. I. 3, 82, 84, 88, 89, 99, 104, 107, 108—110, 114, 115, 119, 125.
— Michael. I. 3—6, 11, 85, 99, 104—107, 109, 114, 116—121, 123, 124, 128, 129, 131, 139, 140, 144, 148, 163, 164, 167, 170, 172, 173, 180, 183, 211, 216, 264, 265, 285—287, 316, 436. II. 20, 21, 24, 41, 42, 52, 57, 104, 172, 384.
Arnim. II. 239.
Auegg. II. 460.
Auersperg Adolf, Fürſt. II. 504, 517.
— Carlos, Fürſt. II. 435, 445.
— Anton, Graf. II. 146—148, 457.
Auerswald. I. 326, 328, 365, 381.
Auguſta, deutſche Kaiſerin. II. 487, 490.
Balaſſa. II. 38.
Ballarini. II. 143, 158.
Balleydier. I. 297.
Bancroft. II. 491.
Barkóczy. II. 152.
Bartenſtein. II. 493.
Baſſermann. I. 384.
Batthyány Arthur, Graf. II. 63.
— Gräfin. II. 390.
Bauernfeld. II. 40.
Baum. I. 217, 220, 224, 225, 227, 228, 241.
Baumeiſter. II. 263.
Baumgartner Andreas, Freiherr von. II. 189.
— Franz. I. 251, 253—255.
Beaumarchais. II. 466, 467.
Becher. I. 169.
Beckerath. I. 384.
Beethoven. I. 61, 62, 122. II. 20.
Beisler. I. 337, 369.
Belcredi. II. 277, 278, 295, 297, 298, 307—309, 315, 320, 322, 521.
Bellegarde. I. 12, 13.
Benedek. II. 286, 287, 368.
Beneden van. II. 470.
Benedikt Georg, P. I. 143, 147, 148, 158.
Bentheim. I. 12, 13.
Berardi. II. 386.
Berger. I. 335, 336, 366, 401. II. 164—166, 200, 202, 225, 319, 401, 411.
Bergmann Joſeph. I. 190. II. 189, 347, 421, 422.
— Karl. I. 190—192.
Berthold, P. I. 183.
Beſeler Georg. I. 329, 331, 384, 386.
— Wilhelm. I. 331.

Bethmann-Unzelmann. I. 32.
Beuſt. II. 309, 312, 314, 315, 316, 318, 319, 320, 351, 353—355, 426, 428—432.
Bibra. I. 153.
Biedermann. I. 332, 383.
Biegeleben. II. 351—353.
Bingler. II. 74—76, 333.
Binzer. II. 212, 483—486.
Biſchoff. I. 133. II. 74.
Bismarck. II. 431.
Blome. II. 83, 133, 238, 239, 465.
Blum. I. 331, 336, 364, 365, 367—372.
Boddien. I. 325.
Boër. I. 125.
Bombelles. II. 331.
Bonaini. II. 334, 358, 360, 361.
Bonſtetten. I. 92, 139.
Braulik. II. 227, 479.
Braun. I. 35, 44, 50.
Breda. II. 108, 109, 124, 143, 159.
Brenner. II. 12.
Breſelmayr. II. 116, 117.
Breſtel. II. 164, 169, 186, 202, 203, 299, 303, 319, 411.
Brioschi. II. 510.
Brunsvik. II. 20—23, 36—39, 53, 59, 112.
Bubna. I. 14.
Buol, Graf. II. 24, 93, 94.
— Freiherr von. II. 352.
Burg. II. 189, 515.
Burger, Freiherr von. II. 329, 332, 334, 336, 337, 340, 360, 361, 368.
Burger Sebaſtian. I. 128.
Burian. I. 294.
Burney. I. 18.
Byron. II. 265.
Candolle de. I. 92.
Canon. II. 517.
Cantù. II. 332, 333.
Cappy. II. 22.
Carl, Erzherzog. I. 104, 362.
— Albert, König von Sardinien. II. 234.
— Ferdinand, Erzherzog. I. 54.
— Ludwig, Erzherzog. II. 509, 512, 550.
— Stephan, Erzherzog. II. 512.
Caroline Auguſte, Kaiſerin. I. 24, 153—155, 165, 166, 173, 174, 291. II. 51, 62, 122.
Carnot. I. 86.
Cecchetti. II. 326.
Charavay. II. 253.
Charlotte, Kaiſerin von Mexico. II. 331.
Chmel. I. 139, 140, 213, 250, 252, 277. II. 15, 112—114, 116, 119.
Chorinsky. II. 308.
Chotek Bohuslav, Graf. II. 86.
— Otto, Graf. I. 103.
Cibrario. II. 330, 333—336, 339, 340, 358, 360, 361.
Clam-Gallas, Graf. II. 65, 110, 126.
— Gräfin. II. 44, 65, 103, 126.
— -Martinitz Heinrich, Graf. II. 147—149, 153.

Coburg Philipp, Prinz von. II. 547.
Collin. I. 20, 21, 45, 48, 49, 51, 52, 54, 57, 63, 76. II. 39.
Colloredo Franz, Fürſt. II. 65.
— Joſeph, Fürſt. II. 124, 169, 186, 201, 285, 291, 292, 298, 299, 320, 321, 487, 501.
— Chriſtiane, Fürſtin. II. 64, 65.
— Ferdinand, Graf. I. 302, 305.
Cometer. II. 394.
Conches, Feuillet de. II. 247, 248, 251—253, 468.
Conn. II. 149.
Conrad. II. 527.
Conſtantin, Großfürſt von Rußland. II. 142.
Coppino. II. 340.
Cordon. I. 425.
Cornelius. II. 234, 237.
Crenneville. II. 245, 256.
Crivelli. II. 374.
Cuvillier-Fleury. II. 250.
Czedik. II. 169, 206, 299.
Czermak. II. 461.
Czernin. II. 218.
Czerny. II. 228
Czirák y. II. 22.
Czörnig. I. 237.
Dahlmann. I. 319, 329, 385, 386.
Dandolo. II. 325, 359.
Davide. I. 31.
Deák. II. 316.
Defregger. II. 440.
Delcour. II. 471.
Demel. I. 381, 382.
Depping. II. 250.
Detmold. I. 329.
Deym Friedrich, Graf. I. 373, 374.
— Iſidor, Graf. II. 37, 38.
Didot. II. 468.
Dieckmann. II. 482.
Dietrichſtein Franz, Fürſt. I. 11—16, 80, 81, 84, 91—93, 95, 96, 98, 103, 160, 251. II. 41, 44, 45, 310.
— Joſeph, Graf, ſpäter Fürſt. I. 7, 15, 16, 77, 81, 89—93, 96—100, 130, 131, 135, 149, 150, 151, 265, 275, 353. II. 44, 45, 63, 97, 103—105, 110, 111, 271, 501.
— Moriz, Graf. I. 8, 14, 56, 63, 145, 244, 306. II. 40, 41, 44.
— Gabriele, Gräfin, ſpäter Fürſtin. I. 99, 150, 271.
— — Julie, Gräfin. I. 137, 145, 181, ſ. Oettingen-Wallerſtein.
— — Thereſe, Gräfin. I. 306, II. 31.
Dilg Louiſe, ſ. Adamberger.
— Mathias. I. 54.
Diószeghy. II. 211.
Döllinger. II. 229—233, 237, 342, 515.
Dornfeld. I. 185, 189.
Dove. II. 378, 380.
Droyſen. I. 329, 384, 386.
Dück. II. 169, 299.
Dudik. II. 325, 326, 330, 359.
Dumas. II. 394.
Dumba. II. 363, 550.

Dumont. I. 92.
Duncker. I. 329.
Dürfeld. I. 43, 44.
Eberle. II. 99, 100.
Ebner. II. 478.
Eder. II. 195, 196.
Egger. II. 19.
Eichler. I. 136.
Eiſelsberg. II. 475.
Eiſenmann. I. 344—350.
Eliſabeth, Kaiſerin von Oeſterreich. II. 34, 73, 74, 80, 239, 509.
— Erzherzogin. II. 511, 512.
Ellmaurer. I. 210. II. 218.
Elsner. I. 179, 180.
Emma, Frau. II. 440.
Endlicher. I. 208.
Engerth. II. 328.
Enzenberg. II. 245.
Eötvös. II. 19, 22.
Erb. II. 92, 186, 234, 290.
Erhardt. II. 371, 374, 378, 389.
Eſcherich. I. 35.
Eſterházy Moriz, Graf. II. 312.
— Valentin, Graf. II. 50.
— Gräfin. I. 137.
Eugen, Erzherzog. II. 510.
Eugenie, Kaiſerin von Frankreich. II. 246, 250.
Euler. II. 96.
Falkenhayn. II, 31, 33.
Fallati. I. 332.
Feil. II. 189.
Felder. II. 169, 203, 299, 504.
Ferdinand I., Kaiſer von Oeſterreich. I. 376. II. 328.
Ferdinand, Großherzog von Toscana. II. 514.
— Max, Erzherzog. I. 310. II. 323, 324, 333.
Fernkorn. II. 198.
Ficker. II. 349.
Firnhaber. I. 251, 254, 255.
Flammermont. II. 549.
Flottwell. I. 329.
Förſter Auguſt. II. 552.
— Friedrich. II. 215—217.
Folkmann. II. 245.
Francke. I. 332, 337.
Franckenſtein. II. 32, 33.
Franz I., Kaiſer. I. 44, 153, 165, 166, 174, 291, 292. II. 245, 248, 249, 294.
— Joſeph I., Kaiſer. I. 154, 376, 382, 431. II. 25, 34, 73, 74, 80, 144, 145, 154, 164, 241, 245, 256, 280, 293, 294, 296, 298—300, 309, 314, 331, 369, 477, 509, 516, 542—544.
— Karl, Erzherzog I. 376.
Frey. II. 480, 482.
Fricke. II. 263.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. I. 421, 426.
Fritſch. I. 343, 344, 349.
Fröbel. I. 336, 369—372.
Froude. II. 491.
Füger I. 63.
Führich. II. 328.
Fuhrmann David, P. I. 147, 162.
Fürſtenſtein. II. 487.

Gablenz. II. 521.
Gachard. II. 464, 469.
Gagern Heinrich. I. 304, 317, 322, 326, 327, 331, 347, 354, 375, 385, 387—390, 393, 397, 398, 405. II. 174—176.
— Max. II. 162, 352.
Gaisberger. I. 6, 92, 187, 188. II. 104, 228.
Gall. I. 5.
Gamper. I. 249.
Gandy. II. 251.
Ganglbauer. II. 526, 527, 530.
Gapp. I. 208.
Gar. II. 359, 415.
Garibaldi. II. 393.
Gaul Franz. II. 510, 512.
— Guſtav. II. 363, 510, 512.
Geffroy. II. 251, 468, 548.
Gentz. II. 248.
Geringer. I. 356.
Gerold. II. 15.
Gervinus. I. 391, 396.
Gévay. I. 152, 172, 184, 185, 198, 202, 214, 215, 243, 250, 278. II. 18.
Geymüller. I. 134.
Gfrörer. I. 322.
Giacomelli. II. 415.
Gieſebrecht. II. 234, 236.
Giskra. I. 330, 350, 351, 401. II. 319, 401, 411, 414, 426—428.
Gleispach. II. 479.
Goluchowski. II. 161, 540.
Graefe. II. 101.
Gregorovius. II. 395.
Grillparzer. I. 122—124, 202, 259. II. 46, 549—551.
Gritzner. I. 299.
Grumbrecht. I. 385, 386.
Grüner. II. 137, 138.
Guggenthal. I. 250.
Gugger. I. 165, 166.
Gutſchmied. II. 66.
Gyulay. II. 270, 271.
Hafner. I. 210.
Häfner. I. 299.
Hagn. II. 114.
Haidinger. II. 189, 347.
Halbhuber. II. 165, 200, 202.
Halloy, d' Omalius. II. 470, 471, 473.
Hamann. II. 42.
Hammer-Purgſtall Joſeph, Freiherr von. I. 126, 133. II. 44, 189.
— — Karl, Freiherr von. II. 189, 190.
— — Karoline, Baronin. II. 286.
Hammond. II. 87, 88.
Hannbeck. II, 203, 207.
Hardegg. I. 278.
Hardt. I. 301.
Hartel. II. 541.
Hartig. II. 146.
Hartmann. I. 336.
Haſner. II. 411, 455, 457, 494, 500—502, 506, 521.
Haſſack. I. 157, 161, 179, 184, 186, 187, 242. II. 18.
Hauer. I. 44. II. 349, 350.
Häuſſer. II. 16, 17.

Hayden. I. 213, 333, 363. II. 55, 57.
Haydn. I. 40.
Haymerle. II. 516, 530.
— Baronin. II. 530.
Heckſcher. I. 409.
Hegel. II. 233.
Heidmann. II. 67.
Hein, Sängerknabe. I. 121.
— Dr. II. 147, 153.
Helene, Großfürſtin von Rußland. II. 27, 49, 71, 79, 80, 93, 96, 103, 110, 143, 150, 191, 219, 241, 242, 270, 464.
Helle, Frau zur. II. 188, 190.
Hellmesberger. II. 512, 514.
Henikſtein. II. 286.
Herberſtein, Gräfin. I. 137.
— Thereſe, Gräfin. II. 72, 188.
— Friedrich, Graf. II. 72.
Herbſt. II. 319, 411.
Hermann. I. 319, 409.
Heß. II. 67.
Hickel. I. 20, 22.
Hieronymus, P. I. 213.
Hochſtetter. II. 479.
Hock. II. 225, 226, 281.
Hoffer Johann. I. 302.
— Karl. II. 303.
Höfler. II. 349.
Hofmann. II. 35, 89, 351, 353—356, 428, 491.
Hohenlohe. II. 551.
Hohenwart. II. 454, 455, 459.
Hompeſch. II. 32.
Hopfen. II. 435.
Hoppe. I. 224.
Hormayr. I. 20, 21.
Hoyos Johann Ernſt, Graf. I. 306.
— Heinrich, Graf. II. 14.
— Felicie, Gräfin. II. 14.
Huber. I. 92.
— Ferdinand, P. I. 185.
Hübner, Hauptmann. I. 328.
— Freiherr von. II. 83—85, 93, 94, 112.
Hüffer. II. 491.
Hügel. II. 349.
Hummelauer. I. 296.
Hunolſtein, Freiherr von. II. 255.
— Graf, von. II. 247, 248, 251—256, 468.
Huſzár. I. 216, 243, 257.
Hyrtl. II. 347.
Jacquet Eleonore. I. 125, 199.
— Karl. I. 20, 22—31, 48, 52, 57, 72—74.
— Katharina. I. 21, 22, 32.
— Marianne, ſ. Adamberger.
— Nanny. I. 26, 28, 48, 49, 52, 57, 61, 64, 73, 74, 125, 126.
— Thereſe (Weber). I. 25—28, 52.
Jacobi. II. 43.
Jahn Friedr. Ludw. I. 352, 353.
— Otto. I. 19.
Jenull. I. 195, 202.
Jeſſernigg. II. 476, 479.
Incledon. I. 211, 263.
Johann, Erzherzog. I. 201, 355, 356, 358—360, 417, 418, 428. II. 55.
— — II. 514.

John. II. 521.
Jonák. II. 138.
Jordan. I. 344.
Joſeph II., Kaiſer. I. 22, 34. II. 256, 493, 515, 533, 534, 548.
Jurine. I. 92.
Kaiſer, Ignaz. I. 332, 337, 338, 354. II. 226.
Kalchberg. II. 281.
Karajan. II. 92, 189, 244, 420—422.
Katharina, Großfürſtin von Rußland. II. 49, 50.
Kattinger. I. 124.
Kaunitz. II. 548, 560.
Kenner. I. 117. II. 107.
Ketteler. I. 328.
Khloyber. II. 248.
Kinsky. II. 245.
Kirchgeßner. I. 337, 338, 389.
Klein. I. 5.
Klemm. II. 291.
Kleyle. I. 362.
Klinkowſtroem. I. 137, 138.
Klucky. I. 297.
Kner. II. 189.
Koberwein. I. 59. II. 40.
Koch. I. 332.
Koechel. I. 297, 305.
Koepl. I. 208, 211.
Koller. II. 521.
Korn. I. 59, 68. II. 39—41.
Körner Chriſtian Gottfried. I. 70. II. 61, 62, 67.
— Emma. I. 70.
— Minna. I. 70. II. 62, 63.
Körner Theodor. I. 69—75, 78, 88. II. 39, 43, 61—65, 67, 215—218.
Kotzebue. I. 32, 34, 35, 45.
Krakowizer. I. 189, 210, 242, 265.
Krauſe. I. 279.
Kreil. II. 189.
Krüger. I. 64, 68, 69.
— Netti. I. 65, 67, 68, 72.
Kübeck. II. 362, 364, 367.
Kubler. I. 302.
Kuefſtein. I. 137.
Kuhn. II. 432.
Kundmann. II. 550.
Kuranda. II. 164, 165.
Kürſinger. I. 177.
Kurz. I. 6, 9, 117, 120, 121.
Kutſchker. II. 478, 505, 526, 528.
Lanckoronski Caſimir, Graf. I. 8.
— Karl, Graf. I. 8.
Lange Joſeph. I. 34, 45, 59, 60.
Lanz. II. 91.
Lappenberg. II. 233, 237, 240.
Laſſer. II. 504, 517.
Latour. I. 334, 365. II. 477, 480.
Laube. I. 333. II. 135, 136.
Lazansky. I. 137.
Lebzeltern. I. 3—5, 7.
Lenbach. II. 363.
Leopold II., Kaiſer. II. 256, 493.
— I., König der Belgier. I. 208.
— II., König der Belgier. II. 470, 474.
Lerchenfeld. II. 174.
Libényi. II. 25.
Lichnowsky. I. 326, 328, 365, 381.

Lichtenfels, Dr. von. I. 281.
— Freiherr von. II. 146, 148, 445, 500.
Liebhart. II. 363.
Liebreich. II. 101.
Liechtenſtein. II. 501, 521.
Lilien. II. 18, 19, 65.
Lindemann. II. 374, 389, 393, 394.
Lobkowitz, Prinz. I. 130.
— Fürſtin. I. 137.
Lodron. II. 479.
Loménie. II. 466, 467.
Löw. I. 337.
— II. 116.
Ludwig I., König von Bayern. I. 283. II. 230.
— II. II. 176, 238—241, 254.
— Erzherzog. II. 514.
Maager. II. 147, 152, 497.
Majlath, Georg von. II. 147.
— Graf. II. 435.
Makart. II. 509, 510, 512.
Manfredini. I. 240.
Marcheſi. I. 31.
Marenzeller. II. 344.
Maria Thereſia, Kaiſerin. I. 5, 23, 27. II. 121—123, 134, 141, 144, 155, 185, 192, 198, 209, 224, 244, 246—251, 253, 256, 257, 291, 318, 323, 325, 448, 449, 465, 467, 470, 472, 476, 489, 493, 514, 531—534, 539, 543—545, 548, 555, 559, 560.
— — zweite Gemahlin Franz II. I. 44.
Maria Thereſia, Erzherzogin. II. 512.
— — Herzogin von Württemberg. II. 513.
Marie, Königin der Belgier. II. 331.
— Antoinette, Königin von Frankreich. II. 246—248, 250—253, 256, 323, 333, 405, 466, 467, 548.
— Chriſtine, Erzherzogin. II, 247, 251, 256.
— Großfürſtin von Rußland. II. 363.
Marinelli. II. 42.
Marra. I. 31.
Mars. I. 33.
Martignoni. I. 132.
Martini. I. 240.
Maurer. II. 234.
Mauthner. II. 541, 542.
Max. II. 45.
Maximilian II., König von Bayern. II. 230, 236.
Mayer Friedrich. I. 115, 127, 140, 146, 159, 160, 163, 165, 264, 275. II. 21, 24, 43, 114—117, 171, 172, 381.
— Philipp. II. 228.
Mayerhauſer Amand. I. 143, 187, 210.
Mayerhofer. I. 105.
Mayfeld. I. 314, 315.
Mecklenburg Georg, Herzog von. II. 49, 50.
Meiller. II. 357, 421, 422.
Menabrea. II. 326, 328, 358, 367.

Mende. II. 226.
Mensdorff, Graf. II. 310—314, 367.
— Gräfin. II. 103.
Meran, Graf. II. 547.
— Gräfin. I. 358.
Mercandin. II. 147.
Mercy-Argenteau. II. 467, 548.
Merelli. II. 369, 370.
Metternich, Fürſt. I. 137, 251, 264, 293—295, 346. II. 2, 5, 6.
— Fürſtin. I. 293, 296.
Meyſenbug. I. 238. II. 351—355, 374.
Mikloſich. II. 421, 422.
Mikſchik. II. 26, 27.
Mittermaier. I. 330.
Mniszek. I. 137.
Mohl. I. 331, 367.
Molitor. II. 175.
Mollo. I. 103.
Montecuccoli. I. 302.
Montez, Lola. I. 283.
Moſer Alois. I. 4, 131, 164, 196, 213, 243. II. 114, 343, 483.
— Ferdinand. II. 173, 228.
— Ignaz. I. 4.
— Johann. I. 4. 108, 156, 188.
— Johanna. I. 4.
— Karl. II. 58.
Mosle. I. 338, 372.
Motley. II. 461, 462.
Mozart. I. 18. 19, 40.
Mühlfeld. I. 302—305, 329, 340, 341, 350, 354, 388. II. 164, 165, 203—208.
Münch. II. 135, 189.
Nádasdy. II. 152, 161.
Nadherny. II. 89.
Napoleon I. I. 11, 13, 57, 58.
— III. II. 267, 289, 312.
Nardi. II. 386.
Neilreich. II. 23.
Neſtroy. II. 160.
Neumann, Abbé. I. 7, 15.
— Louiſe. I. 279. II. 188.
Neumayr. I. 337.
Niſard. II. 250, 470.
Noorden. II. 491.
Nugent. II. 119.
Obermayer. II. 98, 99.
Oberſteiner. II. 485.
Obolenski. II. 78.
Oettingen-Wallerſtein Karl, Fürſt. I. 145, 182. II. 28, 30.
— — Julie, Fürſtin. I. 145, 260. II. 28, 30, 110.
— — Töchter. II. 30—33.
O'Hegerty. II. 212, 227, 436.
Ott. I. 301.
Ottenfels Franz, Freiherr. II. 2, 3, 5.
— Moriz, Freiherr. II. 3, 83, 374, 378, 389.
Otto, Prinz von Bayern. II. 240.
Ozeroff. II. 239.
Paar, Gräfin. II. 184.
Palacky. II. 349.
Pasqualati Fanny, Baronin. I. 145—147, 152, 172, ſ. Gévay.
Patrizi. II. 386.
Pattai. I. 337, 338.

Paulucci. I. 177.
Paur. I. 367.
Pawlowsky. II. 478.
Pell. I 252.
Pereira. I. 134.
Perger. II. 164.
Perthaler. I. 309, 314, 315.
Pertz. II. 233, 237.
Petzval. II. 347.
Phillips. II. 421, 422.
Piazza. II. 332.
Pichler Karl Joseph, Freiherr von. II. 246.
— Karoline. I. 9, 14, 74, 77, 78, 82, 83. II. 62, 122.
Pilat. II. 112.
Pillersdorff. I. 297. II. 109, 110, 164, 165, 197, 198, 270, 271.
Pitha. II. 213.
Pius IX. II. 114, 381—386, 389, 391, 392.
Placidus, P. I. 179.
Plank. II. 163.
Plener. II. 506, 520, 556.
Plochl. I. 201.
Poezl. I. 367.
Pölitz. I. 118.
Porcia. II. 332.
Potocki. II. 445, 454, 455.
Pratobevera. I. 189, 190, 199. II. 164, 319—322, 445.
Preindl. I. 121.
Preinfalk Richard. I. 143, 147, 157, 210, 242.
Prevost. I. 92.
Prokesch. I. 50, 51, 421, 426.
Purgstall, Gräfin. II. 189.
Purkyně. II. 349.
Quatrefages. II. 470.
Quetelet. II. 470.
Rabl. I. 197.
Radetzky. I. 339, 410, 411, 421. II. 271, 368, 552, 553.
Radowitz. I. 329, 407, 408. II. 7.
Rahden. II. 96.
Rainer, Erzherzog, Vicekönig. I. 247.
— — II. 145, 146, 154, 539—541.
Ramberg. II. 108.
Randa. II. 519.
Ranke. II. 123, 231, 233—237, 378, 450, 491.
Ransonnet. II. 245.
Ratazzi. II. 358.
Raumer. I. 332.
Rauscher, Cardinal. II. 146, 152, 421, 422, 495, 496, 499, 505, 528, 529.
— von. II. 481.
Rautenstrauch. I. 21.
Raveaux. I. 331, 381.
Raymond. II. 291.
Rechberg. II. 133, 134, 137, 139, 155, 162, 163, 168, 310.
Redtenbacher, Familie. I. 161, 169, 171, 177, 179, 183. II. 56.
— Joseph. I. 190, 203.
— Josephine (Hafner). I. 168—170, 210.
— Karl. I. 166, 168, 169, 203.
Reinhart. I. 250, 253, 254.

Reiſchach. II. 126.
Reiſchel Ignaz, P. I. 158, 162, 163, 166.
Reitter. I. 337, 338.
Renan. II. 464.
Renger. I. 332.
Rettich. II. 369.
Reuß, Prinz. II. 108, 546.
— Profeſſor. II. 351.
Revertera, Familie. I. 285. II. 24, 35, 177.
— Friedrich, Graf. II. 83, 125.
— Theophil, Graf. II. 92, 98, 99.
— Anna, Gräfin. I. 283.
Rhedey. I. 170, 171.
Riedel. II. 331.
Riefel. I. 249.
Rieſſer. I. 331. II. 10.
Riezelmayer. I. 160.
Ringseis, Familie. I. 283.
Rittmayer. II. 67.
Rizy. I. 279.
Robilant. II. 367.
Rokitansky. II. 420, 421, 507, 508.
Roretz. I. 433. II. 341.
Rosmanith. II. 162.
Rösner. II. 83.
Roßbacher. II. 521.
Rößler. I. 332.
Rotenhan. I. 329.
Rothkirch Ferdinand, Graf. I. 333.
— Julie, Gräfin. I. 145. II. 188.
Rudolf, Kronprinz. II. 331, 384, 476—483, 510, 513, 514, 535—539, 545—547, 549.
Rueskefer. II. 192.
Rümelin. I. 332. II. 174.
Saar. II. 552.
Sacken. I. 361. II. 347, 349.
Sailer. II. 30, 498.
Saint-Saphorin. II. 87, 88.
Sainte-Beuve. II. 250, 252.
Salamon. II. 22.
Salvotti. II. 146.
Salzmann. I. 217, 220, 224, 227, 228, 237, 241, 314. II. 54.
Schäfer. II. 491.
Schaeffer, Familie. I. 199, 212, 214—216, 243, 259, 276, 279—281, 283, 288, 355, 433. II. 142.
— Auguſt von. I. 214, 256, 259, 300. II. 13, 14, 53, 55, 58, 68, 125, 126, 219.
— Caroline. II. 47, 100, 143, 214.
— Chriſtian. II. 124—128, 133, 141.
— Julius. II. 142.
— Peter. II. 124.
— Thereſe. II. 68, 100, 342, 475.
Schaffer. I. 309, 314.
Schaguna. II. 147.
Scheffler. I. 121.
Scherer. II. 251.
Scherpon. II. 189.
Schilcher. I. 202, 274.
Schiller. II. 67, 134—136, 265.
Schindler. II. 164, 226.
Schleifer Leopold Mathias. I. 169, 170.
— Moriz. I. 169.
Schloißnigg. I. 249. II. 47.

Schloß. II. 485, 486.
Schmerling Anton von. I. 310, 319—321, 326, 327, 329, 339, 385—387, 399, 404, 405, 409, 415, 418, 419, 425. II. 60, 136, 161—164, 168, 273—275, 277, 278, 352, 358, 411, 456, 457, 482, 494, 501, 502, 519, 520, 539, 541.
Schneider. II. 281.
Schneller. I. 50, 51.
Scholastica. II. 440.
Schöne. II. 263.
Schönfeld Louise, Gräfin, s. Neumann.
Schönleitner. I. 188.
Schraudolph. II. 176.
Schreck. II. 231.
Schrenck. I. 337, 369.
Schröder. I. 23.
Schubart. I. 18.
Schubert Franz. I. 18.
— aus Königsberg. I. 337, 339.
Schwarz Adolf. I. 309, 310.
— Freiherr von. II. 476.
Schwarzenberg Felix, Fürst. I. 405, 406, 415, 421—431, 433. II. 2, 7, 23, 24.
— Cardinal. I. 266. II. 114, 115.
— Eleonore, Fürstin. II. 462, 463.
— Karl, Fürst. I. 12, 13.
Schweinitz. II. 367.
Schweizer. II. 488.
Schwerin. I. 329, 386.
Schwind. I. 265.
Seebach. II. 488.
Seegen. II. 557.
Seguso. II. 326.
Seidl J. G. II. 160, 189.
Selchow. I. 329, 354.
Siegel. II. 539.
Sigmund. II. 378.
Simon Heinrich. I. 331.
— Ludwig. I. 331, 367.
Simond. I. 92.
Simony, Friedrich. I. 189.
— II. 364—366.
Simson. I. 389.
Sismondi. I. 92.
Sommaruga Franz, Freiherr von. I. 329, 337, 384, 409, 412, 414, 422. II. 164, 281.
— Baronin. I. 362, 378. II. 26.
Sonnenfels. II. 466.
Sonnenstein. II. 132, 133.
Sophie, Erzherzogin. I. 153. II. 34, 79, 182—184, 198, 324, 338, 339.
— Königin von Holland. II. 464.
Spaun Anton von. I. 53, 54.
— Joseph von. I. 265.
Sperker Anna. I. 110, 111, 115, 129, 133, 144, 216. II. 58, 194.
— Antonie. II. 194.
Sporn. I. 132.
Springer. I. 195.
Staal. II. 96.
Stadion Franz, Graf. I. 8, 247, 250, 406.
— Walter, Graf. I. 7, 8.
Staelin. II. 233, 237.
Stahl, Joseph von. II. 25, 98.